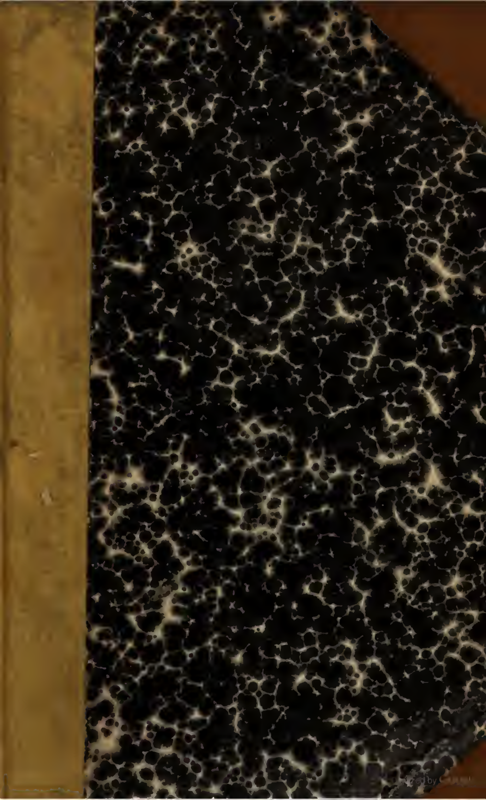


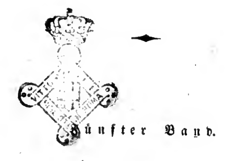

NAZIONALE
BIBLIOTECA
VITT. EMANUELE
1
7 G
16
ROMA

Allgemeine

Cultur-Geschichte

der

Menschheit.



Fünfter Band.



Allgemeine

Cultur-Geschichte

der

Menschheit,

von

Gustav Klemm.

Nach

den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen.

Fünfter Band.

Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten.

Mit 8 Tafeln Abbildungen.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1847.

Inhaltsverzeichniß.

Die Staaten

von

Anahuac und das alte Aegypten.



Wir haben bisher die passiven Völker der Urwälder, der öden Küsten, der weithin gebreiteten Steppen und die activen Volksstämme der Hochgebürge der alten Welt und der an sie gränzenden Wüste in ihren Urzuständen betrachtet, sodann einen Blick auf die Verbreitung der letzteren über den Erdball gerichtet und darauf eine Schilderung derjenigen Erscheinungen versucht, welche die Unterjochung und Beherrschung der passiven Rasse durch die active zunächst hervorbringt.

Der Schauplatz dieser Erscheinung waren die Inseln der Südsee, jene Inseln, die unter einem milden Klima die ersten Lebensbedürfnisse in reicher Fülle darbieten und die Entwickelung der menschlichen Kräfte nächstdem durch ihre Lage inmitten einer an wechselnden Erscheinungen reichen See wesentlich fördern. Wir fanden die schwarzen Ureinwohner hier nicht blos als die Diener der weißen Herrn, sondern überhaupt auf der tiefsten Stufe der gesellschaftlichen Stellung, zum Last- und Mastvieh herabgewürdigt, in welchem der Besitzer nicht einmal eine Seele anerkennt. Die Herren dagegen erscheinen als übermüthige Besitzer alles Grund und Bodens, aller Erzeugnisse, aller Lebensgenüsse, als die einzigen Inhaber alles Geistigen und jeglicher Cultur. Dieser Zustand erklärt sich zum großen Theile aus der insularischen Lage der Südsee-Völker. Die Herrscherfamilien wuchsen allgemach zu großer Menschenzahl heran, sie waren kraftvoll und gewandt genug um auch ohne Beihülfe der passiven Urbevölkerung fremde von Außen stammende Angriffe abwehren zu können. Daher blieb denn auch der Gebrauch der Kriegswaffen wie das ganze Kriegshandwerk ihr ausschließliches Eigenthum. Diese Herrscher aber blieben für die unterjochte Urbevölkerung immer nur höher stehende Wesen; sie wurden ihnen nicht näher befreundet als der Hirt es es seiner Heerde wird, die er nur pflegt, um sie zu benutzen.

Andere Erscheinungen müssen sich da ergeben, wo die Urbevölkerung die überwiegende Mehrzahl der Nation bildet und die active Rasse nur in kleinen Haufen als Herrscher bei derselben erscheint, wo nicht blos leibliche Uebermacht genügt um ihr Ansehn und Geltung zu verschaffen. Die active Rasse steht hier ohngefähr in demselben Verhältnisse zu der passiven, wie der Schiffer zu der See; während der Mensch die friedlichen Binnengewässer nach seinem Belieben benutzt, nach seinem Gebrauche abdämmt oder ihnen einen Lauf anweiset, wie er eben für seine Zwecke dienlich ist, muß er

der unendlichen See gegenüber seine Pläne und Mittel nach den Eigenschaften der gewaltigen Wassermasse einrichten; er muß ihre Eigenthümlichkeiten genau erforschen, die Gefahren kennen lernen, die sie ihm bringen kann, eben so die Schwächen und Vortheile, die sie ihm darbietet, und darnach muß er seine Kräfte bemessen, seine Maasregeln nehmen. Nur durch umsichtige und kluge Benutzung aller Umstände, jeder Strömung in der Tiefe, jedes Luftzuges oberhalb der Gewässer, durch zweckmäßige Anwendung aller sich darbietenden Hülfsmittel gelingt es dem Seefahrer die unwirthliche Wasserwüste zu durchschiffen. In ähnlicher Weise sehen wir denn auch kleine Haufen der activen Rasse ganze Völker der passiven Urbewohner der Erde nicht blos besiegen, sondern sie auch beherrschen und sie dadurch einer höhern Cultur zuführen.

Diese Erscheinung begegnet uns in dem großen Landstriche der sich von Norden nach Süden durch mehr als hundert und dreißig Breitengrade zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer dahin streckt. Eine Gebürgskette, die bis zu zwanzigtausend Fuß Höhe aufsteigt, ist das Grundgerüste dieses Erdtheiles, dessen vornehmlichste Landmasse nach dem Osten sich abdacht, wohin denn auch seine meisten, zum Theil riesenhaften Ströme abfallen. Das Land selbst bietet in der heißen und gemäßigten Zone eine endlose Fülle von Gesteinen und Mineralien, Hölzern und Cerealien, in der kalten Zone einen großen Reichthum aller Fleisch-, Fell- und Pelzthiere dar.

Die Urbevölkerung America's lernten wir bereits im Laufe unserer Betrachtung genauer kennen. (S. Th. I. S. 231 ff., Th. II. S. 7 ff.) Sie gehört offenbar der passiven Rasse an, die wir in Neuholland, den Südseeinseln, der Polarzone, wie in Africa gefunden haben. Die gefärbte Haut, die Schädel- und Gesichtsbildung, vornehmlich aber ihre Indolenz, ihr Streben nach Ruhe, das nur durch die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse unterbrochen wird und das namentlich da hervortritt, wo sie nicht mit Europäern in Berührung kommt, das Alles spricht für diese Bezeichnung. Es begegnet uns indessen hier eine Erscheinung, die in Uebereinstimmung mit der übrigen Natur uns den bewundernswürdigen Reichthum ihrer Formen abermals vor Augen stellt. Die americanische Abtheilung der passiven Rasse erscheint in demselben Grade milder und bildsamer als die Neger, in welchem auch ihre Hautfarbe heller ist und ihre Körperform der activen Form näher steht; ein Erfahrungssatz, der uns auch bei den Polarvölkern bereits entgegen getreten ist. Die americanischen freien Indiguer von Brasilien und Surinam sind bei weitem eher und mit besserem Erfolge zu einem geordneten Leben zu bringen als die Neger, wie sich aus der Geschichte der Missionen, namentlich der Jesuiten, deutlich nachweisen läßt. Am lautesten aber spricht für jene Behauptung eine Vergleichung der Geschichte

von America mit der von Africa; in letzterem Erdtheile konnte nur an den Puncten sich eine höhere Cultur entfalten, welche dem Zuströmen der activen Völker ununterbrochen ausgesetzt waren, in Aegypten und an der Nordküste; im Süden und an der Westküste, wo die Negerbevölkerung das Uebergewicht hat, verblieb das Volk Jahrtausende lang in der alten Barbarei.

Die Geschichte von Alt-America dagegen zeigt uns ganz andere Erscheinungen. Die alten Sagen der Peruaner und Mexicaner melden uns, wie die aus Norden gekommenen, weißen und bärtigen Gründer jener Staaten eine zahlreiche Bevölkerung vorfanden, die noch auf den niedern Stufen der Cultur verharrte und in Stämmen zusammen lebend von Jagd und Fischfang sich nährte, ohne eine feste Wohnstätte zu besitzen. Diese Sagen melden ferner, wie jene Herrscher das Volk nicht allein besiegt, sondern auch, wie sie dasselbe mit den friedlichen Künsten des Ackerbaues, der Webekunst, der Thierpflege, der Schmiedekunst bekannt gemacht und wie sie eine gewisse Ordnung in Bezug auf das häusliche, gesellige und öffentliche Leben bei demselben heimisch gemacht haben. Die Ureinwohner zeigten sich dabei äußerst gelehrig und anstellig. Die spanischen Eroberer fanden in diesen altamericanischen Staaten eine so treffliche Organisation, eine so große Achtung für das Gesetz und die Sitte, wie sie z. B. von keinem Reisenden bei irgend einem Negervolke jemals bemerkt worden ist. Dagegen erscheinen die Americaner aber auch nie in dem Verhältnisse, in welchem z. B. der Neger zu seinem maurischen Herrn steht (s. Th. IV. S. 196 u. 203), und nur die fanatische Tyrannei der spanischen Eroberer würdigte den wehrlosen Indier zum Lastthier herab.

Der vorliegende Abschnitt unseres Werkes hat nun die Aufgabe nachzuweisen, wie die active Rasse die passiven Urvölker zu sich heranzieht, wenn sie in kleineren Massen unter jene tritt, welche Mittel sie dabei anwendet und welche Formen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens aus solchem Zusammentritt hervorgehen. Wir beginnen, indem wir zuvörderst unsern Blick nochmals der

körperlichen Beschaffenheit

der Urbevölkerung zuwenden, deren Ueberreste wir in den Indiern des Waldes und den Steppen und Prairie-Jägern, so wie bei den Californiern und Feuerländern begegnen. Allen ist eine dunkle Hautfärbung, so wie ein langes, straffes Haar eigen, wogegen ihnen die Fülle des Bartes, der die kaukasischen Nationen auszeichnet, abgeht.

Es ist bemerkenswerth, daß diejenigen Americaner, welche in dem Landstriche wohnen, der von der activen Rasse betreten wurde, wenn auch nicht in der Hautfarbe, doch in der Gesichtsbildung andere Formen zeigen. Die Denkmäler von Mexiko zeigen uns Ge-

sichter mit sehr langen, schmalen, zum Theil gekrümmten Nasen*). Aehnliche Gesichtsbildung herrscht auch bei den nordamericanischen Jägerstämmen vor**), wie schon Carver, Heckewelder, namentlich aber Prinz Maximilian von Wied nachgewiesen haben.

Dagegen finden wir in den von dem Schauplatze der altamericanischen Staatenbildung entlegenen Landstrichen, namentlich in den Urwäldern von Brasilien***), eine Gesichtsbildung, welche der mongolischen außerordentlich nahe kommt, mit schiefstehenden Augen, großen, starken Lippen und einer kurzen, dicken Nase. Aehnliche Gesichtsbildung fand Choris †) in Arauco und in Californien; die Gesichter sind sehr flach und breit, die Augen verhältnißmäßig klein, die Lippen sehr wulstig und die Nase kurz, dick und breit.

Unter den altamericanischen Denkmalen tritt uns eine ähnliche, der passiven Rasse angehörige Gesichtsbildung ebenfalls öfter entgegen; ein kleines Thonbild meiner Sammlung (Nr. 1308) zeigt ganz die Gesichtsbildung der Botocuden, mit der eingedrückten Nase und den großen, dicken Lippen; doch erscheint gerade diese den reinen passiven Typus tragende Bildung in den Denkmälern am seltensten ††).

Desto häufiger ist eine Gesichtsbildung, welche gewissermaßen den activen und passiven Typus vermittelt und einen Uebergang zwischen beiden bildet. Sie zeigt eine lange breite dicke Nase, wulstige Lippen, eine zurückliegende, breite Stirn und unter derselben kleine, wenig offene Augen mit dicken Lidern. Ein kleines Terracottaköpfchen, aus Tlascala (das sich in meiner Sammlung befindet, Nr. 1834.) †††) stellt diese Form ganz deutlich vor Augen und läßt eine nach oben sehr verbreiterte Stirn sehen. Aehnliche Bildungen theilt Du Paix mit. (2. Exped. Taf. XII. 33. XLI. 88. LXIV. 123. 3. Exp. XXIII. 29.) Ich möchte sie als eine Carricatur der griechischen Heroenphysiognomie bezeichnen.

---

*) S. Humboldt vues des Cordillières. Atlas II. — Du Paix antiquités mexicaines. 3. Expédition. pl. VII. X. XX. XXI. XXII. XXIII. XXVI. XXIX. XXXI. XXXVI. XXXVIII. und die I. Tafel dieses Bandes, fig. 3. 4. 5. 8—12.

**) Prinz Max v. Wied R. nach Nordamerica. Atlas.

***) Prinz Maximilian R. in Brasilien. Atl. Taf. 17. Spix und Martius R. in Brasilien. Atlas.

†) Choris Atlas, Arauco Taf. VIII. Californie Taf. VI. VII.

††) Die Farbe der Araucaner ist röthlich braun, doch weit heller als die Farbe der übrigen Americaner. Ihr Gesicht ist beinahe rund, die Augen klein aber lebhaft und voll Ausdruck, die Nase etwas breit, der Mund klein, die Zähne weiß und von gleicher Größe; die Schenkel nervigt und wohl gemacht, der Fuß klein, aber etwas platt. Das Haar ist starr und kräftig. Molina Gesch. d. Eroberung v. Chile S. 45.

†††) S. d. 1. Tafel dieses Bandes fig. 7.

An dieser Mittelclasse tritt uns nächstdem eine Bildung entgegen, die ihr ganz eigenthümlich ist und welche bei den Mitgliedern der activen und herrschenden Rasse von America gar nicht vorkommt. Das gemeine Volk in den altamericanischen Reichen pflegte den Köpfen der Kinder durch angelegte Breter eine besondere, in die Länge gezogene Gestalt zu geben. Die Sitte wird noch jetzt unter den Eingebornen von America geübt (s. C.-G. Th. II. S. 47, dazu Wafer voyage and descr. of the Isthmus of America S. 158.) und so war es auch bei den Alten. Die Denkmäler sowohl als die den Grabstätten enthobenen Schädel zeigen gleichmäßig eine in die Länge gezogene Form*), die an den Schädeln der Incafamilien nicht bemerkt wird.

Uebrigens hatten die Ureinwohner wie noch jetzt ihre Nachkommen vortreffliche Zähne und scharfe Augen, die ihre Dienste treu bis in's späteste Alter verrichteten. Mißgestaltete waren unter ihnen so selten, daß, wie Clavigero**) (I. 126.) bemerkt, unter tausend Mexicanern ein Buckliger, Lahmer oder Schielender seltner zu finden war, als unter wenigen Hunderten von einem andern Volke***).

Die Herrscher nun, welche diese Urbevölkerung zum seßhaften Leben und zu höherer Cultur führten, scheinen, wie die Sage andeutet, von Europa zunächst an der Nordwestküste von America gelandet zu sein, von wo aus sie dem Laufe der Ströme und dem Zuge der Gebürge folgend bis Arauco gelangten. Ihre Denkmale reichen vom südlichen Ufer des Erie-See's bis in den Golf

*) Morton Crania americana S. 97 schildert die Schädel der Ureinwohner von Peru, besonders im Thale Desaguadera und den Hochebenen der peruanischen Anden, zwischen 14 u. 19½ Grad südl. Breite: The head, which is small, elongated, narrow its whole length, with a very retreating forehead. The face projects, the upper jaw is thrust forward and the teeth are inclined outward. The orbits of the eyes aro large and rounded, the nasalbones salient, the zygomatic arches expanded and there is a remarkable simplicity in the sutures that annect the bones of the cranium. Besonders merkwürdig ist der Schädel eines Natchez, Taf. 20, wegen seiner Höhe und der eines Cowalitsk vom Columbia-Strom, Taf. 49, eines peruanischen Kindes von Ataeama, Tf. 2, so wie der Caraiben, Taf. 65, wegen ihrer außerordentlichen Flachheit.

**) Dr. Franz Xaver Clavigero Geschichte von Mexico aus spanischen und mexicanischen Geschichtschreibern, Handschriften und Gemälden der Indianer. Aus dem Italienischen durch C. Cullen in's Englische und aus diesem in's Deutsche übersetzt. Leipzig, 1789. 2 Bde. 8. Ich hatte die deutsche Bearbeitung vor mir, die ich mit der Englischen Uebersetzung verglichen habe. Es ist, wie namentlich auch Prescotts history of the Conquest of Mexico beweiset, das beste, was je über die Geschichte der Reiche von Anahuac geschrieben worden.

***) S. bes. Humboldt essai politique sur le Mexiqne. Liv. II. S. 88 f. u. Wafer voyaye and descr. of the Isthmus of America S. 131.

von Merico und bis Peru und es ist bemerkenswerth, daß dieselben, je weiter südlich sie gefunden werden, an Umfang und an Vollendung zunehmen *).

Diese Herrscher waren von lichterer Hautfarbe als die passive Urbevölkerung und ihre Schädel zeigen edle, kaukasische Formen und niemals die bei den Indiern gewöhnlichen Verunstaltungen, welche Folge künstlicher Pressung sind **). Unter den Denkmälern begegnen wir mehrfach den kaukasischen Gesichtsbildungen und ich verweise hierbei besonders auf das Werk von Du Pair ***). Hier finden wir unter anderem eine kleine Terracotta von antikem Profil, wie es unter den Indianern wohl nie vorkommt (Pl. 40. Nr. 89. Th. I. S. 58.). In der Provinz Tlascala fand der genannte Reisende eine Teponastle oder eine Art Trommel von Holz, auf welcher ein schönes kaukasisches Gesicht ausgeschnitzt ist (Pl. 60. Nr. 121.). Ein anderer Kopf von kaukasischer Form, in Stein geschnitzt, ist wahrscheinlich das Portrait einer ausgezeichneten Person und hat einen Bart; er ähnelt sehr dem bekannten Kopfe eines germanischen Helden im brittischen Museum †). Von besonderer Wichtigkeit wäre für diesen Gegenstand die Mittheilung der Portraits der fünfzehn peruanischen Incas aus gebrannter Erde, welche beim Sturze ihrer Herrschaft von ihren treuen Dienern in die Erde vergraben und erst nach Erlangung der Unabhängigkeit wieder zu Tage gefördert wurden ††).

Die geistigen Anlagen

der Urbewohner der altamericanischen Staaten waren, so scheint es, bei weitem anders als die der Neger. Wir bemerken an ihnen namentlich mehr Mäßigung, als jenen eigen ist, und eine gewisse Bildsamkeit, die eine Folge der ersteren Eigenschaft ist.

Der americanische Indier ist mehr zur ruhigen Beobachtung und Betrachtung geneigt, als der Neger, er hat mehr Energie als derselbe, was sich unter anderen auch bei näherer Vergleichung der beiderseitigen Handarbeiten ausspricht. Die Pfeile der Botocuden und

---

*) Caleb Atwater in der Archaeologia americana, I. 123.

**) Nach einer Bemerkung des aufmerksamen Morton, Cr. am. S. 115.

***) Antiquités mexicaines, relation des trois expéditions du Capitaine Dupaix ordonnés en 1805—1807. pour la recherche des antiquités du pays. Par. 1834. 2 Bde. u. Atlas fol. besonders I. Exp. Tf. XIII. ein Kopf mit griechischem Profil, einer Art Herme angehörend, und Tf. XXII. nach einem Relief. S. dazu die erste Tafel dieses Bandes, fig. 1 u. 2.

†) Du Pair Pl. 68. Nr. 127. Dazu description of the ancient marbles in the british museum. Part. III. Pt. 6. Einen andern kaukasischen Kopf mit Bart zeigt Du Pair 2. Exp. LVIII. 109, der an die Jupiterbildung erinnert.

††) S. Mémoire von Renzi im l' Investigateur. Paris 1843. Tom. III. 2. Série. S. 441.

Camacans z. B. sind mit außerordentlicher Nettigkeit und Sauberkeit gefertigt, obschon diesen Bewohnern der Urwälder bei weitem weniger Hülfsmittel zu Gebote stehen, als den Negern, welche seit Jahrtausenden den Gebrauch der Metalle kennen. Namentlich sind die Spitzen von Rohr oder Holz mit außerordentlicher Genauigkeit durch feine Baumwollenfäden an dem Schaft befestigt, während die Negerwaffen sehr ungleich und nachlässig bearbeitet sind. Bei weiterer Vergleichung der Americaner und der Neger bemerken wir bei ersteren eine Fülle kriegerischen Muthes und eine Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit im öffentlichen Leben, welche letzteren gänzlich abgeht.

Ein Grundzug im Gemüthe der americanischen Rasse ist ein gewisser Ernst*), der sie zu ruhiger Beobachtung der sie umgebenden Erscheinungen geschickt macht, wogegen der Neger, selbst wenn es ihm schlecht geht, eine affenartige Scurrilität zeigt (s. C.-G. III. 352.). Nächstdem folgt wohl auch hieraus jene Mäßigung und Beherrschung der Leidenschaften, die dem Neger ganz fremd ist, die wir aber bei den nordamericanischen Jägern bemerkten. Man sieht bei den Mexicanern, sagt Clavigero (I. 128.), selten solche Ausbrüche des Zorns und solchen Unsinn der Liebe als bei andern Völkern. In ihren Bewegungen sind sie langsam; sie zeigen eine bewundernswürdige Standhaftigkeit und Unverdrossenheit in Werken, welche Zeit und eine lange anhaltende Aufmerksamkeit erfordern. Bei erlittenem Unrecht und bei Ungemächlichkeiten äußern sie die größte Geduld und wo sie keine üble Absicht vermuthen, sind sie gegen alle Arten von Gefälligkeiten ungemein dankbar. Das gewöhnliche Mißtrauen, welches sie gegen alle Fremde hegen, verleitet sie zu Lügen und Betrug, eine Erscheinung, die freilich ihren guten Grund hat in der schmachvollen und rücksichtlosen Handlungsweise der spanischen Eroberer. Gegen die Incas, welche ihnen die Künste des Friedens zuführten, waren sie nicht minder zutraulich als gegen die Spanier, die zuerst zu ihnen kamen; von Natur sind sie schweigsam, ernsthaft und strenge, Eigenschaften, die wir auch bei den Nordamericanern fanden und die gar sehr von der sinnlosen Geschwätzigkeit der Neger absticht. Großmuth und vollkommene Uneigennützigkeit bilden Hauptzüge in ihrem Character. Sie zeigen, wie die Nordamericaner, in Gefahren großen Muth und sind sehr unerschrocken, obschon auch sie oftmals dem plötzlichen Schrecken erliegen. Die Gefühle der Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern und Ehegatten, so wie Hochachtung des Alters sind ihnen in hohem Grade eigen.

Besonders wichtig ist aber die Bemerkung desselben langjährigen Beobachters, daß die mexicanische Jugend überaus gelehrig und bil-

*) L'indigène mexicain est grave, mélancolique, silencieux, aussi long temps, que les liqueurs énivrantes, n'ont pas agi sur lui. Humboldt essai politique sur la N. Exp. Liv. II. ch. 6. p. 94.

bungsfähig ist. Um sich von dem Einfluß der Erziehung auf die Mexicaner zu überzeugen, sagt Clavigero (I. 131.), darf man nur die lobenswürdige Lebensart betrachten, welche die Mexicanerinnen in dem königlichen Collegium zu Guadaloupe in Mexico und die Capuzinerinnen in eben dieser Stadt und zu Michuacan führen; Erscheinungen, die sich in den Missionsberichten bestätigt finden und welchen eine andere Bemerkung Clavigero's nicht widerspricht. Er sagt, daß die heutigen Mexicaner den alten nicht in allen Stücken gleich sind; die alten zeigten mehr Feuer und waren für die Eindrücke von Ehre empfindlicher; sie waren unerschrockener, hurtiger, thätiger, kräftiger und arbeitsamer; sie waren aber auch abergläubischer und grausamer. A. v. Humboldt erklärt diese Erscheinung durch die Bemerkung, daß der gebildete Theil der Nation, alle höheren Beamten, Priester, Gelehrten durch die Spanier vertilgt worden und daß nur die Bauern und Handarbeiter die Ahnen der gegenwärtigen indianischen Bevölkerung sind*). Bei fortwährender Bedrückung mußte also diese Urbevölkerung in den Zustand zurücksinken, den sie vor der Ankunft der Incafamilien gehabt hatte und der im Wesentlichen mit dem übereinstimmt, welchen wir oben (Th. II. S. 7 ff.) bereits näher betrachtet haben.

Die alten Americaner waren, wie ihre jetzigen Nachkommen, vorzugsweise Jägerstämme; durch die Ankunft der weißen Herrscher wurden sie dem Ackerbaue zugeführt, der die Nation in engere Gränzen zusammenfaßte, innerhalb deren sie nun ihren Lebensunterhalt zu suchen hatten. Sie wurden dadurch zu größerer Aufmerksamkeit und sorgfältigerer Benutzung der dargebotenen Hülfsmittel geführt.

Die Nahrung

der alten, ungebundenen Jägerstämme wird vorzugsweise dem Thierreich entnommen, das in den mannigfachen Fischen, Amphibien und Vögeln, dann in den größeren dem Schaf- und Rindergeschlecht angehörigen Säugethieren reichen Stoff lieferte. Als die Stadt Mexico auf den kleinen Inseln ihres See's gegründet war, suchten die Einwohner noch sorgfältig nach den Wasserschlangen, Ameisen

*) Essai politique sur le Mexique Liv. II. ch. 6. p. 94. Die alten Americaner glichen vielleicht den Araucanern, wie sie Molina (Gesch. der Eroberung von Chile S. 46) schildert. Er sagt: Die Araucaner sind durchgehend unternehmend, geistreich und ausdauernd, besonders bei kriegerischen Unternehmungen, und ihr Leben achten sie wenig oder nicht, besonders wenn es darauf ankommt ihr Vaterland oder ihre Freiheit zu vertheidigen; übrigens sind sie ehrgeizig, gastfrei, großmüthig, erfüllen auf das Genaueste ihre Versprechungen, sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter und mitleidig gegen ihre Gefangenen. Ihre Hauptlaster sind Trunksucht, Faulheit, Eigendünkel und Hochmuth.

und Sumpffliegen und deren Eiern. Die Fliegen, Arajatl genannt, wurden in Kugeln zusammengebacken, in Maisblätter gewickelt und mit Salpeter gekocht, was ein ganz wohlschmeckendes Gericht gab. Von den Eiern, welche jene Fliegen in großer Menge an das Schilf anlegten, bereitete man eine besondere Art Caviar, Ahnauhtli. Die Fliegen benutzte man nächstdem zur Mästung der Vögel, die man auf den Markt brachte.

Der Mangel anderweiter Nahrung nöthigte sie ferner eine schwammige Substanz zu benutzen, die auf dem See schwamm, die man an der Sonne trocknete und als Käse genoß. Sie hieß Teeuitlatl, d. h. Excrement von Steinen. Es gehörte dies Gericht wohl auch zur animalischen Kost, da dasselbe wahrscheinlich aus Infusorienmassen bestand.

Die Wohlhabenderen verzehrten Rehe, Caninchen, mexicanische Bären, Tuze, Techichi, die man, wie in Europa die Schweine, mästete, vornehmlich aber Truthühner und Wachteln, bei feierlichen Gelegenheiten aber auch Menschenfleisch, wie wir später sehen werden. Bemerkenswerth ist, daß die alten Mexicaner den Genuß der Milch nicht kannten, da sie keine Milch gebenden Heerden besaßen. Von Eiern genossen sie die der Truthühner und der Iguana-Eidechse. An Fischen hatte man großen Ueberfluß.

Das Hauptnahrungsmittel war jedoch der Mais *), Tlaolli (Zea mais), der dem Continent von America eigenthümlich ist und im Ganzen nur geringer Pflege bedarf **), indem er sich leicht vermehrt und nicht so zärtlich gegen die Einflüsse des Clima ist. Man hatte bereits mehrere Arten dieses Getraides, die nach Farbe, Größe und Gehalt verschieden waren. Um Brot zu fertigen, kochte man die Maiskörner mit ein wenig Kalk in Wasser, wodurch die Hülse erweicht und dann mit den Händen abgerieben wurde. Man knetete sodann eine Masse daraus, die mit den Händen breit geschlagen und gebacken wurde. Das Brot ist rund und platt, etwa acht Zoll im Durchmesser und über eine Linie dick. Für Vornehme machte man das Brot so dünn wie Papier, setzte auch gewürzhafte Stoffe zu. Reiche Personen buken ihr Brot aus rothem Mais und mischten die schöne Blume Coatzonteoxochitl und verschiedene andere Kräuter darunter. Die Anfertigung und der Marktverkauf des Brotes war ausschließliches Geschäft der Frauen.

Aus Mai bereitete man ferner den Atolli, eine Schleimbrühe, die man kochte, durchseihete und durch abermaliges Kochen eindickte und mit Honig versüßte und auf achtzehn verschiedene Arten bereitete.

*) Tschudi (Peru I. 261.) fand Mais in den ältesten Gräbern von Peru.

**) Vgl. oben Th. I. S. 119. Th. II. 31. Acosta histoire naturelle des Indes. S. 161.

Außer dem Mais benutzten die Mexicaner die Cocaobohne*), welche sie rösteten und mit dem Saamen von Pochotl zu gleichen Theilen mahleten. Es wurde das Mehl in einen Topf mit Wasser geschüttet, gequirlt und das sich absondernde Oel abgegossen. Der rückständige Satz ward sodann mit Maisteig gemischt und gekocht, mit dem gesonderten Oele auf's Neue gemengt und dann kalt genossen. Man versetzte das Getränk mit Vanille, mit der Blume Xochinacatzli, der Frucht Mecarochitl und Honig. Dieses Getränk, Chocalate, brachten die Spanier nach Europa, wo es sich bis heute im Gebrauche erhalten hat.

Der Samen der Chia wurde mit Mais vermischt vornehmlich von den Kriegsleuten benutzt. Man fertigte einen nahrhaften Trank, Chlanzotzoolatelli genannt, daraus, welchen man mit Honig und Aloe zusammenkochte.

Von eßbaren Früchten benutzte und zog man Mammei (Mammea americana L.), Tlitzapotl, Cochltzapotl, Chietzaapotl, Ananas, Chirionoja, Ahuácati, eine Art Anona, Pitahaja (Cactus pitajava) Capolin oder die mexicanische Kirsche und indianischen Feigen. Als Speisegewürz benutzte man das Salz, den langen Pfeffer und den Liebesapfel. (Solanum lycopersicum.)

In Peru war schon in der Zeit der Incas die Coca**) ein beliebtes Narcoticum, die man sorgfältig pflegte, deren Genuß aber den höheren Ständen vorbehalten war und die noch jetzt unter den dortigen Eingebornen gebräuchlich ist. Die Blätter werden, wie die des Betel, mit Kalkpulver gekaut.

Nächstdem hatten die Alten schon ihre berauschenden Getränke, welche die spanischen Berichterstatter als Wein bezeichnen. Man bereitete sie von Magui, Palmen, Maishalmen und Körnern. Der gebräuchlichste künstliche Wein hieß Chicha, er ward von der Maguri (Agave americana) gefertigt. Die zarten Blätter, woraus der Stamm besteht, wurden umgehauen, so daß eine Höhlung im Stamm entsteht, worin sich der Saft sammelt, oder in solcher Menge quillt, daß eine einzige Pflanze in sechs Monaten sechshundert und während der ganzen Zeit ihrer Fruchtbarkeit zweitausend Pfund Saft gewährt. (Clavigero I. 588.) Der Saft wird in einer langen, schmalen Kürbisfrucht gesammelt und in ein Gefäß geschüttet, wo er binnen vierundzwanzig Stunden in Gährung übergeht, die man durch Beimischung des Weinkrautes, Ocpatli, noch verstärkt. Das Getränk sieht weiß aus und der Geschmack ist herb. In der Stadt Mexico wurden im Jahre 1774 allein 2,214,294 Aroben dieses Saftes getrunken.

Endlich ist hier auch der Tabak zu erwähnen, den die vornehmen Mexicaner zur Mittagsruhe zu rauchen pflegten. Sie mischten die Blätter

*) Acosta S. 171 f.
**) S. o. Th. II. S. 34. Acosta S. 172.

mit Storax und andern hitzigen wohlriechenden Kräutern und zogen den Rauch durch kleine Pfeifen von Holz, Rohr oder Metall. Sie hielten die Nasenlöcher zu, um nichts von dem köstlichen Rauche zu verlieren. Uebrigens war auch der Schnupftabak bekannt, der von dort aus durch die Spanier nach Europa gebracht wurde (s. Th. II. S. 34.).

Die Kleidung

der noch frei in den Wäldern und Steppen lebenden Americaner lernten wir schon oben kennen; sie besteht im Norden vorzugsweise aus Thierfellen, während die Bewohner der südlichen Urwälder ganz nackt einhergehen. Durch die weißen Herrscher wurde den Americanern die Kunst des Webens zugebracht; sie fertigten Zeuche aus den Fäden der Aloe, aus Baumwolle und Kaninchenhaaren von verschiedener Feinheit und Farbe. Die Kleidung selbst war sehr einfach und hat sich noch in der alten Weise bei den Araucanern erhalten, nur daß sie von den Fremden die Beinkleider angenommen haben, an deren Stelle die alten Mexicaner einen großen breiten Gürtel, Maxtlatl, um den Leib trugen, dessen breite Enden hinten und vorn herabhingen. Darüber trug man den Tiltmatli, einen viereckigen, vier Fuß langen Mantel, dessen Enden auf der Brust oder auf den Schultern zusammengeknüpft waren und der mit dem Poncho der Chilesen übereinkommt. *)

Die Frauen trugen zunächst den Curitl oder den von den Hüften bis auf die Waden reichenden Rock aus einem viereckigen Stück Zeuch und darüber den Huepelli, einen kleinen Mantel ohne Ermel, der vom Halse bis auf den Leib reichte. Die Armen trugen diese Kleidungstücke nur einfach, die Reichen trugen wohl drei bis vier Mäntel und die vornehmen Damen eben so viel Röcke und Mäntel. Im Winter legten die Herren ein Camisol von Baumwolle, mit weichen Federn oder Kaninchenhaaren durchwebt, an und Damen von Range über den Huepelli noch eine Weste, die fast wie die Chorhemden der katholischen Geistlichen waren, aber weiter und mit längeren Aermeln. **)

Die Füße waren durch starke Sohlen von Leder oder grobem Aloestoff geschützt, die mit Schnuren festgebunden waren.

Die Kopfbedeckung bestand vorzugsweise in dem wohlgepflegten Haar, das man nicht abschnitt, außer bei den dem Tempeldienst geweihten Jungfrauen. Die Frauen trugen dasselbe lang und fliegend, die Männer banden es auf mannichfache Weise zusammen. Doch kommen auf den Denkmalen auch Frauen mit aufgebundenem und

*) Molina Geschichte der Eroberung von Chile. S. 47.

**) S. Humboldt vues des Cordillières. Atlas Taf. XIV., wo die mexicanischen Trachten nach den alten Manuscripten abgebildet sind.

Männer mit fliegendem Haare vor. Als Kopfputz waren vornehmlich Kronen von bunten Federn beliebt, zumal wenn ein Tanz gehalten oder ein Feldzug unternommen werden sollte. Auf den Denkmalen erscheinen Federkronen, die gleich denen der jetzigen Nordamericaner wie ein Kamm den Hinterkopf und den Nacken bedecken, vorzugsweise als Kriegerschmuck.

Der **Schmuck** der alten Mexicaner bestand zunächst in der Reinhaltung des Körpers, auf die man große Sorgfalt verwendete. Man badete täglich mehrmals in Flüssen und Teichen und sie glichen darin auch den Chilesen *), die sich täglich mehrmals kämmen und waschen und auch ihre Kleidung und Wäsche überaus sauber halten. Die Altmericaner fertigten aus der Frucht Copolrocotl (Saponaria americana) und der Wurzel der Amolli eine **Seife**, dergleichen auch die jetzigen Araucaner zu bereiten verstehen.

Nächstdem schmückte man Ohren, Unterlippe und Nase mit eingehängten Ringen von Metall, Bernstein, Krystall, Muschelschaalen, Perlen und Smaragden, Amethysten und andern in Gold gefaßten Edelsteinen. Wafer **) fand bei den Völkern des Isthmus von America die Sitte, daß man in der Nasenscheidewand ein halbmondförmiges Stück Silber oder Gold an Ringe einhing, welches, gleich dem Caracoli der Caraiben, die Ober- und Unterlippe ganz bedeckte. Es sind dieß Zierrathen, die wir bei den Botocuden und Jägervölkern in ihren rohesten Anfängen bereits bemerkten (s. C.-G. Th. I. S. 252. Th. II. S. 50 ff.). Außerdem trug man noch eine Menge Halsbänder, Arm- und Handringe und Ringe an den Waden, die theils aus Metall, theils aus Perlen, Früchten u. dergl. gefertigt waren.

Sie hatten, um ihren Schmuck zu vollenden, **Kämme** aus Holz, kleine runde **Spiegel** aus dem schwarzen Obsidian, **Fächer** und **Wedel** aus Federn und benutzten auch die **wohlriechenden Harze**, welche das Land so reichlich hervorbringt, sich mit **Wohlgerüchen** zu umgeben. (Clavigero I. 63.)

In den altperuanischen Gräbern fand man Spiegel aus Incastein, Schwefelkies, die kreisrund und auf der Oberfläche vollkommen glatt wie Krystall waren. Die Rückseite war halberhaben und nicht so glatt wie die Spiegelfläche. Der Durchmesser betrug gemeiniglich 3—4 Zoll, doch sah Ulloa einen von anderthalb Fuß Durchmesser, dessen Fläche hohl war und den Gegenstand vergrößerte. Man hatte auch Spiegel aus Obsidian, die ebenfalls rund und zum Theil Hohlspiegel waren. Oben war ein Loch eingebohrt, um denselben aufhängen zu können. (Ulloa Reise nach S.-America, in der Hall. Gesch. d. Reisen. IX. 343; s. C.-G. II. 55. über die Harzspiegel der Yquitos).

*) Molina S. 93.
**) Wafer voyage and descr. of the Isthm. of Am. S. 143.

Die Wohnungen

der alten Mexicaner waren nach den Mitteln und dem Stande ihrer Inhaber verschiedenartig beschaffen. Die Häuser der Armen waren von Rohr, ungebrannten Ziegeln oder von Stein, das Dach aber aus langem Grase oder den Blättern der Aloe, die gleich Ziegeln eingedeckt wurden. Den Grundpfeiler der Hütte bildete oft ein wohlgewachsener, schattengebender Baum. Die Hütte hatte gemeiniglich nur eine Kammer, in welcher die Familie mit ihrem gesammten Besitzthum an Thieren, Geräthen u. dergl. vereinigt war. Bei wohlhabenderen Familien fand man außer dem Wohnzimmer auch wohl noch eine besondere Badestube oder eine Kornkammer.

Die Wohnungen des Adels und der Reichen waren aus Stein und Kalk gebaut, bestanden in zwei Stockwerken und waren mit großen Höfen, Vorsälen und schicklich geordneten Zimmern versehen. Die Wände waren so weiß und glatt polirt, daß sie im Sonnenschein wie Silber glänzten. Der Fußboden war ein glatter, ebener Estrich von Gips; das Dach bildete eine flache Terrasse. Viele Häuser hatten Thürme. Die großen Häuser in der Hauptstadt hatten gemeiniglich zwei Eingänge, einen vorn auf der Gasse, den andern auf der hintern, nach dem Canal gerichteten Seite. Hölzerne, verschließbare Thüren kannte man nicht, da das Eigenthum durch die Gesetze hinreichend geschützt war; um aber der Neugier Vorübergehender zu wehren, hing man Rohrmatten davor, woran eine Schnur von Cacaobohnen oder mit zerbrochenem Kochgeschirr befestigt war, die, wenn Jemand die Rohrdecke aufhob, ein Geräusch verursachte, das den Innenwohnenden die Ankunft eines Fremden anzeigte. Es war Sitte, daß Niemand ohne Einwilligung des Eigenthümers in ein Haus treten durfte, daher denn auch Personen, die nicht durch Geschäfte, Verwandtschaft oder Höflichkeit in ein fremdes Haus genöthigt wurden, ihre Worte vor der Thür anbrachten und hier, ohne ins Innere zu treten, abgefertigt wurden.*)

Das Hausgeräthe war sehr einfach. Das Bett oder die Schlafstätte bestand bei den Armen aus einer oder zwei gewöhnlichen Schilfdecken, wozu bei den Reichen feine Decken aus Palmen und Betttücher von Baumwolle, bei den Vornehmern aber Tücher kamen, die mit Federn durchwebt waren. Das Kopfkissen der Armen war ein Stein oder ein Holzklotz, bei den Wohlhabenden Baumwollenkissen. Arme deckten sich mit ihrem Mantel, Reiche mit Decken und Federn.

Die Stühle bestanden aus niedrigen Sesseln von Holz und Binsen, Palmen oder dem Rohre Zopalli. Tische fehlten und beim Essen wurde eine Decke auf dem Fußboden ausgebreitet. Bei Tische be-

*) Clavigero I. 563.

diente man sich der Servietten, aber weder der Messer noch der Gabeln.

Das Feuer wurde meist durch Reibung zweier Hölzer hervorgebracht, wozu man vorzüglich das des Orleanbaumes (Bixa orellana) anwandte; doch kannte man auch das Feueranschlagen mit Kieselstein. Zur Beleuchtung nahm man die Leuchtkäfer; demnächst fertigte man Fackeln aus harzigem Holze, die zwar ein helles Licht gaben, aber die Zimmer mit Rauch füllten und schwärzten. Den Gebrauch des Wachses als Leuchtstoff führten erst die Spanier ein.

Die Werkzeuge

der alten Americaner waren sehr mannichfaltig und sie hatten deren aus allerlei Stoffen, aus Stein wie aus Metall, und man behielt erstere neben den metallenen bei, da das Material leicht zu haben war.

Vor Allem benutzte man den Obsidian, Itzli, der unter allen Steinen der gemeinste ist und vom schönsten Schwarz bis ins Lauchgrüne, Blauliche und fast Farblose übergeht. Außerordentlich gemein waren kleine, zwei bis einen Zoll lange, einen halben Zoll breite und wenige Linien dicke, zweischneidige Messer, die auf der einen, inneren concaven Seite glatt sind, auf der äußeren converen aber einen breiten Grat zeigen, eine Form, die aus demselben Material in Aegypten, aus Feuerstein auch in den altgermanischen Gräbern des nördlichen Deutschland gefunden wird und die in der natürlichen Fügung des Gesteins ihren Grund hat (s. Taf. II. F. 7.). Diese zweischneidigen Messer sind sehr scharf und bei der Gemeinheit des Materials sehr leicht herzustellen.

Für größere Werkzeuge, namentlich Aexte, benutzte man den Quetzalitzli, den Nephrit oder Beilstein, dessen Gebrauch wir auch in der Südsee, namentlich in Neuseeland gefunden haben. Eine der schönsten Artklingen ist unstreitig diejenige, welche A. v. Humboldt in seinen Vues des Cordillières (Taf. 28.) abbildet und die in der Königl. Kunstkammer zu Berlin aufbewahrt wird. Sie ist 9 Zoll lang, 2½ Zoll breit, vortrefflich geschliffen und auf der einen Seite gravirt. Dem ähnlich ist eine Klinge meiner Sammlung, an welcher man deutlich bemerken kann, daß die Altamericaner Geschiebe dieser Steinart durch sorgfältiges Zuschleifen in die gewünschte Form brachten. Der lichtgrüne Stein ist 4 Zoll lang, an der Schneide zwei, an dem abgebrochenen Ende 1½ Zoll breit und 1 Zoll dick und überaus sorgsam geschliffen. Noch schönere Bearbeitung zeigt ein dunkelgrüner Stein von 3½ Zoll Länge und 1½ Zoll Breite (s. Taf. II. F. 8.). Die Fassung dieser Artklingen kommt, wie z. B. die Gemälde der Mendoza'schen Sammlung (Kingsborough Th. I. Taf. 39. N. 20. Taf. 42. N. 20. Taf. 43. N. 3.) beweisen, mit derjenigen überein, welche wir bei den Mongolen angetroffen haben (s. C.-G. Th. III.

S. 160. u. Taf. V. 1. 2. u. das. S. 263.). Die Klinge wird in ein gekrümmtes Holz eingelassen und festgeschnürt (s. Taf. II. N. 5. 6.). Die bedeutende Härte des Steins machte wahrscheinlich einen langjährigen Gebrauch möglich. Auch in Peru hatte man ähnliche Werkzeuge aus Obsidian und Jade. *)

Die Mexicaner benutzten demnächst zu Aexten und Hacken auch das Kupfer, das sie in der Provinz Cohuiras und in Zacotollan fanden. Capitain Dupaix fand auf seiner zweiten Reise von Mexico nach Tlascala eine Art von rothem Kupfer, deren Schneide einen zierlichen Halbmond bildete; das Werkzeug war nicht schwer. Ein Indianer hatte bei Antequera auf seinem Felde einen irdenen Topf gefunden, der 23 Dutzend solcher Artklingen enthielt. Man fand auch dort in ziemlicher Anzahl jene bronzenen Klingen, dergleichen auch bei uns gefunden wurden und die ich in meinem Handbuch der Germ. Altertbumskunde S. 252 als Framea bezeichnet habe. (S. Dupaix 2. Exp. N. 74. 75.) Es war hart und von einer andern Art, als dasjenige, woraus sie Gefäße bildeten. Eisen verwendeten sie nicht zu diesem Zwecke. (Clavigero I. 40.)

In den Gräbern der alten Bewohner von Quito, welche besonders häufig um Cayambe angetroffen werden, fand man unter Anderem auch zahlreiche kupferne Aexte, die meist eine halbmondförmige, bald größere, bald kleinere Schneide und an der Rückseite eine Röhre zum Aufstecken an einen Stiel haben. (Ulloa a. a. O. 344. u. Taf. 11. 1—4.) **)

Außerdem ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch die aus gehärtetem, mit Wachs getränktem, scharfgeschliffenem Rohr gefertigten Messer, welche wir schon bei den Waldindiern fanden, beibehalten haben.

Säge und Bohrer scheinen nicht unter den americanischen Alterthümern vorzukommen, trotzdem, daß unter den Gewerberzeugnissen der Nation Dinge vorhanden sind, die man in Europa kaum ohne diese Werkzeuge zu Stande gebracht haben dürfte. Dieß führt auf die Vermuthung, daß die alten Americaner, wie noch heutiges Tages die Hindu, die künstlichsten Arbeiten mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit nur vermittels ganz einfacher Werkzeuge zu Stande brachten. Bei ihnen mußte die Hand und das Auge des Menschen die Kraft und die Sicherheit der Maschine ersetzen — etwa wie bei Völ-

*) Ulloa Reise in Peru, in der allg. Hist. der Reisen IX. 343 f.

**) Vergl. damit die Aerte der Nordamericaner (C.-G. Th. II. S. 62. u. Taf. VI. a. b.), deren Schneide ebenfalls, wie die auf der beiliegenden Tafel abgebildeten, mit dem Stiele parallel läuft. Alle diese Aerte sind keilförmiger, als die bei uns in Europa gebräuchlichen. Bemerkenswerth aber ist, daß sich diese Form unter den Nordamericanern europäischer Abstammung allgemeinen Eingang verschafft hat und daß diese einfache Art dort zu jeder Art von Arbeit gebraucht wird.

kern, denen die Schrift unbekannt ist, dem Gedächtnisse der Menschen größere Aufgaben zugemuthet werden, als bei denen, wo sich dasselbe auf die Schrift stützen kann.

Die Gefäße

der altamericanischen Völker waren überaus mannichfaltig und sie verwendeten dazu die Producte aller drei Reiche der Natur und zwar zunächst Stein. Aus Stein war der Metlatl, der in keinem Hause der Mexicaner fehlte und worin man den Mais und Cacao zu Pulver zerrieb, also eine Art Handmühle.

Nächstdem fertigten die Mexicaner, wie auch die Nationen von Südamerica, aus Thon gar mannichfaltige und zum Theil sehr kunstreiche Gefäße in außerordentlich großer Anzahl, wie die an verschiedenen Orten gefundenen zahlreichen Trümmer und die den Grabstätten enthobenen vollständigen Gefäße andeuten.

Zum häuslichen Gebrauche hatte man mancherlei Teller, Schüsseln, Tassen und Töpfe, Kinderspielzeug, Pfeifen u. dergl. Die berühmtesten Töpfer waren die Cholulesen, denen auch eine Art Glasur nicht unbekannt war. (Clavigero I. 521.) Es fragt sich, ob die Altamericaner bereits die Drehscheibe gekannt haben, oder ob sie, wie die altgermanischen Töpfer und die jetzigen Indianer, ihre Arbeiten aus freier Hand fertigten. Ein trefflich gearbeitetes altperuanisches Doppelgefäß meiner Sammlung (N. 1995.), so wie ein anderes der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung sind, obschon sie äußerst genau in den Umrissen erscheinen, offenbar aus freier Hand gemacht. Beide bestehen aus einem aschfarbenen Thon, dessen Oberfläche eine tiefere Färbung zeigt. Man fand solche Gefäße in Peru, Quito und Neuspanien. Ferner hat man deren aus röthlichem und aus orangefarbenem Thone, die ebenfalls so vortrefflich gebrannt sind, daß man annehmen muß, den Alten sey bereits der Gebrauch des Brennofens bekannt gewesen. Eben so fest gebrannt sind die kleinen Portraits und Idole aus röthlichem Thon, die an mehreren Orten in großer Anzahl gefunden werden, wie z. B. in Panuuco, wo vielleicht ein Marktplatz für derartige Töpferwaaren war.

Viele dieser Töpferwaaren bestehen aus einfachen, ungefärbten Schaalen oder Tassen, wie z. B. die orangefarbene kleine Schaale der Königl. Kunstkammer in Berlin.*) Sie ist ganz ohne Verzierungen. Eine andere Schaale aus röthlichem Thone ist ebenfalls rund, hat aber drei Beine, nach Art unserer Tiegel. Eine dritte, ebenfalls auf drei Beinen ruhende Schaale ist im Innern mit sehr regelmäßigen kreisförmigen Linien, Puncten und Strichen verziert. In der Mitte

*) S. A. del Rio Beschreibung einer alten Stadt in Guatimala unfern Palenque, d. v. J. H. v. Minutoli. Berlin 1832. 8. Anhang S. 45. m. Abb.

findet sich eine in kleine Bogen getheilte Kreislinie, die nach der Mitte hin sich spiralförmig verläuft. *) Noch kunstreicher ist eine auf drei Füßen ruhende Schaale derselben Sammlung. **) Die Schaale ist eiförmig, mit reicher und dem Rande parallel laufender Linearverzierung versehen. Dieser Rand umschließt das in zwei fast kreisrunde Vertiefungen getheilte Innere, welches abermals überaus zierlich und geschmackvoll mit Linien und Puncten geschmückt ist und zwar in einer Art, welche an die Tatowirung der Südseeinsulaner und an die Linearornamente der altscandinavischen und germanischen Bronzen erinnert.

Nächst den röthlichen Gefäßen fertigte man deren auch aus einem aschfarbenen Thon. Es sind dieß meist Flaschen mit engem Halse, deren Bauch theils mit menschlichen, theils mit thierischen, plastisch gearbeiteten Figuren verziert ist. Man hat einfache Flaschen, aber auch Gefäße, welche aus zwei, ja aus drei derartigen verbundenen Flaschen bestehen; die Höhe dieser Gefäße beträgt von fünf bis zwölf Zoll; die Arbeit ist sorgfältig. Man hat einfache Flaschen ohne Henkel mit langem Halse und ohne besondern Ausguß, dann aber auch gehenkelte und mit Ausguß versehene. In den Gräbern vom Cayambe in Quito fand man derartige Flaschen, die auf der einen Seite den zum Trinken bestimmten Ausguß, auf der gegenüberstehenden aber den Kopf eines Indianers zeigten. Sie hießen Guaquero und man trank die Chicha daraus. ***) Die Königl. Kunstkammer zu Berlin hat eine Flasche, deren Leib einen Vogel darstellt (s. Minutoli Taf. XII. 2.), eine Form, welche auch unter den altgermanischen Gefäßen vorkommt (s. mein Handbuch der germ. Alterthumskunde Taf. XIV. 2. u. S. 138.).

Auffallender sind die Doppelflaschen, deren Körper durch eine Röhre, deren Hälse durch einen breiten Bügel verbunden sind. Man hat deren in den Gräbern von Quito wie in Mexico gefunden. Bei ersteren bemerkt man an den Seiten des Bauches kleine Henkel, welche dazu dienen mochten, das Gefäß mit Schnuren zum Forttragen zu versehen. Die eine Flasche ist ohne Oeffnung, die andere aber hat einen offenen Hals, der den Ausguß bildet. Die Königl. Kunstkammer zu Berlin, die Königl. Gefäße-Sammlung zu Dresden haben solche Gefäße aufzuweisen. †)

*) S. Minutoli a. a. O. Taf. IX. 2.

**) S. Minutoli Taf. IX. 1.

***) Ulloa a. a. O. S. 344. m. Abb. Die Hindu haben ähnliche Flaschen mit einem Ausguß an der Seite, eine Form, die auch unter den chinesischen Gefäßen der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung erscheint; s. meinen Leitfaden S. 99.

†) Taf. II. 9. enthält die Abbildung des in der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung, XVII. Saal, aufbewahrten Gefäßes aus dunkelgrauem Thon. Die Maaße sind: Höhe 8¾ Z., Gesammtdurchmesser 10 Z.

Besonders merkwürdig ist ein Gefäß, was am Cony-Paß am Cumberlandstrom in einem alten Erdwerke gefunden wurde. Es besteht dieß Gefäß aus drei Köpfen, welche drei Vasen bilden, deren Hinterhäupter durch einen langen emporsteigenden Flaschenhals verbunden sind. Die Köpfe sind vier Zoll vom Scheitel bis zum Kinn, der Durchmesser in der Augengegend ist drei Zoll. Der eine Kopf ist um die Augen und von Ohr zu Ohr über die Stirn gelb bemalt, während die Masse des Gefäßes dunkelaschfarbener feiner Thon ist. (Archaeologia americana I. 238.) Aehnliche, wenn auch nicht mit Bildwerk versehene Gefäße hat man auch in germanischen Gräbern gefunden, so z. B. bei Niederkaina bei Bautzen drei kleine Flaschen, welche durch ihre Henkel verbunden sind.

Außer dem gebrannten Thone fertigte man auch aus Metallen Gefäße verschiedener Art. In den Gräbern von Quito entdeckte man zuweilen goldene Urnen. (Ulloa S. 342.)

Von Pflanzenstoffen benutzte man zu Gefäßen namentlich die harten Schaalen mancher Früchte, insbesondere der Kürbisarten, wie auch noch jetzt unter den Indianern gebräuchlich ist (s. C.-G. II. 64.). Die runden Trinkschaalen, Xicalli, wurden eben so wie die kleineren, cylinderförmigen Trinkbecher, Tecomatl, aus Kürbissen gemacht, welche auf Bäumen wachsen und die man in gleiche Hälften theilte, so daß jeder Kürbis zwei Gefäße lieferte. Die innere Höhlung war mit wohlriechender mineralischer Erde von verschiedenen Farben, vornehmlich einem schönen Roth überfirnißt. (Clavigero I. 592.)

Aus den Blättern der Palme Irhuatl fertigte man Körbe, dergleichen auch gegenwärtig noch von den Indianern mit großer Genauigkeit und Zierlichkeit hergestellt werden.

Die Beschäftigungen

der alten Urbewohner bezogen sich, wie die der jetzigen Indianer, hauptsächlich auf Herbeischaffung der Nahrungsmittel und die Jagd nahm daher vorzugsweise ihre ganze Thätigkeit in Anspruch. Die Jagd war es denn auch vorzugsweise, welche, als der eigenthümliche Bildungsgang der Americaner durch das Hereinströmen der europäischen Bevölkerung gewaltsam unterbrochen und die Trümmer der alten Völker in die Wälder zurückgescheucht wurden, ihnen fortwährend den nöthigen Lebensunterhalt gewährte. Wir lernten bereits oben (Th. I. 239., II. 19.) die Einzelheiten des Jagdwesens der americanischen Indianer näher kennen und dürfen uns daher jetzt darauf beschränken, den Zustand der Jagd und der Fischerei zu schildern, wie er bei den alten Mexicanern bestand.

Die alten Ureinwohner brachten die genaue Kenntniß der sie umgebenden Natur, welche sie durch ihre Jagden erworben hatten, so wie ihre dabei errungenen Fertigkeiten und Erfahrungen den herein-

kommenden Herrschern als ein schätzbares Besitzthum zu, das denn auch fernerhin auf das Beßte benutzt wurde.

Die Bogen, Pfeile, Blaseröhre, Schlingen, Netze, Wurfspieße und Angeln, die wir oben kennen lernten, waren auch bei fortschreitender Cultur beibehalten und noch weiter vervollkommnet worden, wie wir aus den altmericanischen Bildwerken ersehen. Wir finden da den langen Bogen mit der ausgezackten Holzspitze, wie er noch jetzt in den Urwäldern Brasiliens erscheint; die Grabstätten von Peru, Chili und Merico bieten eine Menge Pfeilspitzen aus Obsidian dar, die von $1\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll Länge haben und in den befiederten Schaft eingesetzt und mit Harz und Fäden daran befestigt wurden. Die Blaseröhre, die wir auch bei den gegenwärtigen Indianern fanden (s. C.-G. II. 16.), waren auch bei den Mericanern im Gebrauch und die der Vornehmen und der Könige zierlich geschnitzt, bemalt und mit Gold und Silber ausgelegt.

Gar geschickt verstanden sie die jungen, gewandten Affen zu fangen. Sie zündeten im Walde ein kleines Feuer an und legten zwischen die glühenden Kohlen den Stein Caealotetl, d. h. den schwarzen Stein, der, sobald er sich erhitzte, mit gewaltigem Krachen zu zerspringen pflegt. Das Feuer ward hierauf mit Erde bedeckt und diese mit Maiskörnern bestreut. Sobald die Jäger sich entfernt hatten, führten die alten Affen ihre Jungen herbei; wenn nun der Stein seine Wirkung that, entflohen die alten Affen, und die Jäger konnten mit leichter Mühe die Jungen fangen.

Nicht minder sinnreich war die Art, wie sich die Mericaner der Gänse, Enten und anderer Wasservögel bemächtigten. Sie warfen auf das Wasser, wo die Vögel in zahlreicher Menge sich einfanden, Kürbisschaalen, um sie an den Anblick zu gewöhnen und ins Wasser zu locken. Dann begab sich der Jäger selbst in das Wasser, bedeckte den Kopf mit einem Kürbis und zog die betrogenen Vögel, wenn sie auf den Kürbis pickten, bei den Füßen unter die Oberfläche des Wassers.

Die Schlangen wurden lebendig gefangen, indem man das Thier mit der einen Hand rasch beim Nacken erfaßte und mit der andern ihm das Maul zusammennähete, eine Geschicklichkeit, welche die Indianer noch jetzt üben.

Nicht minder geschickt waren die Mericaner im Fischfang, den sie mit Angeln, Netzen und Harpunen übten. Die Alligatoren wurden auf eine sehr kühne Art angegriffen. Der Fischer schwamm mit einem doppelt zugespitzten starken Stabe in der Hand seiner Beute entgegen und schob denselben in den geöffneten Rachen des Thieres, das zuschnappend wehrlos gemacht ward.

In Aufsuchung und Verfolgung der Spur des Wildes bewährten die Mericaner auch, nachdem sie einer höheren Cultur theilhaftig geworden waren, eine außerordentliche Geschicklichkeit und Umsicht.

Wenn es galt, für die Opfer eine große Anzahl Thiere herbeizuschaffen, oder wenn sonst der König es für gut fand, wurde in Mexico eine große allgemeine Jagd angestellt. Man umstellte dann im Walde von Zacatepek in der Nähe der Hauptstadt einen großen Raum mit Netzen und Schlingen; mehrere tausend Jäger bildeten einen Kreis von sechs, acht und mehrern Meilen um den Wald und zündeten dann das dürre Gras an, wobei sie mit ihren Stimmen und mit Trommeln und Hörnern einen außerordentlichen Lärmen machten. Das dadurch in Angst gejagte Wild zog sich nun in den Mittelpunct des abgegränzten Raumes zusammen und die Jäger näherten sich allgemach diesem Platze, bis das Wild in einen engen Kreis eingeschränkt war. Einiges ward nun getödtet, anderes mit Schlingen gefangen oder mit den Händen ergriffen. Es wurde auf solche Weise eine unglaubliche Menge Wild erlegt.*)

Da ein Theil der Abgaben in Thieren und Thierfellen bestand, da ferner die Federn der wildlebenden Vögel so häufig zur Kleidung wie zum Schmucke verwendet wurden, fanden solche größere und kleinere Jagden nothwendig öfter Statt.

Nächstem war auch

die Viehzucht

eine der wesentlichen Beschäftigungen der alten Mexicaner, wenn sie auch nicht eigentliche Heerden in unserm Sinne hatten, die wir dagegen im Süden finden.

Die Thiere, deren Pflege die Mexicaner besonders sich angelegen seyn ließen, waren zunächst die Cochenillen. Dieses Insect lebt auf der indianischen Feige (Cactus opuntia) und bedarf einer großen Aufmerksamkeit. Regen, Kälte und scharfe Winde bringen ihm den Untergang, auch hat es unter den Vögeln, Mäusen und Würmern zahlreiche Feinde. Daher müssen die Feigenstöcke, worauf sie sich nähren, immer sehr rein gehalten werden. Man macht daher Nester von Pflanzenfasern auf die Blätter der Opuntia und muß dieselbe, wenn es regnet, in die Häuser versetzen. Die Weibchen werfen vor dem Eierlegen die Häute ab und diese Häute werden mit einem Kaninchenschwanze sorgfältig von den Blättern gekehrt, da auch sie brauchbar sind. Jedes Blatt bekommt drei Nester und jedes Nest fünfzehn Insecten. Man sammelt jährlich dreimal die Thiere und hebt deren auch zur Zucht auf. Die letzte Sammlung ist die schlechteste, weil die Insecten kleiner sind. Die Thiere tödtet man durch heißes Wasser und trocknet sie theils an der Sonne, theils in der Reispfanne, theils in einem Ofen. (Clavigero I. 516.)

Eben so kannten die alten Mexicaner auch den Honig, der eines

*) Clavigero I. 517 ff.

ihrer schätzbarsten Gewürze war und namentlich zur Bereitung der Chocolade benutzt wurde. Das Wachs wurde ebenfalls benutzt. Noch jetzt giebt es sechs Arten von Bienen in Mexico. (Clavigero I. 112.)

Mehr des Vergnügens, als eines besondern Nutzens wegen zogen die Mexicaner eine kleine, unschädliche grüne Schlange, die sie im Felde jung einfingen, gut fütterten und aufzogen, so daß sie wohl eine Länge von 5—6 Fuß erreichte. Man hielt sie gemeiniglich in einer großen Wanne, aus welcher sie ihr Herr herausnahm, um sie zu füttern, wobei sie sich um seine Beine wand oder auf seine Schultern kroch. (Clavigero I. 103.)

Große Sorgfalt und Pflege verwendete man auf die Zucht und Pflege des Federviehs. Der Tepetolotl, eine Art Fasan, wird so zahm, daß er freudig auf seinen Herrn zuschreitet und ihm das Futter aus der Hand frißt. Die Wachteln wurden in großer Anzahl gehalten, da man deren täglich zu den Opfern bedurfte. Gänse, Enten und Tauben hielt man in den Höfen.

Der bunten Federn wegen, die zur Mosaik gebraucht wurden, stellte man Colibri (Huitzitzilin) und mehrere Tauben, Enten und andere Wasservögel, dann auch Papageien, von denen man den grünen, mit gelben oder rothen Kopffedern, Toznenetl, auch wegen seiner Eigenschaft, die menschliche Stimme nachzuahmen, sehr schätzte.

Unter den vierfüßigen Thieren zogen die Mexicaner vorzüglich den Tichichi, ein Thier, welches mit dem Hunde große Aehnlichkeit hat und das man auch als Hausthier hielt.

Dem Hochlande von Peru ist das **Llama** eigenthümlich, das in Mexico nicht angetroffen wurde (Oken Naturgesch., Säugethiere S. 1246.) und das die Stelle des Cameels und des Schafes der alten Welt in America vertritt, auch durch Cultur in verschiedene Abarten sich verzweigt hat. In Peru und Chili hat man sehr große Heerden dieses nützlichen Thiers. Bevor das Llama zum Lasttragen abgerichtet wird, stellt man eine Feier an, wodurch es gewissermaßen zum künftigen Gefährten des Menschen geweihet wird. Man führt die Thiere in einen bei der Hütte abgegränzten Hof, putzt sie mit bunten Bändern und Büscheln auf und bringt Chicha und geröstetten Mais herbei. Die Freunde und Bekannten des Besitzers kommen mit Frauen und Kindern zusammen und es beginnt nach der Trommel und Pfeife ein fröhliches Tanzfest, das mehrere Tage und Nächte fortwährt. Von Zeit zu Zeit nahen sich die Anwesenden den in einer Ecke des Hofes stehenden Thieren, umarmen sie und überhäufen sie mit Liebkosungen, halten ihnen die Flaschen mit Getränk vor, obschon sie wissen, daß sie nicht trinken, reden sie an, sagen ihnen Schmeicheleien vor und dann erst beginnt die Abrichtung zum Lasttragen, wobei man sehr sorgsam und sanft verfährt. Nur wenige Llamas sind beim Unterrichte störrisch und widerspänstig und sie werden ohne große Mühe an die Arbeit gewöhnt; man begegnet

ihnen mit großer Mäßigung, behandelt sie auf der Reise sehr mild, überläßt sie ganz ihrem eigenen Schritt und lenkt sie nur durch Pfeifen. Ist das Thier müde, hungrig oder überladen, so legt es sich nieder und alle Bemühungen, es wieder auf die Beine zu bringen, sind vergeblich. Wenn sie ermüden, erheben sie ein klägliches, helles Geschrei, das von dem verschieden ist, womit sie ihren Zorn ausdrücken. (S. bes. Ulloa Nachrichten von America I. 121.)

Außer dem Llama, dessen Wolle nur zu groben Stoffen verwendet werden kann, wurden in den Zeiten der Incas die Vicuñas und Alpacas ebenfalls und namentlich ihrer Wolle wegen gezähmt und in Heerden gehalten. Die Alpaca wurde auch als Lastthier benutzt. (Ulloa a. a. O. I. 121.)

Die Mexicaner hatten eine große Neigung die Natur und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Thiere, welche bei ihnen vorkamen, zu beobachten und es war Sitte, daß wohlhabende Männer in ihren Wohnungen Sammlungen lebender Thiere hielten. Man erzog sich Fische, Rehe, Caninchen, Vögel, Amphibien und dergleichen. Die größte Sammlung der Art besaß Montezuma II. Es war ein großes Gebäude mit einem großen Hofe, der mit viereckigen, bunten Steinen gepflastert war und mehrere Behältnisse hatte. In dem einen lebten die Raubvögel vom Adler bis zur Weihe und es wurden täglich 500 Truthühner getödtet, um sie zu ernähren. Diese Vögel waren in Käfigen, die 7 Fuß tief in den Boden gearbeitet und 17 Fuß ins Gevierte waren. Jede Art hatte ihr besonderes Behältniß, das zur Hälfte mit Steinen gedeckt war, um den Thieren vor dem Regen Schutz zu gewähren, zur Hälfte aber mit Latten versehen, durch welche die Sonne eindringen konnte. Für Katzenarten, Wölfe und andere Raubthiere waren zahlreiche Käfige von festem Holze vorhanden. Es waren ferner zehn Fischteiche in der Nähe, deren einige mit süßem, andere mit Seewasser gefüllt waren und worin die Wasservögel gezogen wurden. Zu ihrer Fütterung brauchte man täglich 300 Pfund Fische. Dreihundert Wärter besorgten die Pflege der Thiere, für welche auch besondere Aerzte gehalten wurden. Die Alligatoren wurden in ummauerten Teichen, die Schlangen in großen Gefäßen aufbewahrt. Mit dieser Menagerie war eine Sammlung von fehlerhaft gebildeten und gebrechlichen Menschen vereinigt. (Clavigero I. 304 ff.)

Der Ackerbau

bildete die Grundlage der altamericanischen Cultur. In Ermangelung der Zugthiere mußte das Geschäft des Pflügens durch Menschenkraft ausgeführt werden. Anstatt des Pfluges diente eine Art Hacke, wie wir sie noch jetzt bei unserem Weinbau anwenden; sie bestand aus einem gekrümmten Stiele, an welchem eine kupferne Klinge befestigt war. Sie hieß Koatl oder Coa.

Die Felder waren mit steinernen Wänden oder auch mit einem lebendigen Zaune von Aloe umschlossen, die stets sorgfältig unterhalten wurden. Das den Feldern nöthige Wasser wurde durch Kanäle herbeigeführt oder durch Dämme festgehalten. Hochgelegene Felder ließ man brach liegen, bis sie mit Gestripp überlaufen waren, das man anbrannte; die Asche ließ man als Düngung. Uebrigens benutzten auch schon die alten Peruaner den Huano*).

Der **Mais** war der vornehmste Gegenstand des Ackerbaues. Der Sämann machte mit einem spitzigen, im Feuer gehärteten Stock ein kleines Loch und steckte ein oder zwei Maiskörner hinein, die er aus einem Korbe nahm, der über seiner Schulter hing; das Loch ward mit dem Fuße wieder zugescharrt. Die Saatlöcher wurden in bestimmten Reihen schnurgerade angelegt. Hatte nun die Maispflanze eine gewisse Höhe erreicht, so wurde die Erde angehäufelt. Das Umgraben des Bodens, das Anhäufeln und die Ernte war Geschäft der Männer. Die Frauen streiften die Blätter von den Aehren und reinigten die Körner; das Jäten und Aushülsen war gemeinschaftliche Arbeit beider Geschlechter.

Um die Vögel von der Ernte abzuhalten war gemeiniglich dicht bei den besäten Feldern ein kleiner hölzerner Thurm mit Zweigen und Decken errichtet, worin ein Wächter vor Sonnenbrand und Regen geschützt war.

Das Getraide wurde in besonderen Kornkammern aufbewahrt, die aus Holz im Viereck-aufgebaut waren. Die runden, glatten Stämme des Ojametl wurden im Viereck übereinandergelegt und an den Ecken gefalzt, also in der Art wie die russischen Bauerhäuser. Das Haus war mit einer flachen Balkendecke gegen den Regen geschützt. Sie waren oft so groß, daß darin 5000 — 6000 Fanegas Mais Raum fanden.

Außer dem Mais bauten die alten Mexicaner auch **Baumwolle**, **Cacao**, die **Chia**, den **langen Pfeffer** und die **Aloe**, deren Saft den Wein lieferte und aus dem dicken Theil ihrer Blätter man ein Gericht buk. Die Blätter benutzte man außerdem zu Dachziegeln, aus den Fäden fertigte man Zwirn, Stricke und Gewebe, aus den Spitzen Nadeln. Auch benutzte man die Pflanze schon als Heilmittel.

Feinere Früchte und Blumen wurden in den Gärten gezogen, von denen die **schwimmenden Gärten** und Felder im mexicanischen See unstreitig die merkwürdigsten sind. Als die Mexicaner durch die Nationen von Colhua und Tepaneca unterjocht wurden, waren sie auf die kleinen Inseln im See eingeschränkt und um Früchte zu bauen mußten sie sich Boden schaffen. Sie flochten also Weiden und Wurzeln von Sumpfpflanzen u. a. Stoffe zusammen und so

*) Tschudi, Peru. St. Gallen 1846. I. 331.

bildeten sie gewissermaßen große Körbe. Auf den Boden derselben legten sie allerlei leichtes Gesträuch, das im See trieb, und bedeckten dies mit dem Schlamm, den sie von dem Grunde des See's heraufholten. Die Körbe bestanden in länglichen Vierecken von 8 Fuß Länge und 3 Fuß Breite und ragten nicht völlig einen Fuß über den Wasserspiegel des See's hervor. Sie bauten darauf zuerst Mais und Pfeffer, dann aber, als sie wieder auf dem festen Lande Grund und Boden für die nöthigen Nahrungspflanzen erworben hatten, wurden auch Blumen und wohlriechende Kräuter auf den schwimmenden Gärten gezogen und noch jetzt werden diese beweglichen Beete zur Blumenzucht beibehalten. Die Pflanzen gedeihen in denselben zu besonderer Schönheit und Ueppigkeit, da der Schlamm ein vortrefflicher Dünger ist und die Wasserfläche eine reichliche Nahrung für dieselben darbietet. In den größern Gärten ist gemeiniglich ein kleiner Baum oder eine Hütte, welche den Arbeiter gegen Sturm und Regen beschirmt. Will der Besitzer seinen Garten an eine andere Stelle bringen, so steigt er in einen Kahn und zieht ihn allein oder mit anderweiter Beihülfe fort.

Die Blumenzucht war bei den alten Mexicanern zu großer Vollkommenheit ausgebildet; die Könige und Gesandten pflegte man mit Blumen zu beschenken, auch wurde eine große Menge derselben in Tempeln und Privathäusern verbraucht.

Die Mexicaner hatten außer den Küchengärten auch besondere Lustgärten, von denen die königlichen zu Mexico und Tezcuco, so wie die der Herren von Iztapalapan und Huartepec die berühmtesten waren. Der Garten zu Iztapalapan bestand aus vier viereckigen Plätzen, die mit allen Arten von Bäumen bepflanzt waren. Diese Vierecke waren von Gängen durchschnitten, die mit Fruchtbäumen, Strauchspalieren und wohlriechenden Gewächsen eingefaßt waren. In der Mitte lag ein großer Fischteich von 400 Fuß ins Gevierte, an welchem eine große Anzahl Wasservögel nistete, und mehrere Canäle führten den Gärtnern das nöthige Wasser zu.

Der Garten von Huartepec war noch größer und hatte sechs Meilen im Umfang. Er ward von einem großen Flusse durchströmt und war mit Lusthäusern versehen. Man zog hier auch Gewächse, die aus der Ferne hergebracht waren. Cortez meldete unterm 15. Mai 1522 an Karl V., daß der Garten von Huartepec der schönste und angenehmste wäre, den man jemals gesehen habe. Die spanischen Eroberer unterhielten denselben auch noch viele Jahre.

Die Handwerke

der alten Americaner entsprachen dem Zustande der Bodencultur. Sie kannten zuvörderst den Gebrauch der Metalle, wenn sie auch noch neben den Metallgeräthen steinerne Werkzeuge, wie Messer,

Axtklingen, Meißel, Pfeil- und Lanzenspitzen beibehielten, da das Material dazu ohne große Mühe herbeizuschaffen war und die Arbeiter an die Handhabung dieser Geräthe einmal gewöhnt waren. Nächstdem mochten sich auch mit Hülfe der Metalle die steinernen Werkzeuge leichter herstellen lassen.

Die Bearbeitung der Metalle

wurde durch die weißen Herrscher eingeführt. Die Berge von Anahuak, so wie das Hochland von Peru und Quito sind reich an Metallen aller Art. Gold fanden die Mexicaner im Lande der Cohuixas, Mixtecas, Zapotecas; sie sammelten die Körner aus dem Sande der Flüsse und die genannten Völker mußten Gold als Tribut entrichten. Silber, Kupfer, Zinn und Quecksilber ward ebenfalls gewonnen.

Das Eisen war den alten Americanern keineswegs unbekannt. In der chilesischen Sprache hatte es einen besonderen Namen: Panilgue; die daraus verfertigten Waffen heißen Ciuchel; Waffen, die aus anderem Metall gearbeitet sind, Nulini; der Schmied heißt Ruthave, und in Eisen arbeiten ruthaven. (Molina S. 18.) Auch die Mexicaner kannten das Eisen und es gab Gruben in Tlascala, Tlachco u. a. Orten, allein sie benutzten es nicht. So hat man denn auch unter den indianischen Alterthümern keine eisernen Gegenstände gefunden.

Dasjenige Metall, welches sie für Werkzeuge, Geräthe und Waffen am liebsten bearbeiteten, war das Kupfer, das sie auch mit Zinn u. a. Metallen mischend verschiedenartig zu färben und zu härten verstanden. Von diesen Erzgeräthen sind einige roth und haben beinahe die natürliche Farbe des Kupfers, andre sind gelb wie Messing und zwischen diesen Stücken findet sich noch eine Abwechslung, indem einige Stücke dem Messing näher kommen als andere. Die in den Gräbern gefundenen Stücke haben nicht vom Roste gelitten. (Ulloa II. 168.) Aus dieser Metallmischung fertigte man meiselartige Klingen mit halbrunder Schneide, Aexte, die auf einen Stiel gesteckt wurden, kleine Haarzangen und Schmucksachen, Haarnadeln, Hefte und jene halbmondförmigen Platten, wie sie die Mittelamericaner noch heute in der Nasenscheidewand tragen und die mit den Caracoli Aehnlichkeit haben, welche bei den Caraiben angetroffen werden, die aber die jetztlebenden Indianer durchaus nicht anzufertigen verstehen. (S. C.-G. Th. II. S. 53.)

In Metall goffen die alten Indianer auch Figuren, deren einige massiv, andere hohl gegossen und sehr dünn und fein waren, und Gefäße, namentlich Schüsseln. (Ulloa Nachr. II. 170.)

Der Umstand, daß die gegenwärtigen Indianer gar keine Erzgeräthe haben und jene Gegenstände nur als Alterthümer im Lande vorkommen, dann die merkwürdige Uebereinstimmung der in America

gefundenen Alterthümer mit denen der alten und namentlich germanischen, vorrömischen Welt stimmen mit der Sage überein, welche die weißen Herrscher Americas als die Lehrer der Schmiedekunst bezeichnet. Die von mir bereits früher (s. C.-G. Th. IV. S. 257.) ausgesprochene Ansicht, daß die Bronze zu den characteristischen Denkmalen der weißen Rasse gehöre, bestätigt sich auch in Bezug auf den neuen Continent.

Vorzüglich geschickt waren die mexicanischen Metallarbeiter in Anfertigung **goldener Figuren**. Sie gossen Fische, welche Schuppen hatten, die abwechselnd von Gold und Silber waren, Papageien, die den Kopf, die Zunge und die Federn bewegen konnten, Affen mit beweglichem Kopf und Fuß, die eine Spindel in der Hand führten; sie faßten Edelsteine in Gold und Silber. Ihr Amboß und Hammer war aus Stein. Die Geschicklichkeit der mexicanischen Goldschmiede geht namentlich aus dem Verzeichniß der Kostbarkeiten hervor, welches Ferdinand Cortez an Kaiser Karl V. sendete; man sah darunter zuvörderst zwei Räder zu 10 Palmen Durchmesser, das eine von Gold mit dem Bildnisse der Sonne, das andere von Silber mit dem Bilde des Mondes, und mit Figuren von Thieren verziert. Ferner ein goldenes aus sieben Stücken bestehendes Halsband, worinnen 183 kleine Smaragden und 232 kleine Rubine gefaßt waren und wovon 27 kleine Glocken von Gold nebst etlichen Perlen herabhingen. Ein anderes, kleineres Halsband aus vier Stücken. Ein hölzerner, mit Gold belegter und mit Edelsteinen gezierter Helm mit 25 kleinen Goldglocken; statt des Federbusches diente ein grüner Vogel, dessen Augen, Schnabel und Füße von Gold waren. — Ein goldenes Armband. Ein Scepter, an den Seiten mit goldenen Ringen und Perlen eingefaßt. Vier Dreizacke mit bunten Federn und Spitzen von Perlen, die mit Golddrath angeheftet waren. Verschiedene Schuhe von Rehhaut, mit Golddrath genäht und mit Sohlen von Stein. Besonders künstlich war ein Schild von Holz und Leder, mit daran hängenden kleinen Glocken, in der Mitte mit Goldplatten bedeckt, worauf das Bild des Kriegsgottes geschnitten war, das mit den Köpfen eines Löwen, Tigers, Adlers und einer Eule umgeben war, deren Felle die natürliche Farbe zeigten. Vier und zwanzig Schilde von Gold und Perlen mit Federn, vier andre von Federn und Silber. Aus Gold gegossen waren vier Fische, zwei Enten, mehrere Vögel und zwei Seemuscheln. Ein großes Crocodill war mit Goldfaden übersponnen. Man sah darunter ferner einen großen und mehrere kleine mit Gold verzierte Spiegel, Mützen und Kronen von Federn und Gold, mit Perlen und Edelsteinen verziert, Federbüsche, Fächer. Alle diese Gegenstände waren mehr der Arbeit als der Kostbarkeit des Stoffes wegen zu schätzen und die spanischen Goldschmiede konnten das Verfahren bei den Arbeiten aus gegossenem Metall nicht begreifen und erklären. (Clavigero I. 574.)

Spinnen und Weben

der Pflanzenfasern und Wolle brachten die weißen Herrscher ebenfalls den Ureinwohnern zu. Man benutzte dazu zuvörderst die Baumwolle, die auch den heutigen Indianern bekannt ist, dann die Bergpalme und Aloëarten. Man verwendete in Mexico ferner die Federn und die Haare der Haasen und Caninchen, in Chile die Wolle des Chilihuenque, wozu man zwei Arten Webstühle hatte; die eine Art war in verticaler Stellung und hieß daher Uthalgue (uthalen heißt gerade); die andere näherte sich der europäischen Form und hatte anstatt des Kammes eine Walfischribbe. Noch jetzt hat daher die chilesische Sprache besondere Worte für alle Theile des Webstuhles und für alle zur Bearbeitung der Wolle nothwendigen Gegenstände und Werkzeuge. (Molina S. 17.)

Die Mexicaner kannten die Spindel und den Webstuhl*) ebenfalls und fertigten aus Baumwolle überaus große und kostbare Gewebe, die so fein waren wie die holländische Leinwand. Sie webten in diese Zeuge Blumen und Thiere von allerlei Farben. Sie durchwebten die Baumwolle mit Federn und stellten so Mäntel, Röcke, Bettvorhänge, Fußdecken her, die eben so weich als schön waren. Die feinsten Haare vom Leibe der Caninchen und Haasen färbten sie und spannen Fäden daraus, die zwischen die Baumwolle eingewebt und besonders als Winterröcke von den Vornehmen benutzt wurden.

Die Pflanzenfasern der beiden Aloearten Pati Quetzolichtli gaben einen Stoff, der unserem Flachs nichts nachgiebt, während die Bergpalme den Hanf ersetzte. Man legte die Blätter in's Wasser, reinigte sie, trocknete sie dann an der Sonne und brechte sie so lange, bis sie zum Spinnen taugten.

Man fertigte aus den Blättern der Bergpalme auch sehr feine Decken von verschiedener Farbe und Matten aus dem im See häufig wachsenden Schilfe.

Die Nähnadel fertigten die Mexicaner aus den Stacheln der Aloe. Die Chilener kannten sie ebenfalls.

Hierher gehört auch eine Art von Kunstfertigkeit, die **Federmosaik**, die den alten Mexicanern ganz eigenthümlich war und die noch gegenwärtig von den Nachkommen wie von den europäischen Erben derselben eifrig betrieben wird. Das Land brachte eine Menge der schönsten, in den herrlichsten Farben prangenden Vögel hervor und die Federn derselben benutzten sie zu Herstellung von

*) Der in der Mendoza'schen Sammlung dargestellte Webstuhl liegt horizontal auf dem Boden auf.

allerlei Schmucksachen, Kronen, Halskragen, Kleidern, Decken; sie zogen deshalb eine Menge bunter Vögel, namentlich die Colibriarten.

Sollte eine solche Arbeit unternommen werden (sagt Clavigero I. 561.), so gesellten sich etliche Künstler zusammen und wenn sie über die Zeichnung einig waren, so bestimmten sie das Maas und die Verhältnisse und jeder übernahm nun ein Stück des Ganzen. Sie waren bei der Arbeit so mühsam und unverdrossen, daß oft ein ganzer Tag verging, ehe der Künstler eine Feder einsetzte. Bald versuchte er die eine, bald die andere, bald von der einen, bald von der andern Seite, bis sich eine fand, die an dem bestimmten Platze die gehörige Wirkung that. Wenn jeder Künstler sein Stück fertig hatte, versammelten sie sich wieder, um das Ganze zusammen zu setzen. War ein Stück zufälliger Weise nur im Geringsten in Unordnung gerathen, so ward es von Neuem gemacht, bis es ohne Tadel ausgeführt war. Sie hielten die Federn mit kleinen Zangen, um ihnen ja nicht den geringsten Schaden zuzufügen, und klebten sie mit einem leimartigen Stoffe auf dem Grund fest. Dann setzten sie die Stücke auf einer kleinen Platte oder Tafel von Kupfer zusammen und drückten die Federn so lange sanft nieder, bis die Oberfläche des Werkes eben so glatt aussah, als wäre sie mit dem Pinsel gemalt worden.

Diese Art Arbeit kam nach der Eroberung des Landes durch die Spanier in Verfall, wohl aber erhielt sich eine andere Art. Man fertigte Decken und Stoffe aus Baumwollenfäden und faßte in diese die bunten Federn. Die einfachste Art sind die Federkronen, dergleichen auch jetzt noch bei den Indianern des Südens und des Nordens vorkommen. Das Flechtwerk ist sehr dauerhaft und die Federn sitzen ganz fest darinnen. Ich besitze eine Decke, eine Art Brustlatz, deren Grund aus scharlachrothen kurzen Federn besteht. Das obere Ende ist mit einem zollbreiten Streifen schöner schwarzer Federn eingefaßt. In der Mitte ist ein Ornament von dieser Gestalt dessen Spitzen hellblau, während das übrige gelb ist. Darunter folgen zwei gelbe zollbreite Streifen, an der sich unten eine blaue und gelbe und zuletzt eine schwarze breite Kante befindet. Das Ganze ist 20 Zoll lang und 12 Zoll breit und an den Seiten mit weißen Federn eingefaßt. Ein besonders prachtvolles Denkmal dieser Art Arbeit, die jedoch aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stammt, wird in dem Königl. Schlosse Moritzburg bei Dresden aufbewahrt. Es besteht aus einem vollständigen Himmelbett, mehreren Tapeten und drei Stühlen und zeigt die reizendsten Muster in den herrlichsten Schattirungen.

Unter den mexicanischen Merkwürdigkeiten, welche Cortez im Jahre 1519 an Karl V. schickte, befanden sich viele Federarbeiten,

dann aber auch Stücke, in welche einzelne Ornamente aus Federn eingewebt waren, so wie ganz baumwollene Mäntel, die theils ganz weiß, theils bunt, weiß und schwarz, roth, grün, gelb und blau, auswendig zottig und rauh, wie Fell, innen aber ganz glatt und ohne Färbung waren. Die Farben der Baumwolle waren sehr schön und lebhaft.

Zu der Färbung der Baumwolle und anderer Stoffe benutzten die alten Mexicaner nicht allein die Cochenille, deren Zucht wir bereits kennen lernten, sondern auch mancherlei Pflanzenstoffe, namentlich den Rokou, Bixa orellana zum Rothfärben, und den Indigo *), dessen altmexicanischer Name Xiuhquilipitzahuac war. Die alten Chilenen bedienten sich zur Beize für ihre Färbestoffe eines alaunhaltigen Gesteins, das man Polcura nannte. (Molina S. 19.)

Die alten Mexicaner verstanden ferner die Bearbeitung des Leders, das sie namentlich zu ihren Sandalen benutzten und dessen Bearbeitung die heutigen nordamericanischen Indianer ganz gut verstehen, indem sie die Hirschfelle mit heißem Wasser enthaaren, dann mit dem Gehirn der Thiere tüchtig durchkneten, endlich aber dieselben auf beiden Seiten über angezündetem faulem Holze räuchern. (Gerstäcker Streifzüge in N.=America II. 260.)

Die Bearbeitung der Steine

war zu großer Vollkommenheit gediehen; sie benutzten die Geschiebe des Nephrit zu Artklingen, aus dem Schwefelkies schliffen sie Spiegel, aus dem Obsidian schlugen sie Klingen für Messer, Meisel, Lanzen und Pfeile. Sie benutzten die kleinen Edelsteine für ihren Schmuck und die Felsarten zu Herstellung ihrer Gebäude.

Die Arbeiter, welche Messerklingen aus Itzli schlugen, waren so geübt wie die europäischen Feuersteinschläger. Ein Mexicaner konnte in einer Stunde über hundert Stück Messerklingen liefern.

Die Edelsteinarbeiter benutzten Smaragde, Amethysten, Carneole, Türkisse und andere Steine. Die Smaragde waren so gemein, daß jeder Adelige und Vornehme deren besaß, und keiner starb, ohne daß man ihm an der Lippe einen befestigte, der ihm statt des Herzens dienen sollte. Als Cortez das erste Mal nach Europa zurückkam, brachte er fünf Smaragde mit, welche auf 100,000 Ducaten geschätzt wurden, und zwei Smaragdgefäße, die an 300,000 Ducaten werth waren. Die mexicanischen Steinschneider verstanden es, jedem Edelstein die beliebige Form und Politur zu geben, auch Figuren hineinzugraviren. (Clavigero I. 570.)

*) Wie A. v. Humboldt (Essay politique Liv. IV. Ch. 10.) nachgewiesen hat.

Aus Marmor, Jaspis, Basalt und Alabaster fertigte man Statuen und Reliefs, deren technische Bearbeitung nichts zu wünschen übrig läßt, und dazu bedienten sie sich nur steinerner und bronzener Werkzeuge. Sie bearbeiteten für ihre colossalen Brücken ungeheuere Steinmassen und benutzten zur Verbindung derselben den Kalk, verstanden auch Bogen herzustellen.

Der Töpferkunst der alten Americaner haben wir bereits gedacht. Sie brannten aus Erde vorzügliche Ziegelsteine, die sie in der Baukunst anwendeten. Die Erdbauten betrachten wir später.

Die Wasserbauten

der alten Mexicaner gehören mit zu den merkwürdigsten Denkmalen ihrer Cultur, vor Allem der große Damm von Mexico, der nach der gewaltigen Ueberschwemmung der Stadt im Jahre 1446 von Montezuma aufgeführt wurde, um künftighin das Wasser von den Wohnstätten abzuhalten. Dieser Damm bestand aus zwei Reihen Pfählen, die in der Mitte mit Steinen und Sand ausgefüllt waren; er war neun Meilen lang und elf Ellen breit und wurde in kurzer Zeit hergestellt. (Clavigero I. 262.)

Nicht minder großartig waren die zwei Wasserleitungen, die auf einem durch den See gezogenen Damm liefen. Die Wasserleitung selbst war aus Stein und Mörtel gebaut, fünf Fuß hoch und zwei breit und zwei Meilen lang. Das Wasser lief zur Zeit nur in der einen, indessen die andere gereinigt wurde. In der Nähe der Stadt theilte sich der Wasserstrom in mehrere Arme, um die Brunnen der königlichen Paläste und die übrigen Wasserbehälter zu speisen. (Clavigero I. 567.)

Bemerkenswerth ist ferner, daß die Mexicaner für die Auswahl der Hölzer bei ihren Bauten große Sorgfalt trugen, und namentlich daß sie schon eine gewisse, regelmäßige Benutzung der Wälder eingeführt hatten, der zu Folge genau bestimmt wurde, wie viel Holz im Laufe eines Jahres gefällt werden durfte.

Das Familienleben

der alten Ureinwohner von America glich dem der heutigen freien Indianer. Der Mann war der Mittelpunct, um den sich Alles drehete, und der Frau lag die meiste Arbeit ob, ihre Stellung war eine sehr untergeordnete. Die Stellung der Frauen bei den durch die weißen Herrscher unterjochten Americanern war eine günstigere und durch Gesetze geschützt, und der Abschluß der Ehe durch gewisse Gebräuche gefeiert, die jedoch bei den verschiedenen Stämmen des mexicanischen Reiches mannichfache Abweichung erlitten. Allgemeine Sitte war es, daß der Mann mehrere Frauen haben durfte, d. h. so viele er ernähren konnte.

Bei den Otomies war es Sitte, daß der junge Mann mit dem Mädchen seiner Wahl schlief; gefiel sie ihm in der ersten Nacht nicht, so trennte er sich wieder von ihr, fand sie aber seinen Beifall, so blieb er den ganzen folgenden Tag bei ihr und durfte sie fortan nicht wieder verlassen. Hierauf folgten 20—30 Tage der Enthaltsamkeit und Buße, während welcher sie sich fleißig badeten und Blut abzapften.

Bei den Mirteken band man die Mantelzipfel der Brautleute zusammen, schnitt ihnen einige Locken ab und der Bräutigam trug dann seine Braut eine kurze Strecke auf dem Rücken fort.

In Ichcatlan war die Ehe unter den unmittelbaren Einfluß der Götter gestellt. Ein Mann, der ein Weib nehmen wollte, begab sich zu den Priestern, welche ihn zum Tempel führten, ihm vor dem darin verehrten Götterbilde eine Haarlocke abschnitten und ihn sodann dem Volke mit den Worten: „Dieser Mann wünscht eine Frau zu nehmen" vorstellten. Der Mann stieg dann vom Tempel herab und das erste ledige Frauenzimmer, das er antraf, ergriff er als die ihm von Gott bestimmte Gattin. Mädchen, die keine Lust hatten, ihn zu heirathen, hüteten sich, dem Tempel nahe zu kommen.

Im Allgemeinen aber wurden die Ehen nie ohne Beistimmung und ausdrückliche Einwilligung der Eltern geschlossen. Wenn ein Sohn 20 bis 22 Jahre und ein Mädchen 16 bis 18 erreicht hatte, dachte man an ihre Verheirathung. Die Aeltern suchten dem Sohne eine angemessene Braut, bevor sie jedoch weitere Schritte thaten, mußten die Wahrsager aus den Geburtstagen der Brautleute den künftigen Erfolg der Ehe erforschen. Waren die Zeichen ungünstig für die Erlesene, so gab man die Absichten auf dieselbe auf und suchte eine andere aus. Wenn nun ein günstiger Ausspruch erfolgt war, so ward bei den Eltern des Mädchens durch gewisse Weiber, Cihualtanque, Freiwerberinnen, angehalten. Die ältesten und ehrwürdigsten Frauen aus der Familie des Bräutigams übernahmen diesen Auftrag. Das erste Mal gingen sie um Mitternacht in das Haus des Mädchens, brachten ihren Eltern Geschenke und hielten auf ehrfurchtsvolle Weise um ihre Hand an, worauf denn, unter Anführung mancher Scheingründe, allemal eine abschlägige Antwort erfolgte. Nach einigen Tagen kamen die Weiber wieder und wiederholten ihre Werbung und unterstützten sie mit allerlei Gründen. Sie stellten den Rang und das Vermögen des jungen Mannes dar, meldeten, was er der künftigen Frau zum Leibgedinge bestimmt habe, und erkundigten sich auch, was sie zum Heirathsgut mitbringen würde. Nun antworteten die Eltern, daß sie vorerst ihre Verwandten und Freunde um Rath fragen, auch die Gesinnung ihrer Tochter erforschen müßten, bevor sie eine bestimmte Antwort abgeben könnten. Die Eltern ließen hierauf durch andere Frauen ihre Entschließung an die Familie des Bräutigams melden.

War nun eine bejahende Antwort erfolgt, so wurde der Hochzeittag angesetzt. Die Eltern ermahnten zunächst ihre Tochter zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren Mann und zu einem Lebenswandel, der ihnen Ehre mache; dann brachten sie dieselbe unter zahlreicher Begleitung und mit Musik nach dem Hause ihres Schwiegervaters; war sie von Adel, so trug man sie auf einem Tragsessel. Der Bräutigam und seine Eltern empfingen sie an der Hausthür mit vier Fackeln, welche vier Weiber trugen. Bei der Zusammenkunft brachten Braut und Bräutigam sich einander Räucherwerk, alsdann nahm der Bräutigam die Braut bei der Hand und führte sie in das zur Hochzeit zubereitete Zimmer. Beide setzten sich auf eine neue, künstlich gewirkte Decke, welche mitten im Zimmer und nahe am brennenden Feuer ausgebreitet war. Darauf knüpfte ein Priester einen Zipfel vom Kleide der Braut mit dem Mantel des Bräutigams zusammen und dieß galt als die eigentliche feierliche Eheverbindung. *) Die junge Frau machte etliche Kreise um das Feuer und kehrte dann wieder nach ihrer Decke zurück, worauf sie und der Bräutigam den Göttern Kopalgummi opferten und sich gegenseitig beschenkten. Es folgte nun die Mahlzeit; das junge Ehepaar aß auf der Decke und reichte sich wechselsweise die Bissen, so wie auch den andern Gästen. So wie der Aloewein, der reichlich gespendet wurde, seine Wirkung that, begaben sich die Gäste in den Hofraum, um zu tanzen. Das neue Ehepaar aber blieb vier Tage und vier Nächte im Zimmer, das sie nur verließen, wenn natürliche Bedürfnisse sie dazu zwangen oder wenn sie den Göttern Weihrauch und Speise opfern wollten. Diese vier Tage brachten sie mit Beten und Singen zu, sie trugen dabei neue Kleider und die Sinnbilder der Götter, welche sie vorzugsweise verehrten, und vermieden jede unanständige Handlung. Ihre Lagerstätte bestand in den vier Nächten aus zwei Schilfdecken, welche die Priester ausbreiteten, um die Ehe zu heiligen, und die mit kleinen Betttüchern, gewissen Federn und in der Mitte mit einem Edelstein geschmückt waren. An den vier Ecken des Bettes waren Rohr und Aloestacheln hingelegt, womit sich die jungen Leute zur Ehre der Götter Blut aus Zunge und Ohren zogen. Die Ehe durfte erst in der vierten Nacht vollzogen werden, wenn sie nicht schwere Ahndung der Götter auf sich ziehen wollten. Den folgenden Morgen badeten sie, zogen neue Kleider an und die eingeladenen Gäste schmückten ihre Köpfe mit weißen und Hände und Füße mit rothen Federn. Das Fest ward damit beschlossen, daß man die Gäste mit Kleidern beschenkte. Dann brachte man die Decken, Betttücher, das Rohr und die den Hausgöttern vorgesetzten Eßwaaren

*) Die 62. Tafel der Mendoza'schen Sammlung (bei Kingsborough Antiquities of Mexico Th. I.) stellt diese Ceremonie dar.

nach dem Tempel.*) — So sehen wir, wie die weißen Herrscher bei dem Abschluß der wichtigsten Verbindung im Familienleben sofort ihren Einfluß durch ihre treuesten Diener, die Priester, bewahren. Diese Feierlichkeit fand jedoch nur bei der Vermählung mit der ersten Frau Statt, die auch im Hauswesen die vornehmste Stelle einnahm.

Die Behandlung der Frauen war im Allgemeinen sehr mild und diese Milde hat sich noch bis jetzt in Mittelamerica bei den Trümmern der alten Reiche erhalten; es erscheint dieß als andauernde Folge der alten Civilisation um so mehr, wenn wir uns der barbarischen Behandlung der Frauen bei den Bewohnern der Urwälder erinnern.**)

Die Ehe stand unter dem Schutze der Gesetze und der Mann durfte seine Frau, selbst wenn er sie auf dem Ehebruch ertappte, nicht selbst tödten. Geschah dieß dennoch, so mußte er sterben, weil er der Gewalt der Obrigkeit vorgegriffen hatte. Das Gesetz aber bestrafte den Ehebruch ohne Gnade am Leben. Der Ehebrecher ward gesteinigt oder sein Kopf zwischen zwei Steinen zerquetscht. Verging sich ein Ehemann mit einem ledigen Mädchen, so ward dieß milder und nicht als Ehebruch bestraft, da man vom Manne nicht so strenge Treue wie von der Frau verlangte. In Ichcoatlan wurde eine des Ehebruchs überwiesene Frau sofort in Stücke zerrissen und ihre Glieder an die anwesenden Zeugen vertheilt. In Itztepek hatte man für diesen Fall die uramericanische Sitte beibehalten, nach welcher der beleidigte Ehemann der Frau Nase und Ohren abschnitt. In einigen Gegenden des mexicanischen Reiches wurde der Mann, der wieder mit seiner Frau ehelich lebte, nachdem ihre Untreue erwiesen worden, am Leben gestraft.

Ehescheidung konnte nur nach dem richterlichen Ausspruche möglich werden. Wer von der Frau geschieden seyn wollte, erschien vor dem Gericht und gab seine Gründe an. Die Richter ermahnten ihn zur Einigkeit und suchten von der Trennung abzureden. Beharrte jedoch der Mann bei seinem Entschluß, so gestattete man ihm, nach Gutdünken zu verfahren, genehmigte jedoch die Scheidung keineswegs durch einen förmlichen richterlichen Ausspruch. Trennte sich nun der Mann von der Frau, so durfte er sich auch niemals wieder mit ihr verbinden.***)

Blutschande mit den nächsten Verwandten wurde mit Aufhängen bestraft. Heirathen zwischen Stiefgeschwistern waren erlaubt. Ein Mann durfte die Witwe seines verstorbenen Bruders nur dann heirathen, wenn Kinder vorhanden waren, für deren Erziehung noch zu

*) Clavigero I. 438.

**) Wafer Voyage S. 157. Molina über Chile S. 91 f.

***) Interessant ist der Vergleich der mexicanischen mit den arabischen Sitten in Bezug auf Ehescheidung; vgl. C.-G. IV. 150.

sorgen war. An einigen Orten herrschte die Sitte, daß die Adeligen ihre verwitweten Stiefmütter heiratheten, wenn der Vater keine Kinder mit ihnen gezeugt hatte. In den Hauptstädten Merico und Tezcuco war dieß jedoch streng untersagt.

Unnatürliche Laster wurden an gewöhnlichen Leuten mit dem Strange, an Priestern mit dem Feuertode bestraft. Unehelicher Umgang mit ledigen Frauen war straflos, Kupplerinnen aber brannte man auf öffentlichem Markte die Haare mit kiefernen Fackeln ab und bestrich ihnen den Kopf mit Pech. Ein Mann, der Frauenkleider anlegte, und eine Frau, die sich als Mann verkleidete, wurden gehangen. *)

Bei der Geburt der Kinder fanden mancherlei Feierlichkeiten Statt, die wir bei den Nationen gefunden haben, welche von activen Stämmen beherrscht werden, wie bei den Neuseeländern (C.-G. IV. 305.). Die Hebamme schnitt gleich nach der Geburt dem Kinde die Nabelschnur ab, vergrub die Nachgeburt, badete das Kind und sagte zu ihm: „Nimm dieses Wasser hin, denn die Göttin Chalchiuhcueje ist deine Mutter. Möchte dieses Bad dich von allen im Mutterleibe empfangenen Unreinigkeiten säubern, dein Herz reinigen und dir ein gutes, vollkommenes Leben verschaffen.“ Darauf wandte sie sich mit ihrem Gebet an die Göttin, bat sie in ähnlichen Ausdrücken um diese Gnade, nahm wieder Wasser in die rechte Hand und benetzte Mund, Kopf und Brust des Kindes damit. Nachdem sie das ganze Kind gebadet, sprach sie: „Möchte der unsichtbare Gott sich doch herablassen, dich von allen Sünden und Unreinigkeiten zu reinigen und von allem Unglück zu befreien.“ Dann fuhr sie fort: „Liebes Kind, die Götter Ometructli und Omecihuatl haben dich im Himmel geschaffen und auf die Erde herabgesandt: aber wisse, daß das Leben, in welches du jetzt trittst, traurig, mühselig und voll Elend ist, und du wirst nicht im Stande sein, dein Brot ohne Arbeit zu essen. Gott stehe dir in den vielen Widerwärtigkeiten bei, die auf dich warten.“ Die Ceremonie schloß mit Glückwünschen an die Eltern und Verwandten des Kindes. War es der Sohn eines Königs oder sonst eines vornehmen Mannes, so kamen die Unterthanen herbei, ihre Glückwünsche dem Vater abzustatten, eine Sitte, die wir bereits bei den Abiponern gefunden haben (C.-G. II. 84.).

Nach dem ersten Bade zog man die Wahrsager über das künftige Geschick des Kindes zu Rathe und man zeigte ihnen zu diesem Zwecke Tag und Stunde der Geburt an. Sie untersuchten das Zeichen des Tages und das herrschende Zeichen der Periode von dreizehn Tagen, darein der Tag fiel, oder wenn es um Mitternacht geboren worden, das Zeichen des eben beschlossenen und wieder angefangenen Tages. Hierauf stellten sie ihre Betrachtungen an, aus

*) Clavigero I. 485.

denen der Ausspruch hervorging, ob dem Kinde Glück oder Unglück bevorstehen werde. War Unglück angesagt und war der fünfte Tag nach der Geburt, wo ein zweites Bad Statt fand, ebenfalls ein unglücklicher, so half man sich damit, daß man die Ceremonie bis zu einem glücklicheren Zeitpuncte hinausschob. Das zweite Bad fand mit noch größerer Feierlichkeit als das erste Statt. Es wurden alle Freunde, Verwandte und etliche junge Knaben eingeladen, die, wenn die Eltern wohlhabend waren, mit einer reichen Mahlzeit bewirthet und mit Kleidern reich beschenkt wurden. Gehörte der Vater zum Soldatenstande, so fertigte er zu dieser Feierlichkeit einen kleinen Bogen, vier Pfeile und ein kleines Kleid. Die Landleute, Handwerker oder Künstler schenkten ihrem Kinde dann Nachbildungen ihrer Werkzeuge im verkleinerten Maaßstabe. Die Mädchen erhielten gleichermaßen Kleider, kleine Spindeln und Webewerkzeuge. Es wurden viele Fackeln angezündet, die Hebamme trug das Kind im ganzen Gehöfte umher und legte es dann auf einen Haufen Blätter vom Wasserschwertel, dicht an eine für diesen Zweck mitten in den Hof gesetzte Wanne mit Wasser, zog das Kind aus und sprach dann: „Mein Kind, die Götter Omemetenctli und Omecihuatl, Herren des Himmels, haben dich in diese unglückliche Welt gesandt; nimm dieses Wasser hin, welches dir Leben geben soll." Nachdem sie nun Mund, Brust und Kopf des Kindes wie beim ersten Bade benetzt hatte, badete sie den ganzen Körper und rieb alle Glieder, mit den Worten: „Wo bist du, Unglück? In welchem Gliede steckest du? Entferne dich von diesem Kinde." Darauf hob sie es auf, bot es den Göttern dar und flehete diese an, das Kleine mit allen Tugenden auszuschmücken. Das erste Gebet war an die genannten Herren des Himmels, das zweite an die Götter des Wassers, das dritte an alle Götter und das vierte an die Sonne und Erde gerichtet. Sie sprach: „O Sonne, Vater von Allem, was auf der Erde, unser aller Mutter, lebt, nimm dieses Kind und beschütze es als deinen eigenen Sohn und (— wenn der Vater Soldat war —) da es zum Kriege geboren ist, so mag es auch darin sterben; indem es die Ehre der Götter vertheidigt, so wird es im Himmel alle die Glückseligkeiten genießen, welche denen bereitet sind, die ihr Leben für eine so gute Sache aufopfern." Darauf gab sie dem Kinde die Werkzeuge seines künftigen Berufs mit einem Gebete an den Schutzgott derselben in die Hände. Wenn dieß Waffen waren, so wurden sie im freien Felde, friedliche Werkzeuge und weibliche Geräthe aber unter dem Steine, auf welchem der Mais gemahlen wurde, vergraben.

Bevor man jedoch dem Kinde die Geräthe seines künftigen Berufes in die Hände legte, fragte die Hebamme die eingeladenen Knaben, wie das Kind heißen sollte, worauf diese den Namen, den ihnen der Vater vorher genannt, ansagten. Hierauf wurde das Kind angekleidet, in die Wiege gelegt und von der Hebamme die Göttin der

Wiege, Jacateuctli, gebeten es zu wärmen und in ihrem Busen zu bewahren; auch der Gott des Schlafes, Joalteucli, wurde um seine Gunst angeflehet.

Die Namen der Knaben waren meist Thieren, die der Mädchen den Blumen entnommen, jedoch nie ohne die Träume der Eltern und den Rath der Wahrsager zu berücksichtigen. Eben so nannte man Knaben auch nach den Zeichen ihres Geburtstages, eine Sitte, die besonders den Mixteken eigen war, oder nach besonderen Umständen, die sich bei ihrer Geburt zugetragen. So ward einer der vier Häupter der Republik Tlascala zur Zeit der Ankunft der Spanier Citlalpopoca, rauchender Stern genannt, weil bei seiner Geburt ein Comet am Himmel sichtbar war. Die Knaben hatten meist nur einen Namen, später ward noch ein zweiter hinzugefügt, der ihren Handlungen und Eigenschaften entnommen war. So erhielt Montezuma I. wegen seiner Tapferkeit den Beinamen Ilhuacamina und Tlacalli.

Nachdem die religiösen Taufceremonien vorüber waren, wurde eine Mahlzeit gegeben, die sich nach den Vermögensumständen der Eltern richtete und wobei der reichlichere Genuß geistiger Getränke verstattet war, weil die Gäste in dem Privathause verweilten und Störung der öffentlichen Ruhe nicht zu befürchten war. Die Fackeln mußten ganz ausbrennen und während der vier Tage zwischen der ersten Taufe und der Namengebung durfte das Heerdfeuer durchaus nicht ausgehen, weil ein Versehen der Art Sünde, Unglück gebracht haben würde. (Clavigero I. 434.)

Diese Lustbarkeiten wurden wiederholt, wenn das Kind von der Brust entwöhnt ward, was gemeiniglich im dritten Jahre Statt fand.

Bei den alten Peruanern waren ähnliche Gebräuche, außerdem aber die Sitte, daß man den Kindern, nachdem sie das erste Lebensjahr zurückgelegt hatten, das Haar abschnitt, wobei ein Naca genanntes Fest Statt fand. Die Freunde kamen zusammen, einer nach dem andern schnitt dem Kinde eine kleine Locke ab und überreichte ihm irgend eine Gabe; darauf erhielt es seinen Namen, der irgend einem merkwürdigen Umstand entnommen wurde, der dem Kinde an diesem Tage wiederfahren war. So war der siebente Inca Yahuar Huacar, Blut-Weiner, genannt worden, weil an diesem Tage ein Tropfen Blut seinen Augen entfallen war, und Huascar, der vierzehnte Inca, hatte seinen Namen von Huasca, Goldkette, weil ihm die Edelleute am Nacatage einen solchen Schmuck überreicht hatten. (Stevenson travels in south America I. 349.)

Die Wiegen der gemeinen Leute waren so eingerichtet, wie sie noch bei den meisten americanischen Indianern im Gebrauche sind. Sie bestanden aus einem Bret, auf welchem das Kind befestigt war und wodurch die seltsame Verunstaltung des Schädels hervorgebracht wurde, die wir an den Todtenköpfen der Altamericaner wahr-

nehmen. (S. E.-G. II. 85. u. Morton crania americana S. 116. Wafer S. 158. Dazu Mondoza's Sammlung.)

Die Erziehung der Jugend war Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit und war darauf berechnet, den Kindern Ehrfurcht für die Institutionen des Landes einzuflößen.

Die ersten Jahre blieben die Kinder an der Brust der Mutter, die nur durch Krankheit bestimmt werden konnte, demselben eine Amme zu geben, welche mit der größten Sorgfalt ausgewählt wurde. Man bemühete sich, die Kinder schon im zartesten Alter an Hunger, Hitze und Kälte zu gewöhnen und ihre Körper abzuhärten. Vor Allem prägte man denselben Ehrfurcht gegen die Eltern und gegen die Götter ein und begann diese Lehren schon mit dem fünften Jahre vorzutragen. Adelige Kinder wurden in öffentlichen Seminarien erzogen, welche unter der speciellen Aufsicht und Leitung der Priester standen.

Die Kinder schliefen auf einer leichten Decke und bekamen nicht mehr zu essen, als zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig war, und keine andere Kleidung als die Schaamhaftigkeit erforderte. So wurde die zarte Haut der Kleinen an die Einwirkung der Atmosphäre gewöhnt. Die Eltern machten die Kinder mit der Verehrung der Götter bekannt und unterrichteten sie in den Gebeten, mit denen die Götter angerufen wurden. Sie führten sie in die Tempel und zeigten ihnen die heiligen Gebräuche. Sie prägten ihnen Abscheu vor Laster, Bescheidenheit im Betragen, Achtung für höhere Personen und Liebe zur Arbeit ein. Vor Allem aber sah man streng darauf, daß sie stets die Wahrheit redeten. So wie man sie auf einer Lüge ertappte, wurden sie mit Aloedornen in die Lippen gestochen. Mädchen, welche die Neigung zeigten, außer dem Hause umher zu laufen, band man die Füße zusammen. Ungehorsame oder zänkische Knaben wurden mit Nesseln gepeitscht oder auf andere Art gestraft.

Der Soldat nahm seine Knaben mit in das Feld, um sie an kriegerische Scenen zu gewöhnen und die Furcht vor Gefahren aus ihrer Seele zu verbannen. Der Landmann unterrichtete seine Söhne zeitig im Feldbau. Die Mädchen lernten die Weberei und das Spinnen und mußten fleißig baden, um stets reinlich und gesund zu bleiben. Man erhielt überhaupt Mädchen wie Knaben in steter Thätigkeit.

Das Erziehungssystem der alten Mexicaner ist auf sieben Gemälden der Sammlung von Mendoza bildlich dargestellt*). Man sieht hier das Kind in der Wiege, Kinderbeschäftigungen, einen fünfjährigen Knaben mit dem Vater zu Markte ziehen und bereits sein kleines Bündel tragen. Ein Mädchen von eben dem Alter wird im

*) Kingsborough antiqu. of Mexico I. Taf. 58—64. Das Alter der Kinder ist durch beigesetzte blaue Kreise angedeutet.



Spinnen unterrichtet. Ein Knabe von sechs Jahren muß die Maisähren, welche auf dem Marktplatze zu Boden gefallen sind, auflesen.

Die 59. Tafel zeigt einen siebenjährigen Knaben, den der Vater im Fischfang, und ein Mädchen, welches die Mutter im Spinnen unterrichtet. Achtjährige Knaben werden mit Strafe bedroht, weil sie ihre Schuldigkeit nicht thun wollen. Ein ungelehriger Knabe von neun Jahren wird mit Aloedornen gestochen, eine Strafe, welche eine Mutter an einem Mädchen von gleichem Alter vollzieht. Ferner erscheint Knabe und Mädchen von zehn Jahren, welche mit Ruthen für ihre Widerspenstigkeit bestraft werden.

Die 60. Tafel zeigt Kinder von 11 bis 14 Jahren. Zwei Väter zwingen ihre Knaben, die keine Lust zur Besserung zeigen, den Dampf von Chilli und großem Pfeffer in die Nase zu ziehen. Einen andern läßt der Vater einen ganzen Tag gebunden auf dem Misthaufen schmachten, und ein zwölfjähriges Mädchen muß einen ganzen Tag und eine Nacht auf der Straße herumgehen. Ein vierzehnjähriger Knabe muß ein mit Rohr beladenes kleines Schiff führen und ein Mädchen desselben Alters für ihre Mutter Mais mahlen, während ein anderes an den Webestuhl gebracht und ein Knabe zum Fischen angehalten wird.

Die nächste Tafel zeigt die Beschäftigungen vom 15. Jahre an. Der Vater übergiebt seinen Sohn einem Priester, um ihn in den Religionsgebräuchen zu unterrichten, und einen andern einem Offizier, um ihm das Kriegshandwerk beizubringen.

Die 63. Tafel zeigt die Beschäftigungen der Jugend in den Seminarien; sie kehren den Tempel, schaffen Zweige und Pflanzen zur Ausschmückung herbei, fertigen Sitze von Rohr und tragen Holz zu dem Feuer und Steine zur Ausbesserung des Tempels. Die Bestrafungen der Jünglinge werden ebenfalls dargestellt und sie bestehen vornämlich in Stichen mit Aloedornen in verschiedene Theile des Körpers. Einen Jüngling, der ein Liebesverständniß mit einem Mädchen gehabt, werfen zwei Priester Feuerbrände an den Kopf. Einem andern werden die Haare vom Kopfe abgesengt.

Die ersten Missionare, welche nach Mexico kamen, haben die Lehren aufbewahrt, welche der Vater den Söhnen, die Mutter ihren Töchtern vortrug, und sie verdienen allerdings hier eine Stelle, da aus ihnen der Culturstand der Nation sich gar wohl ermessen läßt.

„Mein Sohn", sagte der Mexicaner, „du bist aus deinem Mutterleibe, wie ein Hühnchen aus dem Ei, an's Licht gekommen und mußt dich bereiten, wie jenes durch die Welt zu fliegen. Wir wissen nicht wie lange das Ideal, das wir in dir haben, der Himmel uns besitzen lassen wird; doch so kurz auch der Zeitraum sein mag, so strebe darnach recht zu leben und bitte Gott dir beständig beizustehen. Er schuf dich, du bist sein Eigenthum. Er ist dein Vater und liebt dich mehr als ich thue. Uebergieb ihm deine Gedanken und wende

dich Tag und Nacht zu ihm mit deinen Seufzern. Verehre die, welche äiter sind als du, und verachte keinen. Gegen Arme und Unglückliche sei nicht stumm, sondern tröste sie vielmehr. Ehre jedermann, besonders deine Eltern, denen du Gehorsam, Achtung und Dienstgeflissenheit schuldig bist. Hüte dich, dem Beispiele jener gottlosen Kinder zu folgen, welche, wie das unvernünftige Vieh, weder ihre Eltern verehren, noch auf ihren Unterricht hören, noch ihren Ermahnungen und Strafen Folge leisten: denn, wer in deren Fußtapfen tritt, wird ein unglückliches Ende nehmen und plötzlich und in Verzweiflung dahin sterben oder von wilden Thieren gefressen werden. Spotte nicht, mein Sohn, über alte und unvollkommene Menschen. Verachte den nicht, der einen Fehler oder eine Thorheit begeht, und mache ihm keine Vorwürfe darüber, sondern hüte dich, daß du nicht in denselben Fehler verfällst, den du bei einem andern nicht leiden kannst. Gehe nicht dahin, wo du nicht verlangt wirst, und menge dich nicht in das, was dich nichts angeht. Suche deine gute Erziehung in allen Worten und Handlungen zu zeigen. Bei einer Unterredung lege deine Hände nicht auf einen andern, rede auch nicht zu viel und noch viel weniger falle einem andern in die Rede*). Hörst du einen Andern abgeschmackte Dinge hervorbringen, und es ist dein Amt nicht, ihn zu bessern, so schweige still dazu: geht es dich aber an, so überlege erst, was Du sagen willst, damit dein Tadel wohl aufgenommen werde.

Wenn Jemand mit dir redet, so höre ihn aufmerksam an und bleibe in einer schicklichen Stellung. Spiele nicht mit den Füßen, oder nimm den Mantel in den Mund, spucke nicht zu oft aus, wenn du sitzest; alle dergleichen Handlungen zeigen Leichtsinn und schlechte Erziehung an.

Bei Tische iß nicht mit zu viel Gier und laß es dir nicht merken, wenn dir etwas nicht gefällt. Ueberfällt dich Jemand unvermuthet bei Tische, so theile mit ihm was du hast, und bewirthest du Jemand, so sieh ihn nicht starr und steif an. Beim Gehen siehe wohin du gehest, damit du nicht Jemandem auf dem Leib rennest. Sieh'st du Jemand entgegen kommen, so weiche etwas aus, damit er Raum habe vorbeizugehen. Gehe nie vor älteren Personen her, wenn es nicht nothwendig, oder sie es dir nicht befohlen. Bei Tisch iß und trinke nicht eher als sie, sondern erwarte es mit Anstand, damit du dir ihre Gewogenheit erwerbest. Wenn sie Dir etwas geben, so nimm es mit Dankbarkeit an; ist das Geschenk ansehnlich, so werde dadurch nicht eitel; ist es klein, so verachte es nicht. Werde nicht böse und verursache denen, die dir gewogen sind, kein

*) S. II. 91. über die Höflichkeit und Wohlanständigkeit der heutigen americanischen Indianer, die freilich gar sehr von den Begriffen unsrer Salonlöwen abweicht.



Mißfallen. Wirst du reich, so werde nicht übermüthig und verachte die Armen nicht; denn eben die Götter, welche andern den Reichthum entziehen, um ihn dir zu geben, werden durch deinen Stolz beleidigt, nehmen dir die Güter wieder und geben sie andern. Nähre dich durch deine eigene Arbeit; die Speisen werden dir desto lieblicher schmecken. Ich habe dich bis jetzt mit meinem Schweiße ernährt, mein Sohn, und keine Pflicht eines Vaters verabsäumt; ich habe dich mit allem Nothwendigen versorgt, ohne es andern zu nehmen; thue du nun auch also.

Sage nie eine Unwahrheit, denn Lügen ist eine abscheuliche Sünde; wenn du dich in der Nothwendigkeit befindest, einem andern das, was du erfahren, mitzutheilen, so sage die reine Wahrheit ohne Zusatz. Rede von Niemand übel. Achte nicht auf Anderer Fehler, die du gewahr wirst, wenn es dein Amt nicht ist, sie zu bessern. Sei kein Neuigkeitsträger und spinne keine Uneinigkeit an. Sollst du bei Jemand etwas ausrichten und dieser schimpft in der Hitze auf den, der dich abschickt, so erzähle eine solche Antwort nicht wieder, suche ihn zu besänftigen und verschweige so viel wie möglich, was du gehört hast, damit du keine Uneinigkeiten anstiftest, die dich in der Folge gereuen möchten.

Halte dich nicht länger als nöthig ist, auf dem Marktplatze auf, denn an solchen Orten läuft man die größte Gefahr allerlei Laster aufzunehmen.

Wird dir ein Amt angeboten, so stelle dir vor, daß man dich vielleicht durch einen solchen Vorschlag nur versuchen will; nimm es nicht zu geschwind an, wenn du gleich weißt, daß du geschickter dazu bist als ein anderer, sondern entschuldige dich, bis du genöthiget wirst es anzunehmen; desto mehr Achtung wirst du dir erwerben.

Sei kein Verschwender, du erzürnest die Götter und sie werden dich mit Schände bedecken. Halte dich im Zaum, mein Sohn, und warte bis das Mädchen, welches dir die Götter zur Frau bestimmen, ein gehöriges Alter erreicht; überlasse es ihrer Fürsorge, weil sie Alles gut zu ordnen wissen. Ist die Zeit zu heirathen da, so thue es nicht ohne deiner Eltern Einwilligung, sonst wird es ein unglückliches Ende nehmen.

Stiehl nicht und ergieb dich nicht dem Spiele, sonst machst du deinen Eltern Schande statt Ehre, welche sie für die dir gegebene Erziehung verdienen. Bist du tugendhaft, so wirst du die Gottlosen dadurch beschämen. Nun nichts weiter, mein Sohn, ich habe genug gesagt, um mich der Pflichten eines Vaters zu entledigen. Ich wünsche durch diese guten Lehren dein Herz zu stärken. Weigere dich nicht, sie anzunehmen und handle ihnen nicht entgegen, denn dein Leben und deine Glückseligkeit hängen davon ab."

Dies waren die allgemeinen Lehren, welche der Vater dem

Sohne gab, denen, je nach dem Stande der Eltern, noch besondere Anweisungen beigefügt zu werden pflegten.

Die Mutter aber gab der Tochter folgende Ermahnungen:

„Meine Tochter, die du von meinem Fleisch und mit Schmerzen geboren und mit meiner Milch genährt bist, ich habe dich mit großer Sorgfalt zu erziehen gesucht; dein Vater hat dich wie einen Smaragd bearbeitet und polirt, daß du in den Augen der Männer als ein Juwel der Tugend erscheinen möchtest. Bestrebe dich jederzeit gut zu sein, wer wird dich sonst zur Frau begehren? Ein jeder wird dich verwerfen. Dein Leben ist ein mühseliger, dornenvoller Weg; wir müssen nothwendig alle unsere Kräfte anstrengen, um die Güter zu erwerben, welche die Götter bereit sind uns zu geben. Wir müssen deswegen nicht saumselig, sondern in allen Dingen betriebsam seyn. Sey ordentlich und bemüht das innere Hauswesen gehörig zu verwalten. Gieb deinem Manne Wasser für seine Hände und backe Brot für deine Familie. Wo du gehest, da gehe mit einem bescheidenen und gesetzten Anstande, ohne zu sehr zu rennen. Lächele die, welche dir begegnen, nicht an; sieh ihnen nicht steif in's Gesicht, wirf die Augen aber auch nicht beständig umher, von einer Seite zur andern, damit dein guter Name nicht leide. Wer dich grüßt und dich um etwas befragt, dem ertheile eine höfliche Antwort.

Sei fleißig im Spinnen und Weben, im Nähen und Sticken: durch diese Künste erwirbst du dir Achtung und zugleich Nahrung und Kleidung. Ueberlaß dich dem Schlaf nicht zu sehr, suche auch den Schatten nicht immer, sondern gehe in die freie Luft und ruhe dort aus. Weibische Verzärtelung zieht Müssigang und andere Laster nach sich.

Bei deinen Beschäftigungen hänge keinen bösen Gedanken nach, sondern denke an den Gottesdienst und wie du deine Eltern unterstützen willst. Wenn dich Vater oder Mutter rufen, so warte nicht bis es zum zweiten Mal geschieht, sondern gehe gleich um ihr Begehren zu vernehmen, damit du sie nicht durch deine Zögerung verdrießlich machest. Gieb keine trotzige Antwort, oder laß es dir nicht merken, daß du ihren Willen nicht gern thust. Kannst du nicht thun was sie begehren, so entschuldige dich auf eine höfliche Art. Kommt ein anderes, das gerufen wird, nicht gleich, so gehe du und höre ihre Befehle und mache es gut. Biete dich nie zu etwas an, das du nicht thun kannst. Betrüge Niemand, denn die Götter sehen alle deine Handlungen. Lebe mit Jedermann in Frieden und liebe Jedermann aufrichtig und auf eine ehrliche Art, damit man dich wieder liebe.

Sei mit deinen Gütern nicht geizig. Siehst du, daß einem andern etwas geschenkt wird, so gieb nicht Gelegenheit, daß man einen niedrigen Verdacht auf dich werfe, denn die Götter, denen alles gehört, vertheilen die Güter nach ihrem Wohlgefallen. Willst du es

vermeiden andern zu mißfallen, so lasse ihnen dein Mißfallen auch nicht merken.

Hüte dich vor unanständiger Vertraulichkeit mit Mannspersonen und gieb unerlaubten Wünschen keinen Raum in deinem Herzen, sonst wirst du die Schande deiner Familie oder du beschmutzest deine Seele, wie Schlamm das Wasser. Halte keine Gesellschaft mit liederlichen, lügenhaften und müssig gehenden Weibern, sonst werden sie dich unfehlbar durch ihr Beispiel anstecken. Gieb auf deine Familie im Hause Acht: gehe nicht um geringer Ursachen willen aus dem Hause und zeige dich nicht oft auf der Gasse und auf dem Marktplatze; an solchen Orten findest du dein Verderben. Erinnere dich, daß das Laster wie eine giftige Pflanze, dem der es kostet, das Leben raubt und hat es einmal seinen Wohnplatz im Herzen aufgeschlagen, so treibt man es schwerlich heraus. Begegnet dir ein vornehmer Jüngling, der dir gefällt, auf der Gasse, so lasse dich nicht mit ihm ein, sondern verstelle dich und gehe weiter. Sagt er dir etwas, so achte weder auf ihn noch auf seine Worte. Geht er dir nach, so drehe dich nicht um ihn anzuschauen, damit seine Leidenschaft nicht noch mehr gereizt werde. Bei einem solchen Betragen wird er dich bald in Ruhe gehen lassen.

Ohne dringende Ursache gehe in kein fremdes Haus, damit man von deiner Ehre nichts Nachtheiliges denke oder sage. Gehest du in das Haus deiner Verwandten, so begrüße sie mit Achtung und bleibe nicht müssig stehen, sondern greife gleich nach einer Spindel oder thue sonst etwas, was vorfällt.

Wenn du verheirathet bist, so habe Achtung und Gehorsam für deinen Mann und thue fleißig was er dir befiehlt. Suche seinen Unwillen zu vermeiden; sei nicht heftig und boshaft, sondern empfange ihn zärtlich in deine Arme, wenn er auch arm ist und auf deine Kosten lebt. Veranlaßt dein Mann dir einigen Unwillen, so laß es ihm, wenn er dir etwas zu thun befiehlt, nicht merken, sondern verstelle dich in diesem Augenblick und sage ihm nachher auf eine freundliche Art, was dich gekränkt, damit du ihn durch Sanftmuth gewinnest und er dich in Zukunft nicht wieder beleidige. Verunehre ihn nicht in Gegenwart anderer, denn du verunehrest dich dadurch selbst. Besucht Jemand deinen Mann, so empfange ihn freundlich und erweise ihm alle Höflichkeit. Beträgt dein Mann sich unbesonnen, so sei du desto bescheidener. Fehlt er in der Verwaltung seines Vermögens, so erinnere ihn an seine Fehler; ist er aber ganz unfähig dazu, so übernimm du die Sorge dafür; gieb genau auf seine Güter acht und vergiß nie, die Arbeiter richtig und gleich zu bezahlen. Wache darüber, daß nichts durch Nachlässigkeit verloren geht.

Meine Tochter, nimm den Rath, den ich dir gebe, zu Herzen. Ich bin ziemlich alt und habe genug mit der Welt zu thun gehabt.

Ich bin deine Mutter und wünsche, daß es dir wohl gehen möge. Präge diese Lehren fest in dein Herz, so wirst du glücklich leben. Wenn du mich nicht hörest und meine Ermahnungen vernachlässigst und es betreffen dich Unglücksfälle, so ist es deine Schuld und du wirst dafür büßen müssen. Genug, meine Tochter, die Götter segnen dich."

Betrachten wir diese Ermahnungen, die aus den Lehren der Priester und der Herrschenden hervorgingen, und vergleichen wir sie mit dem rechtlosen Zustande, in welchem die Herrscher der Südsee ihre unterjochte Bevölkerung erhalten, so erkennen wir, daß in jenen Lehren ein gewaltiger, moralischer Zwang für die Beherrscher liegt, daß aber dieser Zwang sie auch einer höheren Cultur zuführt. Die mexicanischen Priester verspeisten eben so, wie die der Südsee, das Fleisch des gemeinen Volkes, allein sie behandelten dasselbe nicht wie jene als ein plötzlich überfallenes Wild, sondern sie pflegten und schmückten dasselbe, wie der Hirt mit seiner Heerde thut.

Die mexicanische Jugend wuchs in der Ehrfurcht gegen ihre Eltern, Priester, Edelleute und Könige heran; körperlich wurde sie hart gehalten und auf körperliche Gewandtheit und Gehorsam waren auch die Spiele und Uebungen berechnet, die sie vornehmen mußte. Die Azteken mußten von Jugend auf im Wettlauf sich üben, sie spielten mit dem Ball, sie rangen und warfen nach dem Ziele und waren um so eifriger sich hierin eine gewisse Fertigkeit anzueignen, weil auch die Erwachsenen öffentliche Spiele hielten, wobei es auf Kraft und Gewandtheit ankam.

Da die Söhne gemeiniglich das Gewerbe der Väter ergriffen, so konnten die Unterweisungen darin schon in früher Jugend beginnen, wie wir aus den Gemälden der Mendoza'schen Sammlung ersehen haben. Für die geistige und moralische Ausbildung der Jugend war durch öffentliche Schulen gesorgt, die in der Nähe der Tempel und unter unmittelbarer Leitung der Priesterschaft standen. Hier wurden sie drei Jahre lang in der Religion und in den guten Sitten unterrichtet und die Lehrsätze weiter entwickelt, welche die Eltern von Jugend auf ihren Kindern eingeprägt hatten.

Die meisten Mexicaner, hauptsächlich aber die Adeligen, ließen ihre Kinder in den eigentlichen Seminarien erziehen, welche ebenfalls zu den Tempeln gehörten und deren es für Knaben, Jünglinge und Mädchen in allen Städten des mexicanischen Reiches gab; die dabei angestellten Priester widmeten sich ausschließlich diesem Berufe. In ähnlicher Weise hatte schon der Inca Roca von Peru in Cuzco eine Erziehungsanstalt für die Prinzen von Geblüt errichtet, in welcher sie in allen Wissenschaften unterrichtet wurden. (Ulloa voyage d'Amerique meridionale II. 229.) In Mexico waren die Seminarien des Adels von denen der gemeinen Leute getrennt. Erstere mußten die Arbeiten im Innern und in der nächsten Umgebung der Tempel

vornehmen, sie mußten den obern freien Platz des Tempels kehren und das Feuer in den Gefäßen vor dem Tempel unterhalten, Letztere verrichteten die gröberen Arbeiten, schafften Brennholz, Steine und Kalk zu Ausbesserung der Gebäude herbei. Beide aber wurden in der Religion, Geschichte, Malerei, Musik und Allem, was ihnen in ihrem künftigen Berufe nützlich seyn konnte, unterrichtet.

Die Erziehungsanstalten für die Mädchen standen unter der Leitung von älteren Frauen, welche durch ihre Sittlichkeit Ehrfurcht geboten. Die Mädchen wurden ebenfalls zum Tempeldienst angehalten und ihre Bestimmung war, den untern freien Platz des Tempels zu kehren und alle Nächte dreimal aufzustehen, um Kopalharz auf die Feuerfässer zu werfen, die den Göttern täglich vorzusetzenden Speisen zu bereiten und allerlei Arten von Zeuchen zu weben. Sie wurden in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet, wodurch sie vom Müssiggang abgehalten und an die Arbeit gewöhnt wurden. Sie schliefen in großen Sälen unter Aufsicht bejahrter Frauen, die stets über die Bescheidenheit und den Anstand ihrer Schülerinnen strenge Wacht hielten.

Die männlichen und weiblichen Zöglinge der Seminarien lebten streng geschieden von einander; eine Uebertretung dieses Gebots wurde streng bestraft, wie wir auf der 63. Tafel der Mendoza'schen Sammlung sehen.

Wollte ein Schüler oder eine Schülerin der Anstalt seine Eltern besuchen, was nur sehr selten geschehen durfte, so mußten sie stets in Gesellschaft der Vorgesetzten gehen. Nachdem sie dann die Lehren und Nachrichten ihrer Eltern eine kurze Zeit still und aufmerksam angehört, kehrten sie in die Anstalt zurück.

Beide Geschlechter blieben hier bis zu ihrer Verheirathung. Der junge Mann bat dann bei dem Vorsteher um die Erlaubniß, sich eine Frau wählen zu dürfen, oder seine Eltern verlangten ihn in dieser Absicht aus der Anstalt zurück, wobei sie den Vorstehern für die Mühe und Sorgfalt dankten, welche sie auf seine Ausbildung verwendet hatten.

Alle jungen Männer und Mädchen, die das zur Ehe erforderliche Alter erreicht hatten, wurden am Feste des Gottes Tezcatlipoca feierlich entlassen. Bei dieser Gelegenheit ermahnte sie der Vorsteher in einer Rede zur Beständigkeit in der Tugend und zur Beobachtung aller Pflichten ihres neuen Standes. Die in diesen Anstalten erzogenen Mädchen wurden vorzugsweise zu Frauen gesucht, da man bei ihnen besondere Geschicklichkeit in allen Arbeiten und die sittlichen Grundsätze, die ihnen dort beigebracht waren, mit Bestimmtheit voraussetzen durfte. Ein junger Mann, der im 22. Jahre sich noch nicht verheirathet hatte, ward als ein dem Tempeldienst sich widmender betrachtet. Gereute ihn später sein eheloser Stand, so traf ihn allgemeine Verachtung und kein Frauenzimmer würde sich entschlossen

haben, ihn zum Manne zu nehmen. In Tlascala war der ehelose Stand verachtet, so daß man dem, der im mannbaren Alter nicht heirathen wollte, durch Abscheeren der Haare beschimpfte. (Clavigero I. 460 ff.)

Die königlichen Prinzen hatten ihre besonderen Hofmeister und wurden, wie wir weiter unten sehen werden, eben so sorgsam für ihren künftigen Beruf vorbereitet, wie die Adeligen und Gemeinen.

Das häusliche Leben der alten Mexicaner hatte sehr milde Formen und entbehrte, wie wir gesehen haben, keineswegs einer sittlichen Würde. Es floß still und ruhig dahin. Mäßigkeit und Arbeitsamkeit erhielten die Menschen gesund und munter und durch Reinlichkeit suchten sie Krankheiten von sich abzuhalten, wozu noch einige Hausmittel kamen, unter denen die Blutentziehung und das Schwitzbad vornehmlich zu nennen sind.

Der gemeine Mann auf dem Lande besorgte die Blutentziehung selbst mit den Stacheln der Aloe, ohne fremde Hülfe zu gebrauchen oder seine Arbeit zu unterbrechen. Er nahm dazu auch die Kiele des Stachelschweins. In den Städten verrichteten die Aerzte diese Operation mit Lanzetten aus Itztli oder Obsidian, worin sie sehr geschickt waren.

Nächstdem glaubte man durch fleißige Bäder in Seen, Teichen und Flüssen die Gesundheit sehr zu fördern, und sie badeten täglich wohl zweimal.

Das Schwitzbad, welches wir bereits bei den americanischen Indianern gefunden haben (s. C.-G. II. S. 175.), fand in einem aus Backsteinen errichteten kleinen Gebäude Statt, dessen mexicanischer Name Temazcalli ist und deren in jedem Orte mehrere angetroffen wurden. Es hat die Gestalt eines Backofens, dessen Boden etwas convex und tiefer als die Erdoberfläche gelegen ist. Der größte Durchmesser beträgt acht Fuß, die größte Höhe in der Mitte sechs Fuß. Der Eingang hat die Weite, daß ein Mann bequem hineinkriechen kann. Dem Eingang gegenüber ist der Ofen, aus Stein oder Ziegeln errichtet, der von Außen geheizt wird und ein Luftloch zum Abzuge des Rauches hat. Die gegen das Innere des Bades gekehrte Ofenseite hat $2\frac{1}{2}$ Fuß ins Gevierte und besteht aus porösem Stein, ohne Kalk zusammengesetzt. Oben am Gewölbe des Bades ist ebenfalls eine Oeffnung wie beim Ofen. Dieß ist die gewöhnliche Form des Schwitzbades; doch hatte man auch noch eine andere Art, die aus einer kleinen würfelförmigen, gegen die Luft wohlverwahrten Kammer bestand. — Nachdem nun der Ofen geheizt worden, legte man eine Matte nebst einem Bündel Kräutern oder Maisblättern hinein und stellte einen Krug Wasser dazu. Der Badende kroch dann ganz nackend hinein und nahm der Bequemlichkeit oder plötzlichen Uebelbefindens wegen einen Bedienten mit sich. Den Eingang verschloß man sodann, ließ aber das Luftloch noch eine Weile offen,

damit sich der etwa aus dem Ofen dringende Rauch verziehen könne. Darauf sprengte man Wasser auf die heißen Steine, woraus sich alsbald ein dicker Dampf entwickelte. Während nun der Badende auf der Matte liegt, treibt der Diener den Dampf abwärts und schlägt den Kranken ganz sanft, namentlich auf die Stelle des Körpers, die der Sitz eines Leidens ist, mit dem Kräuter- oder Blätter-Bündel, die er vorher in das Wasser des Kruges getaucht hat, worauf dann bei dem Badenden der Schweiß sich einstellt, der durch Vermehrung oder Ablassen des Dampfes gesteigert oder gemindert werden kann. Nachher werden die Dämpfe durch das Luftloch entlassen, der Eingang geöffnet, der Badende kleidet sich an und läßt sich gemeiniglich in die Matte gehüllt nach seinem Zimmer tragen. Man bediente sich des Schwitzbades oder Temazcalli besonders bei Fiebern, nach dem Biß giftiger Thiere, nach Wochenbetten, Gichtanfällen u. dergl. (Clavigero I. 583.)

Die alten Mexicaner besaßen genaue Kenntniß von der medicinischen Wirksamkeit der sie umgebenden Naturproducte und in der Wundarzneikunst hatten sie viel Geschick, wie die spanischen Eroberer selbst bezeugten. Zur Heilung der Wunden wendeten sie ihre Balsame und Abkochungen von allerlei Kräutern an. Bei Knochenbrüchen legten sie den gepulverten Samen der Necatzol und Toloatzin auf, die sie mit einem Harze vermischten, bedeckten sie dann mit Federn und schienten hierauf das kranke Glied mit kleinen Bretern. Die mexicanischen Aerzte kannten über zwölfhundert officinelle Pflanzen mit vaterländischen Namen, darunter Tabak, americanischer Balsam, Kopalgummi, Storar, Sassaparilla, Tacamohac, Jalappe und andere, die auch von den europäischen Aerzten angenommen worden sind. Bei aller gründlichen Kenntniß der Naturproducte und des menschlichen Körpers behielten die Aerzte von Merico aber dennoch die abergläubigen Ceremonien bei, welche wir bei den heutigen Indianern bemerkt haben (s. C.-G. I. S. 277. u. II. S. 171.). Sie belegten zunächst die Krankheit mit ihrem Fluche und riefen dazu ihre Schutzgöttin, die Tzapotlatenan, an, die Erfinderin vieler medicinischer Geheimnisse und vornehmlich des Oeles, das aus dem Ocotl destillirt wird. (Clavigero I. 575 ff.)

Doch mögen wohl mehrere Classen von Aerzten vorhanden gewesen seyn, wie wir ja auch in Europa neben den eigentlichen gelehrten Aerzten Quacksalber, curirende Schäfer, Hirten und alte Frauen, außer den Hausmitteln und sympathetischen Curen finden. Wir können vielleicht annehmen, daß im alten cultivirten America die Medicin auf dem Standpuncte gewesen, wie ihn Molina (S. 84.) bei den Araucanern fand. Dort bestehen drei Classen Aerzte neben einander. Die Ampire oder Empiriker sind die geschicktesten; sie kennen den menschlichen Körper und seine Leiden genau, beachten den Puls und nehmen ihre Mittel vorzugsweise aus dem

Pflanzenreiche, welches sie sehr gründlich kennen. Die Vilen nennt Molina die Theoretiker, welche alle ansteckende Krankheiten von Insecten herleiten und alle Epidemien ohne Ausnahme Cuthanpiru, Wurmkrankheiten, nennen. Die dritte Classe sind die Maci oder Machi, Zauberer, wie wir sie bei allen Indianern und allen passiven Nationen des Nordens wie des Südens fanden und die in Arauco sich in den untern Regionen der Gesellschaft besonders geltend machen. Neben den Aerzten für innere Krankheiten haben die Araucaner auch noch die Guttarve, Wundärzte; diese richten verrenkte Glieder ein, heilen Knochenbrüche, Wunden und Geschwüre und verrichten oft bewundernswürdige Curen. Außer diesen eigentlichen Wundärzten bestehen noch die Cupove, wörtlich Zergliederer, welche die Leichen öffnen, um die Verzauberung derselben nachzuweisen, wodurch sie allerdings eine genaue Kenntniß des menschlichen Körpers sich erwerben. Wie die alten Mexicaner bedienen sich die Araucaner zum Aderlaß eines Steines, den sie in ein kleines Stöckchen einlassen, auf welches sie beim Gebrauch mit dem Zeigefinger schlagen. Ihre Clystierspritze besteht aus einer Blase, in deren Oeffnung ein kleines Rohr angebracht ist.

Die **Bestattung** der Mexicaner war mit vielen Ceremonien verbunden und war für die Aufseher der Leichenbegängnisse eine besondere Beschäftigung. Sobald Jemand gestorben, holte man diese Leute, welches bejahrte Männer waren. Sie nahmen eine Anzahl Papierstücken, legten sie dem Todten an und besprengten sein Haupt aus einem Gefäß mit Wasser. Dann zogen sie ihm ein Kleid an, wie es sich für seine Vermögensumstände und seinen Stand schickte. War er Krieger, so bekam er das Kleid des Huitzilopochtli; der Kaufmann, der Künstler, jeder bekam das Kleid seiner Standesgottheit. Ertrunkene erhielten das Kleid Tlaloc, ein wegen Ehebruch Hingerichteter das des Tlazolteotl. Ein jeder wurde im Tode mit dem Kleide geschmückt, welches der Gottheit seines Standes, seiner moralischen Eigenschaften gehörte, und die alten Mexicaner trugen im Tode mehr Kleider als bei Lebzeiten.

Nebst dem Kleide erhielt der Todte ein Gefäß mit Wasser, um sich dessen bei der Reise in die andere Welt zu bedienen, und nach und nach legten sie ihm mehrere Stücken Papier hin und erklärten ihm den Zweck und Gebrauch eines jeden derselben. Bei der Niederlegung des ersten sagten sie ihm: „Vermittels dieses Blattes wirst du ohne Gefahr zwischen den beiden Bergen, die mit einander fechten, hindurch kommen;" bei dem zweiten: „Mit diesem Blatte wirst du ohne Hinderniß über den Weg gehen, der durch die große Schlange vertheidigt wird;" bei dem dritten: „Mit diesem gehst du sicher durch den Ort, wo das Crocodil Xochitonal sich aufhält." Das vierte war ein Freibrief durch die acht Wüsten, das fünfte half über die acht Hügel, das sechste brachte die wandernde Seele ohne

Schaden durch den scharfen Wind, der an dem Orte Itzehejacan so heftig wehete, daß die Felsen losgerissen wurden, und der so scharf wie ein Messer schneidet. Sie verbrannten dann alle Kleider, Waffen und etwas von dem Hausgeräthe des Verstorbenen, damit ihn die Hitze des Feuers gegen den entsetzlich scharfen Wind schützen möge.

Nächstdem wurde das hundeartige Hausthier Techichi des Verstorbenen getödtet, damit es die Seele auf ihrer Reise begleiten möge. Sie banden dem Thiere eine Schnur um den Hals, damit es mit deren Hülfe den tiefen Fluß Chiuhnahuapon (den neuen Strom) glücklich durchschreiten könne. Das Thier ward dann mit seinem Herrn begraben oder verbrannt. Während man nun das Feuer anschürte, worin der Leichnam verbrannt werden sollte, sangen die Priester in einem melancholischen Tone. Wenn das vorbei war, sammelten sie die Asche in einen irdenen Topf und legten nach den Vermögensumständen des Verstorbenen einen Edelstein von größerem oder geringerem Werthe hinein, der ihm in der andern Welt an Statt des Herzens zu dienen bestimmt war. Den Topf begruben sie in ein tiefes Loch und setzten achtzig Tage lang Brot und Wein darüber. So wurden die gemeinen Leute bestattet. Bei weitem mehr Umstände und Feierlichkeiten fanden bei der Beisetzung der Edelleute und Könige Statt.

Wenn der **König** erkrankte, banden sie den Bildern der Götter Huitzilipochtli und Tezcatlipoca eine Maske vor, die sie nicht eher wieder abnahmen, als bis der König entweder todt oder gesund war. War der Tod des Königs von Mexico erfolgt, so wurde sein Ableben feierlich bekannt gemacht und allen Herren in und bei der Residenz wurde der Trauerfall angezeigt, damit sie bei dem Leichenbegängniß gegenwärtig seyn konnten. Mittlerweile legte man den königlichen Leichnam auf schöngewirkte Decken und ließ ihn durch die Diener bewachen. Vier bis fünf Tage darauf, wenn die Herren angelangt waren und schöne Kleider, reichen Federschmuck und Sclaven zum Geschenk mitgebracht hatten, legten sie dem Leichnam fünfzehn oder noch mehr seine baumwollene Kleider von allerlei Farben an, putzten ihn mit Gold, Silber und Edelgesteinen, hingen ihm einen Smaragd an die Unterlippe, der ihm Statt des Herzens dienen sollte, und bedeckten sein Gesicht mit einer Maske. Auf die Kleider legten sie dann die Insignien des Gottes, in dessen Tempel der König begraben werden sollte. Sie schnitten dem Leichnam einige Haare ab und verwahrten sie mit den andern, die ihm in der Kindheit abgeschnitten waren, in einer Büchse, um das Andenken des Verstorbenen zu erhalten. Auf die Büchse ward ein hölzernes oder steinernes Bildniß des Königs gelegt. Darauf wurde der Sclave getödtet, der des Königs Hauspriester gewesen war und Alles, was zum Privatgottesdienst gehörte, besorgt hatte, damit er ihm in jener Welt dieselben Dienste verrichten könne.

Nun folgte die **Leichenprocession**, welcher alle Verwandte des Verstorbenen, der gesammte Adel und die Frauen des Königs folgten,

die ihre Betrübniß durch Thränen und Gebärden offenbarten. Die Edelleute trugen eine große Fahne von Papier, das königliche Wappen und die übrigen Insignien. Die Priester stimmten Gesänge, doch ohne musicalische Instrumente an. War der Zug auf dem untern freien Platze des Tempels angelangt, so kam der Oberpriester der Leiche mit seinen Dienern entgegen. Hier war der Scheiterhaufen aus allerlei wohlriechenden Hölzern, Kopalgummi und mehrfachen aromatischen Substanzen errichtet. Die Leiche wurde darauf gelegt und der Holzstoß angezündet. Während der Scheiterhaufen mit der Leiche in Flammen stand und Kleider und Waffen des Verstorbenen verbrannten, wurden unten an den Stufen des Tempels eine Menge Sclaven des Verstorbenen und der Vornehmen, die sie zum Geschenk mitgebracht hatten, geopfert. Zugleich mit den Sclaven opferte man einige ungestaltete Männer, die der König zum Zeitvertreib in seinem Palast gehalten hatte; nicht minder wurden auch einige seiner Frauen geopfert, damit die Seele in jener Welt die gewohnte Unterhaltung und Freude nicht entbehren möge. Die Anzahl der Opfer richtete sich nach der Pracht des Leichenbegängnisses und stieg zuweilen wohl bis auf zweihundert. Der Techichi ward dabei keineswegs vergessen, da auch er dem Könige als Begleiter auf seinem Wege dienen sollte.

Den folgenden Tag sammelte man die Asche und die Zähne, welche unversehrt geblieben waren, so wie den Smaragd aus der Unterlippe; das Alles wurde sorgsam zu den Haaren in die Büchse gelegt und diese an einem zum Begräbniß bestimmten Orte beigesetzt. Die vier folgenden Tage wurden allerhand Speisen auf das Grab gestellt; den fünften, vierzehnten, sechszehnten, achtzehnten und zwanzigsten Tag darauf opferte man einige Sclaven, womit die Menschenopfer beschlossen wurden. Ein Jahr nach dem Begräbnißtage wurden Caninchen, Schmetterlinge, Wachteln und andere Vögel geopfert, auch Brot, Wein, Kopalblumen und das Acajetl, ein kleines mit Wohlgerüchen gefülltes Rohr, dargebracht.

In Mexico wurden alle Todten verbrannt; ausgenommen waren die Ertrunkenen, die an der Wassersucht, so wie an einigen andern Krankheiten Verstorbenen, deren Körper man unversehrt der Erde übergab.

In Arauco wurden die Todten zur Erde bestattet und mit Erde überschüttet; noch jetzt wird der Araucaner am ersten bis dritten Tage nach seinem Absterben nach dem Begräbnißplatze der Familie getragen, der gewöhnlich in einem Gehölz oder auf einem Hügel gelegen ist und Eltun genannt wird. Zwei Jünglinge reiten mit verhängtem Zügel voran, die nächsten Verwandten tragen die Bahre, welche eine Menge klagender Weiber umgeben; hinterher folgt ein Weib, welches Asche auf den Weg streut, um dadurch der abgeschiedenen Seele den Rückweg abzuschneiden. Auf dem Begräbnißplatze wird der in seinen besten Kleidern prangende Leichnam an die Erde gelegt und mit seinen

Waffen, bei Frauen weibliche Geräthschaften, so wie ein ansehnlicher Vorrath von Speisen und Getränken, dem Grabe übergeben. Einige tödten das Pferd des Verstorbenen und legen es ihm bei. Darauf nimmt man zum letzten Male Abschied und bedeckt das Ganze mit Erde und Steinen in Gestalt einer Pyramide, die mit Getränk übergossen wird. (Molina S. 73.) *)

Solche Grabhügel haben sich denn auch erhalten. Lionel Wafer, der im Jahr 1685 zu Vermejo in der Audienz Lima (10 Gr. s. Br.) landete, fand hier den Erdboden eine halbe Meile lang mit Leichnamen von Männern, Weibern und Kindern bedeckt, so daß die Reisenden bei jedem Schritt darauf traten. Die Leichen waren noch so frisch erhalten, daß sie kaum vor acht Tagen gestorben schienen, waren aber so leicht wie Kork oder Schwamm. Ein alter Indianer bezeugte, daß dieß die Gebeine seiner Vorfahren seien und daß sie mit den Männern die zerbrochenen Bogen und mit den Frauen das Spinnzeug begraben hatten. **)

Ulloa beschreibt die Grabhügel oder Guacas von Quito, die meist acht bis zehn Toisen Höhe und zwanzig bis fünfundzwanzig Toisen Durchmesser haben und aus Steinen aufgebaut und mit Erde überschüttet sind. Die zahlreichsten Guacas fand Ulloa in der Nähe des Fleckens Cayambe, weil in der Nähe desselben einer der größern Tempel gestanden und das umliegende Gefilde als dadurch geheiligt angesehen war. Die Hügel sind nach Stand und Vermögen der Familien sehr verschieden, eben so der Inhalt derselben, den die Werkzeuge und Geräthe, Gefäße und Schmucksachen des Bestatteten bilden, die wir schon oben kennen gelernt haben. (Ulloa Voyage I. 382. und im 9. Bande der allg. Hist. der Reisen S. 341 ff.)

In der Nähe von Supe, nördlich von Lima, fand Stevenson die Ueberreste einer alten Stadt, die auf einem felsigen Hügel angelegt war, da die Alten fruchttragendes Land nicht gern zu Wohnstätten nahmen. Dabei waren auch die Grabstätten, in welchen sich zahlreiche Geräthschaften, jene bauchigen Doppelflaschen, Baumwollenkleider, Calabassen, Getränke, Straußenfedern aus Brasilien und Schmucksachen aus Gold und Silber vorfanden. Vermöge der großen Trockenheit und des Salzgehalts des Sandes finden sich die Leichname vollkommen gut erhalten, obschon manche dreihundert Jahre alt seyn mögen; eben so wohlerhalten sind die Kleider, die jedoch zerfallen, wenn sie der Luft und der Sonne ausgesetzt werden. Hier finden wir also förmliche

*) Interessant ist es, hiermit die Todtenceremonien der alten Germanen zu vergleichen, wie sie aus der Bauart der Grabhügel hervorgeht. S. mein Handbuch der germ. Alterthumskunde S. 113.

**) Wafers Voyage S. 208. Wafer wollte den Körper eines neunjährigen Knaben mit nach England nehmen, das Schiffsvolk litt aber die Leiche nicht an Bord, weil sie übeln Einfluß auf den Compaß ausübe.

Todtenstädte, Aushöhlungen in den Felsen oder Grabstätten auf Hochebenen angelegt. *)

Die alten Americaner suchten nächstdem die Leichname durch künstliche Mittel zu erhalten. Die Zapoteken balsamirten die Leichen der Vornehmen. Die Mixteken und Chechemeken begruben sie, wie die von Quito, in Berghöhlen oder in Hainen. Diejenigen Mexicaner, welche nicht verbrannt wurden, setzte man auf kleinen Schemeln in ausgemauerte tiefe Gruben und legte ihnen die Geräthe und Werkzeuge bei, deren sie sich im Leben bedient hatten, nebst Goldschmuck und reichlichem Vorrath von Speise und Trank.

Die Sitte des Beerdigens und Begrabens scheint auch in America die älteste und ursprünglichste gewesen zu seyn; sie scheint sich in Peru und Quito erhalten zu haben. Die Sitte des Verbrennens kommt zunächst bei den Chechemeken vor, deren erster König Xolotl verbrannt wurde, worauf die Asche in eine Urne gesammelt ward, die aus sehr hartem Stein gemacht war. Sie ward darauf vierzig Tage der öffentlichen Verehrung dargeboten und die Vornehmen naheten sich ihr täglich, um den Ueberresten ihres Herrschers die Thränen der Hochachtung darzubringen. Endlich ward sie in einer benachbarten Höhle beigesetzt. (Clavigero I. 152.) Die mexicanischen Könige wurden in den Tempeln bestattet und große Schätze an edlem Metall dazugelegt. Die spanischen Eroberer fanden hier namhafte Massen Gold; die Soldaten des Cortes holten aus einem Begräbnisse eines Tempels in Mexico 240 Unzen Gold.

Das gesellige Leben

der alten Americaner, namentlich der Mexicaner, war durch allerlei Feste und Spiele verschönert, die durchgehends durch die Priesterschaft geleitet und durch die Gesetze in den Schranken der Mäßigung und des Anstandes gehalten wurden. Vor Allem wirkte die Erziehung, die, wie wir sahen, ganz in den Händen der Priesterschaft war, darauf hin, das Volk abzuhärten, an Enthaltsamkeit zu gewöhnen und ihm vor Allem dem, was die herrschende Gewalt anordnete, die größte Ehrfurcht einzuprägen. Dann verbot das Gesetz jede Ausschweifung und ahndete sie unerbittlich mit den härtesten Strafen; so war namentlich die Völlerei mit berauschenden Getränken hart verpönt und nur bei Hochzeiten, die innerhalb des Hauses und Hofraumes Statt fanden, ein reichlicher Genuß des Aloeweins nachgelassen. Junge Männer, die sich betranken, wurden ins Gefängniß gebracht und hier zu Tode geprügelt, junge Frauen aber gesteinigt; bejahrte Männer kamen zwar mit dem Leben davon, wurden aber schwer gezüchtigt. Ein Edelmann, der sich betrank, verlor Amt und

*) Stevensen travels in South-America I. 412.

Würden und wurde ehrlos. Dem Gemeinen wurde das Haar abgeschoren und sein Haus niedergerissen. Denn, sagte das Gesetz, wer sich mit Absicht seines Bewußtseins beraubt, ist nicht werth unter Menschen zu wohnen. Die Neigung der Uramericaner zu berauschenden Getränken findet sich noch bei ihren Nachkommen, wie wir schon früher sahen. (Th. I. S. 257. Th. II. S. 32.) Die größte Freude der jetzigen Araucaner ist der Rausch und geistige Getränke müssen bei ihren Festen in größter Fülle vorhanden sein, und sie sagen: es ist ein schlechtes Fest, wo es nichts zu trinken giebt. (Molina S. 98.)

Diese Neigung, die bekanntlich das Haupthinderniß der Cultur bei den Nordamericanern noch heute ist und welche die rothhäutigen Stämme in kurzer Zeit aus der Reihe der Völker verschwinden machen wird, betrachteten auch die Herrscher der alten Reiche als den größten Feind ihrer Zwecke und suchten sie daher möglichst zu beschränken und unschädlich zu machen. Sie ordneten daher Spiele und andere Festlichkeiten an, die neben dem auch den Zweck hatten, die physische Ausbildung, Kraft und Gewandtheit der Nation zu befördern und ihren Ehrgeiz zu wecken.

Das **Ballspiel** war eins der beliebtesten Spiele und fand in länglich viereckigen eigens dazu errichteten Plätzen statt, die mit vier hohen Mauern eingefaßt waren. Die Mauern waren unten dicker als oben; die beiden langen Seiten höher und das Ganze wohl geglättet und geweißt. Die Mauer hatte ringsumher Einschnitte und an den niedrigen Seiten standen Götterbilder, welche man um Mitternacht unter bestimmten Ceremonien dahin brachte. Die Priester bewahrten sich ihren Einfluß dadurch, daß sie den Ballsaal, ehe darinnen gespielt werden konnte, auf feierliche Art einsegneten. Der Ball selbst bestand aus elastischem Gummi und hatte drei bis vier Zoll im Durchmesser und prallte, obschon er schwerer als ein mit Luft gefüllter Ball war, um so besser in die Höhe. Man spielte zu Zwei gegen Zwei, oder zu Dreien gegen Drei und die Spielenden waren bis auf eine Binde um die Hüfte ganz nackend. Der Ball durfte nicht anders als mit dem Gelenke der Hand, dem Ellenbogen oder dem Knie berührt werden. Wer denselben mit der Hand, dem Fuß oder einem andern Theile des Leibes berührte, verlor Eins von dem Spiele. Derjenige Spieler, welcher mit dem Ball die entgegengesetzte Wand erreichte oder ihn von da abprallen machte, hatte Eins gewonnen. Arme Leute spielten um Maisähren und wurden wohl gar so leidenschaftlich, daß sie um ihre Freiheit spielten, wenn sie sonst nichts weiter einzusetzen hatten. Gewöhnlich spielte man um baumwollene Kleider, unter Vornehmen aber auch um Gold, Juwelen und kostbare Federn. Im Mittelraume des Saales, zwischen den Spielenden, lagen zwei große runde Steine mit einem Loch in der Mitte, wie etwa unsere Mühlsteine, das etwas größer war als der Ball. Derjenige nun, der den seltenen Fall zu Stande

brachte, den Ball durch dieses Loch zu treiben, war Sieger im Spiele und erhielt, dem eingeführten Gesetze gemäß, die Kleider der sämmtlichen Anwesenden. Seine Geschicklichkeit ward außerdem als etwas Außerordentliches, als eine unsterbliche That gerühmt.

Dieses Spiel war im ganzen Reiche so allgemein, daß unter dem Tribut große Massen von Bällen aufgeführt werden. Die Städte Tochtepek, Otatitlan u. a. Orte mußten zusammen jährlich 16000 Bälle liefern. (Clavigero I. 545.) Da das Spiel selbst unter Aufsicht der Priester und unter dem Schutze der Gesetze stand, da die Bälle als Steuer eingeliefert werden mußten, so ist wahrscheinlich, daß die Spielenden sie gegen eine gewisse Abgabe in den Spielhäusern entnehmen mußten.

Das Spiel war allgemein beliebt und selbst die Könige forderten sich auf dieses Spiel heraus, wie z. B. Montezuma II. den Netzahualpilli. In Mexico war es schon vor hundert Jahren nicht mehr im Gebrauch, wohl aber hat es sich bei den Najariten, Opatern und Taraumaresern erhalten. (Clavigero I. 545.)

Totoloque war ein Wettspiel, welches Montezuma mit Cortes während seiner Gefangenschaft spielte. Der König warf in einer gewissen Entfernung kleine goldene Kugeln nach einem Ziele, das aus Gold gefertigt war; wer zuerst fünfmal traf, gewann die zum Preis ausgesetzten Juwelen.

Sehr gewöhnlich war der Wettlauf auf den großen Tempeltreppen, worin sich die Mexicaner von Kindheit an übten. Von Zeit zu Zeit führten die Soldaten das Schauspiel einer Schlacht auf.

Eins der seltnern Schauspiele, das nur an großen Festen, besonders zum Säcularfest aufgeführt wurde und große Kühnheit und Gewandtheit erforderte, war das Schauspiel der Flieger. Man suchte dazu einen hohen Baum im Walde aus, hieb alle Zweige herab, schälte die Rinde ab und richtete denselben auf einem freien Platz in der Stadt auf. Auf die Spitze wurde ein hölzerner Cylinder gesetzt, von welchem aus vier starke Stricke herabgingen, die einen viereckigen Rahmen hielten. In dem Raum zwischen dem Cylinder und dem Rahmen waren vier andere dicke Stricke befestigt, welche so oft um den Baum gewunden waren, als die Flieger in einem Kreise um den Baum fliegen sollten. Diese Stricke gingen mitten durch die vier Pfosten, aus denen der Rahmen bestand. Die vier vorzüglichsten Flieger waren als Adler, Falken und andere große Vögel gekleidet und kletterten vom Platze aus an dem Baumstamm in die Höhe, der deshalb von unten bis oben mit einem Stricke umwunden war, bis auf den Rahmen hinan. Von dem Rahmen stieg einer nach dem andern auf den Cylinder und nachdem er ein wenig darauf getanzt, band er sich das Ende eines der Stricke, die durch den Rahmen gezogen waren, um den Leib und ließ sich

von da an hinab, indem er mit ausgebreiteten Flügeln seinen Flug begann. Durch die Bewegung des Körpers setzten sie den Cylinder und den Rahmen in Bewegung und indem der Cylinder sich umdrehete, wickelte sich der Strick, an welchem der Flieger schwebte, nach und nach vom Stamme ab. Der Kreis, den der Flieger beschrieb, ward immer größer je näher er der Erde kam. Zu gleicher Zeit flogen vier, ein fünfter aber tanzte auf dem Cylinder und schlug hier entweder eine kleine Trommel oder schwenkte eine Fahne. Indessen waren noch mehrere am Stamme in die Höhe gestiegen und diese warteten auf dem Rahmen bis die Flieger ihren letzten Kreis nahe an der Erde machten. Dann aber erfaßten sie die Stricke und ließen sich unter lautem Jubel des Volkes rasch hinab, um mit den Fliegern zugleich am Boden anzukommen. Konnten diese Kletterer von ihrem Strick aus den eines zweiten Fliegers erreichen, so erfaßten sie denselben, um ihre Gewandtheit zu zeigen. Die Stricke der Flieger waren so genau gegen die Höhe abgemessen, daß die Flieger dreizehnmal um den Stamm kreiseten; dies deutete die Perioden von dreizehn Jahren an, aus denen ihre Centurie bestand. Zu Clavigero's Zeit war dieses gefährliche Spiel in Mexico noch gebräuchlich, man umgab aber den Rahmen gemeiniglich mit einem Geländer, weil sehr häufig Unglücksfälle vorkamen. Denn seit der spanischen Eroberung haben sich die Indianer dem Trunk ergeben, der unter der alten Herrschaft streng verboten war, und sie wurden dann auf der namhaften Höhe, die gemeiniglich sechzig Fuß beträgt, schwindelig. (Clavigero I. 543 m. Abbld.)

Außer diesen Spielen gab es noch andere, die eine große Kraft und Gewandtheit erforderten. Es legte sich einer mit dem Rücken auf die Erde und hielt die Füße in die Höhe, über die Fußsohlen ward eine starke, acht Fuß lange Stange gelegt. Diese warf er in die Höhe und fing sie immer wieder mit den Füßen auf, dann nahm er sie zwischen die Füße und drehte sie geschwind herum. Dies alles führte man auch aus, während auf jedem Ende der Stange ein Mann saß.

Ferner stellte sich ein Mann auf die Schultern des andern und beide machten lebhafte Tanzbewegungen, oft stand noch ein Dritter auf dem Kopfe des Zweiten. Zwei Tänzer setzten eine dicke, unten auseinander gespaltene Stange auf ihre Schultern und ein Dritter stellte sich auf den Gipfel derselben und machte allerlei lebhafte Bewegungen. Und diese Kunststücke, die bei uns nur von Personen ausgeführt werden, welche sich ausschließlich damit beschäftigen, waren bei ihnen so gewöhnlich als bei uns seit wenig Jahren die Turnkünste. Die Spanier, die zuerst diese Sachen sahen, glaubten, es gehe mit übernatürlichen Kräften dabei zu.

Für die Gewandtheit der Jugend wurde durch die Tänze gesorgt, welche von den Priestern gelehrt wurden. Es gab verschiedene

Arten derselben, deren jede ihren besondern Namen hatte, der von der Beschaffenheit des Tanzes oder von dem Feste, zu welchem er gehörte, entnommen war. Einige Tänze fanden im Kreise, andere im Viereck statt, zu einigen gehörten blos Männer, zu anderen nur Frauen. Die Edelleute legten bei solchen Gelegenheiten ihre besten Kleider an und schmückten sich mit Armringen und Anhängseln von Gold, Juwelen und feinen Federn. In der einen Hand trugen sie wie die Tänzer der Südsee einen Schild oder einen Fächer von den schönsten Federn, in der andern ein Ajacaxtli oder ein kleines rundes oder eiförmiges Gefäß mit vielen kleinen Oeffnungen, worinnen kleine Steine lagen, die nach dem Tacte der Musik geschüttelt einen munteren, nicht unangenehmen Ton hervorbrachten. Der gemeine Mann verkleidete sich in allerlei Thiere und in Kleider von Papier, Federn und Häuten.

Die weißen Herrscher fanden jedenfalls diese Dinge bereits vor, wie wir denn schon in den Urwäldern die Tänze und Tanzklappern (s. C.-G. I. 258.) und die Masken bei den Indianern des Nordens und Südens (C.-G. II. 114. ff.) kennen gelernt haben. Die meisten Herrscher benutzten sie zu ihrem Zwecke, eine gewisse Ordnung und dadurch höhere Gesittung unter den Eingebornen herzustellen. Sie heiligten diese Gebräuche, indem sie dieselben noch enger mit den religiösen Festen verbanden und von den in den Urwäldern und Steppen üblichen Völlereien reinigten.

Der **kleine Tanz** wurde in den Palästen zum Vergnügen der vornehmen Herren oder von Privatpersonen im Tempel als eine religiöse Handlung, in Privathäusern aber zu Verherrlichung der Hochzeiten oder anderer festlicher Ereignisse aufgeführt. Er bestand aus wenigen Tänzern, welche sich in zwei Linien einander gegenüber stellten und während des Tanzes sich bald nach der rechten, bald nach der linken Seite wendeten oder auch gerade aus bewegten. Zuweilen kreuzten sich beide Reihen und vermischten sich, zuweilen trat nur eine Person vor und tanzte zwischen beiden Linien.

Der **große Tanz** ward auf einem freien, offenen Platze oder auf dem untern Vorhofe des großen Tempels gehalten und dazu fanden sich gewöhnlich mehrere hundert Personen ein. Die Musik befand sich in dem mittlern freien Raum. Ihr zunächst war der Adel in zwei, drei oder mehrern Kreisen aufgestellt, je nachdem er zahlreich vorhanden war. In gewissem Abstand standen die Personen von geringerem Range ebenfalls nach der Anzahl in einem oder mehrern Kreisen. Den äußersten und größten Kreis bildete die Jugend. Das Ganze stellte ein großartiges Rad dar und jeder Tänzer hielt genau die Stelle inne, die er sowohl nach dem Umfange als nach dem Durchmesser einnahm. Die, welche der Musik zunächst standen, mußten sich am langsamsten mit Bequemlichkeit und Anstand bewegen; je weiter ein Kreis vom Mittelpunct entfernt war, desto lebhafter war seine Bewegung.

Der Tanz war von Gesang begleitet, der sich nach der Bewegung der Tänzer richtete, welche von der Musik geleitet wurde. Zwei Personen sangen einen Vers vor, worauf die andern alle antworteten. Die Musik begann stets mit einem ernsthaften Ton und der Gesang mit leiser Stimme. Je länger der Tanz währte, desto munterer wurde die Musik, desto lauter die Stimme der Sänger und dem entsprachen auch die Bewegungen der Tänzer. Im Zwischenraum zwischen den Reihen der Tänzer befanden sich einige Narren und Lustigmacher, welche die Tracht anderer Nationen angelegt hatten oder als wilde Thiere verkleidet waren und durch ihre Possen die allgemeine Heiterkeit erregten. Wenn eine Abtheilung Tänzer ermüdet war, so trat eine andere auf und so konnte der große Tanz wohl sechs bis acht Stunden währen.

Ein anderer Tanz zeichnete sich durch eine gewisse symbolische Bedeutung aus, indem er darstellte, wie es möglich sei, durch vereinigte, aber geordnete Arbeit ein regelmäßiges und schönes Werk herzustellen. Man richtete einen Baum von fünfzehn bis zwanzig Fuß auf einem Platze auf und befestigte an seiner Spitze so viele buntfarbige Seile als Tänzer vorhanden waren. Jeder derselben ergriff dann eines der Seile und nun begann der Tanz nach dem Tacte der Musik, der so lange währte, bis durch geschickte Wendungen und Abwechselungen ein buntfarbiges Netzlum den Pfahl gewebt erschien, welches in der schönsten Ordnung ausgeführt war und woraus man die Genauigkeit und Regelmäßigkeit des Tanzes beurtheilen konnte. Wenn die Seile endlich so kurz wurden, daß die Tänzer sie nicht mehr mit ausgestreckten Armen erreichen konnten, so begannen sie von Neuem durcheinander zu tanzen und das Netz im Tanze wieder aufzulösen und den Baum frei zu machen. Dieser Tanz war zu Clavigero's Zeit in Yucatan noch üblich. (Clav. I. 541 ff.)

Außerdem wurden auch noch bei den Tempelfesten Tänze aufgeführt, welche theils Geheimnisse der Religion, theils Begebenheiten aus der Geschichte des Landes vorstellten, von denen wir später sprechen. Dabei tanzten selbst die Könige und die angesehensten Personen.

Endlich ist auch die Musik zu erwähnen. Ihr vornehmster Zweck war die Geselligkeit zu beleben und den Tanz zu leiten. Sie war am wenigsten unter allen Künsten ausgebildet, ja noch gar nicht auf die Stufe einer selbstständigen Kunst erhoben. Saiteninstrumente fehlten gänzlich. Man hatte nur Hörner, Trompeten von Seemuscheln und kleine Pfeifen von schneidendem Ton und Trommeln.

Der Huehuetl war ein drei Fuß hoher hölzerner Cylinder, auswendig geschnitzt und bemalt, mit einer Rehhaut überzogen, die man mehr oder weniger anspannte, nachdem sie einen höhern oder tiefern Ton geben sollte. Sie ward blos mit den Fingern geschlagen und ist auf der 71. Tafel der Mendoza'schen Gemälde-Sammlung abgebildet. Der Musikus hat das Instrument vor sich aufgestellt (Kingsborough ant. of Mex. Tom. I.).

Ein anderes Instrument war der Teponatzli oder die liegende Trommel, welche noch jetzt bei den Indianern im Gebrauche ist. Es ist ebenfalls aus Holz, hohl und ohne Trommelfell, hat aber in der Mitte zwei der Länge nach parallel laufende Oeffnungen, die nicht weit von einander entfernt sind. Auf dem Raume zwischen den beiden Oeffnungen ward mit zwei Trommelstöcken, die den unsrigen ähnlich sind, der Ton durch Schlagen hervorgebracht. Die Klöpfel waren mit elastischem Gummi bezogen, um den Ton zu mildern. Die Größe des Instrumentes ist sehr verschieden; manchmal so klein, daß man es an den Hals hängen kann, manchmal von Mittelgröße; einige sind aber wohl auf fünf Fuß lang. Der Ton ist sehr melancholisch und bei den großen so stark, daß er stundenweit zu hören ist. Einen sehr schönen Teponatzli bildet Du Pair ab (Antiqu. Americaines 2. expedition pl. 63). Er stellt einen mit eingezogenen Beinen liegenden Menschen, von kaucasischer Gesichtsbildung vor, der mit der linken Hand sein Kinn stützt. Mit diesen Instrumenten wurden die geistlichen Gesänge begleitet, die aber sehr rauh und widerwärtig klangen.

Wir kommen nun zu der interessantesten Partie der altamericanischen Staaten, zu dem

öffentlichen Leben.

Wenn wir bei den Völkern der reinen activen Rasse nur den einen Stand, den der Freien, fanden, so begegnen uns hier wie bei allen den Völkern, welche aus einer Mischung der activen und passiven Rasse bestehen, mehrere Stände, deren zahlreichsten das gemeine Volk und die Knechte ausmachte, der einen minder zahlreichen Adel und eine starke Priesterschaft ernähren mußte, während die herrschende Familie über alle anderen erhaben war. — „Als die Spanier Mexico eroberten, fanden sie das Volk, sagt A. v. Humboldt*), bereits in dem Zustand von Verworfenheit und Armuth, welcher überall den Despotismus und das Feudalwesen begleiten. Der Kaiser, die Prinzen, der Adel und der Clerus, die Tnoyirqui, besaßen allein die fruchtbarsten Ländereien und die Gouverneurs der Provinzen erlaubten sich ungestraft die härtesten Erpressungen. Der Landbauer war aufs tiefste erniedrigt; die großen Straßen wimmelten von Bettlern; der Mangel an großen vierfüßigen Hausthieren zwang viele Tausende, den Dienst der Saumthiere zu versehen und Mais, Baumwolle, Häute und andere Waaren, welche die entferntesten Provinzen als Tribut nach der Hauptstadt schickten, zu transportiren."

Dieß ist mit wenigen Worten ein Charakterbild, daß ich absichtlich an die Spitze dieses Abschnittes stelle, der den Zweck hat, die Staatseinrichtungen der alten Americaner zu schildern. Es ist ein Bild, das nicht erfreulicher ist, als die Schilderungen aus dem öffent-

*) Versuch über den politischen Zustand von Neu-Spanien. Th. I. S. 143.

lichen Leben der Südseeinseln. Wie dort ist ein ganzes Volk das willenlose Eigenthum weniger Menschen, die durch ihre Geburt als freie menschliche Wesen bezeichnet werden; die Staatseinrichtungen aber, welche nicht ohne Meisterschaft und scharfe Berechnung entworfen sind, haben nur das Wohlbefinden dieser wenigen Herrscher zur Absicht. Das Ganze läßt sich als eine großartige, mit Geschick begonnene, mit Kraft durchgeführte Zähmung der Nation bezeichnen.

An der Spitze der peruanischen und mexicanischen Staaten steht

die Familie der Herrscher,

die durch ihre unmittelbare Abstammung von der Gottheit über alle anderen Menschen hocherhaben ist, und so war es namentlich in Peru die Familie der von der Sonne abstammenden Incas. Dort erbte die königliche Würde ohne Widerspruch vom Vater auf den Sohn.

Ebenso war es in den Staaten der Chechemeken, Tepaneken, Colhuas und den anderen kleineren Staaten von Anahuak, deren Geschichte wir weiter unten näher betrachten. Durch die Einwanderung der Tolteken, der Acolhuaner oder Tezkukaner und der Azteken oder Mexicaner bildete sich eine aristokratische Verfassung aus, welche abermals zu einer fast unumschränkten Monarchie führte, wie sie die Spanier bei ihrer Ankunft vorfanden.

Die Azteken kamen gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung nach Anahuak und zogen lange Zeit im Thale von Mexico umher, bis sie im Jahre 1325 am See von Mexico Halt machten und hier eine Stadt gründeten, welche sie Tenochtitlan nannten und die das heutige Mexico ist, dessen Name von dem aztekischen Kriegsgotte Mexitli stammt. Die neuen Ankömmlinge standen unter der Leitung von zwanzig durch Adel und Geist ausgezeichneten Personen, deren Namen noch bekannt sind*) und deren begabtester und einflußreichster Tenoch hieß. So widerstanden sie bis zum Jahre 1352 den Neckereien und Angriffen ihrer Nachbarn, wo sie den Acamapitzin, den Sohn eines der 20 edlen Azteken, zum König ernannten. Das neue Königreich fand mancherlei Anfechtung von Seiten der Nachbarn, allein es erstarkte im Kampfe, brach die Fesseln, verband sich mit den Nachbarn, namentlich mit den Tezcucanern, und so war Mexico noch vor dem Schlusse des 15. Jahrhunderts der mächtige Staat von Anahuak, dessen Einrichtung wir nun näher betrachten wollen.

Durch die Wahl des Acamapitzin zum Könige im Jahre 1352 wurde aus der Aristokratie eine erbliche Monarchie; man beschloß, daß vier Edelleute den König aus der Familie Acamapitzin erwäh-

*) Clavigero I. 190.

len sollten. Diese Wähler gehörten ursprünglich zu den 20 Führern, die das Volk an den See von Mexico geführt hatten; später wurden auch Mitglieder der königlichen Familie dazu genommen. Ihr Amt hörte auf, sobald sie den König gewählt hatten, und man ernannte sodann entweder andere oder übertrug es den früheren aufs Neue. Starb einer derselben, so wurde seine Stelle aufs Neue besetzt. Die erste Beschränkung ihrer Macht war das Gesetz, daß die Krone stets bei der Familie Acamapitzin bleiben, die nächste der Beschluß, daß stets einer der Brüder oder der Enkel des verstorbenen Königs sein Nachfolger seyn sollte und zwar der begabteste. Auf das Recht der Erstgeburt ward dabei keine Rücksicht genommen und die Söhne des Königs waren somit förmlich von der Nachfolge ausgeschlossen.

Hierbei ist bemerkenswerth, daß wir bei den americanischen Jägerstämmen bereits eine Aristokratie gefunden haben, welche die Angelegenheiten des Volkes leitete (s. C.-G. II. 123 ff.). Durch seßhafte Lebensweise, durch Bedrängnisse von Außen und durch das Beispiel der früher begründeten Nachbarstaaten bildete sich die Monarchie daraus hervor. Die auf den königlichen Willen concentrirte Macht mußte den Feindseligkeiten der Nachbarn besser widerstehen, als der vielgetheilte Rath der Häuptlinge und dessen, den sie als den Obersten ernannten, wenn dringende Gefahr, namentlich ein Angriff von Außen solch eine Wahl nothwendig machte.

Die ersten Könige von Mexico besaßen eine sehr eingeschränkte Macht; der Rath der Edlen hatte noch große Geltung, wie denn noch bei der Thronbesteigung von Acamapitzins Enkel und Nachfolger, Huitzilihuitl, die Edeln in ihn drangen sich zu vermählen. Die ersten Könige waren in ihren Wünschen sehr mäßig. Mit der Sicherstellung der Gränzen durch Bündnisse mit gewaltigen Nachbarn, mit der Erweiterung des Gebietes und der Streitkräfte wuchsen die Ansprüche derselben, so daß der letzte Herrscher, Montezuma II., einer der ärgsten Despoten war, obschon ihm verfassungsmäßig drei oberste Rathscollegien zur Seite standen, deren Mitglieder aus dem höchsten Adel bestanden. Die Verwaltung der Provinzen, die königlichen Einkünfte und der Krieg waren die vornehmsten Gegenstände dieser Berathungen. Der König faßte keinen Entschluß von Wichtigkeit, bevor er nicht die Ansichten dieser Räthe vernommen hatte.

Wenn ein König gestorben war, so schritt man nicht eher zur Wahl des Nachfolgers, bis das feierliche Leichenbegängniß vollzogen worden. Die vier Wähler traten dann zusammen und machten nachher die getroffene Wahl den verbündeten Königen von Acolhuacan und Tacuta, so wie den Lehnsvasallen, die dem Leichenbegängniß beigewohnt hatten, bekannt. Die beiden genannten Könige führten hierauf den neuerwählten Herrn zu dem Tempel; voraus gingen die Lehns-

vasallen mit den Wappen ihrer Staaten, dann die Edelleute des Hofes mit ihren Amtszeichen, es folgten die beiden verbündeten Könige und hinter ihnen der neugewählte, nackende, nur mit dem Gürtel um die Hüften bekleidete Monarch. Dieser stieg, auf zwei Edelleute gestützt, den Tempel hinan, wo ihn der Oberpriester nebst den vornehmsten Dienern des Tempels empfing. Er betete zum Kriegsgott Huitzilopochtli, indem er die Hand auf den Mund legte, nachdem er die Erde damit berührt hatte. Der Oberpriester bestrich seinen Leib mit einer schwarzen Farbe und besprengte ihn mit einem am Feste des Kriegsgottes geweiheten Wasser, wozu er die Zweige von Cedern, Weiden und Mais brauchte. Darauf hing man dem König einen mit Hirnschädeln und Knochen bemalten Mantel um und über den Kopf eine schwarz und blaue Decke. Um den Hals band man ihm eine Calebasse mit einem Pulver, welches gegen Krankheit, Zauberei und Verrath schützen sollte. Dann gaben sie ihm ein Rauchfaß und ein Bündel Kopal in die Hand, womit er das Götzenbild anräucherte. Hierauf setzte sich der Oberpriester und der König kniete nieder, um die Rede desselben anzuhören, worin dieser ihm zuvörderst Glück zu seiner Thronbesteigung wünschte. Dann hielt er ihm seine Pflichten gegen seine Unterthanen vor, die ihn auf den Thron gesetzt; er empfahl ihm Eifer für Gerechtigkeit und Religion, Beschützung der Armen und Vertheidigung seines Reiches.

Als Acamapitzins Enkel Huitzilihuitl den Thron bestiegen hatte, war das Ceremoniell noch ganz in den Händen der Edelleute. Sie führten ihn sogleich auf den königlichen Thron, salbten ihn, setzten ihm die Krone auf und einer der Angesehensten redete ihn also an: „Laß den Muth nicht sinken, edler Jüngling, beim Antritt deines neuen Amtes, wozu du bestimmt wirst, um über ein Volk zu herrschen, das zwischen dem Schilf dieses Sees eingeschlossen ist. Es ist allerdings ein Unglück, ein so kleines Reich im Gebiete eines andern zu besitzen und das Oberhaupt eines Volkes zu seyn, das ursprünglich frei, jetzt aber den Tepaneken zinsbar geworden; tröste dich aber und denke, daß wir unter dem Schutze des großen Gottes Huitzilopochtli leben, dessen Bild du bist und dessen Platz du einnimmst. Die Würde, zu der er dich erhebt, muß dir nicht zum Vorwande einer weibischen Unthätigkeit, sondern zum Antriebe dienen, alle Kräfte anzuwenden. Habe das edle Beispiel deines großen Vaters jederzeit vor Augen, welcher sich keine Arbeit zum gemeinen Besten verdrießen ließ. Wir wünschten dir deines Standes würdige Geschenke darbringen zu können, da dieß unsere Lage aber nicht erlaubt, so sey zufrieden das Versprechen einer unveränderlichen Zuneigung und Treue von uns anzunehmen." (Clavigero I. 196.)

Nachdem der König die Rede des Oberpriesters vernommen, begab er sich mit seinem ganzen Gefolge nach dem innern freiern Platz

des Tempels, wo die übrigen Edelleute ihm ihre Ergebenheit bezeigten und ihn mit Juwelen und Kleidern beschenkten. Hierauf führten sie ihn in ein Zimmer des Tempels, wo er einen Tag verweilen mußte; hier durfte er zwar jede Speise genießen, aber nur einmal des Tages essen. Er badete sich täglich zweimal, zog sich Blut aus den Ohren, das er mit Kopal dem Kriegsgott opferte, den er dabei fleißig um Unterstützung in seinem Berufe anflehete. Am fünften Tage holte der Adel den neuen König aus dem Tempel ab und führte ihn nach den Palast, wo die Lehnsvasallen sich einstellten, um die Belehnung zu erneuern. Darauf folgten Lustbarkeiten des Volkes, Gastmäler, Tänze und Erleuchtungen.

Bevor die Krönung stattfand, mußte der neue König einen Feldzug unternehmen, um die für die nöthigen Menschenopfer erforderlichen Gefangenen einzubringen. Dieß geschah mit großem Gepränge. Darauf erfolgte die eigentliche Krönung, über deren Ceremoniell nähere Nachrichten nicht vorhanden sind. Die verbündeten beiden Könige setzten ihm die Krone auf, die aus einem breiten Goldblech bestand, das über der Stirn höher emporragte als an den Seiten und dem Hinterhaupte*). Sie war theils aus Goldblech, theils aus Golddrath geflochten und mit schönen Federn verziert. Die Krone trug der König bei jeder Gelegenheit, die übrige Kleidung war bei verschiedenen Gelegenheiten eine andere. Im Innern des Palastes trug er einen Mantel von weißer und blauer Farbe, der Anzug für den Tempel war ganz weiß. Für Rathsversammlungen, für den Besuch der Criminaltribunale, bei Freudenfesten, für jeden Fall war die Kleidung eine andere nach den genauesten Bestimmungen.

Wenn der König ausging, schritt ein Edelmann voran, welcher drei kleine Stangen und Zweige von wohlriechendem Holze und Gold trug, wodurch dem Volke das Herannahen des Monarchen angekündigt wurde. Nächstdem begleitete ihn stets ein großes Gefolge. Bei den Chechemeken führte der vierte König Quinatzin zuerst den Tragsessel ein. Er ließ sich von vier der vornehmsten Herrn tragen, während ein anderer einen Schirm über seinem Haupte hielt, eine Sitte, die der Adel von ihm annahm.

Das größte Gepränge aber führte bei den Mexicanern Montezuma II. seit 1502 ein. Er umgab sich zuvörderst mit mächtigen Edelleuten, die er durch ihre Erhebung verpflichtete seinem gränzenlosen Hochmuth, den er vor seiner Thronbesteigung unter der Maske der Demuth verborgen hatte, zu fröhnen. Alle seine Diener waren aus

*) Die Abbildungen der Könige, welche Clavigero N. 15 zusammenstellt, zeigen minder deutlich die Form der Krone als die 30. Fig. der 40. Taf. der Mendoza'schen Sammlung, wo eine aufgebreitete goldene Krone unter den Gegenständen des Tributs abgebildet ist. Sie ward mit rothen Bändern am Hinterkopf zusammen gebunden.

dem Adel genommen; außer diesen mußten jeden Morgen 600 Lehnsleute kommen, ihm ihre Aufwartung zu machen; sie brachten den ganzen Tag im Vorzimmer zu, wohin keiner ihrer Diener gelassen wurde. Sie mußten leise reden und die Befehle des Monarchen schweigend erwarten. Das Gefolge der Vasallen füllte drei Höfe des Palastes und einen Theil der Straße vor demselben. Die zum Hofe gehörigen Damen mit ihren Dienerinnen waren nicht minder zahlreich und sie lebten unter der Aufsicht alter, würdiger Frauen, welche diesen Harem bewachen mußten. Von diesen Frauen behielt der König nur die, welche ihm besonders gefielen, die andern gab er seinen Vasallen zur Belohnung ihrer Dienste. Von Montezumas Gemahlinnen sollen einmal 150 zu gleicher Zeit schwanger von ihm gewesen sein. Sämmtliche Vasallen der Krone mußten sich alljährlich einige Monate in der Hauptstadt aufhalten und bei ihrer Abreise Brüder oder Söhne als Geiseln zurücklassen, daher sie genöthigt waren, Häuser in Mexico zu besitzen.

In den Palast durfte Niemand eher treten, als bis er am Eingange die Fußbekleidung abgelegt hatte. Die vornehmsten Herren, nur die Mitglieder der königlichen Familie ausgenommen, mußten ihre kostbaren Kleider ablegen oder sie wenigstens mit geringeren Stoffen bedecken, wenn sie vor dem König erscheinen wollten, um so ihre demüthige Gesinnung anzudeuten. Jedermann, der ins Audienzzimmer trat, mußte, ehe er redete, drei Verbeugungen machen und bei der ersten Herr, bei der zweiten mein Herr, bei der dritten großer Herr sagen. Man mußte leise reden mit niedergebogenem Haupte, die Antwort empfing man wie ein Orakel durch die Secretaire. Beim Weggehen durfte Niemand dem Throne den Rücken zukehren.

Der Audienzsaal war zugleich Speisesaal. Die Tafel war ein Kissen, vor welchem der König auf einem niedrigen Stuhl saß. Die Tischwäsche bestand aus feiner, weißer Baumwolle von größter Reinheit, die Tischgeschirre aus dem feinen Thon von Cholula. Jedes Stück ward nur einmal gebraucht, dann erhielt es einer vom Adel. Die Schalen zu der Chokolade u. a. Getränken aus Cacao waren aus Gold, schönen Seemuscheln oder lakirten Calebassen. Die goldnen Speisegeschirre wurden nur bei feierlichen Gelegenheiten im Tempel gebraucht. Die Gerichte waren in so großer Anzahl vorhanden, daß sie den Fußboden eines großen Zimmers ganz bedeckten; sie bestanden aus allen Arten Wildpret, Fischen, Früchten und Gewächsen. Drei bis vierhundert Edelleute trugen die Speisen in gewisser Ordnung auf, boten sie dem Könige an und hoben sie auch wieder ab. Jede Speise hatte ihr besonderes Kohlenfeuer, damit nichts kalt wurde. Der König zeigte mit dem Scepter auf die Speisen, welche er wünschte. Bevor er sich niederließ, reichten ihm vier der schönsten Frauen des Harems das Waschwasser und blieben nebst sechs der vornehmsten Minister und dem Vorschneider die ganze Mahlzeit über in der Nähe stehen.

So wie sich der König zur Tafel niedergelassen, schloß der Vorschneider die Saalthüre, damit keiner der Edelleute den König speisen sähe. Die Minister standen in ehrerbietiger Entfernung still zur Seite und sprachen nicht eher, als bis der König sie gefragt hatte. Die vier Frauen nebst dem Vorschneider brachten ihm die Schüsseln und zwei andere das aus Mais und Eiern gebackene Brot. Zur Unterhaltung wurde während der Mahlzeit Musik gemacht und einige übelgestaltete Personen mußten ihn mit ihren Einfällen belustigen, wobei sie im Spas, wie die europäischen Hofnarren des 16. und 17. Jahrhunderts, oftmals die wichtigsten Wahrheiten vorbrachten. Nach der Mahlzeit wurden die übrig gebliebenen Speisen unter den Adel des Palastes vertheilt und der König rauchte dann aus einem Rohr den mit Storax gemischten Tabak, bis er einschlief.

Nach kurzer Ruhe gab er auf seinem niedrigen Stuhle Audienz, wobei er alle Vorträge aufmerksam anhörte; den Aengstlichen sprach er Muth ein und ertheilte durch seine Räthe die Antworten. Hierauf ließ er Sänger kommen, die ihm die Thaten der Vorfahren schilderten, oder er sah den mancherlei Spielen zu. Wenn er sich von seinem Sitze erhob, wurden Decken vor ihm auf den Boden gelegt; verließ er den Palast, so trug man ihn in einem Tragsessel und wer ihm begegnete, mußte stehen bleiben und die Augen schließen.

Die Pracht und Eitelkeit des Montezuma sprach sich namentlich auch in den Palästen desselben aus. Seine gewöhnliche Residenz war ein weitläufiges Gebäude von Stein und Kalk mit 20 Thoren, die auf den öffentlichen Markt und mehrere Straßen führten. Es hatten die großen Höfe, von denen einer mit einem schönen Brunnen geziert war, verschiedene Hallen und über hundert Zimmer, deren einige Wandbekleidungen von Marmor und anderen kostbaren Steinen hatten. Die Balken waren aus Cedern, Cypressen und anderen köstlichen Hölzern geschnitzt. Die eine Halle faßte an dreihundert Personen. Für seine Weiber, für die Minister, Räthe, Hofbeamten so wie für die verbündeten Könige waren in Mexico mehrere Häuser vorhanden, für den König aber Paläste in anderen Städten des Reiches.

Wir lernten schon oben die großartige Menagerie kennen, welche Montezuma in seinem Palaste angelegt hatte. Er besaß in der Nähe des Palastes sowohl als anderwärts mehrere prachtvolle Gärten, worin die Küchengewächse für die königliche Tafel wie auch officinelle Pflanzen und Blumen gezogen wurden. An mehreren Orten waren große Lustwälder angelegt, die mit Mauern umgeben waren und worin Wildpret unterhalten war, dessen Jagd den König zuweilen belustigte. Ein solcher lag mitten im See von Mexico auf einer Insel*).

---

*) Dieß alles nach Clavigero I. 301 und den Berichten der Conquistadoren, namentlich des Cortez historia de nueva España. Mex. 1770. fo. bes. S. 113.

Die Gärten, welche Nezahualcoyotl in seiner Hauptstadt Tezcuko angelegt hatte, scheinen die des Montezuma jedoch noch übertroffen zu haben, namentlich hatte er seinen Lieblingsaufenthalt, den Hügel Tetzkozinko, zwei Leguas von Tezcuko, auf das Herrlichste ausgeschmückt. Er war in mehrere Terrassen getheilt, welche eine Treppe von 520 Stufen durchschnitt, deren mehrere in den anstehenden Porphyr eingehauen waren. Im obersten Theile des Gartens befand sich ein Wasserbehälter, der durch eine mehrere Meilen weit sich ausdehnende Wasserleitung gespeist wurde. In der Mitte dieses Wasserbehälters war ein Stein, in welchem die Chronik der Regierung Nezahualcoyotls eingehauen war. Weiter unten befanden sich drei Wasserbecken, in deren jedem das Standbild einer Frau aufgestellt war, wodurch die drei verbündeten Staaten angedeutet wurden. Ein anderer Teich enthielt einen geflügelten Löwen mit dem Bilde des Königs. Außerdem wurde das Wasser durch Röhren an verschiedene Puncte der Gartenterrassen geleitet, wo es sich in Wasserfällen über die Felsen ergoß und die wohlriechenden Sträucher und Blumen erfrischte. Am Fuße des Hügels befanden sich Cedernhaine mit marmornen Säulenhallen, Bädern, die in den anstehenden Porphyr eingehauen waren, und allerlei Lusthäusern und hier stand auch das eigentliche Landhaus des Königs mit seinen luftigen Hallen und leichten Bogengängen*).

Durch diesen äußern Prunk zeigten die Herrscher von Azteken und der Acolhuauer, daß sie die sichtbare verkörperte Gottheit Huitzilipochtli waren, als welche sie bei ihrer Thronbesteigung erklärt wurden.

Der königliche Hofstaat war, namentlich am Hofe von Mexico, sehr zahlreich. Oben an stand der oberste Schatzmeister oder Oberhofmeister, Huricalpirqul, der sämmtliche Abgaben an sich nahm, welche die Einnehmer in den Provinzen einlieferten. Er führte Rechnung über Einnahme und Ausgabe in besonderen Büchern, die wir später näher betrachten werden. Unter ihm standen nun die besonderen Schatzmeister, einer über das Gold und die Edelsteine, und die Künstler, die sich mit der Bearbeitung derselben beschäftigten. Ein anderer beaufsichtigte die Vorräthe der kostbaren Federn, die theils als Tribut einkamen, theils aus der königlichen Sammlung lebendiger Vögel genommen wurden. Die Federkünstler hatten ihre Werkstätte in dem Theile des königlichen Palastes, wo die Vögel gepflegt wurden. Der Vorsteher der königlichen Menagerie war zugleich auch Aufseher der Waldungen und hatte die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß die vaterländischen Thiere stets vollständig in der Sammlung vorhanden wären. (Clavigero I. 468. und Prescott I. 541.)

Nächst dem Könige stand der Adel, der einzig erblich gewesen zu seyn scheint. Er stammte noch aus der Zeit der Gründung des

**) Prescott, Eroberung v. Mexico I. 146 nach Padilla und der handschriftl. Geschichte der Chichimeken von Ixtlilxochitl.

Staates, doch fehlt es an genaueren Nachrichten darüber. Man faßte die Edelleute alle unter dem Namen Teuktli zusammen. Sie waren in Classen getheilt, deren jede ihre besonderen Vorrechte und Abzeichen hatte. Sämmtliche Teuktli hatten das Vorrecht gemein, Gold und Edelsteine auf ihren Kleidern zu tragen und, namentlich seit Montezuma II., die Stellen bei Hofe und bei den Gerichten und die Heerführerstellen zu bekleiden.

Der Edelmann mußte von vornehmer Abstammung seyn, Beweise seiner Tapferkeit im Felde gegeben, ein gewisses Alter erreicht haben und sehr reich seyn, um den standesgemäßen Aufwand machen zu können. Um den Rang zu erlangen, mußte er sich ein Jahr lang schweren Prüfungen unterwerfen, fasten und Blut lassen und sich des Umganges mit dem andern Geschlechte gänzlich enthalten, allen Spott und üble Behandlung geduldig ertragen und anderweite Proben seiner Standhaftigkeit geben. Man durchbohrte ihm den Nasenknorpel, um einige Goldgehänge, als Unterscheidungszeichen seines künftigen Standes, einzuhängen. An dem Tage, wo er zu seiner neuen Würde gelangen sollte, zog man ihm eine schlechte Kleidung, die er während des Prüfungsjahres getragen hatte, aus und legte ihm dafür eine prächtige an. Dann umwand man sein Haar mit einem rothledernen Bande, woran schöne Federn befestigt waren, und hing ihm den Goldschmuck in die Nasenscheidewand. Diese Ceremonien verrichtete ein Priester auf dem obern freiern Platze des Tempels und hielt nach deren Beendigung eine Glückwünschungsrede an ihn. Hierauf ging der neue Edelmann auf den untern freiern Tempelplatz und hielt mit dem Adel einen großen Tanz, worauf ein prächtiges Gastmahl folgte, an welchem alle regierenden Herren des Reiches Antheil nahmen, die er mit einer großen Menge kostbarer Kleider beschenken mußte. Bei solchen Gelegenheiten wurden oft 1000 bis 1600 Truthühner, eine große Menge Caninchen, Rehe und andere Thiere, große Massen von Cacao zu den Getränken und Obst aller Art verbraucht. Von nun an hing der Aufgenommene seinem Namen das Wort Teuktli an, z. B. Chechemeca-Teuktli, Pil-Teuktli, wie etwa das von beim westeuropäischen Adel den Stand andeutet.

Wir sehen hieraus, daß der Adel an und für sich wohl erblich war, daß er aber durch Ceremonien erworben werden mußte, welche offenbar aus den Gebräuchen der Wehrhaftmachung hervorgegangen sind, die wir bei allen americanischen Völkern des Nordens wie des Südens gefunden haben*). In den Stämmen der republicanischen Americaner war jeder Freigeborne zu Erlangung der Kriegerwürde berechtiget, er konnte sie also erwerben, sobald er zur männ-

*) S. C.-G. I. 297. bei den Waldindiern II. 89.; vgl. Prescott I. 23. Die Büßungen und Martern, die Durchbohrung der Nase, die Bekleidung mit dem Schmuck, dann die darauf folgende Weihe nebst dem Gastmahle findet sich außerdem noch bei den Australiern.

lichen Kraft gelangt, zur Vertheidigung des Stammes geschickt worden war. Die Einnahme fester Sitze, die Bildung einer Monarchie aus fremden Herrschern mußten eine Beschränkung des Adels als einer höheren Kriegswürde herbeiführen. Die Masse des Heeres mußte das Volk stellen, für den Adel blieben die Heerführerstellen, die mit gewissem Aufwand verbunden waren. Es konnte also Niemand in den Adel aufgenommen werden, der nicht im Besitze eines gewissen selbstständigen Vermögens war; es mußte mithin der Candidat bereits den Vater beerbt oder sich selbst im Kriege durch Tapferkeit Ansprüche auf Beute erworben, damit aber die Mittel zu einem standesgemäßen Leben verschafft haben. Daher konnte der Eintritt in den Adelstand trotz aller Abstammung nur bereits gereiften Männern gestattet werden. So konnte es denn kommen, daß viele Edelgeborene doch keineswegs Mitglieder des Adels, der kriegerischen Aristokratie werden konnten, weil es ihnen an den nöthigen Mitteln gebrach oder weil sie alt wurden, bevor sie dieselben zu erwerben Gelegenheit hatten. Der Krieg hatte den mexicanischen Staat gegründet, der Krieg mußte ihn erhalten, der Kriegerstand war also der erste Stand im Reiche, wie der Kriegsgott der oberste aller Götter und der König, als oberster Heerführer, sein Stellvertreter auf Erden war.

Der Kriegsadel mußte also erworben werden, wie etwa im europäischen Mittelalter die Ritterwürde. Diejenigen Edelgebornen, welche diese Ritterwürde anzunehmen verhindert oder abgeneigt waren, lebten entweder als Landbesitzer und Grundeigenthümer, oder sie fanden vielleicht in dem sehr zahlreichen Priesterstande gleich den nachgebornen Söhnen des europäischen Geburtsadels eine ehrenvolle Freistätte.

Der Adel war im Besitz von Ländereien, welche theils unantastbares Erbgut, wie die Alodien des germanischen Adels, waren, theils von dem Könige an verdiente Männer überlassen wurden.

Das Grundeigenthum der Krone wurde Tekpantlalli genannt; der König gab an seine Hausdiener Stücke davon zum Nießbrauch als Besoldung. Die Inhaber zahlten dem Hofe dafür eine geringe Abgabe an Blumen oder Vögeln, so oft sie vor ihm erschienen, und diese Abgabe stand nicht im Verhältnisse zu dem Ertrage der Güter, sondern war nur eine symbolische Anerkennung der Oberherrlichkeit der Krone. Diese Hausdiener, Tekpantlaka, Volk des Palastes genannt, mußten die königlichen Gebäude in gutem Zustand erhalten und wenn es nöthig war, neu bauen, die königlichen Gärten besorgen und die in ihrem Districte wohnenden Unterthanen dazu anhalten. Sie mußten bei Hofe erscheinen, den König begleiten, wenn er ausging, und genossen daher ein gewisses Ansehen. Starb einer dieser Herren vom Volke des Palastes, so war sein Sohn in der Regel Erbe seiner Würden, Aemter und Grundlehne; er verlor jedoch das Alles, wenn er sich an einem andern Orte niederließ, doch mußte ihm dann die Gemeinde, wohin er sich gewendet hatte, ein Stück Land anweisen.

Die Pillalli oder Länder der Edelleute kann man den germanischen Alodien vergleichen. Sie waren die alten Besitzungen des Adels, die vom Vater auf den Sohn übergingen und die meist aus der Zeit der ersten Eroberung stammten, oder auch Ländereien, welche der König verdienten Männern als ein Erbe übergeben. Die Besitzer konnten diese Güter auch verkaufen, nur in der Regel nicht an andere als an Edelleute. Indessen gaben doch auch die Könige zuweilen solche Alodien nur unter der Bedingung ab, daß sie von der Familie niemals veräußert würden.

Die Masse des Volkes oder die gemeinen Freien waren in Gemeinden vereinigt, welche wiederum besondere Ländereien eigenthümlich hatten, wovon jedoch durch den Willen des Königs Theile an Edelleute abgegeben werden konnten. Auf diesen Freien ruhete die ganze Last der Abgaben, wie wir später sehen werden. Sie lebten theils in Städten, theils als Bauern auf dem Lande und die Gemeindeländereien waren unter sie vertheilt. Der Stand des Vaters erbte auf den Sohn, ausgenommen der Stand der Knechtschaft, denn alle Mexicaner waren frei geboren.

Dennoch gab es zahlreiche Sclaven: zunächst Kriegsgefangene, die jedoch meist zum Opfer bestimmt waren, dann solche, welche wegen eines Verbrechens ihre persönliche Freiheit verloren hatten, und endlich die, welche aus Noth und Armuth sich selbst an einen Herrn verkauften.

Der Kauf eines Sclaven war nur dann gültig, wenn er vor wenigstens vier Zeugen und zwar unter besonderen Förmlichkeiten abgeschlossen worden war. Der Sclave durfte sich Vieh halten und Eigenthum erwerben, sich auch andere Sclaven kaufen, da die Sclaverei blos die Verpflichtung zu persönlichen Dienstleistungen gegen einen gewissen Herrn mit sich brachte. Daher war denn auch die Freiwerdung gar sehr erleichtert und die meisten Sclaven wurden mit dem Tode ihres Herrn frei.

Wenn ein freier Mann eine Sclavin schwängerte und sie starb während der Schwangerschaft oder in unmittelbarer Folge derselben, so mußte er nebst dem Kinde für sie in den Dienst des Herrn treten; kam die Sclavin jedoch glücklich nieder, so waren Vater und Kind frei.

Armen Eltern war es gestattet, eines ihrer Kinder zu verkaufen, um sich aus der Noth zu reißen. Eben so konnte ein freier Mann aus gleichem Grunde seine Freiheit aufgeben. Allein es durfte kein Herr einen Sclaven ohne dessen Einwilligung verkaufen, ausgenommen, wenn es ein Sclave mit einem hölzernen Kragen war. Verlaufene, widerspänstige und lasterhafte Sclaven wurden nämlich von ihrem Herrn zwei- oder dreimal in Gegenwart einiger Zeugen gewarnt und bekamen, wenn das nicht fruchtete, einen hölzernen Kragen um den Hals. Von nun an durften sie auf öffentlichem Markte verkauft werden. Blieben sie

bei zwei oder drei Herren unverbesserlich, so verkaufte man sie zum Opfer, was jedoch nur höchst selten ausgeführt wurde. Aber selbst diesen Sclaven war die Möglichkeit zu Wiedererlangung ihrer Freiheit nicht abgeschnitten. Er mußte nämlich aus der Behausung seines Herrn auszubrechen und in den königlichen Palast zu gelangen suchen. Wer ihn, seinen Herrn und dessen Kinder und Diener ausgenommen, daran hinderte, verlor seine eigene Freiheit.

Ein Mexicaner gab nur selten seine persönliche Freiheit freiwillig auf; es waren dieß meist nur Spieler, Tagediebe oder liederliche Weibsbilder, die keine Kleider hatten sich öffentlich sehen zu lassen. Zuweilen kam es vor, daß zwei oder drei arme Familien sich anheischig machten, einem gewissen Herrn beständig einen Sclaven zu stellen. Sie gaben ihm deshalb einen ihrer Söhne und nahmen ihn nach etlichen Jahren, entweder um ihn zu verheirathen oder in anderer Absicht zurück, stellten aber dafür wieder einen anderen. Der Herr war gewöhnlich mit diesem Tausche zufrieden und gab eine Erkenntlichkeit für den neuen Sclaven. Die Hungersnoth des Jahres **1506** zwang viele Familien, ein derartiges knechtisches Verhältniß einzugehen, der König von Acolhuacan, Nezahualpilli, machte sie jedoch wieder frei und Montezuma II. folgte diesem Beispiel in seinem Reiche. (Clavigero I. 489.)

Der Adel, die Priester und die freien Leute oder Bürger waren also die Stände der mittelamericanischen Reiche, aus deren ersten sich der dazu Befähigte zu der persönlichen Würde des Kriegsadels emporschwingen konnte, während Unglück und Verbrechen den Bürger in den Stand der persönlichen Sclaverei herabzudrücken im Stande war. Ueber Allen stand der König.

In entsprechender Weise war auch der Grund und Boden des Reiches vertheilt. Alle Ländereien gehörten entweder der Krone oder den Tempeln, den Edelleuten und den Gemeinden und diese Vertheilung war in besondern Charten oder Landtafeln verzeichnet, auf denen das Krongebiet dunkelroth, das der Adligen hellroth und das der Gemeinden gelb abgezeichnet war. Das Land der Gemeinden war wieder in kleinere Abtheilungen getrennt, deren jede besonders verwaltet wurde und welche nie an Privatpersonen veräußert werden konnten. Besondere Abtheilungen waren bestimmt, in Kriegszeiten den Mundvorrath für das Heer zu liefern.

Aus den Ländereien flossen dann auch die Unterhaltungsmittel des Hofes und der Beamten, für deren Unterhalt übrigens noch anderweite Abgaben angeordnet waren. Die Kaufleute mußten von ihren Waaren, die Künstler und Handwerker von ihren Erzeugnissen Steuern zahlen, ebenso wie die Landbauern und Gärtner. In der Hauptstadt jeder Provinz war ein Gebäude zum Magazin für Getreide, Kleider und andere Sachen bestimmt, welche die königlichen Einnehmer einsammelten. Sie trugen einen kleinen Stab in der einen und einen

Fächer von Federn in der andern Hand und waren ihres Amtes wegen nicht sehr beliebt beim Volke.

Die Schatzmeister des Königs hatten genaue Verzeichnisse derjenigen Gegenstände, welche die Provinzen und Städte an die Krone als Steuer zu zahlen hatten, und die Sammlung des Mendoza bewahrt sechs und dreißig Tafeln solcher Steuer-Verzeichnisse*); die vornehmsten Gegenstände waren baumwollene Kleider, Getraide und kostbare Federn.

Die Städte Xoconocho, Mazatlan und andere Küstenorte entrichteten der Krone jährlich außer den baumwollenen Stoffen 4000 Handvoll schöner Federn von allerlei Farbe, 200 Säcke Cacaobohnen, 40 Unzenhäute, 160 Vögel von besonderen Farben. Huarjacac u. a. Zapoteken-Städte zahlten 40 Goldplatten von der Größe einer Auster und Fingerdicke, 20 Säcke Cochenille; Tlachiaucho und Azotlan 20 Gefäße mit Goldkörnern. Tochtepek, Michapan u. a. Orte am mericanischen Meerbusen gaben außer Gold, Baumwolle und Cacao 74,000 Hände bunter Federn, sechs Halsbänder, zwei sehr feine und zwei gewöhnliche Smaragde, zwanzig Ohrringe von Bernstein mit Gold gefaßt und eben so viele von Crystall, hundert kleine Töpfe von Storax und 16,000 Gummibälle. Tepejacak, Acatzinco u. a. Orte brachten 4000 Säcke Kalk, 4000 Lasten Atati oder festes Rohr zu Gebäuden, 4000 Lasten kleines Rohr zu Pfeilen, 8000 Lasten Acajetl, feines mit Aromen gefülltes Rohr. Malinaltepek, Ichcatlah u. a. Orte im Süden lieferten 600 Schalen mit Honig, 40 große Gefäße mit gelbem Ocher zum Malen, 160 Aerte von Kupfer, 40 runde Goldplatten von bestimmter Größe, 10 kleine Gefäße feiner Türkisse und eine Ladung gemeine Türkisse. Quauhnahuak, Xuitepek u. a. Städte der Tlahuiken gaben 16,000 Stück große Blätter Papier, 4000 Gefäße von verschiedener Größe. Andere Orte lieferten Strohmatten, Strohsessel, Tabak, Brennholz, Steine, Balken, Kopalharz roh und geläutert, flüssige Harze; es kommen unter den Schmucksachen Halsbänder und auch eine goldene Krone vor. Fast auf allen Tafeln der Mendoza'schen Sammlung erscheinen auch kriegerische Rüstungen mit dem Helm, deren Farbe und Form genau bestimmt war. Ferner bemerkt man darunter mehrmals einen lebendigen großen Adler, deren die Städte der Otomies jährlich vierzig Stück einsenden mußten. Die Malatzinken mußten ein Feld von 700 Ruthen Länge und 350 Ruthen Breite für die Lebensmittel der königlichen Heere bebauen.

Anfangs waren die Abgaben mäßig und standen in einem billigen Verhältnisse zu den Erzeugnissen des Landes. Gegen das Ende des mericanischen Reiches aber wurden sie drückend und da sie mit der größten Strenge eingetrieben wurden, wirkten sie verderblich. Wer

*) Am vollständigsten im ersten Bande des Kingsborough'schen Werkes abgebildet.

den ausgeschriebenen Tribut nicht zahlen konnte, wurde als Sclave verkauft. Die königlichen Paläste waren angefüllt mit den größten Schätzen, von denen die Beamten bezahlt und hülflose Alte, Wittwen und Waisen unterstützt wurden.

Die Oberaufsicht über die Einlieferung der Abgaben führte in der Residenz wie in jeder der vornehmsten Städte des Reiches der Cihuacoatl, der zugleich auch die Oberaufsicht über die Handhabung der Gerechtigkeit hatte; er war der Stellvertreter des Königs in Civil- und Criminalsachen. Er hatte unumschränkte Macht und gegen sein Urtheil fand keine weitere Appellation statt. Die Einnehmer mußten ihm ihre Rechnungen vorlegen. Wer sich unterstand seine Gewalt oder die Kennzeichen seiner Würde anzumaaßen, der ward am Leben gestraft. (Clavigero I. 480.)

Unter diesem Oberrichter stand der Gerichtshof des Tlacatecatl, welchem zwei Beisitzer beigegeben waren. Sie hielten täglich öffentliche Sitzung im Rathhause (Tlatzontecojan, d. i. der Ort, wo Recht gesprochen wird) und hatten ihre unteren Gerichtsdiener bei sich. Sie hörten die streitenden Parteien aufmerksam an, untersuchten den Stand der Sache und sprachen dann ihr Urtheil, von welchem in Civilsachen keine anderweite Appellation stattfand. Der öffentliche Ausrufer, Tepejotl, mußte das Urtheil bekannt machen, eine andere Magistratsperson vollzog dasselbe.

In jedem Stadtgebiete hatte ein Edelmann als Abgeordneter des Tlacatecatl eine Gerichtsstätte; er wurde jährlich von den Einwohnern dieses Gebietes gewählt und bildete die erste Instanz in allen Rechtssachen seines Bezirkes. Er begab sich täglich zum Oberrichter, Cihuacoatl, und zum Tlacatecatl, um ihnen Bericht über das zu erstatten, was bei ihm vorgekommen war.

Außer diesen drei Gerichtshöfen waren in jedem Stadtbezirke mehrere von den Einwohnern gewählte Gerichts- und Polizeibeamten, welche über das Treiben der Einwohnerschaft Aufsicht führten und täglich meldeten, was etwa vorgefallen war. Es bestanden überdem noch eine Anzahl Gerichtsdiener, welche die Anordnungen der Obrigkeit bekannt machten und die Schuldigen vor das Gericht forderten. Die unterste Beamtenclasse waren die Topilli oder Gerichtsschergen, welche die Verhaftungen besorgten.

Die Richter blieben vom Morgen bis zum Abende im Gerichtslocale und das Essen wurde ihnen dorthin gebracht. Damit sie durch Familiensorgen in ihrem Berufe nicht gestört werden und keinen Vorwand zur Annahme von Geschenken und Bestechung haben möchten, hatte man ihnen Land und Menschen zur Bearbeitung desselben angewiesen, die nicht an ihre Person, sondern nur zu der Stelle, welche sie bekleideten, gehörten. In sehr wichtigen Sachen wurde das Urtheil der Richter dem Könige vorgelegt. Aller zwanzig Tage, d. h. jeden mexicanischen Monat, wurde in Gegenwart des Königs eine

große Versammlung der Richter gehalten, der alle zweifelhafte und unentschiedene Streitsachen vorgelegt wurden. Waren diese Rechtsfälle zu verworren oder konnten sie auf einmal nicht zur Entscheidung gebracht werden, so wurden sie bis auf die große Hauptversammlung vertagt, welche aller achtzig Tage stattfand und deshalb Nappapsallatoli, d. h. Versammlung von Achtzig, genannt ward. In dieser Sitzung mußte Alles zur Erledigung gebracht werden und die Schuldigen wurden in Gegenwart aller bestraft. Wenn der König das Urtheil über einen Schuldigen sprach, zog er mit einem Pfeil einen Strich über den Kopf der schuldigen Person, die in der bildlichen Darstellung des ganzen Rechtshandels abgemalt war.

Die Mexicaner mußten ihre Sachen in den Gerichtshöfen selbst führen und es wurden darüber Abbildungen gefertigt, deren sich noch einige erhalten haben. A. v. Humboldt theilt auf der 12. Tafel seines Atlas (Pittor. Ansichten der Cordilleren u. S. 77.) ein Stück eines solchen Processes mit, der eine Meierei betroffen zu haben scheint. Man erkennt darauf die Landstraße, welche durch Fußtapfen bezeichnet ist, mehrere im Profil gezeichnete Häuser, einen Indianer und spanische Kläger und Richter.

In gleicher Weise waren auch die Gesetze abgefaßt, welche in Tezcuco von dem Könige gegeben wurden, während in Mexico wenigstens in frühester Zeit der Adel Antheil an der Gesetzgebung gehabt hatte. Die Gesetze waren sehr streng, ja grausam.

Ein Verräther des Staates und des Königs ward in Stücken zerrissen und seine Anverwandten, welche um das Verbrechen gewußt und es nicht angegeben hatten, verloren die Freiheit. — Wer sich unterstand im Kriege oder bei öffentlichen Lustbarkeiten des Zeichens der königlichen Gewalt oder des Oberrichters sich zu bedienen, ward hingerichtet und seine Güter eingezogen. Hingerichtet ward ferner, wer einen Gesandten, Minister oder Courier mißhandelte. Letztere aber durften bei Todesstrafe nicht von der öffentlichen Heerstraße abweichen.

Eben so stand Todesstrafe auf Anstiftung von Aufruhr unter dem Volke, auf willkürlicher Verrückung oder Hinwegnahme der von der Obrigkeit gesetzten Gränzzeichen in den Feldern, auf einen richterlichen Ausspruch, der dem Gesetze entgegenlief, auf Bestechung und auf lügenhafte Berichte.

Enthauptet wurde, wer in einem Feldzuge ohne Erlaubniß des Heerführers eine Feindseligkeit beging oder einen Angriff wagte, bevor das Zeichen dazu gegeben war, wer die Fahne verließ oder einem gegebenen Befehle zuwider handelte.

Wer auf dem Markt das von der Obrigkeit angeordnete Maaß veränderte, wurde sofort hingerichtet. Ein Mörder, gleichviel ob eines freien Mannes oder eines Sclaven, einer Frau, selbst wenn sie auf Ehebruch ergriffen worden, wurde gleichfalls am Leben gestraft.

Die Ehegesetze der Mexicaner lernten wir schon oben kennen. Nicht minder streng wurden Verbrechen am Eigenthum bestraft. Wer auf öffentlichem Markte stahl, wurde auf der Stelle zu Tode geprügelt. Wer eine Kleinigkeit entwendete, mußte sie wieder ersetzen; waren aber die gestohlenen Sachen von großem Werth, so ward der Dieb Sclave des Bestohlenen oder er ward, wenn die geraubte Sache nicht wieder zu ersetzen war, zu Tode gesteinigt. Wer Gold oder Edelsteine gestohlen hatte, wurde durch alle Gassen der Stadt geführt und an dem Feste, welches die Goldschmiede ihrem Gott Xipe zu Ehren feierten, geopfert. Wer eine Anzahl Maisähren stahl oder auf fremdem Gebiet eine Anzahl nutzbarer Bäume ausriß, wurde Sclave des Eigenthümers. Indessen durfte doch jeder Arme auf der Reise so viel Maisähren und Baumfrüchte abnehmen, als er zu Stillung seines Hungers brauchte.

Wer im Feldzug Waffen oder Zeichen seines Cameraden stahl, wurde zu Tode gesteinigt. Wer ein auf der Straße herumirrendes Kind zum Sclaven machte und als sein Eigenthum verkaufte, verlor seine persönliche Freiheit und sein Vermögen. Die eine Hälfte wurde zum Unterhalt des Kindes ausgesetzt, die andere bekam der Käufer, um dem Kinde die Freiheit zu geben. Waren mehrere dabei betheiligt, so wurden sie alle auf gleiche Weise bestraft. Den Verlust der Freiheit und Güter zog es nach sich, wenn Jemand eines andern Gut, das er nur in Pacht hatte, verkaufte. Vormünder, welche vom Vermögen ihrer Mündel nicht richtige Rechnung ablegen konnten, wurden gehangen, eben so Söhne, welche das Vermögen ihrer Eltern auf lasterhafte Weise durchbrachten. Zauberer wurden den Göttern geopfert. Leuten, welche durch Lügen einem anderen Schaden zugefügt hatten, wurde ein Stück Lippe oder auch die Ohren abgeschnitten. Wie das Laster des Trunkes bestraft wurde, erwähnten wir bereits oben. (Clavigero I. 484.)

In Acolhuacan hatte König Nezahualcojotl (st. i. J. 1470) die Gesetze neu geordnet. Ein Dieb ward erst durch die Straßen geschleift, ehe er gehangen wurde. Mörder wurden enthauptet. Ein Sodomit ward in einem Haufen Asche erstickt und seinen Genossen das Eingeweide aus dem Leibe gerissen und derselbe voll Asche gestopft. Wer zwischen zwei Staaten Uneinigkeit stiftete, wurde an einem Baum gebunden und lebendig verbrannt. Ein Edelmann, der sich betrank, ward gehangen und sein Körper dann in einen See oder Fluß geworfen. Ein Bürger, der sich gleichem Laster hingab, ward das erstemal an der Freiheit, das zweitemal am Leben gestraft. Todesstrafe stand auf absichtlicher Verfälschung historischer Malereien, auf dem Felddiebstahle über sieben Aehren, auf Ungehorsam der Söhne gegen ihre Eltern.

Aehnlich waren die Gesetze in anderen Staaten von Anahuac, obschon in den Provinzen mannichfache Abweichungen stattfanden;

den eroberten Staaten drangen die Mexicaner ihre Gesetze so wenig auf als ihre Sprache.

Die schimpflichste aller Strafen war in Mexico der Galgen, dann folgte die Verbannung aus dem Reiche, weil sie voraussetzte, daß der Verbrecher ein ansteckendes Laster an sich habe. Prügel und Ruthenstreiche waren nicht unter den Strafen für Erwachsene, sie kamen blos bei Kindern in Anwendung.

Der Gefängnisse hatte man zwei Arten. Die mildere Haft, Teilpilojan, war für Schuldner oder für solche, welche nicht der Todesstrafe entgegen gingen; die strenge Haft hieß Quauhcallo und war ein Käfig für die dem Tod Geweiheten, die während der Haft nur sehr wenig zu essen bekamen. Die zum Opfer bestimmten Kriegsgefangenen wurden wohlgenährt. Entkam ein Gefangener durch Nachlässigkeit der Wache aus dem Käfig, so mußten die Einwohner des Stadtbezirkes, den die Stellung der Wachen oblag, dem Herrn des Entsprungenen eine Sclavin, eine Ladung baumwollener Kleider und einen Schild dafür geben. (Clavigero I. 493.)

Der öffentliche Verkehr

war in den Staaten von Anahuac wie von Peru Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit der Regierung. Vor allem waren treffliche Heerstraßen angelegt, welche die verschiedenen Orte mit einander verbanden und die alljährlich nach der großen Regenzeit wieder ausgebessert wurden. Da man weder Lastthiere noch Wagen hatte, waren sie leicht zu unterhalten. In den Gebirgen und den unangebauten Gegenden hatte man Häuser errichtet, wo die Reisenden gegen Nacht, Sturm und Wetter eine Zuflucht hatten. Wo Flüsse die Heerstraßen durchschnitten, befanden sich entweder Brücken oder Fahrzeuge. Die meisten Brücken waren von Holz, die steinernen waren seltener. Auch hatte man Hängebrücken, die an den am Ufer befindlichen Bäumen befestigt waren. Sie bestanden aus überaus zähen Baumzweigen, die man sehr dicht und fest zu 3—4 Zoll Dicke zusammengeflochten hatte und die wie ein schwankendes Netz über dem Flusse schwebten; manche waren so fest angespannt, daß sie gar keine schwankende Bewegung hatten. (Clavigero I. 528. Molliens Reise nach Columbia. D. v. Fr. Schoell. Berl. 1825. 8. S. 154. u. Humboldt vues des Cordill. pl. 33. mit Ansicht der Brücke von Penipe, die 120 Fuß lang ist.) Da die alten Mexicaner vortreffliche Schwimmer waren, so bedienten sich blos die Lastträger der Brücken.

Die Schiffe der Mexicaner waren länglich mit plattem Boden und ohne Kiel, Masten oder Segel und wurden nur mit dem Ruder regiert. Die Größe war sehr verschieden und sie boten Raum für zwei bis zu dreißig Menschen. Manche bestanden, wie die Canots in Guiana, nur aus einem einzigen Stamm. Auf dem See von Mexico

sollen 50,000 verschiedene Fahrzeuge für beständig geschwommen haben. Außer den Fahrzeugen von Holz hatte man auch deren aus Rohr, das 5 Fuß ins Gevierte sehr genau zusammengebunden und auf großen hartschaaligen Kürbissen befestigt war. Vier bis fünf Reisende hatten darauf Raum und drei bis vier Schwimmer lenkten das Fahrzeug durchs Wasser. (Clavigero I. 527.; vergl. auch C. - G. II. 71.)

Der Verkehr auf den Flüssen und Seen war sehr lebhaft, auch auch an der Seeküste; eigentliche Meerschifffahrt hatten die Alten jedoch nicht. In Anahuac, wo Lastthiere fehlten, vertraten die Menschen deren Stelle. Es gab eine große Menge Lastträger, Tlamama, die sich von Jugend auf diesem Berufe gewidmet hatten und lebenslänglich dabei aushielten. Die gewöhnliche Last für einen Menschen war sechzig Pfund und diese trugen sie in einem Tage achthalb Stunden weit. In solcher Weise machten die Lastträger Reisen von 200 bis 300 Meilen über Ströme, Felsen und steile Gebirge. Sie trugen Baumwolle, Mais u. s. w. in Körben, Petlacalli, von einer besondern Art Rohr, die sehr leicht und durch Lederdecken vor Regen und Sonne geschützt waren. (Clavigero I. 529.; C.-G. II. 68.)

Der öffentliche Verkehr und Handel stand unter der Aufsicht des Staates und es befanden sich auf dem Markte stets obrigkeitliche Personen, welche darauf Acht gaben, was daselbst vorging. Ein Handelsgericht von zwölf Personen saß stets in einem Hause am Markte von Mexico, welches alle vorkommenden Streitigkeiten sofort untersuchte und alle Vergehen bestrafte. Diebstahl konnte selten vorkommen, da die königlichen Beamten und Diener genaue Aufsicht führten und harte Strafen darauf gesetzt waren. Die Ordnung und Ruhe auf den Märkten war daher zur Verwunderung der spanischen Eroberer meisterhaft, obschon sie sehr zahlreich besucht waren. Auf dem Markte von Tlascala strömten über 30,000 Menschen zusammen und die Vorräthe der Waaren standen damit im Verhältnisse. Der gewöhnliche Markt fand aller fünf Tage statt.

Der Stand der Kaufleute war zahlreich und stand unter dem Schutze der Gottheit Jacateuctli. Wollte ein junger Kaufmann eine Reise antreten, so gab er seinen Genossen und namentlich den alten Kaufleuten, die nicht mehr im Stande waren zu reisen, eine Mahlzeit und eröffnete ihnen seinen Entschluß. Diese gaben ihm nun ihren Rath. Der größeren Sicherheit wegen reisten die Kaufleute in Gesellschaft. Jeder der Reisenden hatte einen schwarzen Stab, als das Sinnbild des Gottes Jacateuctli in der Hand, womit sie sich für alle Gefahren gesichert hielten. Sobald sie an ein Haus kamen, wo sie verweilen wollten, banden sie alle Stäbe zusammen und verrichteten ihre Gebete davor. Nachts zapften sie sich zwei- bis dreimal etwas Blut ab. Während der Abwesenheit des Kaufmanns unterließen Frau und Kinder sich den Kopf zu waschen, ausgenommen

am achtzigsten Tage. Starb ein Kaufmann auf der Reise, so erhielten die ältesten Kaufleute seiner Vaterstadt sogleich Nachricht davon, die sie seinen Verwandten mittheilten, welche eine hölzerne unförmliche Statue anfertigten, die den Verstorbenen darstellen sollte und womit sie das Leichenbegängniß desselben feierten.

Eine große Menge von Kaufleuten reisete durch alle Provinzen des Reiches. In jeder Stadt der Staaten von Anahuac ward alle Tage ein Markt gehalten, aller fünf Tage aber ein größerer und allgemeinerer. In den nahe beisammen liegenden Städten wurde der Markt an verschiedenen Tagen gehalten, damit nicht eine Stadt der andern schaden möge. In Mexico fand er am 3., 8., 13. und 18. Tage eines jeden Monats statt.

Der Marktplatz von Tlaltelolco war zweimal so groß als die Stadt Salamanca und mit bedeckten Gängen zur Bequemlichkeit der Kaufleute umgeben. Jede Gattung von Waaren hatte ihren bestimmten, von den Handelsrichtern angeordneten Platz, der nie verändert werden durfte. Die umfangreichen Waaren, wie Balken, Steine und dergl., mußten, da trotz der Größe desselben der Marktplatz nicht groß genug war, in den dem Markt zunächst gelegenen Gassen und Canälen abgelagert werden. Hier kamen täglich an 50,000 Handeltreibende zusammen. Außerhalb des eigentlichen Markts durften nur Eßwaaren verkauft werden. Die Gegenstände des Handels waren alle Arten lebendiger und todter Thiere, Felle, Federn, Metalle, Edelsteine, Kalk, Bausteine, Farberden, Kräuter, Harze, Blumen, Heilmittel, Getränke, Obst, Oele, Salben, Kleiderstoffe aus Fäden, Wolle, Metallwaaren, Töpferarbeiten, Malereien, Hausgeräthe, Sclaven, Excremente der Menschen, die zum Gerben der Thierfelle angewendet wurden.

Die Waaren wurden nach der Zahl und nach dem Maaß und Gewicht verkauft, welches genau bestimmt war und richtig beobachtet werden mußte. Das Gewicht der Mexicaner ist nicht bekannt*).

Die Mexicaner hatten demnächst fünf Arten von Münzen, wornach der Preis der Dinge allgemein berechnet wurde**). Die erste Art war eine Cacaobohne, die beständig wie unsere Scheidemünze im Umlauf und die von der verschieden war, aus welcher die Chokolade bereitet wurde. Sie wurde nach 8000 Xiquepilli berechnet und man hatte Säcke, welche 3 Xiquepilli oder 24,000 Bohnen

---

*) Clavigero I. 524. Aeltere spanische Schriftsteller zweifelten, daß die alten Mexicaner überhaupt Wagen gehabt hätten. Die Indianer von Peru. haben jedoch seit alter Zeit Wagen, welche aus zwei mit Fäden an einem Querstabe befestigten Wagschaalen bestehen. Die Maaße der Alten sind viel leicht noch in einigen der Gefäße enthalten S. Ulloa, Nachr. v. America II. 274.

**) Vergl. C.-G. III. 320. über die Kaurimuscheln und die Matten der Neger.



faßten. Wie die Kaurimuscheln der Neger, welche die Natur stets von derselben Größe und Schwere hervorbringt, waren auch diese Bohnen der sichere Haltpunct und Maaßstab des allgemeinen Verkehrs.

Die zweite Art Münze waren kleine Tücher von Baumwolle, Patolquachtli, von bestimmter Größe, welche, wie die Matten der Neger, gewissermaaßen das Papiergeld der Chinesen und Europäer ersetzten. (S. C.-G. III. 320.)

Die dritte Art Münze bestand aus Gänsekielen voll Goldstaub, die je nach Verhältniß ihrer Größe mehr oder minder werthvoll waren.

Die vierte Art waren Kupferstücke in der Gestalt eines Hammers oder T, die man beim Ankauf von Sachen niederen Werthes anwendete.

Endlich aber hatte man auch dünne Stücke Zinn, die jedoch kein wirkliches Gepräge an sich trugen.

Der öffentliche Verkehr, die Correspondenz der Provincialbehörden mit der Hauptstadt und dem königlichen Hofe hatte ein förmliches Postwesen hervorgerufen, das trefflich eingerichtet war.

An den großen Heerstraßen standen von drei zu drei Stunden kleine Thürme, in denen fortwährend ein Eilbote bereit stehen mußte. Der erste Eilbote rannte, sobald er seinen Auftrag, seinen gemalten Brief oder Actenbündel erhalten hatte, so schnell als nur möglich nach der nächsten Station und übergab dasselbe dem dort Harrenden, der sich alsbald mit derselben Eile auf den Weg machte. Auf solche Weise wurden die Nachrichten so schnell befördert, daß sie zuweilen an einem Tage 150 Stunden Wegentfernung weit kamen, und Montezuma II. erhielt dadurch täglich neue Nachrichten aus dem 100 Stunden von seiner Residenz entfernten mexicanischen Meerbusen. Die Eilboten wurden für ihren Beruf eigens ausgebildet und von Jugend auf darin geübt und durch Preise stets in regem Eifer erhalten.

Die Eilboten hatten, je nach der Beschaffenheit ihrer Nachrichten, besondere Kennzeichen. Brachten sie die Kunde einer verlorenen Schlacht, so gingen sie mit aufgelösten und verworrenen Haaren und eilten, ohne Jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem königlichen Palast, knieten vor dem König nieder und erstatteten ihren Bericht. Nach einem erfochtenen Siege dagegen war ihr Haar mit einer Schnur zusammengebunden, der Leib mit einem baumwollenen Tuche umgürtet und in der Linken trug der Bote einen Schild, mit der Rechten schwang er das Schwerdt; indem er nun die Großthaten der Väter absang, eilte er vom Jubel des Volkes begleitet nach der Königsburg und meldete hier wie sich Alles zugetragen.

Für besondere Botschaften an fremde Höfe schickte man allemal Männer von Adel und Beredtsamkeit und gemeiniglich drei, vier oder mehrere Personen zusammen. Sie trugen gewisse Kennzei-

chen, woran Jedermann sogleich ihre Bestimmung erkennen konnte; Brust und Rücken war mit einem grünen, dem Scapulir der katholischen Geistlichkeit ähnlichen Gewande bedeckt, von welchem einige baumwollene Quasten herabhingen. Ihr Haar war mit schönen Federn durchflochten und mehrere Quasten waren auch hier angebracht. In der Rechten hielten sie einen Pfeil mit niedergebogener Spitze, in der linken einen Schild und ein Netz, worin sie ihren Mundvorrath mit sich führten. An allen Orten, durch welche sie kamen, wurden sie wohl empfangen und gebührend geehrt. Doch durften sie die Heerstraße nicht verlassen. Niemand durfte sie beleidigen.

Waren sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, so hielten sie nicht eher ihren Einzug, bis der Adel ihnen entgegen gekommen war, der sie dann nach dem öffentlichen Gebäude führte, wo sie bewirthet wurden und freie Wohnung erhielten. Die Edelleute begrüßten sie und schenkten ihnen Räucherwerk und Blumenbüschel. Nachdem sie sich von der Reise erholt hatten, geleitete man sie nach dem Palaste des regierenden Herrn, der sie einzeln vor seinen Beamten und Dienern im Audienzsaale empfing. Nach einer tiefen Verbeugung ließen sie sich mitten im Zimmer auf ihre Fersen nieder, sagten aber kein Wort und schlugen die Augen zu Boden. Sobald der Herr das Zeichen gegeben, daß sie reden sollten, wiederholte der Aelteste der Gesandten eine tiefe Verbeugung und trug seine Botschaft mit leiser Stimme in wohlüberdachter Rede vor. Der König und seine Räthe hörten aufmerksam zu und bogen dabei ihre Köpfe fast bis auf die Knie herab.

Nach der Audienz kehrten die Gesandten in ihre Wohnung zurück. Mittlerweile berieth der König mit seinen Räthen die Nachrichten der Botschafter und ließ dann durch seine Minister ihnen seinen Entschluß bekannt machen. Man versah sie reichlich mit Lebensmitteln, beschenkte sie und ließ sie sodann durch die Priester, die auch bei ihrem Empfange zugegen gewesen, aus der Stadt hinausgeleiten. War der König, an welchen sie gesendet worden, ein Freund des mexicanischen Reiches, so durften sie die Geschenke desselben nicht ablehnen; im Gegentheile aber bedurften sie einer besonderen Erlaubniß dazu. (Clavigero I. 469.)

Das Kriegswesen

der alten americanischen Reiche stand auf einer nicht minderen Stufe der Entwickelung als das Staatsleben. Wir werden dabei besonders deutlich bemerken, wie sich dasselbe aus den Elementen herausgebildet hat, welche wir bei den Jägervölkern von Nord- und Südamerica kennen gelernt haben, und wie dasselbe durch die weißen Herren nicht sowohl neu geschaffen, als vielmehr nur mehr geregelt und weiter entwickelt worden.

Neben diesen Wurfgeschossen führten die Alten auch noch die Schleuder.

Für den Kampf im Handgemenge war das Schwert, Maquahiutl, bestimmt. Es bestand aus einem hölzernen Stabe von 3½ Fuß Länge und 4 Zoll Breite, der auf beiden Seiten mit Obsidianklingen bewehrt war. Diese Klingen waren überaus scharf, drei Zoll lang und zwei breit und mit Harz im Holze befestiget. Dieses Schwert kommt sehr häufig in den altmexicanischen Gemälden vor; es hatte keine Spitze und war blos zum Hiebe bestimmt, auch hatte es keine Parirstange. Die meisten hatten auf jeder Seite drei Klingen. Der Krieger hatte es an einem Portepée um das Handgelenk befestigt. Das Schwert war so wirksam, daß einst einem Pferde mit einem Hiebe der Kopf herunter gehauen wurde. Indessen waren nur die ersten Hiebe gefährlich; die scharfen Klingen sprangen, wenn sie auf Metall oder Knochen trafen, leicht aus und wurden stumpf und schartig. Die Größe der Schwerter richteten sich die Krieger zuweilen nach Maaßgabe der Kraft ein. Der Tlascalanische Held Tlahuicol, der von Montezuma II. gefangen und geopfert wurde, hatte ein Schwert, welches so schwer war, daß ein Mann von gewöhnlicher Stärke dasselbe kaum vom Boden aufheben konnte (Clavigero I. 315.), während manche Gemälde wiederum sehr kleine Schwerdter zeigen (s. Taf. III. Fig. 2.).

Die Keule wurde ebenfalls von den Mexicanern geführt, eben so die Axt, doch scheint sie gegen das Ende der alten Reiche durch das Schwert fast ganz verdrängt worden zu seyn. Der gewöhnliche Waffenvorrath des Soldaten bestand aus Wurfspieß, Schleuder, Bogen und Pfeil und Schwert.

Die Schutzwaffen bestanden aus Schild, Helm und Harnisch. Der Schild hatte gemeiniglich eine kreisrunde Gestalt und war nach den Gemälden zu urtheilen etwa so breit als der Durchmesser eines Mannes von Schulter zu Schulter. Sie waren sämmtlich sehr bunt und in sehr mannichfaltigen Mustern bemalt. Manche Schilde waren von dem Rohr Otatli, mit starken Baumwollenschnuren durchflochten und mit Federn bedeckt. Die Schilde der Edelleute waren mit Goldplatten, andere von großen Schildkrötenschaalen mit Kupfer, Silber oder Gold, je nach Vermögen oder Rang des Kriegers, belegt. Man hatte wohl auch sehr große, den ganzen Leib deckende Schilde. Auf den Verzeichnissen der Tribute bemerkt man neben jeder Rüstung einen Schild, welcher, je nach der Provinz oder Ortschaft, ein bestimmtes Muster zeigt. Alle haben einen Rand, alle sind kreisrund und von allen fällt eine aus Zeuch oder Federn gefertigte Art Schurz herab, dessen Bestimmung es war, die von dem Schilde selbst nicht bedeckten Untertheile des Körpers gegen die stürmischen Andränge der Geschosse zu schirmen. Die Darstellungen aus der älteren Geschichte in der mexicanischen Handschrift (Kingsborough

II. 92.) zeigen uns neben einfacheren Waffen Schilde ohne diesen Schurz, wogegen die reich ausgeschmückten Krieger in den Bildern des Mendoza auch sehr reiche und beschürzte Schilde führten. Für die Lust- und Scheinkämpfe führte man sehr zierliche, kleine und dünne Schilde, die reich mit Federn geschmückt waren. Der Schild ward mit der linken Hand gehalten.

Helm und Harnisch waren nur für die Officiere bestimmt, der gemeine Soldat ging ganz nackend und hatte nur um den Unterleib einen Gürtel. Die mangelnde Kleidung wurde durch einen farbigen Anstrich des Körpers ersetzt, eine Sitte, die aus den Urzuständen der Nation beibehalten worden war.

Je vornehmer ein Officier war, desto zusammengesetzter war auch seine Rüstung. Der geringste war der Brustharnisch von Baumwolle, der oft zwei Finger dick war und die Kraft jedes Pfeiles brach, weshalb denn auch die Spanier diese Ichcahuepilli genannten Harnische von den Mexicanern in den Kriegen gegen dieselben annahmen. Die Harnische wurden, ehe man sie in Gebrauch nahm, sorgsam geprüft und sie mußten die Pfeilprobe aushalten.

Ueber diesen Harnisch trug man einen andern, der die Schenkel und einen Theil der Arme bedeckte. Diese müssen in großer Anzahl in den Zeughäusern vorhanden gewesen seyn, da sie in den Tributverzeichnissen sehr häufig vorkommen und oft zu zwanzig Stück auf einmal eingeliefert werden mußten; sie sind fast durchgängig mit Schild und Helm verbunden und kommen in allen Farben und mit den verschiedenartigsten Mustern vor. Man bemerkt einfarbige, gestreifte, gefleckte, wie von Partherfell; an einigen sind Trodeln und Bänder angebracht, namentlich am Unterleibe. Unter den Tributstücken von Quahuacan bemerkt man einen solchen Harnisch, der anstatt der Beine einen Federschurz hat. (Vergl. die 3. unserer Tafeln Fig. 7. und 8.)

Ueber diesen Harnisch trugen die regierenden Herren ein dickes Oberkleid von Federn, welches einen Küraß von Goldplatten oder Silber verdeckte, der vollkommenen Schutz gegen europäische Waffen gewährte.

Unter den Gemälden der Mendoza'schen Sammlung kommen auch Kriegstrachten vor mit langen Aermeln und langen Beinkleidern von einer Farbe, doch scheint dieß nur Tracht der höchsten Officiere gewesen zu sein.

Die Gestalt der Helme bietet eine überaus große Mannichfaltigkeit dar. Wir bemerken in den Steuerverzeichnissen spitzige, hohe Mützen wie die der alten Grenadiere, aus einem gewebten Stoff, cylinderförmige Hüthe, nach Art unserer Infanterietschakos, die mit Federn mannichfach verziert sind, flache lange Mützen von niedergedrückter Gestalt, dann aber auch bloße Kämme oder Cristá aus aufrecht stehenden Federn, die auf das Haar unmittelbar befestigt wor-

den zu seyn scheinen, etwa wie sie jetzt noch unter den Nordamericanern üblich sind (s. C.-G. II. Taf. XVII.), zum Theil von sehr bedeutender Höhe; ferner halbkugelförmige Kappen mit Nackendecke, eine Form, welche die seltenste zu seyn scheint, die aber immer von einem gewaltigen, hinten ausstehenden Federbusch begleitet ist (s. Taf. III. Fig. 3—6.).

Vorzüglich beliebt war diesen Verzeichnissen zu Folge ein Helm aus festem Stoffe, Holz oder vielleicht auch Pappe aus Agavenpapier, welcher einen Thierkopf darstellte, der mit Federn reich verziert war. Man bemerkt darunter die Köpfe von Panthern, Schlangen, Krokodillen und Antas mit aufgesperrtem, zahnreichen Rachen. Die Federbüsche der Helme deuteten eben so wie die Form derselben den Rang des Kriegers an. An einigen Helmen ist eine, meist blau und rothe Cocarde bemerkbar.

Die Fahnen der verschiedenen Heerhaufen bestanden aus acht Fuß langen Stangen, an welchen oben das Wappen des Staats oder der Provinz aus Gold, Federn und anderem kostbaren Stoff befestigt wurde. Das Wappen von Mexico war ein auf einen Panther herabstürzender Adler, das von Tlascala ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln; Tizatlan hatte einen Reiher auf einem Felsen, Tepetiepac einen Wolf mit Pfeilen in den Klauen; die Fahne, welche Cortes in der Schlacht von Otompan eroberte, war ein Netz von Gold. Das ganze Heer hatte eine gemeinsame Fahne, dann jeder Heerhaufen von 2—300 Mann seine besondere. Die Farbe derselben entsprach den Federn auf den Rüstungen der Officiere und Edelleute. Die Fahne saß ganz fest am Fahnenstock. Bei den Mexicanern hatte die Fahne im Mittelpunkt des Heeres ihren festen Stand, die Tlascalaner führten sie in Friedenszeiten an der Spitze, im Kriege im Hintertreffen des Heeres.

Die Feldmusik bestand aus Trommeln und Muschelhörnern, die einen gewaltigen Lärm verursachten.

Zum Schutze der Städte und des Landes hatte man großartige Befestigungen errichtet, die in ältester Zeit aus bloßen Erdwällen bestanden, deren Ueberreste uns Blicke in die Geschichte der Wanderungen jener Nationen von Norden nach Süden gewähren. Diese Erdwerke bestehen meist aus Hügeln, die gegenwärtig noch acht bis zwölf Fuß Höhe haben und in weitem Umfang mit Erdwällen umgeben sind. Viele derselben sind gleich einem verschanzten Lager mitten in Sümpfen angelegt*). Einige zeigen sehr ausgedehnte Vorwerke, die den Zugang zur Hauptverschanzung decken und zum Theil aus langen parallellaufenden Wällen bestehen, die hier und da, namentlich am Eingang, durch Hügel vertheidigt werden können.

*) Archaeologia americana, und aus derselben in F. W. Assal, Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerica und ihre Denkmäler. Heidelb. 1827. 8. Nebst Atlas von 12 Steintafeln.

In den Reichen von Anahuac fanden die Spanier förmliche steinerne Festungen mit Wällen, Graben, Pallisaden, Brustwehren und Mauern. Bemerkenswerth ist, daß der Mittelpunct der nordamericanischen alten, von keiner Sage der jetzigen Indianer umwehten Erdwerke gemeiniglich ein hoher, oft viereckiger, terrassenartig aufsteigender Hügel ist und daß in den Orten von Anahuac der große Tempel eine gleiche Stellung einnimmt.

Die Stadt Quauhquechollan war mit einer starken, steinernen, zwanzig Fuß hohen Mauer umgeben, welche zwölf Fuß dick war. Die Hauptstadt Mexico war durch ihre Lage im See verhältnißmäßig sehr fest und für die Kriegsmittel jener Völker unüberwindlich. Alle Zugänge waren durch den See gedeckt und fanden nur über die Dämme statt, welche durch Gräben und Wälle durchschnitten waren, die nur auf Zugbrücken überschritten werden konnten. Zur weiteren Vertheidigung der Stadt lagen einige tausend kleine Fahrzeuge im See, die mit geschickten Schiffern und geübten Soldaten bemannt waren.

Als Citadelle diente der Hauptstadt der große Tempel, der Hauptsitz des Kriegsgottes und seines sichtbaren Stellvertreters, des Königs. Die Königsburg war denn auch hier der Mittelpunct aller wichtigen Schätze der Nation, ja ihrer gesammten Cultur, wie sie der höchste, hervorragendste Punct in der ganzen Stadt war.

Der große Tempel von Mexico stand in der Mitte der ganzen Stadt und nahm mit seinen Nebengebäuden einen so großen Raum ein, daß er geradezu als ein eigener Stadttheil betrachtet werden muß. Eine viereckige Umfangsmauer gränzte einen so großen Raum ab, daß wohl 500 andere Häuser darin Platz gehabt hätten. Diese Mauer, von Kalk und Stein aufgeführt, war acht Fuß hoch, sehr dick und oben mit Schießscharten versehen, zwischen denen Statuen von Schlangen angebracht waren, daher sie auch die Schlangenmauer, Coatepantli, genannt wurde. Die vier Thore waren nach den Himmelsgegenden gerichtet und über einem jeden waren große Zeughäuser für Waffen aller Art eingerichtet. Der innere Raum war mit so glatten Steinen gepflastert, daß die Pferde der Spanier darauf kaum fußen konnten. In der Mitte erhob sich ein colossaler, vierseitiger Steinbau, der länger als breit war und fünf Absätze von gleichmäßiger Höhe bildete, deren oberster den geringsten Umfang hatte. Der unterste Absatz war von Osten nach Westen 50, von Norden nach Süden 43 Klafter lang. Jeder der darauf folgenden Absätze war nur eine Klafter schmäler, so daß auf jedem derselben ein freier Raum um die Basis ging, auf welchem drei bis vier Mann neben einander gehen konnten. Von jedem Absatze führte an der Südecke eine Treppe nach dem unteren herab, welche zusammen einhundert und vierzehn, einen Fuß hohe Stufen gaben. Da eine jede Treppe von Süden nach Westen herabging, mußte man, um zur Treppe des folgenden Absatzes

zu gelangen, allemal um alle vier Seiten des Gebäudes herumgehen. Wer also den zweiten Absatz ersteigen wollte, mußte nach Ersteigung der ersten Treppe den ganzen untersten Absatz von Westen nach Osten hin gewendet umschreiten, bevor er an die Treppe des zweiten gelangte. Der oberste Absatz hatte eine platte Decke, von welcher man eine weitumfassende Aussicht über Stadt, See und die ganze Gegend genoß und jeden aus der Ferne herankommenden Feind bemerken konnte. Aehnliche Tempel waren in allen Hauptstädten. In dem Tempel von Mexico widerstanden die Einwohner den letzten Angriffen der Spanier mit großer Tapferkeit.

Außer diesen Hauptwaffenplätzen und Festungen waren im Lande auch noch kleinere Burgen angebracht, die gleichfalls aus hohen, mit Mauern umgebenen Gebäuden bestanden, auf welche allemal nur eine außen angebrachte Treppe führte.

Die Tlascalaner hatten die östliche Gränze ihres Staates mit einer Mauer umschlossen, welche drei Stunden lang war und von einem Berge zum anderen reichte; sie war außer den Brustwehren acht Fuß hoch und achtzehn dick, die Steine waren mit feinem Mörtel trefflich verbunden. Sie hatte nur einen einzigen, acht Fuß breiten Eingang, der aber vierzig Schritt lang war. (Clavigero I. 368. 505.)

Die sicherste Schutzwehr des Staates war jedoch die Tapferkeit der Nation und die wohlgeordnete Kriegsverfassung. Die Jugend wurde fleißig in den Waffen geübt und der geehrteste Stand war der des Soldaten, wie denn die oberste Gottheit der Nation der Kriegsgott war und sein Tempel der Mittelpunct der Streitkräfte. Kein Prinz konnte die Wahl zum König erlangen, bevor er nicht im Kriege sich ausgezeichnet und die Würde eines commandirenden Generals erworben hatte und nur dann ward er gekrönt, wenn er mit eigener Hand in einem Kriege Gefangene gemacht, die an seinem Krönungsfeste dem Kriegsgotte geopfert wurden. Es erforderte die Königswürde sowohl Feldherrntalent als auch persönliche Tapferkeit. Daher wurden die Knaben von Jugend auf an die Schrecken des Krieges, an das Blutvergießen bei den Menschenopfern gewöhnt und ihnen eingeprägt, daß die Seelen der Tapfern in jener Welt ganz besondere Vorzüge genössen. Sie ehrten auch die persönliche Tapferkeit an dem überwundenen Feinde dadurch, daß sie demselben, wenn er einmal zum Schlachtopfer des Kriegsgottes bestimmt war, die Waffen zurück gaben und ihm gestatteten mit denselben in der Hand und kämpfend zu sterben. Der Edelmann mußte, bevor er seine Laufbahn als höherer Officier antreten konnte, zuvörderst eine Ritterwürde dadurch erwerben, daß er Beweise seiner persönlichen Tüchtigkeit ablegte. Wer zum erstenmal ins Feld zog, mußte ein einfaches, weißes Kleid aus grobem Aloestoff anlegen und selbst königliche Prinzen waren von dieser Sitte nicht ausgeschlossen. Erst nachdem sie Proben ihrer Tapferkeit abgelegt hatten, wurden sie mit der kostbaren, glänzenden

Kriegerkleidung beehrt. Um auch nach der Erlangung der Ritter- oder Kriegerwürde noch ferner den Eifer wach zu erhalten, waren mehrere kriegerische Orden gestiftet. Ein Soldat, der durch sein Beispiel dem sinkenden Muth des Heeres wieder neues Leben gab und dasselbe zu einem erneuerten Angriff bewegte, erhielt eine besondere Ehrenkleidung, Tlacatziuhqui genannt. Der erste oder unterste Orden war der Ococelo oder Tiger und man erkannte dessen Mitglieder an einer besondern Art Wappenrock, der bunt gefleckt war wie das Fell der Panther. Der nächste Orden war Quauhtin oder Adler; der höchste Achcautin oder Prinzen. Die Ritter trugen das Haar oben auf dem Kopf mit einer rothen Schnur zusammengebunden, von welcher so viel baumwollene Locken herabhingen, als sie Heldenthaten verrichtet hatten. Nach dieser Ehrenwürde trachteten selbst Generale und Könige, wie Tizok und Montezuma II. Die Mitglieder der Orden hatten im königlichen Palaste besondere Zimmer, wenn sie dort auf Wache waren, und sie durften sich in ihren Häusern goldener Geräthe bedienen, auch trugen sie feinere Kleider und Schuhe als die übrigen.

Das Heer war in Abtheilungen von 8000 Mann und diese in Compagnien von 3—400 getheilt, deren jede ihren besonderen Befehlshaber hatte. Die höchste Kriegswürde war die des commandirenden Generals, dann folgten vier Classen Oberbefehlshaber, deren jede ihre besonderen Abzeichen hatte. (Clavigero I. 495.)

Für verwundete oder kranke Soldaten waren in den vornehmsten Städten des Reiches Hospitäler angelegt. Dem Soldaten aber, der seine Schuldigkeit nicht that, trafen harte Strafen.

Wie alle Staatsangelegenheiten, so wurde auch der Krieg vom Könige mit dem königlichen Rathe reiflich erwogen. Empörung der Provinzen, Beleidigung oder Ermordung der Gesandten, feindliche Einfälle von Außen waren Anlaß oder wenigstens Vorwand zu einem Feldzuge, dessen eigentlicher Grund freilich oft genug die Herbeischaffung der zu den religiösen Festen nothwendigen Menschenopfer waren.

Bevor es jedoch zum Kriege kam, wenn er auch schon im Staatsrathe beschlossen worden, schickten die Könige doch zuweilen erst noch dreifache Gesandte an den zu bekriegenden Staat: einen an den Fürsten, wenn dieser Ursach zum Einbruch gegeben, den andern an die Adeligen, damit diese den Fürsten zur Nachgiebigkeit stimmen möchten, und den dritten an das Volk, um demselben die Ursache des Krieges wissen zu lassen. Oft kam dadurch ein Vergleich zu Stande. An ein Volk, welches Krieg anfangen wollte, pflegte man auch durch Gesandte das Bild des Huitzilopochtli zu schicken mit dem Antrage, denselben unter ihre Götter aufzunehmen. Sie nahmen es an, wenn sie sich zu schwach fühlten; kam noch ein Vergleich zu Stande, so

erhielten die Gesandten ein ansehnliches Geschenk an Gold, Edelsteinen und kostbaren Federn, kam es jedoch wirklich zum Kriege, so gab man vor allen Dingen dem Feinde Nachricht davon, damit er sich zur Gegenwehr rüsten könne; denn man hielt es unter der Würde eines tapfern Volkes, den Feind unvorbereitet zu überfallen. Das Zeichen der Kriegserklärung bestand in der Voraussendung etlicher Schilde und Baumwollenkleider. Wenn aber ein König den anderen herausforderte, so sandte er einen Abgeordneten, der denselben salbte und ihm Federn auf den Kopf steckte. Darauf wurden Spione, Quimichtin oder Zauberer genannt, verkleidet in das feindliche Gebiet gesendet, um die Anzahl, Bewegungen und Beschaffenheit der bekriegten Nation zu erforschen. Wenn sie ihren Auftrag glücklich ausführten, harrte ihrer ein reicher Lohn.

Bevor aber das Heer wirklich zu dem Feldzuge aufbrach, wurde dem Kriegsgotte und den Schutzgöttern des zu bekriegenden Volkes ein Opfer gebracht, um sich die Gunst derselben zu erwerben.

Das Heer rückte nach seinen Compagnien und Haufen in guter Ordnung aus und nachdem es auf dem Schlachtfeld angekommen, begann es einen furchtbaren Lärmen mit Trommeln, Hörnern, Pfeifen und Geschrei zu erheben. Bei dem Volke von Tezcuco gab der König oder der Oberfeldherr das Zeichen zum Angriff auf einer kleinen Trommel, welche ihm über die Schultern hing. Gemeiniglich begann der Angriff mit den Pfeilen oder den Wurfspießen oder auch den Schleudern. Dann erfolgte ein Anlauf, wobei die Lanzen, Keulen und Schwerdter gebraucht wurden. Für den Nothfall war noch eine Reserve hinter dem Angriffscorps aufgestellt.

Die Soldaten fochten in geschlossener Ordnung nach ihren Abtheilungen und hielten sich zur Fahne, nach deren Verlust gemeiniglich eine allgemeine Entmuthigung und Flucht erfolgte. Die Verwundeten und Todten wurden von eigens dazu bestimmten Leuten während der Schlacht aus dem Anblick der Feinde entfernt. Da die Hauptabsicht war, dem Kriegsgott möglichst viele Schlachtopfer zu bringen, so suchte man den Feind lebendig zu fangen und der Soldat ward nicht darnach belohnt, wie viele er todtgeschlagen, sondern wie viel Gefangene er ablieferte.

Ueberfall und Hinterhalt im Buschwerk oder eigens dazu gemachten Löchern war eine oft angewandte Kriegslist. Eben so wendeten sie sich auch manchmal scheinbar zur Flucht, um den Feind in einen solchen Hinterhalt zu verlocken und ihn mit frischer Mannschaft zu überfallen.

Nach glücklicher Beendigung der Schlacht wurden große Freudenbezeugungen angestellt und die Belohnung der Offiziere und Soldaten, welche Gefangene eingebracht hatten, vorgenommen. Hatte der König mit eigener Hand einen Gefangenen gemacht, so kamen aus

allen Provinzen des Reiches Bevollmächtigte, die ihre Glückwünsche und reiche Geschenke darbrachten. Dieser Gefangene aber wurde mit den schönsten Kleidern und Juwelen geschmückt und in einem Tragsessel nach der Residenz geführt und dort von den Einwohnern mit Musik und lautem Zurufe begrüßt. Nachdem der König und die anderen, welche Gefangene gebracht hatten, einen Tag gefastet, führte man den Gefangenen des Königs, den man mit dem Zeichen der Sonne geschmückt hatte, zum gemeinen Opferaltar und ließ ihn vom Oberpriester tödten. Er sprengte sein Blut nach den vier Himmelsgegenden und schickte ein damit angefülltes Gefäß dem Könige, welcher den Befehl ertheilte, alle Götterbilder im Umfange des großen Tempels damit zu besprengen. Der Kopf ward an einem hohen Orte ausgehangen und die Haut des Opfers mit Baumwolle ausgestopft im königlichen Palaste zum Andenken an die Heldenthat ausgehangen.

Dieß waren die politischen und kriegerischen Institutionen der Staaten von Anahuac, die im Wesentlichen mit denen der südlichen Staaten von Peru und Quito übereinstimmen. Desto verschiedener war

die Religion

der beiden Reiche, die in beiden jedoch innig mit dem Staatsleben zusammenhing und einen wesentlichen Theil desselben bildete. Das Königthum der Staaten von Anahuac, namentlich von Mexico, hatte eine Hauptstütze in dem Priesterthum, das sich ganz mit den schrecklichsten und fürchterlichsten Formen umgeben hatte. Der Priesterstand war sehr zahlreich und da der König der sichtbare Kriegsgott war, so bildeten die Priester auch seine eigentlichen Diener und standen ihm fast näher als der Adel, der den Kern seiner weltlichen Macht bildete. Wir finden hier ein ähnliches Verhältniß wie in den Staaten der Südsee, wo Adel und Priesterthum noch nicht so scharf gesondert sind, aber wie in Anahuac als eine mit allen Schrecken der blutigsten Opfer und schauerlichsten Ceremonien ausgerüstete Macht entgegenstanden. Zu Erhaltung der zahlreichen Priesterschaft war ein großer Theil des Ländergebietes ausgesetzt; Clavigero (I. 378.) berechnet die Anzahl der gesammten Priesterschaft des mexicanischen Reiches auf vier Millionen. Da die Priester alleinige Inhaber der Cultur waren, da sie die Erziehung und den Unterricht besorgten, pflanzten sie dem Volke eine unbegränzte Ehrfurcht vor ihrem Stande ein und sicherten sich somit einen außerordentlichen Andrang in ihren Stand. Wie der König der sichtbare Gott des Krieges, so galten auch die Priester gewissermaßen als Verkörperungen der Gottheiten, deren Dienste sie sich gewidmet hatten. Im großen Tempel von Mexico lebten fünftausend Priester, die alle

der größten Achtung genossen. Daher beeiferten sich auch die Edelleute, ihre Kinder eine Zeit lang dem Dienste im Tempel zu widmen, und die Kinder der geringeren Leute wurden glücklich geschätzt, wenn sie wenigstens zu den Geschäften außerhalb des Tempels, zum Herbeischaffen des Holzes, zur Unterhaltung der Kohlenfeuer eine Zeit lang verwendet wurden und so einen Abglanz des heiligen Geschäftes in das bürgerliche Leben mit hinüber nehmen konnten. Alle aber wurden in den mit den Tempeln verbundenen Schulen und Seminarien unterrichtet.

Der Lebensunterhalt der Priesterschaft floß aus den beträchtlichen Ländereien, die dem Tempel unveräußerlich gehörten und deshalb Land der Götter genannt wurden. Bei den Tempeln waren Vorrathshäuser für Getraide und andere Lebensmittel, deren alljährlicher Ueberrest unter die Armen vertheilt wurde, für welche auch Hospitäler, unter priesterlichem Einfluß, errichtet waren. Außerdem erhielten die Priester freiwillige Gaben von den frommen Bewohnern des Landes und die ersten Feldfrüchte als ein Dankopfer für die Gottheit, so daß sie stets im größten Ueberflusse leben konnten.

Unter den Priestern fand eine Rangordnung statt, die mit der der weltlichen und kriegerischen Beamten des Reiches große Aehnlichkeit hatte. An der Spitze standen zwei Oberpriester, der göttliche Herr, Teoteuctli, und der große Priester, Huitroquixqui. Diese höchsten Stufen der geistlichen Macht erlangten nur Männer von vornehmer Geburt, gediegener Rechtschaffenheit und tiefer Kenntniß des gesammten Religionswesens. Sie wurden in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, ohne ihre Genehmigung ward kein Krieg begonnen, sie mußten den König nach seiner Erwählung salben, bei feierlichen Menschenopfern die Brust der Schlachtopfer öffnen und das schlagende Herz herausnehmen. In Acolhuacan war der Oberpriester allemal der zweite Prinz des Königs. Der Umstand, daß in Mexico die oberpriesterliche Würde auf zwei Personen vertheilt war, hatte vielleicht darin seinen Grund, daß man sie von der königlichen Würde mehr abhängig machen wollte, indem man eine Theilung der Macht stattfinden ließ.

Die Oberpriester wurden gewählt, — doch ist nicht bekannt von wem. Ihre Tracht war außerordentlich reich. In Mexico war das Zeichen ihrer Würde eine auf die Brust herabhängende Baumwollenquaste. An hohen Festen trugen sie die Zeichen derjenigen Gottheit, deren Fest sie feierten. Der Oberpriester der Mixteken trug ein kurzes Kleid, worauf die vornehmsten Abschnitte der Göttergeschichte abgebildet waren. Darüber trug er längere Gewänder, auf dem Kopfe einen Federschmuck mit kleinen Götterbildern. Auf der Schulter und am Arme hing ihm eine Baumwollenquaste.

Nach den Oberpriestern folgte der Mexicotrohuatzin, der Oberauffeher über die wichtige Vollziehung der Religionsgebräuche und den

Wandel und die Wirksamkeit der Priester und der Seminarien. Sein Amt unterstützten zwei andere geistliche Beamte, deren einer speciell der Generalsuperior aller Seminarien war und als Zeichen seines Amtes einen Sack mit Kopalharz bei sich trug.

Nun folgten die übrigen Beamten, der Tlatquinicloltecutli, welcher die Oeconomie der Tempel besorgte; der Ometochtli fertigte die Hymnen zu den Festen der Götter; man hatte ferner einen Musikdirector, der auch die Sänger unterrichtete, einen Ceremonienmeister, so wie Vorsteher der einzelnen Seminarien. Die Priester hatten den Namen Teopixqui, d. h. Diener Gottes. Allgemeine Tracht der Priester war der schwarzbaumwollene Mantel, den sie wie einen Schleier über den Kopf trugen. Bemerkenswerth ist, daß in den Gemälden der Mendoza'schen Sammlung die Priester und Seminaristen am ganzen Leibe schwarz bemalt erscheinen und daß wohl diese Färbung mit der Tinte zusammenhängt, mit welcher der König bei der Krönung gesalbt wurde. Man wollte durch diesen Anstrich vielleicht eine Aufnahme in den Priesterorden andeuten, wie man ja auch den Edelmann erst in den Kriegerstand durch eine besondere Feier einweihete, bevor er die höheren kriegerischen Würden erlangen konnte. Ich erinnere hier an eine Begebenheit, welche sich im Staate der Huexotzicken zutrug. Diese hatten den Toltecatl zum Herrn erwählt; kaum war aber ein Jahr verflossen, als er mit der Priesterschaft in Uneinigkeit gerieth. Die zahlreichen Priester mißbrauchten ihre Gewalt, drangen in die Privathäuser und nahmen Mais, Truthühner und was sie sonst fanden hinweg, begingen auch Ausschweifungen, welche ihrer Würde durchaus nicht angemessen waren. Als Toltecatl dawider einschreiten wollte, griffen die Priester zu den Waffen und wurden von einer Partei des Pöbels unterstützt, wodurch ein Bürgerkrieg losbrach, den der neue Herrscher durch seine Entweichung zu beendigen glaubte. (Clavigero I. 291.) Aehnlichen Vorgängen wurde dadurch vorgebeugt, daß der König selbst dem Priesterstande angehörte und daß die höchste Priesterwürde zwischen zwei Personen getheilt war.

Obschon es den Priestern gestattet war, außer dem schwarzen Schleier andere bürgerliche Kleidung zu tragen, so gingen doch diejenigen, welche in den größeren Congregationshäusern wohnten, beständig ganz schwarz. Sie schoren nie den Bart, sondern banden ihn nur mit Baumwollenschnüren zusammen und bestrichen ihn mit schwarzer Farbe, um sich ein abschreckendes Ansehen zu geben.

Wenn sie auf den Bergen oder in den Höhlen opferten, bemalten sie sich allemal schwarz. Sie sammelten Insecten, Scorpione und kleine Schlangen und verbrannten sie auf eine der Kohlenpfannen vor dem Tempel; dann stießen sie die Asche davon mit Ruß von Ocotl, Tabak, der Pflanze Oliuhqui, nebst einigen lebendigen Insekten in einem Mörser. Nachdem sie diese Salbe den Göt-

tern in kleinen Gefäßen vorgesetzt, rieben sie sich den Leib damit ein und fürchteten sich nun vor keinem giftigen oder wilden Thiere der Wälder. Diese göttliche Arznei, Teopatli, galt zugleich als ein vorzüglich kräftiges Heilmittel in allerlei Krankheiten, weshalb bei den Priestern immer Nachfrage darnach war. Die Knaben, welche in die Seminarien aufgenommen waren, mußten die Insecten sammeln, wodurch sie den Abscheu dafür verloren.

Die Priester mußten sich mancherlei Entbehrungen auferlegen und viele Fasten und strenge Lebensart beobachten. Sie tranken nur selten geistige Getränke und waren nie berauscht. Die Priester des Gottes Tezcatzoncatl bekamen besonders selten Wein zu kosten. Wenn sie, 303 Mann stark, den täglichen Lobgesang beendigt hatten, so legten sie eben so viele Stückchen Rohr auf einen Haufen, von denen nur eines angebohrt war. Sodann griff ein jeder nach einem Rohr und derjenige, der das angebohrte herauszog, war der Glückliche, welcher an diesem Tage Wein trinken durfte.

So lange die Priester im Tempel dienten, mußten sie sich aller Weiber, ihre eigenen ausgenommen, enthalten. Wenn ihnen ein Frauenzimmer auf der Straße begegnete, so schlugen sie, um den Schein der Zurückhaltung und Demuth zu gewinnen, ihre Augen nieder, denn es war den Priestern jedes Vergehen mit dem andern Geschlecht auf das Strengste untersagt. In Teohuacan lieferte man derartige Verbrecher dem Volke aus, welches sie Nachts zu Tode prügelte. In Ichcatlon mußte der Oberpriester beständig im Tempel leben und durfte mit gar keiner Frau Gemeinschaft haben. Im Uebertretungsfalle ward er in Stücke zerrissen und seine Glieder als warnendes Beispiel seinem Nachfolger überliefert. Denen, welche bei dem nächtlichen Tempeldienst einschliefen, goß man heißes Wasser über den Kopf oder durchbohrte ihnen Ohren und Lippen; bei wiederholtem Versehen tauchte man sie in den See und verbannte sie so lange aus dem Tempel, als das Fest des Wassergottes währte. Die Priester lebten unter strenger Aufsicht und suchten durch scheinbare mannichfache Entbehrungen dem Volke Ehrfurcht vor ihrem Stand und Beruf beizubringen. Der Priesterstand wurde nicht allgemein auf Lebenszeit angetreten, doch widmeten sich Einige dem Tempeldienste für immer, Andere nur auf eine bestimmte Zeit, theils aus besonderer Frömmigkeit, theils in Folge eines Gelübdes ihrer Väter.

Es widmeten sich auch Mädchen dem Priesterstande. Sie versahen ebenfalls den Dienst im Tempel, räucherten den Götterbildern, unterhielten das heilige Feuer, bereiteten die täglichen Opfer der Lebensmittel und boten sie in ihren Händen denselben dar; von den Opfern selbst und den höheren Würden des Priesterstandes waren sie jedoch ausgeschlossen. Einige waren von Jugend auf durch ein Gelübde der Eltern dem Tempeldienste geweihet, andere nur auf ein oder zwei Jahre, um dadurch Erlösung von einer Krankheit, das Wohl

der Familie oder eine glückliche Ehe von den Göttern zu erlangen.

Wenn die Eltern ein Mädchen dem immerwährenden Dienste im Tempel bestimmten, so gelobten sie dasselbe gleich nach der Geburt einem gewissen Gotte und meldeten dieß dem Vorsteher des Stadtviertels, welcher bei dem Generalsuperior der Seminarien Anzeige davon machte. Nach zwei Monaten trugen sie das Mädchen in den Tempel und gaben demselben einen Stengel Pfriemenkraut und ein kleines thönernes Räuchergefäß mit etwas Kopalgummi in die Hände, wodurch seine künftige Bestimmung angedeutet wurde. Dieses wiederholten sie alle Monate und warfen dabei allemal ein Stückchen Baumrinde in das Opferfeuer. Im fünfzehnten Jahre wurde das Mädchen dem Generalsuperior der Seminarien übergeben, welcher es nun in das Mädchenseminar aufnahm. Hier erhielt es Unterricht in der Religion und in den Pflichten seines künftigen Standes. Manche Mädchen schnitten sich wegen eines besonderen Gelübdes die Haare ab. Hier führten sie nun, entfernt von allem Umgang mit dem männlichen Geschlechte, ein sehr stilles und sittsames Leben. Ihre vornehmste Aufgabe war die Unterhaltung des Tempelfeuers und sie waren deshalb in bestimmte Wachen getheilt; einige standen zwei Stunden vor Mitternacht, andere gerade um Mitternacht, wieder andere mit Tagesanbruch auf, um das Feuer zu besorgen und den Göttern zu räuchern. Obschon nun auch Priester dasselbe Geschäft mit ihnen verrichteten, so geschah dieß doch stets unter strenger Aufsicht der Oberen und die Männer standen auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite des Altares. Des Morgens bereiteten sie das Opfer der Lebensmittel und kehrten den untern freien Platz des Tempels. Die Zeit, welche sie nicht beim Tempeldienst zubrachten, verwendeten sie zum Spinnen und Weben und Verfertigen der schönen Gewänder, womit die Götterbilder bekleidet und die Tempel ausgeschmückt wurden.

Sündigte eine der Priesterinnen wider das Gesetz der Keuschheit, so fand keine Verzeihung statt, wenn es entdeckt wurde; blieb das Verbrechen aber verborgen, so suchte die Sünderin den Unwillen der Götter durch heimliche Fasten und Büßungen abzuwenden, denn sie glaubte, daß ihr Fleisch zur Strafe verfaulen werde. Hatte eine Tempeldienerin das 16—18. Jahr erreicht, so suchten die Eltern einen Mann für sie aus und wenn ein solcher gefunden, überreichten sie dem Generalsuperior eine Anzahl Wachteln in schöngemalten Schüsseln nebst etwas Kopalharz, Blumen und Eßwaaren, dankten ihm in zierlicher Anrede für die Sorgfalt, welche er auf die Erziehung ihrer Tochter verwendet, und baten ihn um Genehmigung zu der bevorstehenden Heirath. Der Einwilligung folgte sodann eine Ermahnung an das Mädchen zur Beharrung in der Tugend und zur treuen Pflichterfüllung in seinem neuen Stande.

Dadurch aber, daß so viele Mädchen von zartem Alter an im Tempel dem Dienst der Gottheit gewidmet wurden, daß sie, wenn auch immer nur in ehrerbietiger Entfernung, das heilige Leben der Priester, den Ernst, die Würde, die strengen Sitten derselben, mehrere Jahre vor Augen hatten, wurde den künftigen Müttern eine Ehrfurcht für die Staatsreligion eingeprägt, welche den größten Einfluß auf die kommende Generation ausüben mußte. Dieser Zweck wurde aber bei weitem sicherer dadurch erreicht, daß sie nur einige Jahre im Tempel verweilten, nach deren Ablauf sie ins bürgerliche Leben zurückkehrten, als wenn sie für immer im Tempel geblieben wären, zumal da ihr Tempeldienst in denjenigen Lebensjahren stattfand, wo das weibliche Gemüth die tiefsten und dauerndsten Eindrücke zu erhalten pflegt. Die Fantasie der Mädchen ward mit den Bildern der Götter, den ehrwürdigen Gestalten der Priester für alle Zeit erfüllt; sie sahen hier den Mann in seinen blutigen Beschäftigungen bei den Opfern, sie sahen ihn als dasjenige Wesen, was auf Erden der Gottheit am nächsten steht, und dieß mußte auf ihre Gesinnung und Ansicht den größten Einfluß üben.

Die Priesterschaft, männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts, war in mehrere Vereinigungen oder Orden versammelt, deren jeder dem Dienste eines bestimmten Gottes gewidmet war.

So hatte der Gott Quetzalcoatl eine Congregation, welche Tlamacazcajotl und deren Mitglieder Tlamacazque genannt wurden, während der Obervorsteher desselben den Namen des Gottes selbst führte. Der Eintritt in den Orden fand in früher Kindheit statt. Die Eltern, welche einen Knaben diesem Dienste widmen wollten, ladeten den Vorsteher der Gesellschaft zu Tische, er sandte ihnen darauf gewöhnlich einen seiner Untergebenen, der ihm dann das Kind überbrachte. Er nahm dasselbe auf den Arm und weihete es mit einem Gebete dem Quetzalcoatl, indem er ihm ein Halsband umlegte, das es bis zum siebenten Jahre tragen mußte. War das Kind zwei volle Jahre alt, so machte der Vorsteher einen kleinen Einschnitt in seine Brust, der nächst dem Halsband ein Zeichen seiner Bestimmung war. Im siebenten Jahre kam der Knabe ins Kloster, nachdem er von seinen Eltern in einer langen Rede vernommen, wie er dem Dienste des Quitzalcoatl verlobt sey, wie er gehalten, dieß Gelübde zu erfüllen, den Obern gehorsam und seiner Pflicht getreu zu leben. Sie ermahnten ihn, Gott für seine Eltern und das ganze Volk anzuflehen. Die Kleidung des Ordens war sehr anständig und ehrbar; die Mitglieder badeten jede Mitternacht und wachten dann bis zwei Stunden vor Tagesanbruch, sie sangen ihrem Gotte Loblieder und beobachteten allerlei Regeln und sehr strengen Wandel. Sie hatten die Erlaubniß zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht in die Gebürge zu gehen und dort etwas von ihrem Blute zu versprützen. Sie standen in hohem Ansehen wegen ihrer strengen Tugend. Der

Vorsteher hatte das Recht, Niemand anderen als den König selbst besuchen zu müssen.

Der Orden Tepochtiliztli oder „die Jünglinge" war dem Gotte Tezcatlipoca gewidmet und bestand nur aus Jünglingen und Knaben, die von Kindheit auf demselben geweihet waren. Sie lebten nicht in einem Convente zusammen, sondern es hatte jeder seinen besonderen Aufenthalt. In jedem Stadtbezirke wohnte ein Vorsteher, der die Aufsicht über sie führte, und war ein Haus, worin sie sich versammelten und zum Lobe ihrer Gottheit Gesänge und Tänze aufführten. Obschon sich nun auch Mädchen in diese Tänze mischten, fand doch nie die geringste Unordnung statt.

Bei den Totonaken bestand ein der Göttin Centeotl gewidmeter Orden von sehr strenger Observanz, in welchem nur Männer von sechzig Jahren und Wittwen aufgenommen wurden, die keine Gemeinschaft mit Frauen hatten. Er hatte eine bestimmte Anzahl Mitglieder und es konnte ein neues Mitglied erst dann eintreten, wenn eine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden war. Diese Mönche standen in so hohem Ansehen, daß sie sogar vom Adel und von den Oberpriestern um Rath gefragt wurden. Sie setzten sich dann auf die Ferien und hörten die Fragenden mit niedergeschlagenen Augen an. Ihre Antworten galten selbst bei den Königen als Orakel.

So finden wir in den alten Staaten von Anahuac eine sehr regelmäßig gegliederte Priesterschaft als die Pfleger des Wissens, die Inhaber der Künste und die Stützen der weltlichen Gewalt und Herrschaft. Sie erhielten sich in ihrem Ansehen theils durch den strengen Wandel und die Entbehrungen und Büßungen, welche sie sich auferlegten, theils durch die grausamen Opfer, die sie öffentlich in den großartigen Tempelgebäuden abhielten, nächstdem aber durch die Lehren, die sie dem Volke immerfort wiederholten und die sie demselben von der zartesten Jugend an eingeprägt hatten.

Die Priester waren durch ihren Stand zu mannichfaltigen Büßungen verpflichtet und wurden in den Seminarien, wo sie erzogen wurden, durch die barbarischen Strafen, die Stiche mit Aloestacheln, die Prügel, das Brennen, dazu vorbereitet und an Ertragung der Schmerzen gewöhnt. Wir sahen, wie die Ertragung der Schmerzen und die Unempfindlichkeit gegen Wunden schon bei den uncivilisirten Indianern eine Ehrensache ist, in welcher die Jugend frühzeitig geübt wird. (C.-G. II. 89.) Sie hatten aber diese Sitte auch auf die höheren Culturstufen mit hinübergenommen und die Herrscher pflegten sie, weil sie den kriegerischen Character der Nation unterstützen mußte.

Die Priester ließen sich häufig Blut ab. In den Gemälden der vaticanischen Sammlung (C. Vat. 3738. n. 77. Kingsborough Th. II.) sehen wir Priester, welche sich mit einem spitzigen Instrumente, das den Meißeln der Botocuden (C.-G. I. 268. Taf. II. c.) ähnlich

vielleicht aus Knochen eigens dazu angefertigt war, die Spitze der Zunge und die Ohren durchbohren. In den Bildern aus den Seminarien bemerken wir Knaben, die mit Aloestacheln an allen Gliedern gespickt sind und aus deren Wunden das Blut ausströmt. Man durchbohrte sich zur Buße die Fleischtheile der Arme und Beine und steckte in diese Oeffnungen kleine Stückchen Rohr, aus denen das Blut ablief. Je öfter diese grausame Operation wiederholt wurde, desto größere Rohrstücken wurden dazu angewendet. Das abgezapfte Blut wurde sorgfältig in den Blättern des Baumes Akrojatl gesammelt. Die blutrünstigen Stacheln steckten sie in kleine Ballen Heu, welche sie auf die Einschnitte der Tempelmauer stellten, um dem Volke zu zeigen, welche gewaltige Büßungen sie für das Heil desselben anstellten. Diejenigen, welche sich im Umfange des großen Tempels von Mexico casteieten, badeten sich sodann dort in einem Teiche, welcher Ezapan hieß, weil er immer vom Blute gefärbt war. Das Rohr, welches dabei angewendet wurde, hob man zum Beweise der wirklich erduldeten Buße sorgfältig auf.

Außer den Opfern des eigenen Blutes fanden ferner Wachen und Fasten statt und zu jedem Feste bereitete man sich dadurch vor. Bei den Fasten enthielt man sich des Fleisches und geistiger Getränke oder man aß nur einmal des Tages, enthielt sich des Umganges mit Frauen und zapfte Blut ab.

An manchen dieser Fasten und Bußen nahm auch das ganze Volk Theil, dem es sich um so weniger entziehen konnte, als die Priester mit gutem Beispiel vorangingen. Am fünftägigen Mixcoatlfeste mußte das ganze Volk, die Kinder nicht ausgeschlossen, fasten; dem Feste Tezcatlipoca ging so wie dem Sonnenfeste eine viertägige Fasten voraus. Der König begab sich dann in ein gewisses Gemach des Tempels und überließ sich hier den Büßungen des Blutvergießens und der Fasten. Es fastete ferner jeder Eigenthümer eines Schlachtopfers an dem Tage, welcher dem Opfer vorausging. Die Besitzer der dem Gott Xipe zum Opfer bestimmten Gefangenen fasteten zwanzig Tage lang. Gleich dem Könige hatten auch die vornehmsten Edelleute im Tempel ihre besonderen Zimmer, wo sie ihre religiösen Uebungen abhalten konnten.

Wie groß der Einfluß der Priesterschaft war, erhellt nicht allein aus der obenerwähnten Sitte, daß ein Edelmann nicht eher seine kriegerische Würde erhielt, als bis er gewissen Büßungen sich unterzogen, sondern auch daraus, daß ähnliche Ceremonien bei dem Antritt jedes größeren Erbes stattfanden. In Mixteca mußten die erstgeborenen Söhne der Herren und Vasallen, bevor sie Besitz von ihren Gütern nehmen konnten, ein ganzes Jahr lang harte Buße thun. Man führte unter zahlreicher Begleitung den Lehenserben in ein Kloster, wo man ihm seine Kleider abnahm und dafür ein schlechtes, mit elastischem Gummi beschmiertes Kleid gab, auch Gesicht und Leib mit

stinkenden Kräutern einrieb. Er erhielt auch eine kleine Lanzette von Itzli, um sich damit Blut abzuzapfen, mußte fasten, schwere Arbeiten verrichten und erhielt für die geringsten Fehler sehr harte Strafen. Nach Ablauf eines Jahres ward er von vier Mönchen mit wohlriechenden Wassern gewaschen und mit großem Gepränge und Musik nach Hause gebracht.

Wenn sich öffentliche Unglücksfälle ereigneten, so übernahm der Oberpriester von Mexico eine außerordentliche Büßung und Fasten. Er begab sich in einen Wald, baute sich eine Hütte und deckte sie mit Zweigen, die stets frisch seyn und wenn sie verdorrt waren, mit neuen vertauscht werden mußten. Er schloß sich in der Hütte ein und brachte hier neun bis zehn Monate in beständigem Gebete zu. Er enthielt sich alles menschlichen Umgangs, genoß nichts als Maiskörner und Wasser und vergoß öfter sein Blut. Kein Oberpriester durfte die Fasten mehr als einmal übernehmen.

In dem vornehmsten Tempel von Tlascala lebten stets vier Priester in ganz strengen Fasten. Sie waren schlecht gekleidet, ihre tägliche Nahrung bestand in zwei Unzen grobem Maisbrot und schleimiger Maisbrühe. Zwei derselben mußten die ganze Nacht wachen und Loblieder auf die Götter absingen, viermal räuchern und die Göttersteine mit ihrem Blute besprengen. So mußte jeder ein Jahr zubringen. Einmal des Monats, an einem gewissen Festtage, durften sie jedoch sich mit anderer Speise stärken, nachdem sie sich auf eine barbarische Art dazu vorbereitet. Sie mußten nämlich die Ohren mit Aloestacheln durchbohren und sechzig Stücken Rohr von verschiedener Stärke hindurchstecken. Starb einer derselben während dieser Zeit, so ward seine Stelle sogleich ersetzt. Ein Vergehen wider die Keuschheit wurde, wenn es bewiesen, mit dem Tode bestraft, der Körper des Verbrechers verbrannt und die Asche in die Luft gestreut.

Einen großen Einfluß bewahrten sich die Priester durch die Lehre, daß ein Verbrechen, welches man dem Priester anvertraute und mit Bußen sühnte, welche der Priester angeordnet, der Strafgewalt des Staates unzugänglich war. Die priesterliche Vergebung befreite den Verbrecher aus dem Gefängnisse und von jeder weltlichen Strafe, jedoch durfte dasselbe Verbrechen nicht nochmals wiederholt werden. Das Gebet des Priesters an die Gottheit lautete: „O barmherziger Gott, Du, der Du die Geheimnisse aller Herzen kennest, laß Deine Verzeihung und Gnade herabträufeln, wie die reinen Wasser des Himmels, um die Flecken aus der Seele zu waschen. Du weißt, daß dieser arme Mensch nicht aus eigenem freien Willen gesündigt hat, sondern durch den Einfluß des Zeichens, unter welchem er geboren worden." Der Priester ermahnte sodann den Verbrecher, die von ihm vorgeschriebenen Leistungen genau zu beobachten, und machte es ihm zur Pflicht, einen

Sclaven zum Menschenopfer für die Gottheit herbeizuschaffen. Er schloß auf eine Ermahnung zur Wohlthätigkeit gegen die Armen mit den Worten: „Kleide den Nackenden und speise den Hungrigen, welche Entbehrung es Dich auch kosten mag; denn bedenke, daß ihr Fleisch dem deinigen gleich ist und daß sie Menschen sind wie Du. (S. Sahagun hist. de la nueva España I. 12. VI. 7.)

Wir sahen, wie die Priester bei der Geburt eines Menschen, bei seiner Verheirathung, bei seinem Unterricht und seiner Erziehung, bei dem Eintritt in höhere Standeswürden, bei seinem Tode sich als thätige Vermittler zeigten. Sie bewahrten sich bei jedem wichtigen Ereigniß und Unternehmen einen großen Einfluß durch die Vorausbestimmung des Endes und die Wahrsagung. Jeder Tag, jeder der achtzehn Monate hatte seine Bedeutung für glücklichen oder unglücklichen Ablauf dieses oder jenes Unternehmens und war genau bestimmt. Ja sie hatten nicht allein die bereits vergangenen Zeiten, sondern auch die noch zukünftigen Zeitmassen getheilt und gesichtet, um den muthmaßlichen Inhalt derselben berechnen zu können.

Der Mittelpunct und Sitz der priesterlichen Wirksamkeit waren die Tempel, zu deren Unterhalt große Ländereien bestimmt waren. Diese Tempel, Gotteshäuser, Teocalli, oder Gottes Stätte, Teopan genannt, waren ursprünglich nur armselige Hütten. Den ersten Tempel von Mexico hatte der erste König Itzcoatl angelegt, aber bereits nach der Eroberung von Azcapolzalco vergrößert; Montezuma I. erbaute einen neuen, prächtigeren. Tizok entwarf den Plan zu dem großen Gebäude, welches Ahuitzol ausführte und das durch die Spanier zerstört wurde. Er stand im Mittelpuncte der Stadt und wir lernten die Bauart des Hauptgebäudes oder des eigentlichen, terrassenförmig angelegten Tempels schon oben (S. 84.) kennen.

Der oberste Platz war der eigentliche Schauplatz der großen religiösen Handlungen und war 43 Klaftern lang und 34 breit. Am Ostende desselben erhoben sich zwei neun Klaftern hohe Thürme, deren jeder drei Absätze hatte, deren unterer gemauert war, während die beiden andern von Holz sauber gearbeitet und schön gemalt waren. In dem untern Gestock desselben standen die Götterbilder auf steinernen, fünf Fuß hohen Altären. Der eine Thurm war dem Kriegsgotte, der andere dem Tezcatlipoca gewidmet. Die übrigen Stockwerke waren zur Aufbewahrung der gottesdienstlichen Geräthe, der Asche der Könige und derjenigen Edelleute bestimmt, welche sich diesen heiligen Ort zur Ruhestätte auserlesen hatten. Diese Thürme endigten in Kuppeln, die Thüren waren auf der Westseite; die eigentliche Gestalt derselben ist unbekannt*). Vor den Thürmen befanden

*) Die Abbildung in Cortes historia de nueva Espanna. Mex. 1770. fol. widerspricht den anderen Beschreibungen und ist nach oberflächlichen Nachrichten zusammengestellt (s. Clavigero I. 366.).

sich zwei mannshohe Feuerbecken, welche wie die Monstranzen in den katholischen Kirchen gestaltet waren und deren Flammen ununterbrochen erhalten wurden, da man glaubte, das Verlöschen der Feuer werde der Himmel sehr hart bestrafen. Im Umfange der sämmtlichen Tempelgebäude standen noch 600 solcher Feuerbecken, die gleichfalls ununterbrochen brannten. Oben auf dem Platze war der große Opferstein für die gewöhnlichen Menschenopfer aus einem großen Jaspis, der in der Mitte eine Vertiefung hatte.

Auf dem unteren gepflasterten, mit einer großen Mauer umschlossenen Raume befänden sich gegen vierzig kleinere, verschiedenen Gottheiten gewidmete Tempel, Wohngebäude für die Priester und deren Zöglinge so wie für andere zum Tempeldienst bestimmte Personen. Es waren für die Priester selbst fünf Collegia und für die Jugend drei Seminarien vorhanden, die aber von großem Umfang gewesen seyn müssen, da 5000 Personen den Tempel bevölkerten. Ueber den vier Thoren der großen Mauer waren die Zeughäuser angebracht, ein fünftes war am Tempel Tezcalli (Haus der Spiegel, weil die Wände mit Obsidianspiegeln bedeckt waren).

Die vorzüglichsten Tempel waren die des Tezcatlipoca, Tlaloc und Quetzalcoatl; sie waren nur in der Größe unter einander verschieden und mit der Vorderseite gegen den großen Tempel gekehrt; sie waren viereckig, der des Quetzalcoatl dagegen rund und sein Eingang stellte den Rachen einer ungeheueren Schlange, aus Stein gearbeitet, dar, deren Anblick selbst den Spaniern Schauder- und Schreckenerregend war. Von den übrigen Tempeln war einer Ilhuicatitlan, Tempel des Planeten Venus, genannt; in demselben befand sich an einem Steinpfeiler das Bild dieses Gestirns und es wurde demselben zur Zeit, wo es am Himmel erschien, ein Gefangener geopfert.

Ein anderes Gotteshaus war ganz mit Muscheln belegt und dabei befand sich ein Haus, wohin sich die Könige von Mexico zu gewissen Zeiten begaben, um zu fasten und zu beten. Ein solches hatte auch der Oberpriester, so wie ein und der andere Edelmann. Ein großes Gebäude war zur Bewirthung angesehener Fremde bestimmt, die entweder Andacht oder Neugierde nach Mexico geführt hatte. Innerhalb der großen Mauer sah man ferner Teiche zum Baden und Brunnen zum Trinken. Das Wasser des Brunnens Tarpalatl galt für heilig und durfte nur an den höchsten Festen getrunken werden, weshalb die Spanier diese Quelle verstopften. Man hatte ferner hier noch Ställe, worin man die zu den Opfern nothwendigen Vögel aufzog, Gärten, wo man Blumen und wohlriechende Kräuter zum Schmuck der Altäre erbaute, auch einen kleinen Hain, worin man kleine Hügel, Felsen und Schluchten gebildet hatte und von wo aus man auf die großen Jagden auszog.

Für Aufbewahrung der kleinen Götterbilder, Verzierungen u. a.

heiligen Geräthe waren besondere Zimmer vorhanden, unter denen drei den Spaniern durch ihre außerordentliche Größe auffielen. In einem großen Käfig wurden die Götterbilder der bezwungenen Nationen aufbewahrt, in anderen ganze Haufen von Knochen; ferner waren Räume vorhanden, in welchen man die Schädel der Opfer auf Stangen aufgesteckt und an den Wänden befestigt hatte.

Außerhalb der großen Tempelmauer, dem Hauptthore gegenüber, lag das Haus Huitzompan, das aus einem großen Erdhügel bestand, der länger als breit eine abgestumpfte Pyramide bildete, deren längste Seite am Fuße 154 Schuh zählte. Auf die Plattform führte eine Treppe von dreißig Stufen, auf denen über siebenzig große Stangen in einem Abstand von vier zu vier Fuß sich befanden, welche von oben bis unten durchlöchert waren. Durch die Löcher gingen von Stange zu Stange Stäbe, an welche Menschenschädel gereihet waren*). Es war auch auf jeder Stufe ein Menschenschädel aufgestellt und auf jeder Ecke des Gebäudes sah man einen ganzen Haufen menschlicher Schädel. Wir sehen hier also die weitere Ausbildung der nordamericanischen Stangen mit menschlichen Köpfen (s. Th. II. S. 178. Taf. XVI.). Sobald einer der Schädel vor Alter zerfallen wollte, ersetzten die Priester seine Stelle mit einem frischen aus den Beinhäusern. Die Schädel gemeiner Leute wurden enthäutet, die der Vornehmen aber, wie bei den Botocuden und Neuseeländern, mit Haut und Haar getrocknet und so aufgestellt. Ein Officier des Cortes zählte an diesem Gebäude einhundert sechs und dreißigtausend Schädel. — Außer dem großen Tempel gab es noch an zweihundert kleinere in den verschiedenen Bezirken der Stadt Mexico.

In ähnlicher Weise waren die Tempel der übrigen Ortschaften in Anahuac erbaut und im Umfange des mexicanischen Reiches soll es an 40,000 Tempel gegeben haben, und außer den Städten hatte man deren auch auf Bergen, in den Wäldern und an den Heerstraßen.

Der Götterdienst der Priester bestand vornämlich in den **Opfern.** Die alten Nationen, die Chechemeken hatten ursprünglich keine andern Opfer als die, welche auch in den südlichen Staaten von Peru und Quito gebräuchlich waren. Sie opferten der Sonne, dem Monde und den übrigen Gottheiten Blumen, Kräuter, Früchte und Kopalharz. Es gab auch noch keine ausgebildete Priesterschaft, sondern die herrschende Familie, als die Nachkommen der Götter, besorgte den Dienst derselben.

Die Azteken oder Mexicaner aber waren die Gründer jener Priesterschaft und der fürchterlichen Menschenopfer und die Veran-

*) Ein solches mit Köpfen besetztes Gerüste ist auf der 80. Tafel der vaticanischen Gemäldesammlung bei Kingsborough antiq. of Mexico. Th. II. abgebildet.

lassung dazu wird auf folgende Art erzählt. Die Azteken wanderten ums Jahr 1160 christlicher Zeitrechnung in Anahuac ein und geriethen im Jahre 1314 in die Sclaverei der Colhuas, denen sie in einem Kriege mit den Xochimilken beistanden. Bei dieser Gelegenheit behielten sie nur vier Gefangene, die andern ließen sie laufen, nachdem sie jedem ein Ohr abgeschnitten, die sie dann ihren Herren als Beweis ihrer Tapferkeit übergaben. Nachdem sie nun nach beendigtem Kriege heimgekehrt, richteten die Azteken ihrem Schutzgott einen Altar auf und wollten ihm etwas Werthvolles opfern; sie thaten ihrem Herrn diesen Wunsch kund. Dieser schickte ihnen aus Verachtung einen gemeinen todten Vogel in ein grobes, schmutziges Tuch eingewickelt. Die Priester der Colhuas brachten dieses Opfer, legten es auf den Altar und gingen ohne Gruß wieder fort. So unwillig auch die Azteken über diese unedle Behandlung waren, so beschlossen sie doch sich jetzt nichts merken zu lassen und ihre Rache auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben; sie legten jetzt nur ein Messer von Obsidian und ein wohlriechendes Kraut auf den Altar. An dem zur Einweihung bestimmten Tage erschien der König von Colhua mit den Vornehmsten seines Hofes, weniger um die Feierlichkeit mit seiner Gegenwart zu beehren, als um über seine Sclaven zu spotten. Die Azteken begannen nun einen feierlichen Tanz in ihrem beßten Schmuck; als aber die Augen aller Zuschauer auf sie gerichtet waren, brachten sie die vier gefangenen Xochimilken hervor, die sie bis dahin versteckt gehalten hatten, ließen sie ein wenig tanzen und opferten sie auf einem Stein, indem sie ihnen die Brust mit dem Messer aus Obsidian aufschnitten, das noch schlagende Herz herausrissen und dasselbe ihrem Gott opferten. Die von Colhua waren so entsetzt über dieses Opfer, daß sie sofort heimkehrten und beschlossen, so barbarischer Sclaven sich zu entledigen. Sie kündigten den Azteken an, daß sie fort- und hinziehen könnten, wohin sie wollten, eine Erlaubniß, von der diese mit Freuden Gebrauch machten.

Der Zweck ihres Menschenopfers war erreicht und sie sahen ein, daß sie sich in ihrer neuen Heimath Mexico durch Beibehaltung dieses Gebrauches um so besser würden halten können. Sie errichteten ihrem Gotte, dem Huitzilopochtli, dem Kriegsgott, einen Tempel, den sie durch ein wiederholtes Menschenopfer einweiheten. Ein kühner Azteke war ausgegangen, um ein Opferthier zu fangen und er traf dabei auf den Colhuaner Xomimitl, den er anfiel, besiegte und gebunden heimbrachte, wo er alsbald auf den Altar gelegt, geschlachtet und sein schlagendes Herz dem Gotte geopfert wurde.

Bald darauf, ums J. 1338, ward ein zweites Menschenopfer veranstaltet. Sie sandten an den König von Colhuacan Gesandte mit der Bitte, ihnen eine seiner Töchter zu geben, damit sie dieselbe ihrem Schutzgott als Mutter weihen könnten, da es der ausdrückliche Wunsch des Gottes sey. Der König willigte ein und übergab ihnen

seine Tochter, die man im Triumph nach Merico führte. Kaum aber war sie daselbst angelangt, als die Götter den Befehl aussprachen, sie zu opfern, ihr nach dem Tode die Haut abzuziehen und einen der tapfersten Azteken-Jünglinge damit zu bekleiden. Der König wurde zur Vergötterung seiner Tochter eingeladen und er begab sich auch zu den Azteken. Man führte ihn in den Tempel, wo der Jüngling mit der blutigen Haut des Opfers behangen an der Seite des Götzenbildes stand; der Ort war aber so dunkel, daß der König dieß nicht erkennen konnte. Er nahm also das Rauchfaß mit Kopalharz in die Hand und verrichtete seine Verehrung. Als er aber bei der Flamme des entzündeten Kopals den entsetzlichen Anblick gewahrte, stürzte er wie ein Rasender aus dem Tempel, forderte seine Begleiter zur Rache auf, konnte jedoch nichts thun, als trauernd in seine Heimath zurückkehren. Seine Tochter ward nicht allein zur Mutter des Huitzilopochtli, sondern auch aller andern Götter erklärt und ihr daher der Name Teteoinau beigelegt.

Erst nachdem sich so die Azteken einen schreckenumgebenen Namen gemacht hatten, schritten die 20 herrschenden Familien zur Wahl eines Königs, die auf Acamapitzin fiel, der dem edelsten Geschlechte entstammte. Von nun an wurde der Götterdienst immer mehr ausgebildet und die Menschenopfer fielen in immer größerer Anzahl, ja die Nachbarn der Mericaner, welche einsahen, wie durch dieselben der kriegerische Geist des Volkes immer mehr gestärkt wurde, ahmten dieses Beispiel nach, zumal seitdem mehrere Vornehme, so wie der dritte König von Merico, Chimalpopoca, im J. 1423 einen freiwilligen Opfertod der Schmach und Gefangenschaft vorgezogen hatten. Der letztgenannte König ließ auch einen großen Stein nach Merico schaffen, der fortan zur gewöhnlichen Opferstätte der Gefangenen diente.

Je mächtiger die Mericaner wurden und je mehr sie Gefangene aus ihren Kriegen heimbrachten, desto zahlreicher und mannichfaltiger wurden auch die Menschenopfer. Man schlachtete die Gefangenen, ersäufte sie oder ließ sie auch in Höhlen eingeschlossen verhungern.

Der gewöhnliche Opferplatz war die Plattform des großen Tempels, wo der Opferaltar stand. Es war ein großer grüner Stein, wohl ein Jaspis, der drei Fuß hoch und breit und fünf Fuß lang war. Die Oberfläche desselben war abgerundet. Das Opfer verrichteten sechs Priester*), deren vornehmster Topiltzin genannt und

*) Die 76. Tafel des Cod. Vatic. bei Kingsborough II. stellt ein Menschenopfer dar, dessen Arme und Beine vier Priester auseinander halten, die schwarz angemalt und nur mit einem Lendengürtel bekleidet sind. Ein fünfter hat eine, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß lange weiße lanzenspitzenförmige Klinge in der rechten Hand, womit er in die Brust des Opfers haut. Er ist ebenfalls ganz



dessen Würde erblich war; er nahm bei jedem Opfer den Namen des Gottes an, dem dasselbe gebracht wurde. Bei seiner Amtsverrichtung trug er ein rothes Kleid, das dem Scapulir der katholischen Geistlichkeit glich und mit Baumwolle eingefaßt war. Auf dem Kopfe hatte er eine Krone von grünen und gelben Federn, in den Ohren goldene Ringe mit grünen Edelsteinen und in der Unterlippe einen Türkis. Die fünf andern Priester trugen ähnlich gestaltete Kleider von weißer Baumwolle mit schwarzer Einfassung. Ihr Haar war mit Lederriemen zusammengebunden und auf der Stirne kleine Papierschilde verschiedener Farbe angebracht. Der ganze Körper war schwarz gefärbt.

Das Schlachtopfer wurde ganz nackend auf den obersten Tempelplatz geführt. Nachdem man den Umstehenden das Götzenbild gezeigt, dem das Opfer bluten sollte, ward dasselbe auf den Altar ausgestreckt. Vier Priester hielten Hände und Füße und der fünfte den Kopf mit einem hölzernen Instrument, das die Gestalt einer zusammengewickelten Schlange hatte. Da der Altar oben abgerundet war, lag der Unglückliche dergestalt, daß Brust und Leib in die Höhe stiegen und er nicht die geringste Bewegung machen konnte. Der Topiltzin näherte sich nun mit dem scharfen steinernen Messer, öffnete die Brust, riß das noch schlagende Herz heraus, bot es der Sonne dar und legte es darauf dem Götzenbilde zu Füßen. Dann hob er es wieder empor, bot es dem Götzen dar und verbrannte dasselbe, worauf er dessen Asche mit großer Verehrung aufbewahrte.

Wenn das Bild von colossaler Größe und hohl gearbeitet war, so steckte man ihm das Herz mit einem goldenen Löffel in den Mund, bestrich auch die Lippen desselben, so wie das Thürgesims des Tempels mit dem Blute der Opfer. War es ein Kriegsgefangener, so schnitt man ihm gleich nach der Opferung den Kopf ab, um die Hirnschale aufzubewahren, den Körper warf man die Treppen hinunter auf den untern freien Platz, wo der Officier oder Soldat, der das Opfer zum Gefangenen gemacht hatte, ihn aufhob, nach Hause schaffte, kochte und seine Freunde damit bewirthete. War es kein Kriegsgefangener, sondern ein zum Opfer gekaufter Sclave, so nahm ihn der Eigenthümer in gleicher Absicht vom Altare hinweg. Man genoß aber blos Arme, Beine und Schenkel, das übrige wurde entweder verbrannt oder den Raubvögeln zum Futter vorgeworfen, die im königlichen Palaste gehalten wurden. Die Otomies rissen den Geopferten in Stücken und verkauften diese auf dem Markte. Die Zapoteken opferten den Göttern Männer, den Göttinnen Frauen und den geringern Gottheiten Kinder.

Am Feste der Göttin Teteoinau wurde die Frau, welche sie vor-

schwarz angemalt und gegürtet, trägt aber langes, den Rücken hinabfallendes Haar, während seine vier Gehülfen um die Stirn Bänder geschlungen hatten.

stellte, auf dem Rücken einer Anderen enthauptet. Einige Opfer wurden lebendig verbrannt.

Berühmte, in der Schlacht gefangene Krieger erhielten dadurch eine Auszeichnung, daß man ihnen gestattete, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Bei den größten Tempeln der ansehnlichsten Städte befand sich auf einem großen freien Platze, der viele Zuschauer zu fassen im Stande war, eine runde acht Fuß hohe Terrasse, worauf ein großer drei Fuß hoher, runder Stein lag, der schön geglättet und mit eingehauenen Figuren bedeckt war. Auf diesen Stein, Temalacatl, ward der Gefangene mit dem Schild und kurzem Schwerdte bewaffnet gestellt und mit einem Fuße daran festgebunden. Hierauf trat ihm ein besser bewaffneter aztekischer Officier oder Soldat entgegen und der ungleiche Kampf begann, der auf beiden Seiten mit größter Anstrengung geführt wurde. Wenn der Gefangene überwunden war, so schleppte ihn ein Priester todt oder lebendig zum gewöhnlichen Opferaltar, öffnete die Brust und riß das Herz heraus, indessen dem Sieger allgemeiner Jubel zugerufen und ihm vom König eine kriegerische Ehre zugetheilt ward. Hatte aber der Gefangene sechs Gegner nach und nach bezwungen, so erhielt er Leben und Freiheit und Alles zurück, was ihm abgenommen worden, und er durfte mit Ruhm gekrönt in sein Vaterland zurückkehren.

Die Azteken pflegten den Schlachtopfern dieselben Kleider und Kennzeichen anzulegen, welche die Gottheit hatte, der sie geopfert werden sollten. In diesem Schmuck zog der zu Opfernde von einer Wache begleitet durch die Straßen der Stadt und sammelte Almosen für den Tempel. Entwischte bei dieser Gelegenheit der Gefangene, so mußte der Führer der Wache seine Stelle vertreten. Die Gefangenen wurden vor dem Opfer wohlgenährt und gemästet, gerade wie es bei den alten Tupinambas mit den Kriegsgefangenen gehalten wurde (s. C.-G. II. 145.). So scheint es denn, daß die Sitte der Menschenopfer, die von den Azteken ausging, noch ein Ueberrest oder wenigstens ein Rückschritt in die Urzustände der passiven americanischen Völker gewesen, der von den activen Herren deshalb unternommen wurde, um die Kraft und den kriegerischen Sinn ihrer Leute zu stärken und sie vor jener Verweichlichung zu bewahren, die so oft im Gefolge des friedlichen Lebens ist.

Je mehr Kriege die Azteken führten, desto zahlreicher waren auch ihre Schlachtopfer, eben so bei dem Säcularfest. In gewöhnlichen Jahren sollen etwa 20,000 Menschen den Göttern geschlachtet worden seyn.

Die Nachbarstaaten mußten diesen unmenschlichen Gebrauch annehmen, um sich den Azteken gleich zu stellen. In Quauhtitlan wurde aller vier Jahre der Gottheit des Feuers ein Opfer gebracht, wobei Menschenblut in Strömen floß. Den Tag vor dem Feste

pflanzte man sechs hohe Stangen auf dem untern freien Platze des Tempels auf, opferte zwei Sclaven, zog ihnen die Haut ab und nahm die Knochen aus den Schenkeln. Den folgenden Tag legten zwei angesehene Priester die blutigen Häute an und stiegen unter fürchterlichem Geheul, die Knochen in der Hand, mit feierlichen Schritten die Stufen des Tempels herab, wobei das unten versammelte Volk in den lauten Ruf ausbrach: „Sehet, hier kommen unsere Götter!“ Hierauf begannen sie auf dem unteren Tempelplatze einen Tanz, der fast den ganzen Tag währete. Mittlerweile opferte der gemeine Mann viele Tausend Wachteln, worauf die Priester sechs Gefangene auf den Gipfeln der Stangen festbanden, welche nun mit zahlreichen Pfeilschüssen getödtet wurden. Dann stiegen die Priester wieder hinauf, schnitten die todten Körper ab, welchen, so wie sie herabgestürzt, die Brust aufgeschnitten wurde, um das Herz herauszureißen. Die Wachteln, wie die geschlachteten Menschen wurden dann von dem Adel und den Priestern verzehrt.

Außer den Menschen wurden auch Thiere geopfert; so dem Huitzilopochtli Wachteln und Falken, dem Mixcoatl Hasen, Kaninchen und Rehe, der Sonne alltäglich Wachteln, indem vor Sonnenaufgang einige Priester auf dem oberen Tempelplatz das Gesicht nach Osten gekehrt und mit einer Wachtel in der Hand sich aufstellten; sie begrüßten die Sonne beim ersten Erscheinen mit Musik und opferten ihr Wachteln, indem sie ihnen den Kopf abschnitten; darauf wurde unter geräuschvoller Instrumentalmusik Räucherwerk verbraunt.

Außer den Thieren opferte man auch Früchte, Blumen, Harze, Juwelen u. a. leblose Dinge, namentlich Erstlinge der Feldfrüchte, Mais u. dergl.; Brot, Gebäck und zubereitete Speisen wurden in solcher Fülle nach den Tempeln gebracht, daß die Priester stets reichlich damit versehen waren, denn sie waren es, welche die Opfer, die den Göttern gebracht wurden, verzehrten, sie, die mit den Insignien der Götter geschmückt, als deren Stellvertreter dastanden, wie wir dieselbe Sitte schon bei den Zauberern der Jäger- und Fischervölker gefunden haben. Jeden Morgen wurde eine Anzahl Schüsseln und Näpfe mit kochenden Speisen zu den Füßen der Altäre niedergesetzt, damit der delicate Duft die Nasen der Götter erreichen und ihnen Freude verursachen möge.

Das gewöhnlichste, täglich wiederholte Opfer bestand aus Kopalharz und es befand sich in jedem Hause eine Räucherpfanne, womit die Hausgötter täglich beehrt wurden. Die Priester in den Tempeln, die Hausväter in ihren Wohnungen, die Richter in den Gerichtssälen vor besonders wichtigen Sitzungen brachten den Göttern Weihrauch dar. Es war demnächst auch Sitte, vornehme Herren und Abgesandte mit einer Räucherung zu begrüßen.

Die Priester erhielten das Volk durch die vielen Feste, welche

sie veranstalteten, in steter religiöser Thätigkeit und sie hatten alle Monate des Jahres religiöse Feste bestimmt, außerdem aber noch sechszehn bewegliche Feste im Laufe jedes Jahres.

Am zweiten Tage des ersten Monates fand das große Fest des Tlalok statt, welchem man Kinder opferte, die man dazu kaufte und wobei ein gefangener Krieger kämpfen mußte. Die Kinder wurden eines nach dem andern geopfert. Man bezweckte damit, den zum Maisbau nöthigen Regen zu erbitten.

Am ersten Tage des zweiten Monats hielt man dem Xipe ein Opferfest, wobei man die Schlachtopfer bei den Haaren auf den obern Tempelplatz zog und sie, nachdem sie in gewöhnlicher Weise geopfert worden, die Haut abzog, welche die Priester umhingen und sich etliche Tage damit bekleidet dem Volke zeigten. Die Eigenthümer der Geopferten mußten sich durch zwanzigtägiges Fasten auf das Fest vorbereiten, richteten sodann aber eine Mahlzeit an, deren wesentlichstes Gericht das Fleisch der Schlachtopfer bildete. Wer Gold und Silber gestohlen hatte, wurde mit den Gefangenen zugleich gerichtet. Die Soldaten feierten das Fest durch Kriegsübungen, der Adel besang die hohen Thaten seiner Vorfahren, Volk und Adel von Tlascala hielten dazu Tänze ab, wobei sie in Thierhäute und Gewänder mit Gold- und Silberstickerei gekleidet waren.

Im dritten Monat wurde das zweite Fest des Tlalok mit Kinderopfern begangen. Die Häute der im vorigen Monat dem Xipe geopferten Gefangenen wurden in feierlichem Zuge nach dem Tempel Jopico gebracht, der im Umfange des großen Tempels lag. Die Priester wachten in diesem Monate allnächtlich in den Tempeln und unterhielten dabei große Feuer. In denselben Monat fiel auch das Fest der Blumenhändler, die ihrer Göttin Coatlicue schön geflochtene Blumenkränze darbrachten, die Niemand vorher beriechen durfte.

Der vierte Monat war Hueizoztli, große Wache genannt, weil die Priester nebst Adel und Volk wachen mußten. Um für alle sinnlichen Sünden zu büßen, zogen sie Blut aus Ohren, Augenbraunen, Nase, Zunge, Armen und Schenkeln. Sie hingen zum Beweis der Büßung an den Thüren Blätter auf, die mit ihrem Blute bestrichen waren. Die Soldaten nahmen Uebungen vor, kleine Mädchen brachten Maisähren zum Tempel der Göttin Centeotl, der das Fest vornämlich galt.

Der ganze fünfte Monat bestand aus einer Reihe Festen und das erste derselben war das große Fest des Gottes Tezcatlipoca. Zehn Tage vorher begab sich ein Priester, in der Tracht dieses Gottes, mit einem Bündel Blumen und einer kleinen thönernen schrillenden Flöte aus dem Tempel, wandte sich erst gegen Morgen, dann nach den andern Weltgegenden, blies laut in die Flöte, hob mit dem Finger etwas Staub vom Boden und verschluckte denselben. So wie die Flöte ertönte, stürzte alles Volk in die Knie. Die

Bösewichter zitterten und baten den Gott um Vergebung ihrer Verbrechen und um Verheimlichung derselben. Die Krieger baten um Muth, Kriegsglück und viele Gefangene, das ganze Volk aber um des Gottes Gnade. Bei dieser Ceremonie mußte jeder etwas Staub verschlucken. Das Blasen der Flöte ward alltäglich 10 Tage lang vor dem Feste wiederholt. Am Tage vor dem Feste brachten die vornehmsten Herren dem Götzen ein neues Kleid, das die Priester ihm sogleich anlegten; das alte wurde als heilige Reliquie in einem Zimmer des Tempels aufbewahrt. Sie schmückten ferner das Götterbild mit goldnen Zeichen und schönen Federn, zogen auch den Vorhang, womit der Eingang zum Tempel stets bedeckt war, auf, damit Jedermann die Gottheit sehen und verehren könne.

Am eigentlichen Festtage strömte nun alles Volk auf den freien Platz des Tempels. Einige schwarzbemalte Priester, in der Tracht des Gottes, trugen sein Bild hoch auf einem Tragsessel, den die Jungfrauen und Jünglinge des Tempels aus Stricken von dürren Maishalmen geflochten hatten. Einen Kranz aus gleichem Stoffe hatte das Bild um Hals und Kopf. Dieser Maisstoff war ein Sinnbild der Dürre, welche sie abwenden wollten, und alle Jungfrauen und Jünglinge des Tempels, so wie alle Vornehmen des Hofes trugen dergleichen Strohkränze um den Hals und in den Händen. Hierauf folgte ein großer feierlicher Zug auf den untern freien Platz des Tempels, wobei man Blumen und wohlriechende Kräuter streuete. Zwei Priester räucherten dem Gott, den sie auf den Schultern trugen, während das Volk auf den Knien lag und sich mit Stricken auf dem Rücken geiselte. Dann ward der Gott nach dem Altar zurückgetragen und nun opferte man ihm Gold, Edelsteine, Federn, Blumen und Lebensmittel, welche diejenigen Jungfrauen und Weiber zubereitet hatten, die zu diesem Tage durch ein besonderes Gelübde sich dem Tempeldienst gewidmet hatten. Darauf hielten die Jungfrauen unter Anführung eines ehrwürdigen alten Priesters in sonderbarer Kleidung einen Aufzug mit den Lebensmitteln, welche endlich die Jünglinge in die Wohnungen derjenigen Priester schafften, für welche sie zubereitet worden waren. Jetzt wurde der schönste, junge Gefangene geopfert, welcher den Gott Tezcatlipoca vorstellte, der bereits ein Jahr vorher dazu ausgesucht worden war und die ganze Zeit seiner Gefangenschaft in der Tracht des Gottes einherging, als welcher er auch vom Volke verehrt wurde. Zwanzig Tage vor dem Feste verheirathete man ihn an vier schöne Mädchen, fünf Tage vorher gab man ihm prächtige Mahlzeiten und gestattete ihm vollen Genuß aller Lebensfreuden. Am Feste selbst wurde er in zahlreicher Begleitung in den Tempel geführt, nachdem seine Frauen verabschiedet worden waren. Er ward sodann, wie gewöhnlich, auf dem grünen Jaspisaltare geopfert, sein Herz der Brust entnommen, der Körper aber wurde nicht wie bei den andern Schlachtopfern die

große Treppe herabgestürzt, sondern von den Priestern heruntergetragen. Am Fuße des Tempels schlug man ihm den Kopf herunter und steckte ihn mit den übrigen Opferschädeln des Gottes auf; Arme und Beine wurden für die Tafeln der Großen zubereitet. Nach Vollendung des Opfers stellten die Jünglinge aus den Seminarien und die beim Opfer anwesenden Edelleute einen großen Tanz an. Bei Sonnenuntergang opferten die Jungfrauen im Tempel Brot, das mit Honig gebacken war, das man nebst einigen andern Dingen vor dem Altar des Tezcatlipoca aufstellte und als Preise für die Sieger in dem Wettrennen diente, welches die Jünglinge auf den Treppen des Tempels hinab halten mußten. Den Schluß des Festes bildete die feierliche Entlassung der heirathsfähigen Mädchen und Jünglinge aus dem Tempeldienste, wobei die Zurückbleibenden sie verspotteten und ihnen Hände voll Binsen nachwarfen.

Im fünften Monat wurde das erste Fest des Kriegsgottes, des Huitzilopochtli, gefeiert, wozu die Priester seine Statur von Mannesgröße fertigten; zu den Knochen nahm man ein besonderes Holz, zum Fleische die eßbare Pflanze Tzohualli. Diese Statue wurde in Baumwolle gekleidet, erhielt einen Federmantel, als Kopfbedeckung einen mit schönen Federn geschmückten Papierhuth und dazu ein blutiges Opfermesser von Stein. Auf der Brust ward eine Goldplatte befestigt; auf dem Gewande waren Todtenknochen, so wie ein in Stücken zerrissener Mensch abgebildet. Diese Statue setzte man auf einen hölzernen, vier Schlangen darstellenden Stuhl und ließ sie durch vier hohe Officiere nach dem Altare tragen. Einige Jünglinge stellten sich im Kreise auf, jeder hatte einen Pfeil an der Spitze, dessen Ende der Nachbar hielt. Sie hielten auch eine fünfzehn Ruthen lange Papierrolle, auf welcher die Thaten des Gottes abgebildet waren, die sie, von Musik begleitet, in Gesängen verkündeten.

Der Festtag begann mit einem großen Opfer von Wachteln, die sie mit abgedrehten Köpfen an den Fuß des Altars legten. Der König opferte zuerst, dann kamen die Priester, zuletzt das Volk. Einen Theil der Wachteln erhielt die königliche Tafel, den andern die Priester, das übrige wurde aufgehoben. Sämmtliche bei dem Feste gegenwärtige Personen trugen thönerne Rauchfässer und räucherten Erdharz in großer Menge. Die dabei gebrauchten Kohlen wurden in ein großes Feuerfaß geworfen, woher denn auch das Fest Räucherfest des Huitzilopochtli genannt wurde. Bei dem darauf folgenden Tanze der Jungfrauen und Priester hatten erstere ihre Arme und Gesichter mit rothen Federn geschmückt, den Kopf mit einem Kranz von dürren Maisblättern bedeckt, in den Händen aber hielten sie gespaltenes Rohr mit Fähnlein von Papier oder Baumwolle. Die Stirn der Priester war schwarz bemalt und mit Papierschildern bedeckt, die Lippen mit Honig bestrichen. Jeder hielt einen Scepter, worauf eine Blume von Federn und über derselben ein

Federbusch steckte. Bei diesem Tanze traten auch Hofleute auf und der für das Fest bestimmte Gefangene, der ein Jahr lang genährt und wohl gehalten worden war, nahm an dem Tanze der Hofleute Antheil, nachdem er einen sonderbaren Anzug von bemaltem Papier und eine Mütze von Adlerfedern angelegt und ein Netz und einen Sack auf den Rücken gehangen hatte. Er durfte sich die Stunde seiner Hinrichtung selbst bestimmen; wenn er sich entschlossen, stellte er sich den Priestern dar, welche ihm nicht auf dem Altar, sondern in ihren Armen die Brust öffneten und das Herz herausrissen. Nach Endigung des Opfers wurde der Tanz fortgesetzt, der nur durch Räucherungen unterbrochen wurde. An diesem Tage machten die Priester allen seit einem Jahre geborenen Kindern beiderlei Geschlechtes einen kleinen Einschnitt auf die Brust, wodurch sie gewissermaßen als Geweihete oder Gezeichnete des Nationalgottes erschienen.

Im sechsten Monat (der mit unserem 6. Juni begann) wurde das dritte Fest des Gottes Tlalok gefeiert und der Tempel dazu mit Schilf aus einem besondern See eigens bestreut, das die Priester selbst herbeiholten. Auf dem Wege darnach fielen sie alle Personen an, die ihnen begegneten, nahmen ihnen Kleider u. a. Habseligkeiten weg und prügelten sie auch, wenn jene Widerstand leisten wollten; sie durften dabei sogar ungestraft die königlichen Einnehmer anfallen und der König selbst durfte sie nicht zur Rede setzen. Am Festtage aßen sie Getraideschleim und opferten bemaltes Papier und elastisches Harz, womit sie den Götzen anstrichen. Dann wurden einige Gefangene, die in der Kleidung des Gottes gingen, geopfert und darauf begaben sich die Priester in Begleitung einer großen Menschenmenge zu Schiffe nach einer bestimmten Stelle des Sees, an welcher ehedem ein Wasserwirbel gewesen, und opferten einen kleinen Knaben und ein Mädchen, die sie mit den Herzen der Gefangenen in den See warfen und ersäuften, um den für die Felder nothwendigen Regen von der Gottheit zu erlangen. Zu gleicher Zeit wurden diejenigen Priester, welche im Laufe des Jahres Ungebührlichkeiten begangen hatten, ihres Amtes entsetzt und so lange wiederholt ins Wasser getaucht, bis sie ganz kraftlos waren und nach Hause geschafft werden mußten.

In den siebenten Monat fiel das Fest der Huixtocihuatl oder der Gottheit des Salzes, welches die Frauen am Vorabend mit einem Tanze einleiteten, wobei sie Wermuthkränze trugen und durch Blumengewinde zusammengebunden waren. In der Mitte der Tänzerinnen stand eine gefangene und wie die Göttin gekleidete Frau. Der Tanz währte, unter der Leitung zweier ehrwürdiger Priester, Nacht und Tag und schloß, nachdem die Gefangene bei Sonnenuntergang geopfert worden, mit einer großen Mahlzeit.

Die Azteken trugen während des ganzen Monats ihre beßten Kleider, belustigten sich in den Gärten mit Tänzen und sangen Liebes- und Freudenlieder. Der gemeine Mann jagte in den Gebürgen,

die Edelleute übten sich in den Waffen und im Lenken der Kähne auf dem See; daher hieß das Fest auch das kleine Herrenfest.

Im achten Monat feierte man das Fest der Göttin Centeotl, die den Namen Xilonen erhielt, d. h. „der weichen Maisähre." Das Fest währte, unter ununterbrochenen Tänzen, acht Tage. Der König und die Vornehmen theilten Speise und Trank unter die Armen aus, die in Gefäßen reihenweise auf den untern freien Platz des Tempels gesetzt wurden. Auch die Priester wurden beschenkt, der Adel bewirthete und beschenkte sich gegenseitig mit Gold, Juwelen, Federn und seltenen Thieren, er besang die Heldenthaten der Ahnen. Nach Sonnenuntergang, wenn die Bewirthung des gemeinen Mannes vorüber war, tanzten die Priester vier Stunden lang, während der Tempel prachtvoll erleuchtet war. Der letzte Tag schloß mit dem Tanze des Adels und der Soldaten, wobei eine gefangene Frau mit andern Gefangenen geopfert wurde. Das Fest hieß das große Herrenfest.

In den neunten Monat fiel das zweite Fest des Kriegsgottes, wobei alle Götterbilder in den Tempeln und Privathäusern mit Blumen reich geschmückt wurden. Es wurden Festmahle und Tänze vom Adel beiderlei Geschlechts gehalten, wobei diese die Arme einander auf die Schulter legten und zum Schluß des Tages einige Gefangene auf dem Opfersteine bluteten.

Im zehnten Monat wurde das Fest des Feuergottes Xiuhteuctli gefeiert, dessen Bild ein großer abgeschälter Waldbaummast war, der auf dem untern freien Platze des Tempels aufgerichtet und mit buntem Papier geschmückt wurde. Die Eigenthümer der Schlachtopfer bemalten sich mit rothem Ocher, als der Feuerfarbe, und legten ihre besten Kleider an. So gingen sie mit denselben in die Tempel und sangen und tanzten mit ihnen die ganze Nacht. Am Festtage banden sie den Unglücklichen Füße und Hände und bestreuten das Gesicht derselben mit einem betäubenden Pulver. Dann nahm jeder seinen Gefangenen auf den Rücken, tanzte mit ihm umher und warf ihn endlich in ein großes vor dem Tempel angezündetes Feuer. Man zog sie aber alsbald mit großen hölzernen Haken wieder heraus, um sie in der gewöhnlichen Weise auf dem Altare abzuschlachten.

Im neunten und zehnten Monat feierte man Todtenfeste, zum Andenken an die Verstorbenen.

Fünf Tage vor Anfang des eilften Monats hörten alle Feste auf; in den ersten acht Tagen desselben tanzte man ohne Musik und Gesang, wobei jeder seine Bewegungen nach Willkür einrichten konnte. Darauf wurde eine gefangene Frau als Mutter der Götter Teteoinan, deren Fest begann, verkleidet, welche häufig von den Frauen, besonders Wittwen besucht wurde und welche die letzten vier Tage vor dem Feste versuchten, ihr die Zeit so angenehm als möglich zu vertreiben. Mit Anbruch des Festtages führte man sie auf den obern freien Platz des Tempels, eine andere Frau mußte sie auf den Rücken

nehmen und in dieser Stellung wurde ihr der Kopf abgeschlagen; dann wurde ihr die Haut abgezogen, die ein Jüngling unter zahlreicher Begleitung dem Kriegsgotte als ein Geschenk und als Andenken an den Opfertod der colhuanischen Prinzessin überbringen mußte. Vorher aber wurden vier Gefangene auf gewöhnliche Art, als Erinnerung an die vier gefangenen Xochimilken, geschlachtet. In demselben Monat fand die Musterung der Soldaten so wie die Aufzeichnung der zum künftigen Kriegsdienst bestimmten Jünglinge statt. Der Adel und das Volk kehrten die Tempel, reinigten und besserten die Straßen, Wasserleitungen und Häuser, alles aber unter mannichfachen religiösen Gebräuchen.

Der zwölfte Monat feierte die Ankunft der Götter, Teotleco. Am 16. Tage des Monats wurden die Tempel und Ecksteine der Gassen mit grünen Zweigen belegt; den 18. trafen die Götter Anstalt zu ihrer Ankunft und Tezcatlipoca war der erste, welcher ankam, weshalb denn auch vor seiner Tempelthüre eine Palmenmatte ausgebreitet und mit Maismehl bestreut wurde. Der Oberpriester stand die ganze vorhergehende Nacht auf der Wache und besah fleißig die Matte, ob er etwa die Fußtapfen der Gottheit bemerken könne. Sobald er die Fußspuren bemerkte, rief er laut aus: „Unser Gott ist angelangt!" Nun strömten die andern Priester und das Volk haufenweise herbei, um die Ankunft des Gottes mit Gesängen und Tänzen zu feiern. In den beiden nächsten Tagen kamen die anderen Götter auch nach und nach an und am zwanzigsten oder letzten Tage, wenn man sie vollständig angelangt glaubte, tanzten eine Anzahl junger Leute in der Gestalt verschiedener Ungeheuer, um ein großes Feuer, in welches sie von Zeit zu Zeit Gefangene warfen und als Opfer verbrannten. Nach Sonnenuntergang ward eine große Mahlzeit angestellt, wobei mehr als gewöhnlich getrunken wurde, denn das Getränk, welches sie genossen, diente diesmal den Göttern als Fußwaschung; dabei klebten sie mit Harz eine Menge Federn auf Schultern, Arme und Beine.

In den dreizehnten Monat fiel das Fest der Götter des Wassers und der Berge. Sie machten kleine Hügel von Papier, legten kleine aus Holz oder Baumwurzeln gemachte Schlangen, kleine Götzenbilder darauf und bedeckten sie mit einem gewissen Teige. Diese wurden auf die Altäre gestellt, als Bilder der Berggötter verehrt, in Liedern gefeiert und ihnen Kopalharz und Speisen geopfert. Dabei wurden vier Weiber und ein Mann geopfert, die in Papier gekleidet, mit Harz bestrichen und auf Tragsesseln zum Opfersteine geschafft wurden.

Der vierzehnte Monat enthielt das Fest der Göttin der Jagd, Mixcoatl, das durch ein allgemeines viertägiges Fasten und Blutentziehung eingeleitet wurde. Mittlerweile fertigten sie Wurfpfeile u. a. Waffen für ihre Zeughäuser und kleine Pfeile, die sie mit

Fichtenzweigen und Speisen auf die Grabstätten ihrer Verwandten legten und Tags darauf verbrannten. Nach Beendigung der Fasten begaben sich die Einwohner von Mexico und Tlatelolco in die benachbarten Gebürge auf die Jagd. Die erlegten Thiere wurden mit großem Jubel in die Stadt gebracht und hier im Tempel der Göttin geopfert, wobei der König in Person anwesend war.

Im fünfzehnten Monat feierte man das dritte und große Fest des Huitzilopochtli und seines Bruders; die Priester fertigten am ersten Tage des Monats die Bilder der Götter aus allerlei Sämereien, die mit dem Blute geopferter Kinder zusammengeklebt wurden, nachdem man ein Knochengerüst von Akazienholz vorbereitet hatte. Die Bilder wurden auf den Hausaltar gestellt und die Priester wachten die ganze Nacht dabei. Am nächsten Tage wurden die Bilder und eine Menge Wasser eingesegnet das man im Tempel aufhob, um das Gesicht des neugewählten Königs oder eines neuernannten Generals damit zu besprengen und wovon der letztere auch trinken mußte. Nach erfolgter Bilderweihe begann der Tanz beider Geschlechter, der den ganzen Monat hindurch täglich einige Stunden fortgesetzt wurde. Eben so ward auch fortwährend Blut abgezapft. Vier Tage vor dem großen Opfer mußten die Eigenthümer der Gefangenen, welche fallen sollten, fasten und sich den Leib mit Farben bemalen. Am zwanzigsten Tage begann eine große Procession, die ein Priester anführte, der eine große hölzerne Schlange, das Sinnbild des Kriegsgottes, mit der Hand hoch empor hielt, während ein anderer Priester mit einer Kriegesfahne ihm zur Seite schritt. Ein dritter Priester trug das Bild des Painalton, der der Stellvertreter des Huitzilopochtli war. Es folgten die übrigen Priester, die Schlachtopfer und das Volk und der ganze Zug begab sich vom großen Tempel aus nach der Gegend von Teotlachco, wo er so lange anhielt, bis zwei Kriegsgefangene und einige gekaufte Sclaven geopfert worden waren. Nachdem sie nun in Tlatelolco, Popolla und Chapaltepec gewesen, kehrten sie Abends nach der Hauptstadt zurück. Wo sie den Tag über Halt machten, wurden Wachteln, wohl auch Gefangene geopfert. Bei der Ankunft im großen Tempel stellten sie Painaltons Bild und die Kriegsfahne auf Huitzilopochtlis Altar nieder, der König streute Weihrauch und ordnete einen neuen Umgang im Tempel an, worauf die übrigen Gefangenen und Sclaven geopfert wurden. Die Nacht hindurch hielten die Priester Wache, am folgenden Morgen aber trugen sie die gebackene Figur des Kriegsgottes nach einer im Umfange des Tempels befindlichen großen Halle, wo der Priester Quetzalcoatl, das Haupt der Büßenden, in Gegenwart des Königs, vier der vornehmsten Priester und vier Seminardirectoren die Statue mit einem abgeschossenen Pfeile durchbohrte. Dann hieß es, der Gott ist todt. Ein Priester schnitt das Herz aus dem Bilde und reichte es dem König zum Essen hin. Der in

zwei Theile getheilte Leib wurde an das Volk zu Tlatelolco und zu Mexico gegeben. Jede Hälfte ward für die vier Bezirke der Städte in vier Theile getheilt und diese in so viel Stücken, als Männer in jedem Bezirke wohnten. Die Ceremonie, die man unangemessener Weise mit christlichen Gebräuchen zusammengestellt hat, nannte man Teocualo, d. h. der Gott, den man ißt. Die Frauen bekamen nie von diesem Teige. Nachher erneuerte man die Grenzzeichen und die Einfriedigung der Felder.

Im sechzehnten Monate fand das fünfte und letzte Fest der Götter der Berge und des Wassers statt, auf das man sich durch strenge Bußungen und Opfer von Kopal und andern Harzen vorbereitete. Man bildete kleine Berge und Idole aus Sämereien und nachdem man sie verehrt, öffnete man die Brust derselben mit kleinen Webschiffchen, nahm das Herz heraus und schnitt die Köpfe ab, wie man bei Menschenopfern zu verfahren pflegte. Dann theilte man die Körper an die Familienväter, welche sie ihrem Gesinde zu essen gaben, um von ihnen gewisse Krankheiten abzuhalten. Die Kleider der kleinen Götzen wurden verbrannt und die Asche sorgfältig in den Bethäusern aufbewahrt, eben so wie die Gefäße, worin man die Götzen gefertigt hatte. Auch dieses Fest ging nicht ohne Menschenopfer ab.

Der siebzehnte Monat brachte das Fest der Göttin Ilamateuctli, mit deren Kleidern man eine gefangene Frau anzog. Sie mußte nach der Melodie, welche die Priester angaben, tanzen und durfte ihre Betrübniß über ihren bevorstehenden Tod ausdrücken, was bei andern Schlachtopfern als eine böse Vorbedeutung galt. Am Abende wurde sie von den Priestern, welche die Sinnbilder verschiedener Gottheiten an sich trugen, auf gewöhnliche Weise geopfert und ihr dann der Kopf abgeschnitten, den ein Priester in die Hand nahm und damit einen Tanz begann, welchen die übrigen mitmachten. Während des Tempels hielten die Priester die Tempeltreppe hinab einen Wettlauf, den folgenden Tag aber rannte das Volk durch die Straßen der Stadt und schlug die ihm begegnenden Frauenzimmer mit kleinen Heubüscheln. In demselben Monat feierte man das Fest des Höllengottes Miotlanteuctli, dem Nachts ein Gefangener blutete, und das zweite Fest des Handelsgottes Jcateuctli.

Im letzten Monat beging man das zweite Fest des Feuergottes. Am 10. Tage ging die gesammte aztekische Jugend auf die Jagd und erlegte Wild und Wasservögel. Am 16. ward in Tempeln und Privathäusern das Feuer ausgelöscht und vor dem Bilde des Gottes, das bei dieser Gelegenheit mit Juwelen und Federn reich geschmückt war, von Neuem wieder angezündet. Die ganze Jagdbeute wurde den Priestern überliefert, ein Theil davon den Göttern zu Ehren verbrannt, das übrige geweiht und für die Tafeln der Edelleute und Priester zubereitet. Bei diesem Fest wurden den Kindern

beiderlei Geschlechts die Ohren durchbohrt, worein nochmals Zierrathen gehangen wurden. Ein Mensch aber wurde bei diesem Feste nicht geopfert.

In denselben Monat fiel das zweite Fest der Mütter der Götter, wobei man die Kinder an den Ohren in die Höhe hob.

In gewissen Jahren wurden die stehenden Feste feierlich begangen; so namentlich allemal in jedem dreizehnten. Von beweglichen Festen wurden jährlich sechszehn gehalten, worunter das dritte dem Gott des Weins und das dreizehnte dem des Feuers gewidmet war.

Das feierlichste aller Feste der Azteken und der denselben unterworfenen Nationen war das große Säcularfest, welches aller zwei und fünfzig Jahre am Schlusse der Centurie gefeiert wurde. In der letzten Nacht der Centurie löschte man alle Feuer in den Tempeln und Privathäusern aus, man zerbrach alle Gefäße, Töpfe und Küchengeschirre und bereitete sich so auf das Ende der Dinge vor, das man am Schlusse jeder Centurie mit Schrecken erwartete. Die Priester gingen im heiligen Schmucke zu den Tempeln, wohin auch das Volk strömte, hinaus und zogen nach dem Berge Huixachtla, drei Stunden von Mexico entfernt. Sie richteten sich dabei nach dem Lauf der Gestirne, damit sie etwa gegen Mitternacht an den Berg ankommen möchten, auf dessen Gipfel das neue Feuer angezündet werden sollte. Das Volk wartete in Angst auf die neue Flamme, die ihm die Gewißheit noch einer Centurie des Bestehens der Erde versichern sollte. Die Männer bedeckten das Antlitz ihrer schwangern Frauen mit Aloeblättern und schlossen sie auf den Getraidebóden ein, fürchtend, sie würden in wilde Thiere verwandelt werden, welche die Männer auffressen. Auch den Kindern verdeckte man das Gesicht und ließ sie nicht schlafen, damit sie nicht in Mäuse verwandelt werden möchten. Die, welche nicht mit den Priestern gingen, begaben sich auf Anhöhen, um das Ende der Feierlichkeit abzuwarten.

Die Anzündung des neuen Feuers konnte nur durch den Priester verrichtet werden, der aus dem Bezirke Copolco in Mexico war. Es ward das Feuer mit zwei Stücken Holz auf der Brust eines tapfern Kriegsgefangenen hervorgebracht, der nachmals geopfert wurde. Sie nahmen dann etwas von dem neuen Feuer und jeder bemühte sich, dasselbe so schnell als möglich in seine Wohnung zu schaffen. Die Priester brachten dasselbe nach dem großen Tempel in Mexico, von wo aus alle Einwohner damit versorgt wurden. Auf den Tag des neuen Feuers folgten die dreizehn Schalttage der Centurie; man weißte an denselben die öffentlichen und Privatgebäude, besserte sie aus, erneuerte Kleider und Hausgeräthe, damit Alles beim Anfange des neuen Zeitabschnittes, welchen die Götter gewährt hatten, in gutem Stande seyn möchte. Am ersten Tage der Centurie durfte Niemand eher Wasser zu sich nehmen, als zur Mittagszeit, wo auch die der Größe des Festes angemessenen Opfer begannen. Allgemein ertön-

ten Freudenstimmen und Glückwünschungen. In den ersten Nächten fanden prachtvolle Erleuchtungen statt. Jedermann trug seine beßten Kleider und alles war in neuem Schmuck. Jetzt fand auch das Spiel der Krieger statt, das wir schon oben kennen gelernt haben.

Dieß wären denn die Opferungen und Feste, womit man den Göttern zu dienen meinte, die wir nun näher betrachten wollen. Sie hatten eine sehr große Anzahl Gottheiten und die Götterlehre bildete ein sehr überladenes und keineswegs harmonisches Ganze. Wir finden mehrere Arten Gottheiten, die den verschiedenen Elementen entsprungen sind, welche die gesammte Nation der Azteken ausmachten; Götter der alten Eingebornen, Götter der ankommenden Herren, Götter der Könige, des Adels, Götter der Priester und Götter der verschiedenen Stände des Volkes, so wie ja auch die aztekischen Könige den unterjochten Nationen gestatteten ihre alten Gottheiten beizubehalten und fernerweit zu verehren, denn es waren ja die Götter der fremden Nationen mit diesen selbst unterworfen und so wie die Anführer derselben von den aztekischen Herrschern, so waren die fremden Götter von den einheimischen besiegt und unterjocht worden.

Zu den ältesten Göttern, deren Verehrung bereits den passiven Urbewohnern eigen war, gehörten die Naturgottheiten, so wie ein höchstes Wesen, welches sie Teotl, Gott, nannten. Es war aber Teotl vollkommen unabhängig und unsichtbar, daher man dasselbe auch gar nicht abbildete. Seine Eigenschaften bezeichnete man durch Ausdrücke wie: „der, durch den wir leben, der, welcher Alles in sich selbst ist.“ Es kommt aber dieser Gott fast mit dem Herrn des Lebens der Nordamericaner überein.

Ihm entgegengesetzt ist der böse Geist, der Feind der Menschen, der ihnen oft erscheint und sie schreckt und ängstiget. Er heißt Tlacatecolotl, d. h. vernünftige Eule, der vielleicht wie der Zahmfuß der Peruaner (s. C.-G. I. 276.) ein Ueberrest aus dem Wald- und Gebürgsleben der alten Jägernationen ist.

Nächst dem Teotl war Tezcatlipoca oder der glänzende Spiegel der Gott der Vorsehung, die Seele der Welt, der Schöpfer des Himmels und der Erden. Teotl wurde nicht abgebildet, also wohl auch nicht mit Opfern und in besondern Tempeln bedient; Tezcatlipoca aber wurde dargestellt und zwar als ein Jüngling, weil die Zeit keine Macht an seiner Schönheit und seiner Pracht ausüben konnte. Er belohnte die Rechtschaffnen und bestrafte die Gottlosen mit Krankheiten und Unglücksfällen. An den Ecken der Straßen waren Steine aufgerichtet, damit der Gott sich darauf setzen könne; den Menschen war es untersagt, sich hier niederzulassen. Das Hauptbild Tezcatlipocas war aus schwarzem, glänzenden Stein, welcher von seiner Bestimmung Teotetl, göttlicher Stein, hieß. Es war kostbar bekleidet, hatte goldene Ohrringe und an der Unterlippe eine crystallene Röhre, in welcher eine grüne Feder oder ein Türkis steckte. Das Haar war

mit einer goldenen Schnur umwunden und daran hing ein Goldzierrath. Die ganze Brust war mit massivem Golde, die Arme mit goldnen Ringen bedeckt, den Nabel bildete ein Smaragd. In der Linken hielt das Bild einen Fächer, der ringsumher mit Federn besetzt und wie ein Spiegel polirt war, und in diesem sah er Alles, was in der Welt getrieben wurde. Zuweilen ward er auch, als gerechter Gott, dargestellt auf einer Bank sitzend in einem rothen Kleide, auf welchem allerlei Knochen und Schädel gemalt waren. Am linken Arm hatte er einen Schild mit vier Pfeilen und in der erhobenen Rechten einen Wurfspieß; der Leib war schwarz gefärbt und das Haupt mit Wachtelfedern gekrönt.

Er erschuf die Welt und das Menschengeschlecht, die Sonne, das Wasser und war gewissermaßen der Vorsteher dieser Welt, die aber durch eine allgemeine Wasserfluth zu Grunde ging. Diese Periode, das erste Weltalter der Azteken, hieß Atonatiuh, d. h. die Sonne oder das Weltalter des Wassers. In dieses Alter gehört dann auch die Cihuacohuatl, das Schlangenweib, das Weib, welches zuerst auf Erden Kinder geboren hatte und das allemal Zwillinge bekam. Sie galt als eine große Göttin und wird abgebildet mit reichem Kopfputz, Ohren-, Nasen- und Lippenschmuck. Vor ihr richtet sich eine große Schlange auf, hinter welcher zwei Kinder, ein licht- und ein dunkelgefärbtes*), eine Darstellung, die vielleicht eine Andeutung der beiden Hauptrassen des Menschengeschlechts, der weißen und der gefärbten, enthält.

So wie nun Tezcatlipoca der Urheber der Welt und der Schöpfer des ersten Weltalters war, so erscheinen der Gott Ometeuctli und die Göttin Omecihuatl als die Gründer des zweiten Weltalters, Tlatonatiuh, von 5206 Jahren. Sie wohnten in einer prächtigen Stadt des Himmels, die überreich an allen Vergnügungen war. Sie wachten über die Welt und vollstreckten alle Wünsche der Menschen des ersten Weltalters. Sie hatten in ihrem Himmel viele Kinder und erzeugten zuletzt ein steinernes Messer; als aber ihre Kinder dieses aus Versehen auf die Erde fallen ließen, entsprangen aus demselben eintausend sechshundert Riesen, die sich ihres göttlichen Ursprunges wohl bewußt waren, die nun aber keine Diener hatten, da alle Menschen durch ein allgemeines Sterben umgekommen waren. Sie schickten daher einen Gesandten an ihre Mutter ab und ließen sie bitten, ihnen die Kraft zu gewähren, Menschen zu ihrem Dienste hervorzubringen. Die Mutter ließ ihnen sagen, daß sie bei einer edleren Denkungsart sich wohl würdig gemacht haben würden, ewig bei ihr im Himmel zu leben, weil sie aber einmal auf der Erde zu bleiben wünschten, so möchten sie nur zum Mitlanteuctli gehen, dem Gotte der Hölle, und sich einen Knochen eines verstorbenen Menschen von ihm

*) Codex Vaticanus 3738 bei Kingsborough II.

ausbitten. Den Knochen sollten sie mit ihrem Blute besprengen, daraus würde ein Mann und eine Frau entstehen, welche ihr Geschlecht fortpflanzen würden. Sie sollten sich aber ja vor dem Mitlanteuctli in Acht nehmen, der es sogleich bereuen werde, wenn er ihnen den Knochen übergeben habe. Mit dieser Warnung begab sich einer der Helden, Xilotl, nach der Hölle und eilte, so wie er den Knochen erhalten, auf die Erde zurück. Mitlanteuctli bereute auch in der That sein Geschenk und verfolgte den Xilotl, konnte ihn jedoch nicht einholen und begab sich daher nach seiner Hölle zurück. Xilotl war jedoch auf der Flucht gefallen und der Knochen war dabei in ungleiche Stücke zerbrochen. Er las sie auf und eilte nach dem Orte, wo ihn seine Brüder erwarteten. Diese legten die Stücke in ein Gefäß und besprengten sie mit ihrem Blut, das sie aus verschiedenen Theilen ihres Körpers gezogen hatten. Am vierten Tage bekamen sie einen Knaben und, indem sie fortfuhren ihr Blut zu versprengen, nach dreien Tagen eine Tochter, welche man beide dem Xilotl zur Erziehung übergab, der sie mit dem Safte von Disteln auffütterte. Auf solche Art wurde das menschliche Geschlecht wieder hergestellt.

Nun fehlte aber noch eine Sonne, weil die bisherige in der Wasserfluth mit den Menschen untergegangen war. Daher versammelten sich die Helden in Teotihuacan mit ihren Dienern, den Menschen, um ein großes Feuer und sagten zu ihren Dienern, daß der erste, der sich in dasselbe stürzen würde, den Ruhm erlangen werde, als Sonne daraus hervorzugehen. Sofort stürzte sich Nanahuatzin ins Feuer und fuhr zur Hölle hinab. Während der Zeit, daß man den Ausgang erwartete, wetteten die Helden mit Wachteln, Heuschrecken und anderen Thieren um den Ort, wo die Sonne sich zeigen werde, die verlierenden Thiere aber sollten sogleich geopfert werden. Endlich stieg die Sonne an demjenigen Theile des Horizontes empor, welcher noch jetzt der Aufgang heißt, aber, sie war kaum emporgekommen, als sie auch still stand. Als die Helden dieß merkten, verlangten sie von ihr, daß sie ihren Lauf fortsetzen solle; sie antwortete aber, dieß würde nicht eher geschehen, als bis alle Helden umgebracht sein würden. Diese geriethen in Schrecken und Wuth und einer von ihnen, Citli, schoß nach der Sonne, die sich jedoch durch Ausbiegen rettete. Vergebens schoß Citli alle seine Pfeile nach ihr ab. Endlich nahm die Sonne den letzten der Pfeile des Citli und schoß ihn durch den Kopf seines früheren Besitzers, daß er todt zu Boden stürzte. Bestürzung erfaßte die Andern und da sie wohl einsahen, daß sie es mit der Sonne nicht würden aufnehmen können, entschlossen sie sich durch die Hand ihres Bruders Xolotl zu sterben. Nachdem er seine Brüder getödtet, brachte er sich selbst um. Die Helden überließen vor ihrem Tode die Kleider ihren Dienern und bei der Eroberung des Landes fanden die Spanier noch verschiedene alte Kleider, welche die Eingebornen als alte Erbschaft der Helden

aufbewahrten und verehrten. Die Diener waren über den Tod ihrer Herren sehr betrübt und Tezcatlipoca trug nun einem derselben auf, in das Haus der Sonne zu gehen und Musik zu ihren Festen zu holen. Er baute ihm für diese Reise eine Brücke von Wallfischen und Schildkröten, doch sollte er unterwegs immerfort ein Lied singen, welches er ihm angab.

Als die Helden um das Feuer lagen, in welches Nanahuatzin gesprungen war, der als Sonne wieder auflebte, sprang ein zweiter Mann, mit Namen Tezcozizteeal, nach einigem Besinnen gleichfalls in die Flamme, die nun freilich nicht so heftig mehr war. Wie er nun, gleich dem ersten, wieder erschien, war er als Mond auch nicht so glänzend wie sein Vorgänger. Sonne und Mond wurden Tonatrieli und Meztli genannt. Dieses zweite Weltalter ging durch ein Erdbeben unter und hieß das Alter der Erde.

Es folgte das dritte Weltalter, Ehecatonatiuh, das der Luft, welches vom Untergange der Riesen bis zu dem aller Menschen und der zweiten Sonne dauerte. Der Gott der Luft, Quetzalcoatl, die gefiederte Schlange, scheint damit in Verbindung zu stehen. Er soll ehedem Priester in Tula gewesen seyn. Er ward als eine lange, kräftige Gestalt abgebildet, mit offener Stirn, großen Augen, langen schwarzen Haaren und starkem Barte. Er trug aus Liebe zum Anstand stets ein langes Kleid und war so reich, daß er Paläste von Silber und kostbaren Steinen besaß; er war sehr arbeitsam und der Erfinder des Schmelzens der Metalle und der Steinschneidekunst. Seine tiefen Kenntnisse zeigte er in den, dem menschlichen Geschlechte hinterlassenen Gesetzen und in der Umsicht, womit er Alles beobachtete. Wenn er ein Gesetz geben wollte, so stellte er einen Ausrufer auf den Berg des Schreiens, Tzatzitepec, nahe bei der Stadt Tula, dessen Stimme sehr weit, zu 300 Meilen weit, gehört wurde. Zu seiner Zeit wuchs das Getraide so stark, daß ein Mann genug an einer Aehre zu tragen hatte und daß die Gurken Mannslänge erreichten. Die Baumwolle brauchte man nicht erst zu färben, denn sie wuchs gleich in allen Farben. Alle anderen Früchte und Sämereien waren in unendlicher Fülle und von außerordentlicher Größe vorhanden. In Unzahl waren kleine, schönsingende Vögel vorhanden. Alle Unterthanen des Quetzalcoatl waren reich und trotz dieses glücklichen Zustandes suchte ihn doch Tezcatlipoca aus dem Reiche zu verbannen und er erschien ihm in der Gestalt eines alten Mannes, der ihm im Namen der Götter verkündete, daß er in das Königreich Tlapalla versetzt werde. Zugleich bot er ihm einen Trank an, den Quetzalcoatl begierig annahm, da er hoffte, dadurch die gewünschte Unsterblichkeit zu erlangen. Kaum hatte er den Trunk gethan, so fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Tlapalla und er begab sich auch gleich auf den Weg, begleitet von einigen seiner Unterthanen, die ihn durch Musik unterhielten. Bei der Stadt Quauhtitlan warf er einen

Baum mit Steinen nieder, die darin stecken blieben, und bei Tlalnepantla legte er seine Hand in einen Stein, der noch bei der Ankunft der Spanier die Spuren davon zeigte. In Cholula ließen ihn die Einwohner nicht wieder fort und übertrugen ihm die Regierung ihrer Stadt. Seine anständigen sanften Sitten, der Abscheu gegen alle Grausamkeiten erwarben und erhielten ihm die Liebe der von Cholula. Er war so mild, daß er nicht einmal den Namen des Krieges hören mochte. Seine Kunstfertigkeiten und Kenntnisse lehrte er den Cholulanern.

Nach einem Aufenthalte von zwanzig Jahren ergriff ihn die Sehnsucht nach dem eingebildeten Reiche von Tlapalla aufs Neue und er entschloß sich zur Fortsetzung seiner Reise und nahm sich vier edle Jünglinge als Begleiter. In der Küstenprovinz Coatzacoalco sandte er sie wieder nach Cholula zurück und ließ den Einwohnern sagen, daß er bald wieder zurückkehren und die Regierung aufs Neue wieder antreten würde. Die Cholulaner übertrugen einstweilen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten den vier Jünglingen. Seitdem aber war und blieb Quetzalcoatl verschwunden und die Tolteken von Cholula vergötterten ihn und führten ihm zu Ehren mitten in ihrer Stadt eine Anhöhe und auf deren Gipfel einen Tempel auf. Später ward ein gleicher in Tula errichtet. Von Cholula verbreitete sich seine Verehrung als Gott der Luft über alle Staaten von Anahuac aus. Der Adel von Yucatan rühmte sich, von ihm abzustammen. Unfruchtbare Frauen wandten sich an ihn, um Nachkommenschaft zu erflehen. Das dritte Weltalter ging durch Sturmwinde unter. Das vierte ist das bestehende, welches durch das Feuer sein Ende erreichen wird.

Der Feuergott, Xiuhteuctli, war zugleich Herr der Jahre so wie des Grases. Ihm wurde bei Tische der erste Bissen und der erste Trank geopfert, indem man sie ins Feuer warf. Zu gewissen Tageszeiten streute man ihm Weihrauch und zwei bestimmte und ein bewegliches Fest waren ihm zu Ehren im Laufe des Jahres angeordnet. Er hatte einen Tempel und etliche Paläste in Mexico.

Außer diesen Göttern, die man mit den Weltaltern in Verbindung gebracht hatte, gab es noch andere Naturgottheiten, welche den Bergen, dem Wasser, der Erde, dem Unterreiche und der Nacht vorstanden.

Der Gott der Gebürge war Tlaloc; sein Bild stand auf einem Berge gleiches Namens, in Gestalt eines auf einem Altare sitzenden Mannes, vor welchem ein Gefäß mit elastischem Harz und einigen Sämereien stand. Es war aus leichtem weißen Stein und galt als das älteste im Lande. König Netzahualpilli von Acolhuacan ließ neben dasselbe ein besseres aus hartem Stein setzen, was jedoch vom Blitze verunstaltet ward, woraus die Priester Unheil weissagten. Man behielt daher das Alte bei, bis dieses von den Spaniern zerstört

wurde. In Mexico hatte Tlaloc einen Tempel und sein Bild war blau und grün; es hielt einen wellenförmigen, spitzigen goldnen Scepter, wodurch der Blitz angedeutet wurde.

Seine Gefährtin war Chalchiuhcueje, die Göttin des Wassers. Bei den Tlascatanern hieß sie die Grüngekleidete, Matlalcueje, welchen Namen auch der höchste Berg jenes Landes führte, von welchem sich die ärgsten Gewitter entwickelten und wo man Opfer und Gebete darbrachte.

Centeotl war die Göttin der Erde und des Getraides und wird auch die Ernährerin genannt. Sie hatte in Mexico fünf Tempel und ihre Feste fielen in den 3., 8. und 11. Monat. Die Totonaken hatten eine sehr große Verehrung für diese Gottheit und hatten ihr auf einem hohen Berge einen Tempel erbaut, worin eine große Menge Priester ihrem Dienste gewidmet war. Ihr bluteten keine Menschen, sondern ihr Opfer bestand nur in Tauben, Wachteln, jungen Hühnern und dergl., welche aber in großer Menge geschlachtet wurden. Sie hofften, daß diese Göttin sie einst von der grausamen Tyrannei der anderen Götter befreien werde, welche sie zu den Menschenopfern zwangen. Mit diesem Tempel war ein Orakel verbunden. In Mexico dagegen wurden der Centeotl gerade viel Menschen geschlachtet.

Der Gott der Hölle, Mictanteuctli, hatte mit seiner Gemahlin seinen Sitz im Innern der Erde und wurde in Mexico sehr verehrt. Seine Opfer fanden des Nachts statt und sein Oberpriester war dabei schwarz bekleidet.

Joalteuctli, der Gott der Nacht, und Joalticitl, Nachtarzt, waren die göttlichen Hüther des nächtlichen Schlafes der Kinder.

Die Gestirne, wie z. B. die Venus, hatten ebenfalls ihre Verehrung und ihre Bilder und stammten wohl von den älteren Nationen her; ihren Dienst fanden die Mexicaner bereits vor und sie nahmen denselben an.

Wir wenden uns nun von den Naturgottheiten der Mexicaner zu den historischen Göttern, an deren Spitze Huitzilopochtli mit seinem Bruder Tlacahuepancuexcotzin und seinem Stellvertreter Painalton steht.

Huitzilopochtli oder Mexitl war der Gott der Nation, der Kriegsgott und genoß unter allen Gottheiten die meiste Verehrung. Er war auf eine seltsame Weise geboren worden. Nahe bei der alten Stadt Tula, in Coatepek, lebte die Coatlicue, eine verheirathete Frau, welche dem Dienste der Götter sehr ergeben war. Eines Tages ging sie auch zum Tempel und sah einen Federball aus der Luft herabkommen. Sie fing denselben auf und steckte ihn in ihren Busen, denn sie hatte die Absicht, diese Federn zur Verzierung des Altars zu verwenden. Als sie jedoch ihren Gang vollendet, suchte sie nach ihrem Ball, wunderte sich jedoch nicht wenig, daß sie denselben nicht

finden konnte, noch mehr aber da sie bemerkte, daß sie sich in gesegneten Leibesumständen befinde. Bei zunehmender Schwangerschaft wurden auch ihre Kinder auf ihren veränderten Zustand aufmerksam; diese zweifelten nun zwar nicht an der Tugend ihrer Mutter, allein sie fürchteten die Schande, wenn auch andere dieselbe Entdeckung machen würden, und beschlossen daher, die arme Frau lieber umzubringen. Die Mutter merkte jedoch den Entschluß ihrer Kinder und war darüber äußerst betrübt, als sie aus ihrem Leibe eine Stimme vernahm, welche ihr zurief: „Fürchte Dich nicht, Mutter, denn ich will Dich retten, Dir zur größten Ehre, mir aber zum Ruhme."

Ihre hartherzigen Söhne wurden namentlich durch ihre Schwester Cojolrauhqui zu Vollstreckung ihres grausamen Entschlusses angetrieben und waren eben im Begriffe zur That zu schreiten, als Huitzilopochtli geboren wurde. Er hatte einen Schild an der linken, einen Spieß in der rechten Hand, einen Busch grüner Federn auf dem Haupte und am linken Fuße Colibrifedern. Gesicht, Arme und Schenkel hatten blaue Streifen. Sobald er auf die Welt gekommen, brachte er eine Fichte hervor und befahl einem seiner Soldaten, die Cojolrauhqui, die am schuldigsten an dem Rathe zu Ermordung seiner Mutter war, damit zu erschlagen. Er selbst griff seine übrigen Geschwister so heftig an, daß er sie aller Gegenwehr und Bitten ungeachtet allesammt erlegte, ihre Häuser plünderte und die Beute seiner Mutter brachte. Die andern Menschen wurden aber dadurch in solche Furcht gejagt, daß sie ihn Tetzahuitl, das Schrecken, und Tetzauhteotl, den Schrecken-Gott, benannten, womit sie auch zugleich seinen göttlichen Ursprung anerkannten und andeuteten. Huitzilopochtli wurde der Schutzgott der Azteken und führte sie viele Jahre auf ihren langen Wanderungen, bis sie zu dem Orte kamen, wo Mexico in dem See erbaut wurde. Hier ward ihm erst ein geringes Heiligthum, dann aber jener prachtvolle Tempel errichtet, den wir schon oben kennen gelernt haben. Hier wurden ihm alljährlich drei große Feste, im 5., 9. und 11. Monat, dann aller vier und aller dreizehn Jahre eines, so wie das Säcularfest gefeiert und dabei zahllose Menschenopfer dargebracht. Seine Gestalt von colossaler Größe saß auf einer blauen Bank, aus deren vier Ecken eben so viele fürchterliche Schlangen hervorkamen. Seine Stirn war blau, das übrige Antlitz aber mit einer goldenen Maske bedeckt, der Hinterkopf ebenfalls in Gold gehüllt. Auf dem Kopfe trug er einen Helm in Gestalt eines Vogelkopfes mit reichem Federkranze; um den Hals hatte er einen aus zehn Menschenherzen gebildeten Kragen; in der Rechten hielt er eine große, blaue und gewundene Keule und in der Linken einen Schild, woran fünf Bälle von Federn in Gestalt eines Kreuzes befestigt waren. Oben aus dem Schildrande erhob sich ein goldenes Fähnchen mit vier Pfeilen, das den Mexicanern vom Himmel gesendet war, um die rühmlichen Thaten zu thun, welche die

Nation ausgeführt. Der Leib des Gottes war mit einer goldenen Schlange umgürtet und mit kleinen Thierfiguren von Gold und Edelsteinen verziert. Bevor die Mexicaner einen Krieg anfingen, wurde Huitzilopochtli zuvörderst mit Gebeten angerufen und mit Opfern bedient. Keiner Gottheit wurden so viele Menschen geopfert als dieser.

Neben dem Bilde desselben stand im großen Tempel von Mexico das seines jüngeren Bruders Tlacahuepancuexcotzin; der Hauptsitz seiner Verehrung war jedoch in Tezcuco.

Painalton war Huitzilopochtli's Lieutenant und hatte seinen Namen von seiner Geschwindigkeit und Hurtigkeit. Er war der Gott der plötzlichen Angriffe und Ueberfälle. Wurde ein solcher beabsichtigt, so liefen dann die Priester mit seinem Bildnisse, das bei den andern Kriegsgöttern stand, durch die Stadt, riefen ihn mit lautem Geschrei an und opferten ihm Wachteln und andere Thiere. Dann mußten alle Soldaten, wie beim Generalmarsch, zu den Waffen greifen.

Dieß waren die Götter des Adels und der Soldaten, wozu noch Teteoinan, die Mutter der Götter, kommt, die auch Tocitzin, unsere Urmutter, hieß, denn die Mexicaner nannten sich Kinder der Götter. Ihr Ursprung durch das gewaltsame Opfer der colhuanischen Prinzessin wurde bereits oben erzählt; ihr Fest wurde im eilften Monat in ihrem Tempel zu Mexico feierlich begangen. Sie ward besonders in Tlascala verehrt und von den Hebammen für ihre Schutzgöttin gehalten.

Eine Göttin Coatlicue, ein Name, den Huitzilopochtli's Mutter führte, hatte in Mexico einen besonderen Tempel Jopico, wo ihr im dritten Monat von den Blumenverkäuferinnen künstlich geflochtene Blumenkränze geopfert wurden. Sie scheint ebenfalls zu dem Kreise des Huitzilopochtli zu gehören.

Die Götter der Gewerbtreibenden und Künstler waren sehr zahlreich.

Der Gott der Handelsleute, Jacateuctli, der Gott welcher leitet, war der Schutzherr der Kaufleute, die ihm jährlich zwei große Feste in seinem Tempel zu Mexico feierten, wobei Menschen geopfert und große Mahlzeiten gehalten wurden.

Die Otomies, ein Gebürgsvolk, verehrten namentlich die Mixcoatl, die Göttin der Jagd. In Mexico hatte sie zwei Tempel, in deren einem alljährlich im 14. Monate zahlreiche Thiere geopfert wurden.

Opochtli war der Erfinder der Netze und Fischgeräthe, Herr der Fischerei und Schutzgott der Fischer. In der Stadt Cuitlahuac auf einer kleinen Insel im See von Chalco war das Heiligthum eines Fischergottes, der Amimitl genannt wurde und wohl nur dem Namen nach von Opochtli verschieden war.

Auch das Salz hatte seine Gottheit, die Huixtocihuatl, deren Fest im 7. Monate gefeiert wurde. In der Nähe von Mexico war ein Salzwerk.

Texatzoncatl war der Gott des Weines und führte die Beinamen Erwürger und Ertrinker, wodurch die Wirkungen seiner Gabe angedeutet wurden. In Mexico hatte er einen Tempel mit vierhundert Priestern, die ihm und seinen Mitgöttern jährlich im 13. Monat ein Fest feierten.

Die Göttin der Aerzte, Tzapotlatenan, war die Erfinderin des Oeles Oxeil und anderer nützlicher Specereien. Man sang ihr alljährlich Hymnen, wobei Menschenblut vergossen wurde.

Ein Gott der Aerzte, Ixtilton, hatte ein schwarzes Gesicht. Die Väter brachten ihm ihre kranken Kinder in seinen Tempel, sagten ihnen Gebete vor, die sie recitiren und dabei vor dem Götterbilde tanzen mußten. Dann gaben sie ihnen ein Wasser zu trinken, das die Priester bereitet hatten.

Der Gott der Goldschmiede war Xipe; er genoß in Mexico großer Verehrung. Man glaubte, er bestrafe faule und nachlässige Arbeiter, stürze sie in Krankheiten und belege sie mit Hautausschlag, Kopf- und Augenschmerz. Man brachte ihm grausame Opfer bei seinem Feste, das im zweiten Monat gefeiert wurde.

Die Matten- und Strohdeckenarbeiter verehrten den Nappateuctli oder vierfachen Herrn. Sein Charakter war mild, er verzieh gern Unrecht und handelte gegen Jedermann großmüthig. In Mexico hatte er zwei Tempel und sein Fest fiel in den 13. Monat.

Nächstdem hatte man auch Götter für besondere Genüsse, wie z. B. die Ixcuina oder Tlazolteacihua, die Göttin der Liebesfreuden; diese ward nackt abgebildet.

Tlazoteotl war die Gottheit, an welche sich Lüstlinge und andere Sünder um Erlaß der ihnen drohenden Strafen und Vergebung der von ihnen begangenen Sünden wendeten. Man brachte ihr Opfer und Gelübde.

Omacatl war der Gott aller Freuden. Man fürchtete großes Unglück, wenn man bei öffentlichen Lustbarkeiten oder einem großen Feste der mexicanischen Herren sein Bild aus dem Tempel zu holen und an dem Orte aufzustellen vergessen hatte, wo es gefeiert wurde.

Die Göttin der Alten war Ilamatecutli, deren Fest am 3. Tage des 1. Monats gefeiert wurde. Ihr Name bedeutete alte Frau.

Außer den genannten Gottheiten gab es noch 260 Tagesgötter, deren jedem ein Tag gewidmet war; die Tage der ersten dreizehn Monate des Mexicanischen Calenders sind mit ihren Namen bezeichnet.

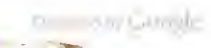
Diese Götter wurden öffentlich verehrt und hatten ihre Tempel. Nun gab es aber auch noch Hausgötter, welche Tepitoton, die Kleinen, genannt wurden und deren jeder König sechs, jeder Edelmann

vier, jeder Gemeine aber zwei hatte. Sie waren, wie die Götterbilder überhaupt, in ungeheuerer Anzahl vorhanden und es standen deren in allen Tempeln, in den Palästen, Häusern und Wäldern und auf den Gassen. Die spanischen Franciscaner haben binnen acht Jahren mehr denn Zwanzigtausend zerschlagen. Die gemeinsten Götterbilder, besonders die Hausgötter, waren von Thon; sie werden, obwohl meist zerstört, in den Ruinen außerordentlich häufig gefunden und zeigen eine sehr vorgeschrittene Technik*). Andere waren aus gewissen Hölzern und Steinarten gefertigt, doch hatte man auch Idole aus Metall, Gold und Edelstein. Auf dem hohen Berge Achiantla in Mixteka fand der Dominicaner Fernandez ein kleines Götterbild, welches das Herz des Volkes genannt wurde. Es war aus einem kostbaren Smaragd gearbeitet, der vier Zoll hoch und zwei breit war, oben befand sich die Figur eines Vogels und unten die einer Schlange. Der Dominicaner zerstörte dieses interessante Denkmal des religiösen Lebens wie einer vorgeschrittenen Technik im blinden Fanatismus, obschon man ihm 1500 Ducaten dafür anbot. Wir kommen später bei Betrachtung der mexicanischen Kunstdenkmale auf diesen Gegenstand zurück.

Bemerkenswerth ist, daß in der Religion der Azteken ein gewisser keuscher Ernst vorherrscht, der mit den lüderlichen Orgien der Eries in der Südsee und den Nordpolarnationen wunderbar contrastirt; und es finden sich auch unter den Götterbildern, wie A. v. Humboldt (Ansichten d. Cord. II. 66.) schon treffend bemerkt hat, sehr wenig Darstellungen unbekleideter Figuren in den mexicanischen Gemälden und nur höchst selten sogar Andeutungen des Unterschieds der Geschlechter, deren Werkzeuge in den asiatischen, ägyptischen, altgriechischen und altitalischen Religionsdenkmalen eine so bedeutende Rolle spielen.

Bei den Azteken wurde die Ehe sehr heilig gehalten und die Ausschweifung allgemein verachtet und wo sie vorkam, streng und unerbittlich gestraft. Die Götter beschützten die Ehe und dieß deutet auch eine aztekische Sage an. Ein Mann, Namens Jappan, wollte auf einem der Berge Buße thun, konnte hier aber den Versuchungen eines Frauenzimmers nicht widerstehen und ergab sich dem Ehebruch; dafür schlug ihm sofort Jaotl, dem die Götter die Aufsicht über ihn aufgetragen, den Kopf ab und die Götter verwandelten den todten Körper in einen schwarzen Scorpion. Jaotl, damit noch nicht zufrieden, enthauptete auch das Frauenzimmer, wurde aber, weil dieß den Befehl der Götter überschritt, dafür in eine Heuschrecke verwandelt. Der Scorpion aber, der sich seines verbrecherischen Ursprunges be-

*) Taf. X. und XI. der Beschr. einer alten Stadt in Guatemala nach del Rio und Cabrera v. F. H. v. Minutoli enthalten eine ziemliche Anzahl derselben, deren auch in dem Werke von Dupaix abgebildet sind.



wußt war, vermied fortan das Tageslicht und verkroch sich unter Steine. So übte die Religion einen wohlthätigen moralischen Einfluß auf das ganze Volk und bewahrte dasselbe vor entnervenden Ausschweifungen. Es war daher ein sicheres Zeichen von dem beginnenden Verfall des Reiches, als Montezuma II. sich mit einem Harem umgab, wo er sich den sinnlichen Genüssen überließ und durch sein Beispiel und den steten Wechsel seiner Concubinen den Kriegsadel zu ähnlicher Lebensweise veranlaßte.

Die Religion der Reiche von Anahuac hing innig mit dem Staatsleben und der Gesetzgebung zusammen und letztere war gewissermaßen ein Theil der Religion selbst. Die Gebete, die kniend verrichtet wurden, waren gesetzlich geboten, eben so wie die Verehrung der Priester, der Könige, der höheren Classen. Die weltliche Gewalt strafte eben so eifrig den Uebertreter geistlicher Vorschriften, als die Priesterschaft den Frevler weltlicher Gesetze mit Büßungen auf Erden belegte oder sein reuiges Geständniß mit Vergebung und Erlaß weltlicher Strafe begnadigte. Wurden doch selbst die Feinde des Reiches, wenn sie in die Gewalt der Krieger gekommen, von diesen den Priestern zu einem Opfer für die Götter übergeben. Daher fand auch eine große Verehrung des göttlichen Namens statt und derselbe wurde niemals zum Meineid gemißbraucht. Jedermann glaubte dem, der den Namen der Götter zu Betheuerung der Wahrheit anrief. Der Schwur lautete einfach: „Sieht mich unser Gott nicht?"

Die wilden Otomies hatten, wie vielleicht mehrere der barbarischen Jägerstämme von Anahuac (s. C.-G. II. 165. ff.), den Glauben, daß der Tod alles Leben abschließe, wenigstens waren sie nicht geneigt, sich ausführliche Vorstellungen über einen künftigen Zustand auszubilden.

Die Azteken aber, wie auch die übrigen civilisirten Nationen von Anahuac, glaubten allgemein an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode und daß auch alle anderen lebendigen Wesen der Erde in einen ähnlichen Zustand übergehen würden.

Die künftige Welt bestand nach ihren Ansichten aus drei verschiedenen Bezirken, dem Hause der Sonne, dem Reiche des Tlaloc und dem des Mictlanteuctli.

Das Haus der Sonne, des Fürsten der Herrlichkeit, war zunächst für die Soldaten bestimmt, welche auf dem Schlachtfelde blieben oder als Gefangene den Göttern geopfert worden waren; hierher gelangten aber auch alle Frauen, welche in ihrem Berufe als gebärende Mütter und Vermehrerinnen der Nation ihr Leben verloren hatten. Hier aber war ein ewiges, nur mit Freude und Vergnügen erfülltes Leben. Sie feierten täglich den Aufgang der Sonne mit neuen Belustigungen und begleiteten sie bis Mittag mit Tänzen, Gesängen und Spielen. Hier begegneten ihnen die Seelen der Frauen

und nahmen bis zum Niedergange des Gottes Theil an ihren Vergnügungen. In diesem Zustand der Wonne verharrten die Seelen vier Jahre, dann konnten sie sich in Wolken oder schönbefiederte Vögel verwandeln, konnten als solche nach der Erde zurückkehren, die zurückgelassenen Lieben mit ihrer Stimme oder der Pracht ihres Gefieders ergötzen, um die Blumen schwärmen und süßen Saft aus den Blüthen saugen. Sie hatten aber Macht und Erlaubniß, wenn sie an diesem Genuß sich gesättigt hatten, in ihren Himmel und in die Kreise der wonnetrunknen Helden und Heldinnen zurückzukehren. Es ist uns wenig von der Poesie der alten Azteken überblieben, aber diese eine Lehre läßt uns einen tiefen Blick in das Gemüthsleben einer Nation thun, welche durch eine barbarische Menschenfresserei ihr Andenken gebrandmarkt hat und der die länder- und goldgierigen Spanier so ziemlich alle gesunde Vernunft, alles menschliche Gefühl streitig gemacht haben. Es ist Pflicht des Historikers, solche Züge, wie diese Lehre uns aufbewahrt, hervorzuheben. Jedermann aber wird mit mir gern übereinstimmen, daß ein Volk, welches solcher Vorstellungen fähig war, einer höheren Cultur gar wohl fähig und würdig gewesen seyn würde.

Das Reich des Tlaloc war nicht glänzend wie das der Sonne. Es war ein kühler aber angenehmer Ort, Tlalocan genannt, welcher denen bestimmt war, welche im Wasser ertrunken oder vom Blitze erschlagen worden, denen, die an Wassersucht, Geschwulst, Wunden u. a. Krankheiten gestorben waren; hierher kamen auch die Seelen der Kinder, wenigstens derer, welche dem Tlaloc geopfert worden. Hier verweilte Tlaloc selbst und hielt mit den Seelen die herrlichsten Mahlzeiten, theilte auch andere Arten von Freuden mit ihnen. Im Innern des großen Tempels von Mexico war ein besonderer Platz, wo alle Seelen der dem Tlaloc geopferten Kinder an einem gewissen Tage zusammen kamen und unsichtbar den Ceremonien beiwohnten. Bei den Mixteken galt eine große Höhle auf einem hohen Berge ihres Landes für den Eingang in die zukünftige Welt und deshalb ließen sich in der Nähe derselben viele Edelleute begraben.

Die Unterwelt oder die Hölle, Mictlan, stand unter einem Gotte und einer Göttin, welche darnach benannt waren. Es war ein Ort der Finsterniß und der Aufenthalt denen bestimmt, die auf andere, als die oben angegebene Art starben. Bemerkenswerth ist, daß die Mexicaner nichts von den Strafen melden, welche die abgeschiedenen Seelen dort erwarten, und dieß scheint darauf hinzudeuten, daß sie ähnlich einer Ansicht waren, welche mit der der Bewohner von Arauco übereinstimmt. Diese glaubten, wie wir schon oben (II. 165.) bemerkten, daß der Herr der Welt in seiner Güte seine Bestrafung nicht bis ins jenseitige Leben ausdehnen werde. Da nun die Priesterschaft die

Macht hatte, bürgerliche Verbrechen zu bestrafen, da die Todesstrafe eine Opferung war und die Opfer in das Reich der Sonne gelangten, selbst solche, welche als Feinde des aztekischen Staates auf den Altären geblutet hatten, so dürfen wir wohl annehmen, daß man dem Tode an und für sich eine läuternde, versöhnende Kraft beimaß. Wir finden keine Spur von den barbarischen Höllenqualen, wie sie in der Buddahreligion vorkommen; die Seele wird vielmehr durch den Tod befreit und gelangt in einen Zustand der ewigen Wonne, welche den Helden in begeisterter Aufregung der Schlacht erfüllt, oder der erhabenen, ruhigen Freude, welche den Priester im Dienste der Gottheit und der Weisheit zu Theil wird, oder endlich der wehmüthigen, stillen Trauer, welche begangene Fehler, nachdem sie gesühnt worden, im Menschen zurücklassen. So kamen denn die Helden in das Reich der Sonne, die Priester und Gebildeten in das des Tlaloc, während die, auf deren Seele eine ungesühnte Schuld lastete, oder deren Geist zu keiner höheren Entwickelung gelangt war, im Reiche des Mictlanteuctli eine ruhige Zuflucht fanden.

Bemerkenswerth ist, daß die Tlascalaner noch eine abweichende Ansicht hatten und meinten, daß die Seelen der Menschen, nachdem sie den Leichnam verlassen, mit Thierkörpern bekleidet würden. Vornehme Personen kommen in die Körper lieblich singender, schöner Vögel oder der edelsten Vierfüßer, geringere aber gelangen in Wiesel, Käfer und andere Thiere. Doch ist nicht angegeben, ob sie vorher in einen höheren Zustand gelangen, ob diese Verwandlung ihnen die Rückkehr in jenen himmlischen Zustande gestattet oder nicht.

Zu der Religion der Mexicaner gehört ferner die Weihsage, eine Beschäftigung, die den Priestern eigen war und welche sie bei wichtigen Angelegenheiten mit großer Sorgfalt ausübten, wobei sie sich nach genau bestimmten Regeln richteten. Jeder Tag hatte seine Bedeutung, er war irgend einer Gottheit gewidmet, welche Einfluß auf den Lauf der Dinge und die Schicksale der Personen ausübte. Die Geburt der Kinder an diesem oder jenem Tage verkündete das künftige Geschick derselben. Die Kaufleute richteten ihre Reisen, die Brautleute den Tag ihrer Vermählung nach den Tagen ein, welche gute Bedeutung hatten; ja es wurde keine öffentliche Angelegenheit, keine Kriegserklärung, kein Bündniß unternommen, bevor man nicht die Zeichen der Tage sorgfältig geprüft und den glücklichsten und geeignetsten Tag ausgewählt hatte.

Nachdem wir nun die verschiedenen Erscheinungen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens der alten Völker von Anahuac betrachtet, wenden wir uns zu der

Cultur,

welche sie hervorgebracht, und bemerken zuvörderst, daß die alten Völker von Anahuac nicht minder genaue und glückliche Beobachter

der sie umgebenden Naturerscheinungen waren, als alle dem Zustande der Natur noch näher stehende Völker. Ihre Beobachtungswerkzeuge, leibliche wie geistige, waren überaus scharf und sicher und die ganze Erziehung der Nation war darauf gerichtet, sie dabei zu erhalten. Wir bemerken dabei, daß der Trieb, die natürlichen Erscheinungen näher und nach ihrem Zusammenhange zu erforschen, in Anahuac von den herrschenden Familien ausging und auf ihre Veranlassung namentlich von der Priesterschaft thätig unterstützt wurde. Die mannichfaltigen Producte, welche von den unterworfenen Nachbarvölkern eingeliefert wurden, stellte man in den Magazinen der Königspaläste und der Tempelburgen nach ihren Arten zusammen und ward dadurch allgemach zu einer Uebersicht derselben geleitet. Allgemach mußte der Trieb erwachen, diejenigen Dinge, welche damit verwandt waren, ebenfalls kennen zu lernen, wenn sie auch gerade keinen practischen Nutzen hatten.

So suchte König Nezahualcojotl von Acolhuacan, der im Jahre 1470 starb, seine Kenntnisse auf alle Art zu erweitern. Er beobachtete nicht allein den Lauf der Gestirne, sondern er bemühete sich, alle Pflanzen und Thiere des Landes Anahuac kennen zu lernen, indem er sie aus den entferntesten Gegenden des Landes herbeibringen ließ. Als es ihm nicht gelingen wollte, die aus der Ferne stammenden und nach der Hauptstadt versetzten Naturproducte grün und lebendig zu erhalten, so ließ er alle Thiere und Pflanzen nach der Natur abmalen. Er bemühte sich die Ursachen der Naturerscheinungen zu ergründen und kam endlich auf die Erkenntniß eines höheren Wesens, so daß er im Vertrauen seinen Söhnen sagte, sie sollten zwar äußerlich den Götterbildern alle Ehrfurcht erweisen; er erkenne jedoch keinen anderen Gott, als den Herrn des Himmels und den Schöpfer der Welt; er verbiete den Götterdienst nicht, weil er nicht als Verächter der Lehren seiner Vorfahren dastehen wolle. Er verbot die Menschenopfer, mußte sie aber wieder gestatten. Zu Ehre des Schöpfers des Himmels ließ er einen großen, neun Stockwerke hohen Thurm errichten, dessen oberstes ein finsteres Gewölbe bildete, das blau angestrichen und mit einem vergoldeten Simse versehen war. Darin wohnten einige Männer, welche zu gewissen Tagesstunden auf feine Metallplatten anschlagen mußten, zum Zeichen, daß der König eben zum Gebete vor dem Schöpfer des Himmels auf den Knien liege. Seine Residenz Tezcuco war der Sitz der höheren Bildung in Anahuac, wo die größten Gelehrten, Dichter und Künstler lebten, wo man das Mexicanische am reinsten sprach.

Unter Montezuma II. entstanden in Mexico jene großartigen Gärten und Menagerien, die wir schon oben kennen lernten, die freilich ursprünglich nur dazu dienen sollten, den Glanz und die Pracht des königlichen Hofes und die Würde des Monarchen noch mehr zu heben. Allein es konnte doch nicht fehlen, daß diese Anstalten zu

Beobachtungen führten, welche der allgemeinen Bildung förderlich waren, einen tiefen Blick in die Natur und eine Uebersicht und Vergleichung ihrer Producte gewährten.

Die Kenntnisse der Priester erstreckten sich zunächst auf die Astronomie und mit Hülfe derselben hatten sie eine genaue Zeitrechnung und Zeittheilung zu Stande gebracht.

Das Jahr der Mexicaner bestand wie das unsrige aus 365 Tagen, die in 18 Monate zu 20 Tagen und 5 unnütze oder Schalttage getheilt waren, an denen sie nichts vornahmen als Besuche machen und annehmen. Dreizehn Jahre bildeten eine Periode, vier Perioden eine Centurie von 52 Jahren und zwei Centurien ein Zeitalter, Huehuetiliztli, altes Alter von 104 Jahren.

Die Jahre hatten vier Namen, Tochtli, Caninchen; Acatl, Rohr; Tecpatl, Kiesel und Calli, Haus. Durch Hinzufügung einer Zahl wurde ein jedes Jahr genau bestimmt.

Das Zahlensystem der Mexicaner war sehr einfach und entsprach den Zahlzeichen, die für eins bis zwanzig in einem Kreis bestanden O, den sie vermehrten, so daß zwei durch OO, drei durch OOO, fünf durch OOOOO, acht durch OOOOO mit OOO darüber ausgedrückt wurde. Zwanzig hatte sein eigenes Zeichen, das bis neun und dreißig durch Beisetzung der O vermehrt werden konnte, so daß zwei und zwanzig durch OO bezeichnet ward. Vierzig wurde zweimal zwanzig oder ausgedrückt und konnte bis zu 399 damit fortgefahren werden. Vierhundert ward durch ein blattartiges Zeichen angedeutet. Dann trat erst mit achttausend ein neues Zeichen auf*). Dieß waren sämmtliche Zahlzeichen, mit denen man verfuhr.

Um nun die Zeitrechnung darzustellen, hatte man Jahre, Monate und Tage benannt. Die Jahre der Perioden berechnete man also:

Die erste Periode:

1. Jahr.	Tochtli	1.	8. Jahr.	Calli	8.
2. „	Acatl	2.	9. „	Tochtli	9.
3. „	Tecpatl	3.	10. „	Acatl	10.
4. „	Calli	4.	11. „	Tecpatl	11.
5. „	Tochtli	5.	12. „	Calli	12.
6. „	Acatl	6.	13. „	Tochtli	13.
7. „	Tecpatl	7.			

Die zweite Periode fuhr nun also fort:

1. Jahr. Acatl 1. u. schloß mit Acatl 13.

*) Die vierte Tafel dieses Bandes enthält die Zahlzeichen; 1 ist 20; 2, 400; 3, 8000.

Die dritte Periode begann:

1. Jahr. Tecpatl 1. u. schloß mit Tecpatl 13.

Die vierte Periode begann endlich mit:

1. Jahr. Calli 1. u. schloß mit Calli 13.

So konnten denn mit vier Zeichen und dreizehn 0 zwei und fünfzig Jahre dergestalt bezeichnet werden, daß eine Verwechselung nicht möglich war.

Das Jahr hatte nur 365 Tage, allein die Mexicaner kannten die Ueberzahl von 6 Stunden recht wohl, fügten sie jedoch allemal erst am Schlusse der Centurie als dreizehn große Schalttage ein.

Die achtzehn Monate des Jahres hatten ihre besonderen nach den Beschäftigungen hergenommene Namen und Bezeichnungen.

Der erste hieß Acahualco oder Atlacahualco: „das Aufhören des Wassers," weil der Winterregen im Monat März (das Jahr begann am 26. Februar) seine Endschaft erreichte. Die Figur des Monats stellt ein über ein Haus strömendes Gewässer dar.

Der zweite Monat, dessen Bild, eine abgezogene Menschenhaut, seinem Namen, Tlacaxipehualiztli d. h. einen Menschen enthäuten, entspricht, enthielt das Fest der Goldschmiede.

Der dritte Monat stellt einen Vogel dar, der auf einer Lanzette sitzt und heißt Tozozontli. Man ließ zu jener Zeit Nachts Blut ab.

Der vierte Monat, Hueitozoptli, stellt ein kleines Gebäude dar, warauf einige Schilfblätter liegen, weil man in demselben den Göttern zu Ehren Schilf, Wasserschwertel und andere Blätter in Blut tauchte und über der Hausthüre befestigte.

Der fünfte Monat, Texeatl, stellt einen Menschenkopf dar, den ein Kranz von dürrem Mais bedeckt, womit sie sich und das Bild des Tezcatlipoca zierten.

Der sechste Monat, Etzalqualiztli, stellt den Krug dar, woraus man jetzt das Getränk Eezalli zu sich nahm.

Der siebente und achte Monat haben den Namen von dem kleinen und großen Herrenfest, dessen wir oben erwähnten, und stellen Sinnbilder der Tänze nebst den Lanzetten dar, womit man sich zu vorhergehender Buße Blut abzog.

Der neunte und zehnte Monat erhalten Namen und Bild von dem kleinen und großen Todten- und Trauerfest.

Der elfte Monat, Ochpaniztli, war durch einen Besen bezeichnet, weil man dann den Fußboden des Tempels fegte.

Der zwölfte und dreizehnte Monat haben Bild und Namen nach der Pflanze Pachtli.

Der vierzehnte Monat hieß Tepeilhuitl.

Der fünfzehnte wurde durch eine Fahne bezeichnet, welche bei der feierlichen Procession des Huitzilopochtli erhoben und herumgetragen wurde.

Das sechzehnte Monatsbild zeigte Wasser, welches von einer Treppe herunterläuft, und deutet den Beginn der Regenzeit an und weil man das Fest der Gottheiten der Berge und des Wassers feierte.

Der siebenzehnte Monat hieß Titil und zeigte eine Hand, welche zusammengeschnürte Holzstücke an einem Stricke hält.

Der achtzehnte endlich ward Izcalli genannt und zeigte den Kopf eines einfüßigen Thieres auf dem Altare liegend, um die Opfer anzudeuten, die dem Feuergott gebracht wurden.

Die Mexicaner hatten Darstellungen der Monatfolge, indem sie die Bilder der Einzelnen mit fünf Puncten am Schlusse für die fünf jährlichen Schalttage in einem Kreise um das Gesicht des Mondes herstellten, das von der Sonne erleuchtet ist (s. d. Abbildung bei Clavigero I.).

Eben so hatte man auch die Zeichen der Tage des Monats zusammengestellt; es waren:

1. Cipactli, Schaufelfisch.
2. Checatl, Wind, ein blasender Menschenkopf.
3. Calli, Haus.
4. Cuetzpalin, Eidechse.
5. Coatl, Schlange.
6. Miquiztli, Tod, Todtenkopf.
7. Mazatl, Hirsch, Hirschkopf.
8. Tochtli, Caninchen, dessen Kopf.
9. Atl, Wasser.
10. Itzcuintli, ein hundartiges Thier sitzend.
11. Ozomatli, ein Affe.
12. Malinalli, eine Pflanze.
13. Acatl, Rohr.
14. Ocelotl, Panther, dessen Kopf.
15. Quauhtli, Adler, sein Kopf.
16. Cozcaquauhtli, ein Vogel.
17. Olintonatiuh, Sonne.
18. Tecpatl, Kieselstein, Lanzenspitze.
19. Quiahuitl, Regen, eine tropfende Wolke.
20. Xochitl, eine Blume.

So wie man nun die Monate und Jahre in einem Rade oder Kreise darstellte, so wurde auch die Centurie abgebildet. Den Mittelpunct gab das Sonnenbild, ein strahlenumgebenes Gesicht, um welches die zwei und fünfzig Figuren der ersten Tage von eben so viel Jahren sich reiheten, die dann von einer Schlange umgeben waren, die an den vier Durchmesser-Enden vier Ringe bildete. Auf der linken Seite trafen Kopf und Schwanz der Schlange zusammen.

Vergleichen wir nun die Zeitmessung der nordamericanischen Jägernationen (s. Th. II. S. 192.) mit dem künstlichen Calender der Mexicaner, so finden wir denselben bedeutenden Fortschritt bei den letzteren auch in diesem Gegenstande, der für die regelmäßige Anordnung und Erhaltung der öffentlichen Angelegenheiten von der größten Wichtigkeit ist und auch den bedeutendsten Einfluß in das Privatleben hat. Es scheint aber, daß dieser Calender nicht erst im Laufe der Zeit, wo die Reiche von Anahuac und namentlich das der Azteken sich ausbildeten, erfunden und angeordnet worden, sondern daß er vielmehr bereits den alten toltekischen Wanderern bekannt und von

diesen eingeführt worden. Im Jahre 660 christlicher Zeitrechnung trug der Aistroiog Huematzin zu Tula das göttliche Buch Teoamoxtli zusammen, in welchem die Geschichte des Himmels und der Erde, die Kosmogonie, die Beschreibung der Constellationen, die Eintheilung der Zeit, die Wanderungen der Völker, die Geschichte der Götter und die Sittenlehre, mit einem Wort, die Summa aller Erfahrung enthalten waren. (Humboldt Ans. II. 50.). Wir finden also derartige Kenntnisse schon bei den einwandernden Helden, die sich auch erhielten, da sie durch Bilderschrift festgehalten, durch Lehre fortgepflanzt wurden.

Diesen althergebrachten Kenntnissen schlossen sich dann die Erfahrungen an, welche in der neugewonnenen Heimath den an Aufmerksamkeit gewöhnten Beobachtern zufließen mochten. Die Tempel und die Priesterschaft wurden die Pfleger dieser Kenntnisse und die Könige begünstigten dieselben, vor allem aber Nezahualcojotl, der König von Acolhuacan, dessen großen Eifer wir schon oben kennen lernten. Er berief die vornehmsten Gelehrten seines Reiches nach der Hauptstadt und stiftete für Poesie, Astronomie, Malerei, Musik, Geschichte und Wahrsagekunst mehrere Gesellschaften, die an bestimmten Tagen zusammen kommen und sich ihre Entdeckungen und Beobachtungen mittheilen mußten. In Mexico selbst fanden in den Schulen bei den Tempeln Belehrungen über die Erscheinungen und Erzeugnisse der Natur, Unterricht in den Fertigkeiten der Bilderschrift, der Zeitmessung u. s. w. statt. Wir lernten schon oben die Kenntnisse der Mexicaner in Bezug auf den menschlichen Körper, die Heilung seiner Gebrechen, die Benutzung der Naturproducte für diese Zwecke kennen. Die Azteken hatten ferner eine genaue Kenntniß der Geschichte ihres eigenen Staates und der übrigen Reiche von Anahuac; sie besaßen geschriebene oder vielmehr gemalte Jahrbücher, so wie auch Beschreibungen und Verzeichnisse der Länder, die sie umgaben.

Bevor wir nun in Betrachtung der altamericanischen Culturerscheinungen weiter gehen, müssen wir des vornehmsten Hülfsmittels gedenken, wodurch sie ihre Erfahrungen und Beobachtungen festhielten. Es ist dieß die seltsame Bilderschrift, die zu einem förmlichen System ausgebildet war. Wir haben schon früher der wunderbaren Felsinschriften gedacht, welche sich in verschiedenen Theilen von America finden, die wie die Wegezeichen der auf Jagd- oder Kriegszügen befindlichen nordamericanischen Indianer (s. C.-G. II. S. 186.) für die nachfolgenden Genossen die nöthigen Nachrichten über die Richtung oder den Erfolg des Zuges enthalten. Wir haben ferner die historischen Malereien auf den Büffelfellen derselben Indianer kennen gelernt, welche gewissermaßen gemalte Urkunden abgeben. Wir lernten die Wampumschnüre derselben kennen, die zur Festhaltung gewisser Verträge oder wichtiger Vorfälle angefertigt und bei den Stämmen

mit nicht geringerer Sorgfalt als die Archive der Europäer aufbewahrt werden (s. C.-G. II. 131.).

In den Reichen von Anahuac aber finden wir eine Bilderschrift, welche auf der einen Seite die Gemälde, auf der andern aber die Wampumschnüre, letztere namentlich für Zahlzeichen und Namen, in sich vereinigt. Diese Bilderschrift hatten bereits die Tolteken und alle Völker von Anahuac nahmen dieselbe an und sie fand sich auch in der Halbinsel Yucatan, ja selbst in Peru.

Die einfachsten dieser Malereien enthielten Darstellungen der Länderstrecken und Küsten. Als Cortes bei Montezuma II. nach einem sicheren Hafen im mexicanischen Meerbusen sich erkundigte, legte ihm dieser eine Küstencharte vor, welche die Strecke von Veracruz bis an den Fluß Coatzacualco darstellte, und in letzterer Gegend fand er auch andere Landcharten. Man hatte ferner topographische Zeichnungen, Grundrisse der Städte und Gehöfte, wie z. B. dasjenige, welches A. v. Humboldt in seinem Atlas Taf. 12. mittheilt und worin der ganze Stand eines Processes um ein Landgut enthalten ist. Die Verzeichnisse der Provinzen mit Angabe der Gegenstände, welche sie der Krone zu entrichten hatten, waren gleichermaßen vorhanden. Eben so waren Gemälde der Sternbilder, der Mondwechsel und Finsternisse, dann astrologische, meteorologische Bildtafeln gewöhnlich. Man hatte Sammlungen der Gesetze, der Ceremonien, der Opferfeste; wir lernten bereits die interessanten Darstellungen der Mendoza'schen Sammlung aus der Geschichte der aztekischen Jugenderziehung kennen. Und in dieser Weise hatte man denn Alles, was wissenswürdig war, jede Erfahrung festgehalten und pflegte diese wissenschaftlichen Schätze nicht allein durch Abschriften zu vervielfältigen, sondern erläuterte sie auch in den Schulen, so daß ihre Bedeutung im Volke nicht so leicht verloren gehen konnte. Diese Handschriften waren daher in unendlicher Anzahl vorhanden. Die seltsamen Zeichen und monströsen Abbildungen erschreckten die ersten spanischen Missionarien, welche nach Anahuac kamen, sie sahen darin nur Charactere, die mit den astrologischen und geometrischen Büchern große Aehnlichkeit hatten, welche bereits zu Ende des 15. Jahrhunderts die europäische Buchdruckerpresse vervielfältigt hatte, und fielen in blindem Glaubenseifer darüber her. Die Missionarien fanden in Tezcuco, wo die vornehmste Malerschule war, einen ganzen Berg von Mexicanischen Manuscripten, ließen sie auf den Markt zusammentragen, zündeten sie an und vernichteten so die interessantesten Denkmale einer tausendjährigen nationellen Cultur. Die Indianer sahen der Verwüstung mit tiefem Schmerze zu und als die Fanatiker erfuhren, was sie eigentlich vernichtet hatten, war ihre späte Reue nutzlos und vergebens. Wir betrachten nachher die traurigen Reste dieser eigenthümlichen Literatur näher.

Das Material der aztekischen Literaturdenkmale war theils Stein

theils das aztekische Papier. Die Umfangsmauern der Tempel und Paläste, die Fußgestelle der Götterbilder enthielten eine große Menge Darstellungen aus der Astronomie, Mythologie und Geschichte und hiervon sind uns jene zahlreichen Fragmente übrig, welche Alexander von Humboldt, Capitain Dupaix u. A. gesammelt haben und welche Lord Kingsborough in den sieben colossalen Bänden seines Prachtwerkes möglichst vollständig zusammengestellt hat. Ihrer Natur nach, als abgerissene Trümmer größerer Gebäude, gewähren diese Bilder weniger Belehrung als Anreiz, ihre Deutung und Erläuterung zu versuchen.

Bei weitem mehr Aufklärung geben die eigentlichen Manuscripte, wo wir zusammenhängenden Darstellungen von bedeutendem Umfange begegnen. Diese Bücher bestanden entweder aus Thierhäuten, welches vielleicht die älteste Art der Manuscripte war, indem es an die gemalten Büffelfelle der Nordamericaner erinnert, oder aus einem Zeuch, das aus den Fasern der Aloe oder der Palme Iczotl gewebt war, oder aus dem aztekischen Papier, welches ebenfalls aus einer Aloeart angefertigt wurde. Man röstete die Aloeblätter, legte sie dann ins Wasser, wusch sie aus und dehnte sodann und glättete diesen Stoff. Von der Palme Iczotl und der dünnen Rinde gewisser anderer Bäume fertigte man ebenfalls einen Stoff, der sich für diese Zwecke eignete und mit einem gewissen Gummi gestärkt ward. Es erinnert dieß an die Panchama der Südamericaner, die wir als Kleiderstoff (C.-G. II. 42.) kennen lernten und mit dem Papierstoff der Neger (C.-G. III. 269.) so wie der Südseevölker (C.-G. IV. 276.) übereinkommt. Es kommt dieses Papier von verschiedener Feinheit und Dicke vor (s. Humboldt, Ans. d. Cord. I. 70.). Die Dresdener Handschrift besteht aus einem ähnlichen Faserstoffe, der mit einer dicken Lage von Mehl auf beiden Seiten überzogen und sorgfältig geglättet ist, so daß der Stoff dem künstlichen Pergament unserer Schreibtafeln fast ganz gleich kommt. Alle Arten dieses Schreibmaterials wurden in großen Massen gefertigt, da der Verbrauch derselben ungeheuer war. Die Städte Quauhnahuac, Panchimalco, Atlacholoajan, Xiuhtepen und Huitzilac mußten an Montezuma II. jährlich 20,000 Ballen Papier liefern.

Die Blätter dieses Papieres waren oft sehr lang, wie denn die Dresdner Handschrift bei acht Zoll Höhe eine Gesammtlänge von 12 Fuß 6 Zoll hat. Sie ist gefaltet und bildet zusammengeschlagen einen mäßigen Octavband von 3½ Zoll Breite, ist aber gegenwärtig in zwei Hälften unter Glas aufbewahrt und gewährt somit einen Gesammtüberblick. Die Berliner von A. v. Humboldt mitgetheilten Fragmente sind ohne den pergamentartigen Ueberzug und die Handschrift von Bologna besteht aus verschiedenen, ebenfalls auf allen Seiten bemalten Stücken einer nicht sonderlich zubereiteten Thierhaut.

Die Umrisse der Figuren sind bei allen diesen Manuscripten mit einer dauerhaften schwarzen Farbe, vermuthlich mit einem Pinsel, breit und kräftig in flüchtigem Zuge aufgetragen. Man nahm dazu entweder ein Fossil, das wegen seines übeln Geruchs Tlalihijac genannt wurde, oder den Ruß der aromatischen Fichte Ocotl, der in kleinen thönernen Gefäßen gesammelt wurde. Weiß war eine Mineralfarbe, die man in kleine Kugeln zusammenknetete und wahrscheinlich aus einem im Feuer calcinirten Metall bestand, das unserem Bleiweiß ähnelt, obschon es nicht wie dieses durch Oxydation schwarz wurde. Die blaue Farbe, die zum Theil sehr lebhaft ist, gaben die Blumen von Matialrihuitl und die Indigopflanze Xiuquilipitzahuac, die aber anders zubereitet wurde als der jetzige Indigo. Die Pflanze wurde gewässert und der Bodensatz geröstet. Zu Roth nahm man Orocu (Orellana), vielleicht wendete man auch Ocher an. Purpur gewährte die Cochenille. Zur gelben Farbe benutzte man theils den Ocher, theils eine Artemisiaart, Xochipalli, die mit Salpeter in Wasser gekocht, eine schöne Orangefarbe lieferte. Andere Farben wurden auch mit Alaun angemacht, den sie sehr wohl zu bereiten und zur Feststellung der Farben anzuwenden verstanden. Demnächst wendete man zu gleichem Zwecke leimartige und ölartige Pflanzensäfte an.

Diese malerisch-schriftartigen Darstellungen sind keine Kunstwerke und von den Sculpturen derselben Nation gar sehr verschieden und ich möchte sie im Vergleich mit dem Charakter der europäischen Handschriften eine Cursiv-Malerei nennen. Man wollte keine saubern Bilder der aufzubewahrenden Erfahrungen oder Erscheinungen geben, sondern man begnügte sich mit den allernothwendigsten Zügen und Umrissen, die durch den häufigen Gebrauch gewissermaßen abgegriffen und abgeschliffen wurden. Die sämmtlichen Malereien sind sehr flüchtig gemalt und tragen etwa den Character unserer Schnellschrift, in die sich ja in gewissen Lebenskreisen, z. B. in Protocollen und den Heften unserer Studenten, gewisse abkürzende willkürliche Zeichen für oft wiederkehrende Wörter und Begriffe einfinden. Die aztekischen Büchergemälde verhalten sich zu den Reliefs wie etwa unsere Pracht- und Canzleischrift zu den flüchtigen Notizenbüchern.

Die aztekischen Maler arbeiteten schnell und eilfertig, wie die spanischen Eroberer bezeugen, obschon es auch Bilderschriften gab, die mit größerer Sauberkeit ausgeführt waren. Im Allgemeinen sind jene Darstellungen wohl mit den Bildern des Sachsenspiegels und anderen Illustrationen der mittelalterlichen Volks- und Reichsbücher Deutschlands und den erläuternden Figuren der Runen-Calender zu vergleichen; sie dürfen nicht als Maaßstab der Kunstbildung jener Zeitabschnitte und Völker betrachtet werden und können eben so wenig wie ein Inhaltsverzeichniß von dem Style eines Buches eine geeignete Idee von der Kunstbildung der Nationen geben. Die Umrisse sind kräftig aber flüchtig, mehr geschrieben als gezeichnet, Gelenke, Muskeln

latur und Gesichtszüge sind fast gar nicht bemerkt, von Licht und Schatten ist so wenig als von der Perspective eine Spur zu bemerken, ja auf die Verhältnisse der Attribute zu den Personen und unter einander ist kaum eine Rücksicht genommen. Oft und zwar meistens deuteten sie einen darzustellenden Gegenstand durch etwas an, was sich von demselben zuerst oder vorzugsweise hervordrängte und die Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, doch wählten sie dann solche Eigenschaften, die keinen Zweifel über die Meinung des Darstellers übrig ließen. Um Raum und Zeit für ihre Darstellungen zu gewinnen, waren sie äußerst sparsam mit den Zeichen und nach und nach bildeten sich gewisse allgemein angenommene Charactere für bestimmte Begriffe, die nicht gut zur Anschauung gebracht werden konnten. Diese mußte man lernen und durfte sie nur in dieser Gestalt zu Papier bringen, wenn sie allgemein verstanden und gelesen werden sollten. So ist denn auch das Gesetz zu erklären, welches in Mexico Geltung hatte, daß Niemand Gemälde mit anderen, als den herkömmlichen Zeichen anfertigen sollte; es wäre sonst gar zu leicht Verwirrung und Unrichtigkeit in die Manuscripte gekommen.

Die Zahlzeichen der Azteken lernten wir schon kennen. Proben der übrigen habe ich auf der vierten Tafel zusammengestellt. Die vier Tagescharactere waren so ausgedrückt, daß Tochtli, Caninchen, durch den Kopf dieses Thieres, Acatl, Rohr durch einen mit wenigen Blättern versehenen Rohrschaft, Tecpatl, Kiesel, im Calender durch eine Lanzenspitze auf einer Stange, in den historischen Bildern der Mendoza'schen Sammlung aber durch das lanzettförmige Opfermesser, und Calli, Haus, durch wenige ein Gebäude andeutende Striche wiedergegeben wurde.

Minder leicht zu erkennen sind für uns die Bezeichnungen der Monats- und Jahrestage, in denen die größeren Thiere immer nur durch ihren Kopf ausgedrückt wurden; kleinere Vögel und Vierfüßer stellte man ganz dar, wie sie waren. Das Wasser bildete man wie einen Viertelskreis, von welchem drei Spitzen ausliefen, an deren jeder eine Kugel hing, die vielleicht die Tropfbarkeit des Elementes ausdrücken sollten. Die Sonne stellte man dar, wie wir sie auch in unseren Calendern finden, nämlich als einen von Strahlen umgebenen Kreis, dessen Inneres ein Menschenantlitz von vorn enthält. Das Wort Himmel drückte man durch ein längliches Viereck aus, das in die Quere durch eine Doppellinie getheilt war; die obere Hälfte blieb weiß und zeigte sieben nebeneinander stehende Ringe, die untere war dunkel gefärbt, worin fünf und zwei weiße Puncte sich befanden, vielleicht die sieben alten Planeten anzudeuten. Jahr war ein doppelt durchkreuzter Kreis, Tag ein Kreis, in dessen Mitte sich ein Ring befand, von dessen Mittelpunct vier halbcirkelförmige Radien nach dem Umfang liefen; die vier also gebildeten Felder waren wohl eine Andeutung der vier Tageszeiten. Nacht war ein Kreis, in welchem fünf

kreuzförmig gestellte kleine Ringe standen, während an die äußere Peripherie sieben Ringe sich anlehnten. Mitternacht ward durch die obere Hälfte dieser Figur ausgedrückt. Die Centurie stellte man durch einen Blätterbüschel dar. Die Luft war ein mit Federn umgebener Thierkopf. Das Zeichen, welches die Erde darstellte, scheint eine Art des Pfluges anzudeuten.

Die Namen der Provinzen lassen sich am beßten mit unseren Wappen vergleichen, indem sie eben so fest angenommen und allgemein bekannt gewesen sind. Das Wappen des Aztekenreiches war ein von einer Schlange umwundener Cactus, auf den sich ein Adler niederläßt, das der Stadt aber ein Cactus mit drei blühenden Armen, der auf einem halben quergetheilten Würfel ruhet. Der Name Chalco scheint durch den Grundriß eines in einem See liegenden Gebäudes dargestellt zu werden; Ahuilizapan zeigt einen ins Wasser gestürzten mit Kopf und Armen herausragenden Menschen; Nepohualco wird durch eine rechte Hand ausgedrückt, deren Zeigefinger emporgerichtet ist. Michmalojan ist ein linker Arm, der einen Fisch hält, Macuilrochitl eine lotosartige Blume, unter welcher fünf starke Ringe; das Zeichen von Tlachio scheint der Grundriß eines Gebäudes zu seyn (s. Clavigero Fig. 14.).

Wollte man den Namen einer königlichen Person abbilden, so malte man das Portrait derselben und verband dasselbe durch eine Linie mit dem Wappenbild derselben. Die Namen der aztekischen Herrscher, welche Clavigero Fig. 15. mittheilt, zeigen deutlich, daß man sich bemühete, die Gesichtszüge wenigstens characteristisch aufzubewahren. Die Köpfe tragen sämmtlich das Diadem, die Gesichter von Huitzilihuitl, Itzcoatl und Axajacatl sind bärtig, die Wappen derselben sind ein Adlerkopf, der eine Feder im Schnabel trägt, ein Seepferd und ein Menschenkopf, an dessen Stirn das Wasserzeichen. Das Wappen des vierten Ahuctzotl ist ein auf den Hinterfüßen sitzendes Nagethier. Montezuma I. ist durch einen Strich mit den Zeichen des Himmels verbunden, in welches ein befiederter Pfeil von unten heraufdringt, und Tozoc mit einem wundenvollen rechten nackten Beine

Diese Wappen waren bei einigen Ortschaften und Ländern entweder von den Erzeugnissen derselben entlehnt, bei andern aber, wie bei den Personen, enthielten sie Andeutungen über die Thaten oder Ereignisse, mit denen sie in Verbindung standen. Sie waren also Anhaltepuncte für die Sage oder Geschichten derselben und mithin persönliche Denkmäler.

Die Pflanzen, Thiere, Geräthe und andere sichtbare Dinge zeichnete man geradezu ab, wie z. B. die Producte der Provinzen des Reiches in den Registern der Abgaben und Steuern. Es trug zur Deutlichkeit wesentlich bei, daß man die Farben der darzustellenden Gegenstände genau angab, wie wir denn in den Gemäldetafeln mehrfache Abstufungen von Roth, Grün, Violet, Blau und Gelb bemerken.

Der Schriftmaler oder Bildschreiber, der Jahrbücher aufzeichnen wollte, setzte zu Anfang gerade wie die Verfasser der kleinen mittelalterlichen Annalen das Jahr in ein Quadrat und daneben die Abbildung der Begebenheiten desselben. Reichte sein Blatt nicht aus, so nahm er ein zweites und noch andere, bis die Fülle des darzustellenden Stoffes endlich erschöpft war. Dabei stand es ganz in der Wahl des Bildschreibers, in welcher Ecke, ob links oder rechts, er seine Darstellung beginnen wollte, doch wurde bei einer Darstellung stets genau eine und dieselbe Richtung festgehalten und wenn er oben in der rechten Ecke begonnen hatte, so bewegte sich das Ganze stetig nach der linken Seite hin, fing er sie oben in der linken Ecke an, so war die Richtung gerade herunter. Malte er das erste Jahr unten in der linken Ecke, so fuhr er damit gegen die rechte Ecke fort, wenn er aber unten in der rechten Ecke begann, so setzte er sie gerade aufwärts fort. Im Ganzen galt also die Regel, daß man nie oben von der linken zur rechten, und unten nie von der rechten zur linken Seite schrieb, so wie daß man von links niemals aufwärts und von rechts niemals abwärts zeichnete.

Die Schriftbilder, namentlich die Annalen, wurden in den Schulen fleißig erläutert und diejenigen Partien des historischen Stoffes, welche nicht durch Schriftzeichen darzustellen waren, wie Reden und Gespräche, wurden durch mündliche Ueberlieferung erhalten und auf die Nachwelt gebracht. Die Schüler mußten diese Reden wörtlich auswendig lernen, wozu sie sich dann der Corallenschnüre bedienten, die wir als Wampum bei den Nordamericanern bereits kennen lernten.

Nächstdem hatte man epische Gedichte, welche durch ihren Rythmus dem Gedächtnisse zu Hülfe kamen und als deren Stützpuncte dann die Handschriften zu betrachten sind.

Wir erwähnten schon der barbarischen Art, durch welche diese alten Literaturdenkmale ihren Untergang fanden. Es bleibt uns nun noch übrig, diejenigen kostbaren Ueberreste aufzuzählen, welche bis auf unsere Tage gelangt sind, und wollen sodann eine nähere Characteristik derselben versuchen, wobei wir die Abbildungen, welche in Kingsborough's Riesenbuche enthalten sind, so wie die Originalhandschrift, welche die Königl. Bibliothek zu Dresden verwahrt, zu Grunde legen.

Die erhaltenen Bildschriftsammlungen sind aber Folgende: im ersten Bande:

1) Die Mendoza'sche Sammlung, gegenwärtig in der Selden'schen Sammlung der Bodleyanischen Bibliothek zu Orford.
2) Der Codex Telleriano Remensis, in der Königl. Bibliothek zu Paris.
3) Die Handschrift des Boturini, 23 Seiten.
4) Die erste Bodleyanische Handschrift von 40 Seiten.

5) Die zweite von 20 Seiten.
6) Die Seldenische Handschrift in der Bodleyanischen Bibliothek, eine Rolle.

Im zweiten Bande finden sich:

7) Die Vaticanische Handschrift, Nr. 3738, von 149 Seiten.
8) Die Laudische Handschrift der Bodleyanischen Bibliothek, B. 65. 46 Seiten.
9) Die Handschrift von Bologna, 24 Blätter.
10) Die Wiener Handschrift von 65 Seiten.
11) Die Berliner von A. v. Humboldt gesammelten Fragmente.

Im dritten Bande von Kingsborough finden sich:

12) Die Borgianische Handschrift mit 76 Seiten.
13) Die Dresdener mit 44 Seiten.
14) Der Fejervaryſche Codex mit 44 Seiten und endlich
15) der Vaticanische von 96 Seiten.

Ich übergehe hier, was über die Geschichte dieser interessanten Monumente bekannt ist*).

Die erste Handschrift, die des Mendoza, ist nicht mehr im alten Original, sondern nur noch in einer Copie auf europäischem Papier vorhanden. Sie besteht aus drei Theilen, deren erster historischen Inhalts 18 Seiten enthält. Dieses Denkmal ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil man eine Erklärung der darin vorkommenden Darstellungen in mexicanischer Sprache besitzt, die schon früh in das Spanische übertragen wurde**). Dieser erste historische Theil enthält mit den an der linken Seite beigesetzten Jahreszeichen den Anfang und allmähligen Anwuchs des Staates der Azteken. Die Könige sind in der angegebenen Weise mit Namen aufgeführt und die eroberten Ortschaften und Länder gleichermaßen bezeichnet, wie z. B. Montezuma 7. 4. — Die zweite Abtheilung enthält das Verzeichniß der Steuern und Abgaben der Provinzen an die Krone von Mexico auf S. 19—57. Hier sehen wir nun die interessantesten Einzelheiten des alten Aztekenlebens, ihre Waffen, Rüstungen, Geräthe, Schmucksachen, Gefäße u. s. w. im schönsten Farbenschmuck, neben den verschiedenen Naturproducten des Landes. — Von S. 58—72 enthält ersteres die Geschichte der Erziehung der aztekischen Jugend von der Wiege bis zum Eintritt in die Schule, sodann Scenen aus dem Leben der Krieger, Gerichtssitzungen, Strafen und eine Scene, wie alte siebenzigjährige Leute von ihrem Rechte nach Herzenslust sich zu betrinken Gebrauch machen. Die Zeichnung dieser Handschrift ist sehr

*) M. s. Clavigero Gesch. v. Mexico I. 18. A. v. Humboldt vues pittoresque des Cordillères. Prescott Gesch. der Eroberung von Mexico. Deutsche Ausg. II. 72. ff.
**) Purchas his pilgrimes. Lond. 625. Th. III. S. 1066. ff.



flüchtig und frei, ohne allen Anspruch auf Kunst und eben so wenig auf Perspective, Schatten und Licht Rücksicht nehmend, als die Bilder der Dresdener Handschrift des Sachsenspiegels.

Der Codex Telleriano Remensis enthält 93 Seiten; auch von diesem ist eine authentische Erklärung vorhanden. Er besteht ebenfalls aus vier Abtheilungen, von denen die erste dreizehn Bilder, die Costume der Priester an eben so vielen Monatfesten darstellt. Die zweite enthält 33 Tafeln, abermals mit den Festen, welche durch die Costume der Priester, die Arten der Bußen und der Opfer bezeichnet sind. Hier begegnen wir dem barocken, ganz eigenthümlichen Style, der es vorzieht die Attribute zu häufen und die menschliche oder Thiergestalt bis auf das Gesicht, Hände und Füße damit zu bedecken. Die Farben sind besonders bunt und stark aufgetragen. Der dritte Theil enthält auf acht Blättern Annalen, wie die am unteren Rande von der linken zur rechten gehenden Jahreszeichen deutlich angeben. Sie enthalten die ältere Geschichte der Azteken. Es folgt dann der vierte Theil, die Annalen der Azteken vom Jahre 1389 unter Acamapichitlly (an der Schlange über seinem Haupte kenntlich) bis auf die Ankunft der Spanier. Die Jahre sind an der linken Seite angegeben. Die Geschichte schließt auf S. 36 mit dem Jahre 1562 und ist von 1555 an von europäischer Hand ergänzt. Es ist interessant, hier beim Jahre 1529 einen Spanier zu Roß zu erblicken, der eine Kreuzfahne in der Hand hält und einen grünen Busch auf den purpurrothem Haar hat. Beim Jahre 1532 erblicken wir einen Bischof in der Mütze und mit dem Krummstab. Beim Jahre 1537 hängt ein Neger in rothem Rock mit gebundenen Händen, worin er ein rothes Kreuz hält, am Galgen. Wir sehen ferner bei 1541 den Tod des Don Pedro de Alvarado. Beim Jahre 1447 ist eine Hungersnoth in zwei Figuren dargestellt, die todt am Fuße eines Gebäudes liegen. Beim Jahre 1496 ist eine Sonnenfinsterniß abgebildet und man erblickt den Mond als schwarze Kugel vor der Sonne, die einen dunkeln Schatten unter sich wirft; eine andere erscheint 1507, 1510 und 1531, wie denn auch die Cometen angezeigt sind. Dieser Theil der Handschrift kommt sehr mit den sittlichen Darstellungen der Mendoza'schen, was den Styl betrifft, überein.

Die 23 Blätter der Boturinischen Sammlung sind historischen Inhalts und scheinen auf den ersten Blättern Wanderungen der Völker anzudeuten. Die Jahre sind zu Anfang angegeben, das Ganze aber in nicht gemalten Umrissen.

Der erste Codex der Sammlung des Sir Thomas Bodley au der Bibliothek zu Oxford enthält 40 Blätter, der zweite nur 20. Beide kommen in ihrem Style überein und stehen, was die Zeichnung betrifft, zwischen den mythologischen und liturgischen Figuren des Telleriano-Remensischen und den historischen der Sammlung von Mendoza. Die Zeichnung ist überaus roh und das Colorit beschränkt

sich auf die Farben roth, gelb und grau, mit brauner Schattirung. Vielleicht gehörten beide ursprünglich zusammen.

Die Rolle in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford ist abermals in einem anderen Style gehalten. Die Darstellungen sind größer und nähern sich im Style den Mendoza'schen Gemälden. Das erste Bild zeigt uns eine Gottheit, neben welcher ein Mann und eine Frau sitzen; unter diesen drei Figuren sind vier Linien, welche durch eine Art gewundener Straße durchbrochen werden; vier andere folgen; dann erscheint eine Art Leiste, zwischen welcher und den ersten Linien vier Figuren sitzen. Vielleicht deutet dieß die vier Terrassen des großen Tempels an. Darauf folgt in einem schlangenrachenartigen Raum eine schwarz gemalte Figur, welche in jeder Hand ein Opfermesser und eines dergl. an jeder Seite des Kopfes trägt. Es erinnert dieß an den Tempel des Quetzalcoatl, der am Fuße des großen Tempels von Mexico stand. Die Fortsetzung der Rolle enthält theils schwarzgemalte Priester, theils menschliche Opferleichen, die an der geöffneten Brust kenntlich sind, einen schwarzbemalten Krieger, der einer Schlange mit einem Speere den Kopf vom Leibe trennt, ferner das Anzünden des heiligen Feuers am Säcularfest durch Reibung zweier Hölzer, und ein Menschenopfer, wie der Priester das Herz emporhält. Den Schluß scheint ein Gladiatorenopfer zu bilden.

Im zweiten Bande von Kingsborough's Werke folgt nun der Vaticanische Codex mit 149 Seiten, mithin der vollständigste von Allen, der denn auch den Telleriano-Remensischen bedeutend ergänzt. Die Darstellungen, zu denen sich eine italienische Erklärung findet, beginnen mit dem Himmel, der Hölle und dem für die verstorbenen Kinder bestimmten milchtraufenden Baume. Die sechste Tafel stellt den Tezcatlipoca dar. Es folgen die vier Weltalter, sodann 11—15 Darstellungen des Quetzalcoatl, mit der großen Pyramide von Cholula. Die Tafeln 17—74 enthalten Abbildungen der Gottheiten in ihrem abentheuerlichen Costum, zum Theil wie Thiere, mit Angabe der Festtage. Die 75. Tafel zeigt einen nackten Mann, dessen Glieder jedes mit dem Sinnbilde eines Thieres, Reh, Adler, Hahn, Schlange, Haase, Tiger, Fuchs u. s. w., bezeichnet ist, um die Heilmittel wider die verschiedenen Krankheiten anzudeuten. Die Tafeln 76—81 bringen mehrere priesterliche Beschäftigungen zur Anschauung; zunächst das Menschenopfer, dann Büßungen der Priester, die sich Zunge und Ohren zerstechen. Zwischen denselben die Feuerpfanne mit langem Stiel, worin sie ihr Opfer der Gottheit überreichen. Taf. 79 zeigt uns die Verbrennung einer ganzen Opferleiche und Taf. 80 drei auf ein Gestell befestigte Schädel. Taf. 81—90 enthalten Costume. Es folgt auf Taf. 90—146 die Reichsgeschichte von Mexico bis zum Jahre 1562; auf Taf. 136 beginnt die Geschichte der spanischen Invasion. Ein blaugekleideter Reiter trägt in der Linken das Creuz, in der Rechten das Schwert.

Es folgt nun die Nachbildung der mexicanischen Handschrift von 46 Seiten, welche Erzbischof Laud der Universität Oxford übergab (Laud. B. 65.) und die nur Götterbilder, Menschen- und andere Opfer und Ceremonien enthält. Die Umrisse sind grob, das Colorit grell und lebhaft.

Die darauf folgende Handschrift von Bologna, mit 24 Seiten, ist ebenfalls nur den geistlichen Ceremonien gewidmet, indem sie zuvörderst einen Calender für 364 Tage darstellt. Darauf folgen sechzehn Tafeln mit Abbildungen der Gottheiten und deren Priester im Schmuck nebst Angabe der Festtage am Rande. Von Tafel 14. an finden sich unter den Götterbildern Charactere, welche im Dresdener Codex eine so große Rolle spielen. Gleich die erste Tafel zeigt sie uns in folgender Gestalt:

$\overline{00}$ $\overline{00}$ $\overline{00}$
$\overline{00}$ $\overline{00}$ $\overline{00}$
$\overline{00}$
$\overline{00}$
$\overline{00}$
00 $\overline{00}$ 00
$\overline{\underline{00}}$ $\overline{00}$ $\overline{\underline{00}}$

Auf Tafel 21., 22. finden wir in der ersten Columne noch jedesmal einen großen und auf Taf. 23. und 24. sogar einen Doppelring. Die letzte Tafel stellt ein Menschenopfer vor.

Die Handschrift der Kaiserl. Bibliothek zu Wien enthält 65 Seiten und scheint eine Uebersicht über die an die Tempel entrichteten Tribute zu enthalten. Man erblickt hier eine Menge Altäre, verschieden gefärbte Puncte, also Zahlen, Zeichen der Tage, Männer, welche Pakete schnüren, Stoffe, Blumen und Federsträuße, Priester, welche Kleiderstoffe abzählen, Gefäße. Besondere Aufmerksamkeit scheint Taf. 23. zu verdienen, wo die Sonne abgebildet ist, neben ihr der halbverfinsterte Mond.

Die Handschrift, welche Alexander v. Humboldt der Königlichen Bibliothek zu Berlin übergab, enthält zuvörderst auf 15 Seiten ein Verzeichniß verschiedener Abgaben von Getraide, Papier und Stoffen, welche zu bestimmten Zeiten von gewissen Ortschaften an vier verschiedene Behörden zu entrichten sind, unter denen der menschliche Kopf den König, die Fahne den Kriegerstand anzudeuten scheinen. Es folgen noch die genealogischen Tafeln. Die Handschrift hat große Aehnlichkeit mit den ersten Tafeln der Boturinischen Sammlung.

Der dritte Band enthält zunächst die Borgia'sche Handschrift im Collegium der Propaganda zu Rom auf 76 Seiten*). Dieses Werk scheint vorzugsweise den Opfern und Büßungen gewidmet zu seyn, welche in großer Mannichfaltigkeit darin dargestellt sind. Besonders zahlreich sind die Menschenopfer, die Durchbohrung der Haut. Auch

*) Ihre Geschichte in Humboldt's Ansichten der Cordilleren II. 49.

sehen wir S. 21 einen Opferlöffel, der denen gleicht, womit die Aegypter ihren Göttern den Weihrauch darbrachten. S. 31—38 enthalten einen Calender. Darauf folgen wieder Darstellungen von Opfern, unter denen wir auch S. 45 die Versenkung in einem Wasser, wie denn am Feste des Tlaloc man einen Knaben und ein Mädchen an einer bestimmten Stelle des Sees ersäufte. Im Style kommen die Bilder dieser Handschrift dem Telleriano-Remensischen Codex am nächsten.

Ganz isolirt steht dagegen die Dresdener Handschrift, welche 74 Seiten enthält, und die in Bezug auf den Styl der Zeichnung einzig ist. Die Figuren, meist groteske Menschengestalten mit fratzenhaften, zum Theil thierischen Gesichtern, sind leicht aber sicher umrissen, der Grund bunt gefärbt; die menschlichen Gesichter zeigen die großen Nasen der activen Rasse, die Gliederung der Figuren ist vortrefflich, die Extremitäten sind mit Genauigkeit und Sicherheit ausgeführt und die Darstellungen erinnern lebhaft an die bei Dupaix mitgetheilten Reliefs von Palenque. — Die erste Abtheilung scheint Wanderungen darzustellen, dann folgen Opfer, dann Gottheiten, Priester und Krieger.

Merkwürdig ist die Handschrift noch durch die seltsamen, oft wiederkehrenden Zeichen, deren ich folgende Hauptarten bemerke:

1) einfache Puncte, theils roth, theils schwarz:

2) schwarze oder rothe Striche und zwar mit Puncten, theils perpendicular, theils horizontal:

3) ovale mit zugespitzten Enden, die zum Theil Augen, zwei Theile aber der Form des Opfermessers gleichkommen und im Innern mehrfache Striche zeigen;

4) flüchtig gezeichnete Kreise, die den ganzen Noten unserer musicalischen Schrift ähneln und mit einem oder mehreren Puncten, Querstrichen, Kreuzlinien und andern Innenabtheilungen versehen sind. Mit diesen Zeichen stehen die vorerwähnten mehr oder minder in Verbindung, auch kommen alle diese Zeichen meist bei den Götterfiguren vor.

Die Handschrift des Herrn von Fejérváry in Ungarn auf 43 Tafeln, die im Style der Borgianischen am nächsten steht, hat nun dieselben Linearzeichen in großem Maaße, aber nur schwarz. Es kommen vor

1) einzelne Puncte in fortlaufender gerader oder gekrümmter Reihe bis zwölf;

2) Perpendicularstriche, neben einander vier bis elf, letztere in vier Reihen;

3) Perpendicular- und Horizontalstriche, wie folgt:

Auch in dieser Handschrift sehen wir meist Opfer, darunter von Menschen, deren Brust geöffnet ist, und Götterbilder. Den Schluß dieser Handschrift bildet ein colossales Kreuz, in dessen Mitte eine blutige Gottheit, auf dessen jedem der vier Arme zwei Figuren, die um ein wie ein T gestaltetes Gerüst stehen, auf dessen Mitte ein Vogel nistet.

Die zweite Vaticanische Handschrift von 96 Seiten kommt der Borgianischen am nächsten und enthält Darstellungen von Götterbildern und Opfern, auch einen Festcalender.

Die Sprache der Mexicaner war außerordentlich reich und regelmäßig, dabei sehr wohlklingend, obschon ihr die Consonanten B, D, F, G, R und S ganz fehlten, wogegen sie einen großen Reichthum an L, X (der Spanier s) und T, Z, Tl, Tz besaß. Ihre Regelmäßigkeit erleichterte deren Erlernung gar sehr. Sie ist sehr reich an Diminutiven und Augmentativen; die Verbalformen waren sehr mannichfaltig: Chihua heißt thun, Chichihua fleißig oder oft thun, Chihualtia, machen, daß etwas gethan wird, Chihuatiuh, hingehen um etwas zu thun, Chihuaco, kommen um etwas zu thun, Chiuhtiuh, im Begriff seyn etwas zu thun. Tleco heißt hinaufsteigen, Xitleco, steig hinauf, Ximotlicahui, sey so gut hinaufzusteigen, und mit dem Worte Maximotlicohuitzino bittet man eine ehrwürdige Person hinaufzusteigen. Gleich den Nordamericanern (s. C.-G. II. 181.) können auch die Mexicaner aus mehreren Wörtern ein einzlges zusammensetzen, wobei sie wie jene nach bestimmten Regeln dieselben zuvörderst abkürzen. Um den Begriff: mein sehr ehrwürdiger Vater herzustellen, nehmen sie die fünf Wörter: Tlatzotli, geliebt, geschätzt, Mahuiztik, geehrt, Teopixqui, Priester (aus Teotl Gott und pia verwahren) und Tatli, Vater, sie setzen no mein voran und tzin ehrwürdig hintenan und bilden daraus Notlazomahuitzteopixcatatzin. So werden Wörter gebildet, die fünfzehn bis sechzehn Silben haben. In dieser Weise stellen sie die Namen der Ortschaften aus den Eigenthümlichkeiten ihrer Lage oder Erzeugnisse zusammen und verfahren dabei mit den Lauten wie sie es in ihren Schriften mit den Zeichen

gemacht haben. Gerühmt wird besonders die Stärke der Sprache in leidenschaftlichen Ausdrücken, namentlich für Gefühle der Liebe.

Die Mexicaner hatten alle Naturproducte, welche sie besaßen, benannt; Hernandez führt 1200 mexicanische Pflanzennamen, so wie die Namen von mehr als 200 Arten Vögeln u. a. Thieren, Insecten an. Für den abstracten Begriff Gottheit hatten sie das Wort: Teotl, obschon die Spanischen Missionarien sich dieses Wortes nicht bedienen mochten, weil man dasselbe durch die Verwendung zu Bezeichnung der falschen Götter entweihet hatte. Andrea d'Olmos fertigte eine mexicanische Grammatik und ein Wörterbuch und der Franziscaner Bernhard Sahagun schrieb in 12 Foliobänden eine Encyclopädie der mexicanischen Sprache, worin er zugleich die Erdbeschreibung, Geschichte, Staatsverfassung, Religion und Sitten der Nation berührte.

Die Poesie der Azteken war sehr ausgebildet und die Dichter beobachteten sehr genau das Silbenmaaß. Clavigero bemerkt, daß man unter den Versen der alten Dichter Ausrufungen und Sillen antreffe, die eigentlich keine Bedeutung haben und lediglich zur Erfüllung des Rhythmus dastehen; dann bedienten sie sich oft zusammengesetzter Wörter von solcher Länge, daß ein einziges einen vollen Vers bildete. Die poetische Sprache war reich, glänzend, rein und ihre Gleichnisse namentlich von natürlichen Erscheinungen und Gegenständen entlehnt.

Die Dichter hatten alle Gegenstände des häuslichen wie des öffentlichen Lebens erfaßt. Die Liebeslieder waren sehr gewöhnlich, eben so gesellige und Tafellieder; andere waren der Jagd gewidmet und wurden bei den öffentlichen Lustbarkeiten im siebenten Monat abgesungen.

Die didactische Poesie trug moralische und nützliche Lehren vor, die zur Anwendung im menschlichen Leben geeignet waren und vermöge ihrer bestimmten Form dem Gedächtniß der Jugend sich leichter einprägten.

Die Geschichte des Volkes und die Thaten der Helden waren in eigenen Gesängen aufbewahrt, welche bei den weltlichen Festen und Tänzen vorgetragen wurden, so wie die Hochgesänge zum Lobe der Götter bei den heiligen Tänzen und den Opfern erklangen.

Demnächst hatte sich aus den Aufzügen und Tänzen auch ein Drama gebildet. Die Bühne war eine Terrasse, die auf einem Marktplatze oder dem unteren freien Tempelraume in gehöriger Höhe errichtet wurde, so daß die Darstellenden von Jedermann gehört und gesehen werden konnten. Auf dem Markte zu Tlatelolco stand eine gemauerte Bühne von dreizehn Fuß Höhe und dreißig Fuß im Viereck ihres Grundrisses. Acosta beschreibt die dramatische Darstellung am Feste des Quetzalcoatl zu Cholula. Auf dem Platz vor dem Tempel dieses Gottes war ein kleines Theater, dreißig Fuß ins Ge-

vierte mit Zweigen von Bäumen verziert, aufgerichtet und sonst gar sauber aufgeputzt. Ringsumher sah man Bogen von Blumen und Federn, woran Vögel, Caninchen u. a. artige Dinge hingen. Hier versammelte sich nach dem Mittagsessen das ganze Volk. Jetzt erschienen die Schauspieler in allerlei comischen Characteren, stellten sich taub, mit Husten geplagt, lahm, blind und als Krüppel dar und baten den Gott, sie wieder gesund zu machen. Die Tauben gaben lauter verkehrte Antworten, Andere husteten und spuckten, die Lahmen hinkten, Alle klagten und jammerten über ihre elenden Umstände, worüber die Zuhörer großes Vergnügen empfanden. Manche traten auch als Thiere auf und verkleideten sich als Käfer, Kröten, Eidechsen und erzählten sich dann ihre Begebenheiten, wobei sie ihre Rollen mit großem Geschick spielten. Einige zum Tempel gehörige Knaben erschienen als Schmetterlinge oder saßen als bunte Vögel verkleidet auf den Bäumen. Die Priester warfen kleine erdgefüllte Bälle nach ihnen, an welchen Schlingen befestigt waren, und veranstalteten allerlei lächerliche Scenen. Darauf stellten die gesammten anwesenden Zuschauer einen großen Tanz an, womit solche Hauptfeste schlossen.

Wir sehen also hier die Maskenzüge und Tänze der Indianer (s. C.-G. II. 114.) bereits auf weiterer Stufe der Entwickelung. Die bekehrenden Spanier aber benutzten diese Einrichtung, die sie vorfanden, für ihre Zwecke und gestalteten sie zu christlichen Mysterien um, wie sie in Europa schon längst gebräuchlich waren. Die Franciscaner fertigten geistliche Dramen, wie Olmos ein Mysterium von dem jüngsten Gericht, welches in der Kirche von Tlatelolco mit großem Gepränge vor Erzbischof und Statthalter aufgeführt wurde. Der bekehrte Mexicaner Joannes Didaco dichtete in seiner Muttersprache zwei dramatische Stücke von der Erscheinung der Mutter Gottes, in denen feiner Ausdruck und Harmonie von Boturini, welcher sie noch in Abschrift besaß, gerühmt wird. Der Franciscaner Sahagun dichtete 365 geistliche Hymnen auf alle Tage des Jahres in reiner und zierlicher mexicanischer Schreibart und Don Francisco Placido, Statthalter von Azcapozolco, fertigte Gedichte, welche er bei Gelegenheit des heiligen Tanzes absang, den er nebst andern Edelleuten vor dem Bilde der heiligen Maria von Quadeloupe aufführte.

Die Träger der Dichtkunst waren die Priester, welche in den Schulen die Kinder Gedichte auswendig lernen ließen. Der Adel und die Fürsten waren große Verehrer der Poesie, keiner aber mehr als der König von Tezcuco, Nezahualcoyotl, dessen wir bereits als eines Freundes der Wahrheit, Aufklärung und jeglicher Wissenschaft gedacht haben. Er hatte eine Academie der Wissenschaften eingerichtet, glaubte aber die Cultur seiner Nation durch eine andere, seltsame Einrichtung befördern zu müssen. Er errichtete einen außeror-

dentlichen wissenschaftlichen Gerichtshof, den er den Rath der Musik nannte. Dieser mußte alle neuverfaßte Werke über Sternkunde, Zeitrechnung, Geschichte und andere Wissenschaften beurtheilen, bevor sie anderweit öffentlich mitgetheilt werden durften. Diesem Rathe war die Prüfung der Lehrer in den Schulen übertragen. Es fanden öffentliche Sitzungen statt, in denen Aufsätze über Geschichte und Gedichte, über Gegenstände der Sittenlehre oder der Sage vorgetragen und wobei Plätze für den Hof und den Adel bereit gehalten wurden. Die beßten Arbeiten wurden mit besonderen Preisen beehrt.

Netzahualcoyotl zeichnete sich selbst als Dichter aus und verfaßte neun Dichterwerke, wovon freilich der allergrößte Theil durch unwissende Menschen vernichtet worden ist. Der mexicanische Geschichtschreiber Ixtlilxochitl hat eines der Gedichte seines königlichen Vorfahren ins Castilianische übertragen, welches Prescott aus der Handschrift (Th. III.) mittheilt und wovon ich eine freie Uebersetzung mittheile.

Eine Weise will ich singen,
da Gelegenheit sich bietet
und ich hoffe daß Du's duldest
wenn ich nach dem Danke strebe;
also will ich denn beginnen
diesen Sang, der fast ein Klaglied.

Aber Du, mein Freund o freue
Dich der Anmuth dieser Blumen,
freue Dich mit mir o Lieber;
wirf nun Furcht und Sorge von Dir,
die uns den Genuß verbittern
bis an's Ende dieses Lebens.

Singend will ich drum berühren
dieß klangreiche Haus der Töne,
freue Dich indeß der Blumen
tanze, feire Gott den mächtgen;
freuen wir uns seines Ruhmes
denn das Menschenleben schwindet.

Deinen Sitz hast Du gestellet
in Ochlehacans edlen Hof,
der Dir eigen angehörte,
den Du zierest, darum glaube
daß Dein Reich sich zu gewalt'ger
Größ' erhebe und vermehre.

Oyoyotzin weiser König,
hochberühmter, einz'ger Herrscher,
freue Dich des gegenwärt'gen
Glückes, das sich blühend bietet.
denn es kommt der Tag, wo Du einst
Frohsinn und Genuß wirst suchen.

Wenn alsdann das Schicksal trachtet
dir den Scepter zu entreissen,
wenn sich dann Dein Mond vermindert,
wirst Du nicht so stolz und fröhlich
dich dann fühlen, Deine Diener
werden jedes Guts entbehren.

Bei so traurigem Erfolge
werden Deines Hauses Sprossen
von der Fürsten hohem Stamme
welche edle Väter zeugten,
wenn Du als ihr Haupt wirst fehlen
wohl der Armuth Herbe schmecken!

Und sie werden dann gedenken
deines vielbeneid'ten Ruhmes
der Triumph' und Deiner Siege
der verschwundnen Pracht und Größe
und, abwägend ihre Sorgen
bilden Seeen ihre Thränen.

Aber Deine Anverwandten
die Dir Feder, die Dir Krone,
wenn Du einstens sie verlassen
meiden Colhuacans Heimath;
Unglück wird sie dann verfolgen
mit dem Unglück wächst das Uebel.

Und nach jener seltnen Größe
tausend Kronen werth und Wappen
wird die Ruhmesgottheit lüstern;
bei den Göttern hallet wieder
alles Gute was verrichtet
die drei Herscher dieser Reiche

Montezuma, der im hohen
Merico einst glücklich herrschte,

Nezahualsojotl, welcher lebte
in dem glücklichen Colhuacan,
Xotoquilhuaztli, König
ein bewehrter Acatlapan.

Und ich fürchte nicht, daß Deine
Herrschergüte man vergesse,
als Du auf dem höchsten Orte
standest, den Dir angewiesen
einst die Hand des höchsten Herrn
der die Dinge all erschaffen.

Aber nun gewiß die Freude
o Nezahualcojotl,
kränze mit des schönen Gartens
Blumen Deine edlen Schläfe.
Und ich singe; gieb Dich immer
hin der Freude, dem Vergnügen.

Ach die Freuden dieses Lebens
wenn sie auch so reich und üppig
sind erdichtet doch und eitel,
und mit Flittern nur verziert
und groß ist diese Wahrheit,
daß ein Widerspruch nicht möglich.

Und wo ist von Cihuapan
Quantzintecomzin der tapfre
und Conahuantzin?
wo ist jene ganze Sippschaft,
ihre Stimme und die Antwort?
In dem andern Leben sind sie.

Sammle ja die all zusammen,
welche Liebe Dir verbindet,
welche theuer Dir in Freundschaft;
denn auf Erden ist nichts sicher
als des Todes harte Schneide
auch im Wechsel ist die Zukunft *).

*) Die spanische Uebersetzung lautet also:
Un rato cantar quiero,
pues la ocasion y el tiempo se ofrece;
ser admitido espero
si intento lo merece;
y comienzo mi canto
aunque fuera mejor llamarle llanto.

Wir lernten schon früher die Anlagen der nordamericanischen Jägervölker für einen kräftigen rhethorischen Ausdruck kennen; bei den Azteken, wo das Gerichtsverfahren durchaus ein öffentliches und mündliches war, wo die Verhandlungen mit den Nachbarstaaten durchaus mündlich geführt werden mußten, konnte es nicht fehlen, daß auf die Uebung der Beredtsamkeit besondere Sorgfalt gewendet

---

Y tu querido Amigo
goza la amenitad de acquestas flores,
alegrate con migo;
desechemos de pena los temores
que el gusto trae medida
por ser al fin con fin la mala vida.

Jo tocare cantando
el musico instrumento sonoroso
tu de flores gozando
danza, y festeja a Dios que es poderoso;
gocemos de esta gloria
porque la humana vida es transitoria.

De Ochlebacan pusiste
en esta noble Corte y siendo tuyo
tus sillas y quisiste
vestirlas; donde arguyo
que con grandeza tanta
el Imperio se aumenta y se levanta.

Oyoyotzin prudente
famoso Rey y singolar monarca,
goza del bien presente
que lo presente lo florido abarca:
porque vendra algun dia
que busques este gusto y alegria.

Etonces tu Fortuna
te ha de quitar el Cetro de la mano,
hade menguar tu Luna,
ne te veras tan fuerte y tan ufano;
entonces tus criados
te todo bien seran desamparados.

Y en tan triste suceso
los nobles descendientes de tu nido
de Principes el peso
los que de nobles Padres han nacido
faltando tu Cabeza
gustaran la amargura de pobreza.

Y traeran a la memoria
quien fuiste en pompa de todos envidiada
tus triunfos y victoria
y con la gloria y magestad pasada

werden mußte. Die Jugend wurde in den Schulen darauf vorbereitet und mußte die beßten Musterstücke der Staatsberedtsamkeit auswendig lernen und sich üben, ihre Gedanken und Aufgaben auf eine angemessene, zierliche und kräftige Art darzustellen. Noch jetzt, sagt Clavigero (I. 534.), da die Mexicaner sehr gedemüthigt sind und den vormaligen Unterricht gar nicht mehr bekommen, halten sie in

---

cotejando pesares
de lagrimas haran crecidas mares.

Y estos tus descendientes
que te sirven de pluma y de corona
de ti viendose ausentes
de Cnthuacan estranaran la cuna
y tenidos por tales
con sus desdichas creceran sus males.

Y de esta grandeza rara
digna de mil coronas y blasones
sera la fama avara;
solo se acordaran en las naciones
lo bien que governaron
las tres Cabezas que el imperio honraron.

En Mexico famosa
Moctezuma, valor de pecho Indiano;
a Culhuacan dichosa
de Neçahualcoyotl rigio la mano;
Acatlapan la fuerte
Jotoquilhuastli le salio por suerte.

Y ningun olvido temo
de lo bien que tu reyno dispusiste
estando en el supremo
lugar, que de la mano recibiste
de aquel Sennor del mundo
factor de aquestas cosas sin segundo.

Y goza pues muy gustoso
O Neçahualcoyotl lo que agora tienes;
con flores de este hermoso
jardin corona tus ilustres sienes;
oye mi canto y lira
que a darte gustos y placeres tira.

Y los gustos de esta vida
sus riquezas y mandos son prestados
son sustancia fingida;
con apariencias solo matizados;
y es tan gran verdad esta
que a una pregunta me has de dar respuesta.

ihren Versammlungen schickliche Reden, voll von richtigem Verstand, die jeden, der sie hört, in Verwunderung setzen.

Die Denkmale der Literatur wurden in den alten aztekischen Reichen gar sorgsam aufbewahrt und in Mexico wie in Tezcuco und den andern Städten des Reiches hatte man besondere Orte und Archive dafür eingerichtet — die freilich bis auf die wenigen Trümmer verschwunden sind, welche wir namhaft gemacht haben. Nach der Christianisirung der Aztekenstaaten schrieben wohl noch mehrere Indianer und ich führe aus Clavigero, der die genaueste Kenntniß davon besaß, die vorzüglichsten derselben an.

Fernando Pimentel Ixtlilxochitl, Sohn des letzten Königs von Acolhuacan, Coanacolzin und Antonio de Tobar Cano Motezuma Ixtlilxochitl schrieben noch im 16. Jahrhunderte die Geschichte der Reiche von Mexico und Acolhuacan, welche des ersteren Sohn fortsetzte, Werke, welche handschriftlich noch vorhanden sind.

Taddeo de Niza, ein edler Azteke von Tlascala, schrieb 1548 die Geschichte der Eroberung, welche von 30 anderen eingeborenen Edelleuten durch ihre Unterschrift beglaubigt wurde. Diese schrieben spanisch.

G a b r i e l d' A y a l a, ein Edler von Tezcuco, erfaßte in s e i n e r M u t t e r s p r a c h e die historischen Nachrichten von 1243 bis 1562 christlicher Zeitrechnung; ebenfalls mexicanisch schrieb J u a n V e n t u r a Z a p a t a y M e n d o z a, ein Edler von Tlascala, die Chronik seiner Heimath vom Anfang bis 1589.

Spanisch schrieben der edle Indianer P e d r o P o n c e, Rector zu Tzampahuacan, ein Buch über die heidnischen Götter und deren Dienst in Mexico; Fernando d' Alba Ixtlilxochotl aus Tezcuco, aus dem Königshause von Acolhuacan, schrieb 4 Werke: 1) Geschichte von Neuspanien. 2) Geschichte der Herren von Chechemecan. 3) Kurzer Begriff der Geschichte des Königreiches Tezcuco und 4) Nachrichten von den Tolteken wie den anderen Nationen von Anahuac, die noch erhalten sind und welche Clavigero fleißig benutzt hat.

J o h a n n B a p t. P o m a r von Tezcuco und Cholula, Abkomme

---

Y que es de Cihuapan
O Quantzintecomtzin et valiente
y Conahuatzin;
que es de toda esa gente?
sus voces; agora acaso!
ya estan en ta otra vida, este es el caso.

Ojala los que agora
juntos los tiene del amor el hito
que amistad atesora!
vieramos de la muerte a duro filo
porque no hay bien seguro
que siempre trae mudanza a lo futuro.

der Könige ersteren Landes, schrieb historische Nachrichten über Tezcuco, ebenfalls spanisch.

Domingo de San Anton Mumion Chimalpain, Edelmann aus Mexico, schrieb 4 Werke in seiner Muttersprache: 1) Americanische Chronik von 1068 bis 1597 n. Ch. G. 2) Geschichte der Eroberung von Mexico durch die Spanier. 3) Nachrichten über die Reiche Mexico, Acolhuacan u. a. Provinzen. 4) Historische Commentarien von 1064 bis 1521, die abschriftlich zu St. Peter und Paul in Mexico vorhanden waren.

Fernando d'Alvarado Tezozomoc, ein Mexicaner, schrieb spanisch und im Jahre 1598 eine mexicanische Chronik.

Antonio do Saavedra Guzmann, ein edler Mexicaner, schrieb eines der interessantesten Werke auf seiner Reise nach Spanien, die Eroberung von Mexico in zwölf Gesängen, die außer dem Metrum nichts poetisches haben und unter dem Titel el peregrino Indiano in Madrid 1599 gedruckt wurden.

Wir sehen, daß diese Azteken einen Grad der Cultur erreicht hatten, der ihnen bereits eine höhere Stufe in der Reihe der Nationen anweiset, da sie mit den geringen, schwerfälligen Hülfsmitteln, die ihre Bilderschrift darbot, bereits eine große Fülle von literarischen Productionen festzuhalten wußten, die sich ihrer Natur nach fortwährend vermehren mußte. Ich habe die Namen der Indianer, welche nach dem Fall ihres Vaterlandes und der gewaltsamen Zerstörung seiner Denkmale in der vaterländischen wie in der Sprache ihrer Eroberer größere Compositionen hinterlassen haben, namentlich angeführt; es setzt aber einen hohen Grad geistiger Befähigung voraus, wenn diese Männer umfangreiche, zusammenhängende Werke in einer angelernten Sprache abfassen sollten. Vergleichen wir damit die Nachrichten über den Zustand der Poesie und Geschichte bei den Negern (s. C.-G. III. 384.), so drängt sich uns wiederholt die Bemerkung auf, daß diese Indianer wohl ein edleres Mittelglied zwischen der activen und passiven Rasse sind, das durch fortgesetzten, freundlichen und anregenden Verkehr mit der kaukasischen Rasse wohl einer weit höheren Entwickelung fähig gewesen wäre. Dennoch aber schmelzen diese Stämme von Tage zu Tage immer mehr zusammen. Die Spanier erkannten übrigens schon früh die geistige Würde ihrer Unterjochten und trugen kein Bedenken, sich mit den edlen Familien, die den Metzeleien der ersten Conquistadoren entgangen waren, näher zu verbinden.

Es bleibt uns nun noch übrig

die plastische Kunst der Azteken

und ihrer Nachbarn näher ins Auge zu fassen, die sich ebenso wie die Poesie aus der Religion entwickelt hat. Bei den freien, jede

Fessel verschmähenden Nationen der kaukasischen Gebürge und der arabischen Wüsten fanden wir wohl eine vaterländische Nationalpoesie, welche die großen Helden verherrlichte und aus den Wonnegefühlen der Liebe und des Heldenruhms entsprungen war; allein die Kunst, welche die dem Ehrgeiz und dem Neid entrückten Götter umschwebt, ihnen Altäre und Tempel errichtet, ist ihnen fremd.

Die Tempel der Mexicaner und die Paläste der Herrscher entwickelten sich gleichmäßig aus dem Bedürfniß, die Heiligthümer der Nation vor dem Feinde zu schützen. Die americanische Architectur erwuchs aus den Erdwällen, womit sie ihre Lager umgaben, wenn sie an einem Orte auf ihren Wanderungen länger verweilen mußten. Das ganze Lager ward mit einem Wall umgeben, dessen Zugänge theils durch erhabene Hügel, theils durch Rund- oder Doppelwälle vor einer feindlichen Ueberrumpelung gesichert wurden. Man benutzte dazu auch Gegenden, die durch einen Fluß oder Sumpf von einer Seite gedeckt waren, oder auch in hügeligem Terrain die höher gelegenen Puncte. Für die Führer waren höhere runde Hügel errichtet. Zuweilen haben die Umrisse dieser Erdwerke eine sehr polygone Gestalt, während sie anderwärts nur aus einfachen oder doppelten geraden Wällen bestehen *). Alle diese Werke zeigen wohl im Ganzen keinen großen Umfang und scheinen anzudeuten, daß ihre Inhaber nicht in großer Zahl beisammen waren; wären sie zahlreicher gewesen, so hätten sie auch keiner äußeren Verschanzung bedurft. Es waren kleine ziehende Haufen, die sich nur dann niederließen, wenn Ueberschwemmung, Begegnung und Entgegentreten feindlicher Völker sie zu Rast, zum Verweilen nöthigte.

Als diese Haufen nun im Süden zur Ruhe gekommen, begannen sie, zum Schutz gegen innere und äußere Feinde, sich Burgen und Tempel zu bauen, wobei sie die alten Erdbauten als Muster benutzten. Gleich den cyclopischen Mauern und Hünenbauten Europas waren auch in America die ältesten Steinbauten colossale Werke, wobei wir die Bewältigung der Massen bewundern müssen, aus denen sie zusammengeschichtet sind. Es gehörte jedenfalls viele Zeit und großer Kraftaufwand, mehr aber noch eine gewaltige Willenskraft dazu diese Felsenmauern zu errichten. Die Sage, wie auch die Structur der Gebäude, dann die historische Wahrscheinlichkeit weisen diese Denkmale in ein hohes Alterthum.

Bei fortschreitender Cultur, nachdem die Ankommenden in den neuen Sitzen sich ein festes Reich gegründet, nachdem sie die vorgefundenen Ureinwohner in den Künsten unterrichtet und nachdem die Kraft und die Technik sich an jenen Riesenwerken erstarkt, gesichert, nachdem man bei Bewältigung der großen Massen Erfahrungen gesammelt,

---

*) S. die Grundrisse im ersten Bande der **Archaeologia americana.**

mußte der Sinn der Menschen sich auch der Ausbildung der Form zuwenden.

Es ist beachtenswerth, daß der Gang der menschlichen Cultur in allen ihren Theilen mit dem der übrigen Natur übereinstimmt, so daß wir wohl sagen können, der Gang aller Dinge sey überall derselbe. Unsere Erde wurde zuvörderst als rohe Masse von Urgestein, Wasser und Atmosphäre gebildet, dieses klüftete sich, aus den zerlösten Gesteinen ward Dammerde, dieser entstiegen die Riesenfarren, die den colossalen Urthieren zur Nahrung dienten, welchen wieder die Fleischfresser nachfolgten, bis endlich die Geschlechter der Menschen in das Leben und zu ihrem geistigen Bildungsgang berufen wurden. Auch die Menschen begannen mit Bewältigung der sie umgebenden Massen an Urwald, Lurchen und Walen und als der göttliche Funke der Kunst embryotisch in ihnen sich zu regen, als die Masse der Erfahrung sich in ihnen zu gliedern begann — da fingen sie an die Felsmassen zur Uebung der Kraft und des Witzes zu trennen und daraus ihre Werke zu bilden.

Die älteste Architectur ist colossal. Die ältesten Bauwerke sind Riesenmauern, die von ungeheueren Thoren und breiten Thürmen unterbrochen werden. Das Ganze hat ein breites, schwerfälliges Ansehen, ohne sonderliche Gliederung, mit gewaltigen leeren Flächen und ähnelt in seinen Formen den Gestalten der Wale, Mamuthe, Elefanten und Nilpferde.

Daneben und daraus, zum Theil auch im Schutze dieser Mauern erstehen die Tempel und Burgen. Der Zweck der erstern ist dem gesammten Volke den Anblick der religiösen Feierlichkeiten darzubieten. Sie müssen daher erhaben seyn. Das Bild des großen Naturgottes, der Wasser- und Berggottheit Tlaloc, war auf einem Berge aufgestellt, eben so wurde das Erzeugen des neuen Feuers am Säcularfest auf einem Berge verrichtet. Da nun aber die hohen Berge in der Regel keinen bequemen Punct für die Anlage einer Stadt darbieten, da sie selten in der Nähe der für den Verkehr nothwendigen und der Landescultur wichtigen Gewässer gelegen sind, seyen dieß nun Seen oder größere Flüsse, der religiöse Cultus aber auf Höhenpuncte angewiesen war, so mußte man innerhalb der Städte solche Höhen errichten. Wir sahen, wie die Tempel der Südsee aus einfachen viereckigen Tribunalen oder hölzernen, irdenen und steinernen Bühnen bestehen — wo die Herrscher sich und die Götter dem Volke zur Anschauung bringen. So entstand der Tempel in Merico und in andern Städten von Anahuac. Man baute zuvörderst aus Erde eine Bühne, und als die Wohnungen sich mehrten, mußte man eine zweite darauf setzen, nachdem man die erste vergrößert hatte, und so erhob sich allgemach immer die eine über die andere. Daher waren alle diese Bauten wahre Hügel, im Innern massiv aus Erde und Steinen aufgeschüttet und nur von Außen mit Steinen bekleidet. Die

Zimmer, die sich in denselben befanden, waren erst späterhin eingegraben und mit Steinen ausgekleidet worden. Daher konnten auch Aufgänge und Treppen nur von Außen angebracht werden. An dem großen Tempel von Mexico waren die Treppen in der Ecke der Südseite, wie wir oben bereits angemerkt haben. Der Tempel hatte fünf Treppen an und zu den fünf Terrassen, aus denen er bestand.

Der große Tempel von Mexico ist vernichtet, allein es sind an anderen Puncten von Mittelamerica noch mannichfaltige Bauwerke erhalten, welche uns ähnliche, wenn auch nicht dieselben Erscheinungen zeigen und deren erste nähere Beschreibung und Abbildung Alexander von Humboldt geliefert hat. Zu den interessantesten gehören die Götterpyramiden von Teotihuacan, Cholula und Popantla, welche schon vor der Ankunft der Azteken von den alten Tolteken im siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung erbaut wurden.

Die Pyramidengruppe von Teotihuacan, sagt A. v. Humboldt, steht in dem Thale von Mexico, in einer Entfernung von acht Meilen nordöstlich von der Hauptstadt und zwar auf einer Ebene, welche Miccatl, die Straße der Todten, genannt wird. Man sieht daselbst noch jetzt zwei große, der Sonne und dem Monde geweihte Pyramiden, die von mehreren hunderten kleiner Pyramiden umgeben sind, welche genau von Norden nach Süden und von Osten nach Westen laufende Straßen bilden. Von den beiden großen Teocallis hat der eine 55 und der andere 44 Meters senkrechter Höhe. Die kleinen Pyramiden, welche die großen Häuser der Sonne und des Mondes umgeben, sind kaum 9 bis 10 Meters hoch und dienten nach der Sage der Eingebornen zu Begräbnißplätzen für die Häupter der Stämme. Die beiden Teocallis von Teotihuacan hatten vier Hauptabsätze, von denen jeder wieder in kleine Stufen, deren Kanten noch bemerkbar sind, abgetheilt war. Ihr Kern besteht aus Thon mit kleinen Steinen vermischt und ist mit einer dicken Mauer von Tezontli oder porösem Mandelstein bekleidet.

Oestlich von der Pyramidengruppe von Teotihuacan, fährt A. v. Humboldt fort, wenn man die Cordillera gegen den Golf von Mexico zu herabsteigt, erhebt sich in einem dichten Walde die Pyramide von Popantla. Die Form dieses Teocallis, welcher sechs, ja vielleicht sieben Stockwerke gehabt hat, ist schneller aufschießend als an allen übrigen Monumenten dieser Gattung. Seine Höhe beträgt ungefähr 18 Meters und seine Basislänge nur 25 Meters. Dieses kleine Gebäude ist ganz von außerordentlich großen, behauenen Steinen aufgeführt, welche sehr schön und regelmäßig gearbeitet sind. Auf seine Spitze führen drei Treppen. Die Bekleidung der Absätze ist mit hieroglyphischen Bildhauerarbeiten und vielen sehr symmetrisch vertheilten, kleinen Nischen geziert, deren Zahl auf die 378 einfachen und zusammengesetzten Zeichen der Tage des gemeinen Calenders der Tolteken anzuspielen scheint.

Das größte, älteste und berühmteste unter allen pyramidalischen Monumenten von Anahuac ist der Teocalli von Cholula. Man nennt ihn heut zu Tage den von Menschenhänden gemachten Berg und von weitem könnte man ihn auch wirklich für einen mit Vegetation bedeckten natürlichen Hügel halten. Die Pyramide steht östlich von der Stadt Cholula auf der Straße nach Pueble in einer flachen Ebene. Sie besteht aus vier gleich hohen Absätzen und scheint genau nach den vier Himmelsgegenden gestellt gewesen zu seyn. Da aber die Kanten an den Absätzen nicht mehr genau ausgedrückt sind, so ist ihre ursprüngliche Richtung schwer zu erkennen. Dieses pyramidalische Monument hat eine weit ausgedehntere Basis als irgend ein in der alten Welt entdecktes Gebäude dieser Art. Ich habe es mit Sorgfalt gemessen und mich überzeugt, daß seine perpendiculare Höhe nur 45 Meters hat, jede Seite der Basis hingegen 439 Meters lang ist. Ein Soldat von Cortes Heere zählte zum Zeitvertreib die Treppenstufen, welche auf die Plattformen der Teocallis führten, und fand bei dem großen Tempel zu Tenochtitlan 114, bei dem zu Tezcuco 117 und bei der Pyramide von Cholula 120. Die Pyramide von Cholula ist von ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, welche mit Thonlagen abwechseln. Die Indianer versichern, daß sie hohl gewesen, und als man bei einem Straßenbau den ersten Absatz des Teocalli durchschneiden mußte, entdeckte man darin ein Zimmer, das im Viereck von Steinen erbaut und mit Cypressenholzbalken unterstützt war. Als A. v. Humboldt das Zimmer näher untersuchte, fand er eine besondere Anordnung der Ziegel, welche die Verminderung des Drucks bezweckte, den das Dach erleiden mußte. Weil die Einwohner keine Gewölbe zu machen verstanden, so legten sie sehr breite Ziegel horizontal auf einander, so, daß die obern über die untern hervortraten. Hieraus entstand eine stufenweise Zusammensetzung, welche einigermaßen den gothischen Bogen ersetzte. Dieses Zimmer enthielt zwei todte Körper, Idole von Basalt und künstlich bemalte Gefäße. Die Plattform der Pyramide enthält 4,,00 Quadratmeters Umfang und trägt gegenwärtig eine kleine, mit Cypressen umpflanzte Capelle der heiligen Jungfrau.

Ueber den Bau dieses merkwürdigen Teocalli, der vor der spanischen Eroberung von einer Menge kleinerer umgeben war, ging die Sage, daß die Ziegel zu dem Gebäude in der Provinz Tlalmaualco am Fuße des Berges Cocotl gefertigt und durch Gefangene, welche eine Verbindungslinie von Cocotl bis Cholula gebildet, von Hand zu Hand geboten worden seyen *).

Diese Bauart der übereinander gethürmten Terrassen blieb auch die herrschende für die Tempel und es sind eine ziemliche Anzahl

*) S. A. v. Humboldt vues de Cordillères pl. VII. et VIII. Eine andere Ansicht giebt Dupaix I. Exp. pl. 16.

solcher Gebäude nach und nach in den Gränzen von Anahuac entdeckt worden, von denen in der Reise des Capitain Dupaix mehrere abgebildet sind. Bei allen waren die Absätze durch eine breite Treppe von oben bis unten durchschnitten, während die obere Plattform die Opferhäuser und Göttersitze trug, und so finden wir sie auch in den aztekischen Bilderschriften dargestellt.

In den Reisen des Capitain Dupaix finden wir zuvörderst die Pyramide von Teapantepek, das Gotteshaus auf dem Hügel. Die viereckige Grundfläche hat eine Länge von 54 Fuß und die Höhe beträgt 62 Fuß. Es besteht aus vier Absätzen, deren oberster den geringsten Umfang hat. Es ist aus Steinen gebaut, die trefflich mit Kalk verbunden sind, und war von Außen mit Steinen bekleidet, die allgemach aber zerfallen sind. Die vier Seiten sind nach den vier Weltgegenden gerichtet. Die Westseite enthält die Treppen, deren unterste von Süden nach Norden, die zweite von Norden nach Süden, die dritte wie die erste, und die vierte wie die zweite gerichtet ist. (Dupaix I. Exp. pl. III.)

Das Monument von Guatusco besteht aus drei sich nach oben verjüngenden vollen Terrassen, die Außen mit Steinen bekleidet sind und in der Mitte von einer breiten Treppe von fünfzig Stufen durchschnitten werden. Oben darauf befindet sich ein steinernes, ebenfalls aus drei Stockwerken bestehendes Gebäude, dessen erstes einen langen, viereckigen Saal enthält, den Innen drei Pfeiler stützen und der sein Licht durch eine, unmittelbar auf die Freitreppe mündende Thüre enthält. Die beiden oberen Stockwerke sind ohne Fenster. Das Ganze schloß in einer Plattform. Die Grundfläche des Ganzen beträgt 240 Quadratfuß, die ganze Höhe 72 Fuß. Die Treppe ist an beiden Seiten mit einer Steinmauer eingefaßt. (Dupaix I. Exp. pl. IX.)

Die Pyramide bei San Andrea de Chachicomula fand man von abweichender Bauart. Die Basis hatte 60 Fuß auf jeder Seite und 36 Fuß Höhe und war etwa 15 Fuß hoch und sich pyramidalisch verjüngend mit 6 Lagen vulcanischer Steine bekleidet; dann folgten zwei Stockwerke, welche mit glänzendem weißen Mörtel abgeputzt waren. Diese drei Terrassen wurden in der Mitte durch eine breite, in Mauern gefaßte Treppe durchschnitten, welche auf ein viereckiges Zimmer leitete. Dupaix fand das Ganze sehr im Verfall. (I. Exp. 12.)

Diese Pyramiden waren die Gotteshäuser, allein man hat außer denselben auch noch andere bedeutende Gebäude entdeckt, unter denen wir zuvörderst die in der Gegend von Antequera gelegenen Ruinen von San-Pablo-Mitlan betrachten und die mit dem Todtencultus zusammenhängen. Man entdeckte in Mitlan vier alte Paläste, deren Bauart ganz von der der Pyramiden abweicht. Sie bestehen aus langhingestreckten Mauern, welche durch wenige breite viereckige Portale unterbrochen werden, die dem Ganzen ein düsteres und sehr ernstes Ansehen geben, da auch die dazwischen stehenden Pfeiler über-

aus massiv gehalten und die Mauern sehr dick sind. Lange hie und da sich senkende Simse durchziehen in breiten Linien das Ganze in der Quere und tragen wesentlich dazu bei, der Bauart ein gedrücktes, gedämpftes Gepräge zu geben. Es machen diese Gebäude den Eindruck natürlicher Schichtungen des Quadersandsteines, wie wir sie an den Flußufern zuweilen bemerken können. Nur die seltsamen Bildwerke, die an der Außenfläche angebracht sind, der scharfe Schnitt der Steine, der Kalk und Mörtel erinnern uns, daß diese colossalen Werke von Menschenhänden gemacht sind. Der große Palast (Dupaix Taf. 30.) steht in einem wilden Felsenthale und macht mit seinen ruhigen, regelmäßigen Formen einen wunderbaren Gegensatz zum wüsten regellosen natürlichen Gestein der natürlichen Umgebung. Er macht den Eindruck, den die gebieterisch zur Ordnung mahnende Stimme eines weisen Führers auf die wildempörten Gemüther einer aufgeregten Menge zu üben niemals verfehlen wird, wenn sie der Ausdruck einer selbstbewußten, klaren, gerechten Willenskraft ist.

Die Grundlage der 120 Fuß langen Façade dieses Palastes besteht aus drei Fuß hohen Steinen, die zum Theil länger als 15 Fuß sind. Darauf ruht die mit Mörtel bedeckte Mauer von 110 Fuß Länge, welche noch 40 Fuß Höhe hat. Diese einfache große Fläche ist durch drei Thüren unterbrochen, vor denen sich ein Auftritt von drei Stufen ausbreitet. Es sind diese drei Thüren eigentlich nur eine große Oeffnung von 13 Fuß Höhe und 6 Fuß Breite, welche durch zwei 8 Fuß dicke vierkantige Pilaster getragen werden, welche durch großartige Linien und breite Leisten getheilt und verziert werden; darüber lagert sich nun ein breiter dreifacher Sims hin, der auf der rechten Seite abbrechend in die Mitte der Mauer heruntergerückt ist. Die erste unterste und die oberste Abtheilung dieser drei langen den Sims bildenden Linien ist reichlich mit mäandrischen Linienornamenten versehen.

In ähnlicher Weise sind auch die Façaden der anderen drei Paläste von Mitlan, nur daß bei einigen auch runde, aber stets gedrückte Säulen vorkommen, welche an den ägyptischen und byzantinischen Styl erinnern. Es sind immer lange, großartige Linien, breit sich hinlagernde Mauermassen von bedeutender Dicke, deren Inneres lange, gedrückte, platt bedeckte düstere Gänge in sich enthält, in welche das Tageslicht nur einen schwachen Schimmer durch die niederen Eingänge senden konnte, die niemals verschlossen waren. Die Maurer- und Steinmetzarbeit ist vortrefflich.

Das Innere des ersten Palastes enthält einen langen Saal, welcher der Länge nach durch eine Reihe von sechs Granitsäulen in zwei Abtheilungen geschieden ist. Diese Granitsäulen bestehen aus einem einzigen Stück von 3 Fuß Durchmesser und 16 bis 17 Fuß Höhe; sie sind glatt, ohne Basen und Capitäle, an den Kanten

abgerundet und hatten die Bestimmung, das Balkenwerk zu tragen. Die Mauern im Innern sind mit einem einfachen Kalküberzug versehen, der mit einer blutrothen Metallfarbe überzogen ist; der ganze Palast war innen und außen mit dieser Farbe angestrichen.

Der Fußboden besteht aus einer Mischung von Kalk und Sand, der mit einer graublauen, dichten feinen Masse überlagert ist. Die Ornamente des Innern zeigen dieselbe mäandrische Structur, wie die der Außenseite. Die Decke war aus Fichtenbalken von $1\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, welche in die Wand eingelassen waren und dem Verderben trefflich widerstanden.

Dieser lange Saal, welcher die ganze Façade einnahm, hatte vor sich die Treppe. Hinter derselben war ein gleichseitiges Viereck, das durch Zwischenwände mit fünf Oeffnungen in fünf kleinere Gemächer getheilt war. (Dupaix 2. Exp. pl. 30. 31.)

Der zweite Palast umschloß vier Säle, von denen Dupaix noch drei erhalten fand. Die Mauern und alles Technische waren in derselben Weise, wie am ersten Palast. Es hat aber dieser Palast noch ein unterirdisches kreuzförmiges Gemach, das mit Steinplatten bedeckt war.

Der dritte Palast ist von den Spaniern als Pfarrkirche und Pfarrwohnung benutzt und dadurch sehr verändert worden.

Der vierte besteht aus zwei dicht neben einander aufgeführten Gebäuden, die im Wesentlichen dieselben Erscheinungen bieten, wie die vorhergehenden.

Desto merkwürdiger sind einige andere Gebäude, die uns eine weitere Ausbildung der pyramidalen einfachen Tempel zeigen. Es sind dieß religiöse Orte, in denen vier Teocallis oder Pyramiden zu einem Ganzen vereinigt sind, so daß sie diese Gestalt bilden und einen freien Platz zwischen sich haben:



Dupaix (2. Exp. p. 39. pl. 43. u. 44.) sah zwei derselben nicht weit von den vier Palästen. Das Hauptgebäude a b bestand bei dem einen aus vier, bei dem andern aus drei Terrassen, während die drei Nebengebäude bei dem ersten aus zwei, bei dem andern aus einer Terrasse gebildet waren. Diese Gebäude waren ebenfalls massiv und aus Erde aufgeschüttet, oder aus Stein und Ziegeln zusammengestellt. Sie waren ehedem mit Steinen bekleidet und roth angestrichen. Im Innern befand sich ein Altar. Das Hauptgebäude hatte eine breite nach Westen gerichtete Treppe. Wir sehen aber hierin einen Fortschritt von den einfachen Götterhügeln zu den zusammengesetzten Gebäuden.

Als Mittelglied können wir die merkwürdigen Pyramiden betrachten, welche Capitain Dupair auf seiner dritten Entdeckungsreise nach mexicanischen Alterthümern fand. Das eine (pl. III.) ist eine aus vier Terrassen bestehende Pyramide mit drei Freitreppen, deren Basis über hundert, deren Höhe 36 Fuß betrug; es war aus Stein mit Kalk gemauert, mit trefflichem Mörtel bedeckt, der aus Sand und Eisenoxyd bestand. Die Haupttreppe ist an der Ostseite, die beiden andern in Ost und Norden. Die zweite Terrasse hatte das Eigenthümliche, daß mehrere Reihen breiter Tragsteine eingemauert waren, welche vielleicht die Bestimmung hatten, Menschenschädel zu tragen.

Die andere Pyramide war 120 Fuß lang und 60 Fuß hoch, hatte ebenfalls drei Freitreppen, wich aber in der Form von den bisherigen ab, indem die erste Terrasse von etwa 38 Fuß Höhe zwar einseitig aber wie gewölbt und abgerundet erschien; darauf stand dann eine Terrasse mit drei Quersimsen und oben darauf ein kleines gemauertes Zimmer ohne Dach, dessen Thür auf die mittlere Freitreppe mündete. (Pl. IV.)

Endlich kamen auch noch runde aus acht Absätzen bestehende, etwa 30 Fuß hohe Thürme vor.

Die prachtvollsten Ruinen aber, in denen die Baukunst der *alten* Americaner in ihrer schönsten Blüthe erscheint, sind die von Palenque, einem Dorfe des Bisthums Chiapa, wo sich neben kleineren Trümmern noch ein großer alter Palast mit einem Thurme befindet.

Dieser Palast besteht aus einem pyramidalen Unterbau, einem länglichen Viereck, mit 1080 Fuß Umfang und 60 Fuß Höhe; die Länge der breiten Seiten beträgt am Fuße etwa 100, an der Stelle, wo die Treppe an das daraufstehende Gebäude stößt, 76 Fuß. Die Treppe nimmt mehr als ein Dritttheil der östlichen Hauptfaçade der Pyramiden ein und diese besteht aus drei mit stark hervortretenden einfachen Friesen begränzten Abtheilungen oder Stockwerken. Sie ist aus Stein, Kalk und Sand gebaut. Das Ganze ist mit festem und glänzendem Mörtel überzogen.

Ueber diesem Unterbau erhebt sich nun der Palast, zu welchem man das trefflichste Material an Stein, Kalk und Gips mit Sorgfalt ausgewählt hat. Er bildet wie der Unterbau im Grundriß ein längliches Viereck von 768 Fuß Umfang. Die Höhe beträgt 36 Fuß. Die Mauern haben meist 4 Fuß in der Dicke. Die Fenster sind wie die Thüren von verschiedener Größe und erstere auch in der Form sehr abweichend von einander, der Fußboden ist sorgfältig aus einer Mischung von Stein und Sand gemacht. Die Decken sind nicht gewölbt, sondern bestehen aus spitzdachartig zusammen gestellten Steinplatten, welche mit dickem Gemäuer überlegt sind; sie bilden im Durch-

schnitt ein Dreieck, dessen oberster Winkel abgeschnitten ist. Das ganze Gebäude ist mit trefflichem Mörtel bedeckt und durch einen doppelten Fries zwischen Mauer und Dach begränzt.

Der Palast besteht aus einem langen Viereck, welches einen großen und zwei kleinere unbedeckte Höfe und mehrere Zimmer umschließt. Der ganze Umriß hat große Aehnlichkeit mit den sogenannten Kreuzgängen oder Ambitus der altdeutschen Kirchen und Klöster; es ist eine große, doppelte Galerie, deren Kern eine dicke Mauer bildet, an welche sich zu beiden Seiten bedeckte Gänge anlehnen. Der ganze Grundriß zeigt vier Felder, von denen das in der südöstlichen Ecke mehrere Zimmer, das in der südwestlichen einen kleinen Hof mit einem viereckigen Thurm, das nordwestliche einen kleineren und das nordöstliche einen größeren Hof bildet. Der Thurm ist aus vier, sich allmälig verjüngenden Stockwerken gebildet, welche mit breiten Carnisen versehen sind. Die Basis hat 30 Fuß im Gevierte, die Höhe beträgt 65 Fuß. Jedes Stockwerk hat vier große Fenster und eine Treppe. Das oberste Stockwerk ist zerfallen und bildete vielleicht ein von vier Pfeilern getragenes offenes Zimmer. Dieser Thurm war ebenfalls mit blutrothem Stucco überzogen.

Unter dem Gebäude bemerkte man unterirdische Gänge von 8 Fuß Breite und 80 Fuß Länge, zu denen Treppen hinabführten und worin sich große Steinplatten von 7 Fuß Länge und 4½ Fuß Breite befanden, welche auf vier steinernen Füßen ruheten.

Der ganze Palast, von welchem Dupair Grund- und Aufrisse mittheilt, hat, auf den pyramidalen Unterbau sicher und breit hingelagert, mit seinen 11 Thüren an der Hauptseite und von dem Thurme überragt, ein ehrwürdiges Ansehen. Die langhingestreckten breiten Simse und Friese unterbrachen die Mauerflächen und gaben dem Ganzen eine gewisse Sicherheit, sie schieden die oberen Abtheilungen recht sichtbar von dem Boden, während die breite, ziemlich steile Treppe zum Eintritt in das Heiligthum einlud.

Der große Palast von Palenque ist demnächst sehr interessant durch die Sculpturen, womit seine Wände im Innern verziert sind. Die Seiten der Thüren so wie die Pfeiler zwischen den Fenstern zeigen mannichfaltige Ornamente. Die Fenster im Innern der Höfe endigen sich zum Theil in ein Dreieck, dessen oberer Winkel quer durchschnitten ist; die Künstler benutzten den dadurch an der Mauer gewonnenen Raum, um mannichfaltige Pflanzenverschlingungen, Drachen, auch Theile der menschlichen Gestalt anzubringen, die jedenfalls Bezug auf die heiligen Sagen hatten.

Die Reliefs von Palenque sind meist aus Mörtel und die größten nehmen die Räume zwischen den Fenstern ein, die ein langes Viereck von 6 Fuß Höhe und 4½ Fuß Breite bilden. Sie sind mit einem Rahmen umgeben. Einige bestehen aus Umrissen, welche man

in den nassen Mörtel eindrückte, andere dagegen sind erhaben und über ein Gerippe von Stein modellirt. Sie sind meist roth gemalt. Der Mörtel ist vortrefflich und fest und im Innern vollkommen weiß. Die dargestellten menschlichen Figuren sind gut gezeichnet und im schönsten Ebenmaas gebildet; sie sind meist 6 Fuß hoch. Die Gewänder sind mit großer Leichtigkeit behandelt, die Beigaben an Blätterwerk, Stäben, Gewinden sind nett und zierlich ausgeführt und in der Anordnung und Vertheilung des Stoffes herrscht Symmetrie. Leider fand Dupaix von achtzig Stück nur einige zwanzig in erkennbarem Zustande.

So sehen wir auch hier die Plastik aus der Architectur hervorgehen und sich an dieselbe anlehnen. An einigen Tempeln und Pyramiden waren die Friese oft in großartiger Weise mit den wunderbarsten Schlangenwindungen umgeben — an anderen fand man Götterbilder und Thiere, welche mit der Mythe in Verbindung standen, theils in Ornamente verflochten, theils als selbstständige Reliefs. Die meisten der Göttergestalten haben etwas Fratzenhaftes und Gräßliches, wie sie uns auch in den Bilderschriften entgegentreten. Es war dieß keineswegs der Mangel an Sinn für schöne Formen, denn, wie wir bereits bemerkten, es zeigen die Reliefs von Palenque die zartesten und schönsten Formen und die zierlichsten Stellungen, die an die besten indischen Kunstwerke erinnern, aber noch freier in der Behandlung sind.

Die Kunst von Anahuac erinnert an die Fantasiespiele der Jugend, die den zartesten Gefühlen der Liebe und der Freundschaft zugänglich sich doch in grauenhaften Vorstellungen gefällt und die furchtbarsten Mord-, Spuk- und Schauergeschichten mit lieblichen Sagen von Blumengeistern und Elfen abwechseln läßt. Diese Erscheinung, die sich alle Tage noch in den ersten Entwickelungsjahren der Jugend bei den Individuen unserer Zeit wiederholt, findet auch bei Nationen statt. Auf den niederen Stufen der Cultur, z. B. in den Südseeinseln, fanden wir einen großen Reichthum an riesigen und scheußlichen Götzenbildern, während die Geräthe mit den lieblichsten Mustern verziert sind. Bei den Nationen von Anahuac erscheinen die Götterbilder auch mit allen Schrecknissen der Thierwelt umgeben, während die Abbildungen der sie bedienenden Priester schöne menschliche Formen an sich tragen. Bemerkenswerth ist dabei ein Bestreben, auch die männliche Gestalt zu mildern, die Formen zu runden, die Musculatur weniger ausgeprägt darzustellen und sie den weiblichen Formen mehr anzunähern. Ferner ist zu beachten, daß die alten Americaner bei weitem mehr Sorgfalt auf die Herstellung plastischer Werke verwendeten, als auf ihre Malerei. Sie betrachteten letztere etwa als die Cursiv.

Die Bildhauerarbeit wurde schon von den alten Tolteken geübt,

wie denn das Bild des Tlaloc und die colossalen Statuen in den Tempeln von Teotihuacan aus uralter Zeit herstammten.

Die Statuen fertigte man gemeiniglich aus Holz oder Stein. Die Steine wurden ohne alle metallene Werkzeuge, wenigstens ohne Stahl und Eisen, mit Meiseln von Kieselstein bearbeitet. So bearbeiteten sie nicht allein große Massen, sondern waren auch im Stande, die feinsten Züge und sehr unterarbeitete Stellen herauszubringen. Sie bearbeiteten die härtesten Steine, Basalt, Marmor und Porphyr. Ein sehr merkwürdiges Monument ist die Statue einer Priesterin aus Basalt, welche A. v. Humboldt in seinen Vues des Cordillères mittheilt, die uns namentlich einen Begriff von der geschickten Behandlung des Technischen zu geben im Stande ist und eine große Sicherheit und Festigkeit in der Ausführung zeigt. Die steinernen Statuen waren in ungeheuerer Anzahl vorhanden und die Missionare haben viele Tausende derselben zerstört. Der Grund zur ersten Kirche in Mexico ward aus lauter Trümmern der zerstörten Statuen gebildet.

Hölzerne Statuen wurden mit kupfernen Werkzeugen gearbeitet und da sie hierzu die trefflichen harten Hölzer benutzten, welche das Land in so vorzüglicher Güte hervorbringt, leisteten sie auch hierin Vorzügliches. Vor mir liegt das seltsame Werkzeug eines altmericanischen Künstlers, das im Besitze des Herrn Regierungsraths v. Minutoli zu Liegnitz ist und welches etwa der Handgriff eines Federwedels gewesen zu seyn scheint. Es ist aus schwerem, dunkelrothbraunem Holz und stellt in halberhabener Arbeit eine männliche Figur dar, welche mit einer Schlange sich herumwindet. Die Arbeit ist so genau und bestimmt ausgeführt, wie die besten Holzschneiderarbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts.

Nachdem wir nun die Erscheinungen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Azteken und ihre geistige Bildung näher betrachtet, haben wir noch

die Geschichte

der Reiche von Anahuac und namentlich des von Merico näher zu beleuchten, welche bis zum Jahre 596 der christlichen Zeitrechnung hinaufreicht und mit der Einwanderung einer bereits cultivirten Nation, der Tolteken, beginnt. Wir sahen bereits zu Anfang dieses Hauptabschnittes, daß in America zwei Menschenrassen, eine zahlreiche passive Urbevölkerung und eine active vorhanden war, welche in geringer Anzahl auftrat. Wir erwähnten bereits, wie die Denkmäler dieser Herrscher den Gang derselben von Norden nach Süden andeuten und wie die Sagen der Nationen von Anahuac allesammt damit übereinstimmen.

Gleichermaßen stimmen die Denkmäler, namentlich der geringe Umfang derselben im Norden, und die Sage darinnen überein, daß

diese einwandernden Helden in geringer Anzahl auftraten. Ferner berichten die americanischen Nachrichten, daß derartige Einwanderungen sich mehrfach wiederholt haben.

Bedenken wir nun, daß das Continent von America von beiden Seiten durch ein breites Weltmeer von der alten Welt abgeschieden und daß bei keinem der europäischen Culturvölker von einer zahlreichen Auswanderung nach America die Rede ist, wie sie etwa von den Germanen nach Italien stattfanden, so kommen wir wohl zu dem Schluß: daß von Seiten der activen europäischen Nationen mehrfache kleinere Seezüge nach dem nördlichen Ostamerica stattgefunden haben. Welcher Familie der europäischen Völker die ersten dieser Auswanderer angehörten, dürfte schwer zu entscheiden seyn. Bedenken wir indessen, daß in Europa selbst mehrere Einwanderungen der activen kaukasischen Rasse (wie ich sie Th. IV. S. 247. bereits nachgewiesen habe) stattfanden, so wird die Annahme nicht befremden, daß America ebenfalls zu verschiedenen Zeiten von Europa aus kaukasische Einwanderer bei sich aufgenommen habe. Ob nun Karthager, Tyrrhener, Iberer schon in America gelandet, ob die Sagen von der Atlantis damit zusammenhängen, ob die einzelnen kleinen Denkmale, wie Scarabäen und griechische Münzen, welche man in America entdeckt hat, aus jener Zeit stammen, wo die Phöniker eine ausgebreitete Schifffahrt hatten, dieß alles bedarf noch einer weiteren Erforschung auf americanischem Grund und Boden. Jene wenigen Ueberreste ägyptischer und altclassischer Cultur können auch von späteren Einwanderern aus der alten Welt nach der neueren gebracht worden seyn.

Bei weitem mehr Gewicht haben dagegen die Nachrichten, welche uns in den Sagen der alten Isländer aufbewahrt und welche mit einigen in America entdeckten Alterthümern zusammengestellt worden sind *). Aus denselben ergiebt sich, daß bereits in einer Zeit, wo das Celtenthum in Irland und Britanien durch römische und germanische Angriffe erschüttert wurde, von Irland aus weiße Männer nach America und zwar nach Florida gekommen, welches in den Sagen als Hvitramannaland, weißen Mannes Land, erscheint. Von hier aus kamen schon ums J. 795 irische Geistliche nach Island, wo erst ums J. 861 die ersten Normänner anlangten. Im J. 983

*) S. Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum Anto-Columbianarum in America. Sammling af de i Nordens Oldscrifter indeholde Efterretninger om de gamle Nordboers Opdagelsesreiser til America fra det 10. til det 14. Aarhundrede. Edidit Societas regia Antiquariorum septentrionalium. Hafniae 1837. 4. m. v. K. Das dem deutschen Leser zugänglichere treffliche Buch von Karl Wilhelmi: Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland oder der Normänner Leben auf Island und Grönland und deren Fahrten nach America, schon über 500 Jahre vor Columbus. Heidelberg 1842. 8.

wird der Isländer Are Marson durch Sturm nach Hvitramannaland verschlagen und dort zum Christenthum bekehrt und getauft; im J. 998 hat Bjorn Asbrandson, ebenfalls ein Isländer, gleiches Geschick. Es entwickelt sich ein förmlicher Verkehr zwischen Island und Florida. Mittlerweile war Grönland bereits im J. 982 durch Erik den Rothen besucht und von ihm sein Sitz in Eireksfiörd begründet worden, wohin er sich im J. 986 förmlich übersiedelte. Als nun der Isländer Bjarne Herjulffson nach Grönland überschiffen wollte, wurde er im J. 986 nach der americanischen Küste verschlagen, doch wurde dieselbe erst im J. 1000 von Leif Eirekson aufgesucht und betreten. Das Land lag im Osten des Erie-Sees und wurde Vinland genannt.

Im Jahre 1027 erhielten die Isländer die letzte Kunde von Vitramannaland. Der vornehme Handelsmann und Schiffherr Gudleif aus Straumsfiörd unternahm im genannten Jahre eine Handelsreise nach Dublin. Wie er nun von da gegen Westen zu nach Island zurückkehren wollte und von der Abendseite Islands her schiffte, erhielt er Ost- und Nordostwind und wurde in die hohe See nach Westen und Südwesten zu getrieben. Weder er noch einer seiner Genossen wußten mehr, wo das Land sey; sie thaten daher viele Gelübde, um dem Weltmeere glücklich zu entrinnen, und erblickten endlich ein weithingedehntes Land, das sie aber nicht kannten. Sie beschlossen dahin ihren Lauf zu richten und erreichten auch bald einen bequemen Landungsplatz. Kaum hatten sie jedoch festen Boden unter sich, als auch ein Menschenhaufen zum Angriffe gegen sie anrückte. Sie kannten keinen der Bewohner, doch meinten sie, daß sie die irische Sprache redeten. In kurzer Zeit waren viele Hunderte von Eingeborenen beisammen, von denen sie überfallen und an den Händen gebunden wurden. Man trieb sie landeinwärts und stellte sie vor eine Versammlung, von der sie gerichtet werden sollten. Einige verlangten ihren Tod, andere schlugen vor, daß man sie als Sclaven unter die Ortschaften vertheilen sollte. Während solcher Verhandlung kamen noch andere Männer herbei, die zu Roß waren und eine Fahne bei sich trugen. Der Führer derselben war ein Mann von hoher und kriegerischer Gestalt, vorgerückten Jahren und weißen Haaren. Alle Anwesende erwiesen diesem Greise die tiefste Ehrfurcht und man legte ihm die Entschlüsse vor, welche die Versammlung vorher über das Schicksal der fremden Ankömmlinge gefaßt hatte. Der Greis ließ nun den Gudleif und dessen Gefährten vor sich führen und redete sie sodann in der Nordlandsprache, d. h. isländisch an. Er fragte sie nach ihren Namen, aus welchem Theile Islands sie seyen, erkundigte sich ferner nach allen berühmten lebenden Personen von Borgorfiord und Breitefiord und nach Snorre und Kjartan. Dann trat er zurück zu den Seinigen und las zwölf Männer aus diesen heraus, mit denen er sich lange besprach, worauf sie

sich wieder zur Versammlung wendeten. Der Greis sprach dann zu Gudleif: „Wir in diesem Lande Zusammenwohnenden sind wegen eurer Angelegenheiten etwas uneinig geworden und eben überließen die Eingeborenen die Sache meiner Entscheidung. Ich aber will euch nun die Erlaubniß ertheilen, dahin zu reisen, wohin ihr wollt, und obgleich der Sommer schon vorüber ist, so rathe ich euch doch, daß ihr euch von hier entfernt, denn dieses Volk ist nicht sehr treu und schwer zu behandeln. Meine Lebenszeit naht sich ihrem Ende und wenn ich auch noch ein wenig leben sollte, so giebt es doch in diesem Lande mächtigere Männer, als ich, wenn sie gleich diesem Orte, an welchen ihr jetzt angelangt seyd, nicht nahe sind, welche Leuten aus dem Auslande, wenn sie hier ankommen, schwer den Frieden zugestehen würden." Darauf besorgte der Greis die Ausrüstung ihres Schiffes und blieb selbst an dem Orte gegenwärtig, bis das Schiff ausgerüstet war und sich ein zur Abfahrt günstiger Wind erhob. Bevor sie jedoch schieden, zog der Greis einen goldenen Ring von seiner Hand und übergab denselben dem Gudleif sammt einem vorzüglichen Schwerte. Dann sprach er zu Gudleif: „Wenn es dir das Geschick verleihen wird, daß du nach Island kommst, so übergieb dieses Schwert dem Kjartan, Vonden von Froda, den Ring aber der Thurid, der Mutter desselben." Gudleif fragte noch, wen er als den Sender dieser Geschenke nennen solle; der Greis aber antwortete: „Sage, derjenige sende sie, welcher mit der Hausfrau von Froda in freundschaftlicherem Verhältnisse gestanden habe, als mit ihrem Bruder, dem Goden von Helgafell. Wenn aber Jemand glaubt hieraus einzusehen, wer diese kostbaren Gegenstände besessen hat, so melde demselben meine Worte, daß ich verbiete, es solle irgend Jemand auf eine Zusammenkunft mit mir ausgehen, denn dieser Weg ist sehr schwierig, wenn es nicht andern wie euch glückt, anzulanden. Diese Landschaft ist weit ausgedehnt und ohne Häfen und fremden Menschen drohen überall Gefahren von den Einwohnern, wenn die Sache nicht eben so abläuft, wie es bei Euch der Fall war." Gudleif fuhr darauf fort, kam im Herbst nach Dublin und im nächsten Sommer nach Island, wo er die Geschenke des Greises nach dessen Vorschrift bestellte und wo man meinte, daraus den Björn, den Kämpen von Breidavik zu erkennen *).

Nicht minder merkwürdig ist die Entdeckungsreise, zu welcher Bjarne Herjulfson im J. 986 durch eine Fahrt nach Grönland veranlaßt wurde, wo sein Vater sich niedergelassen hatte. Er fuhr von Süd-Island aus und hatte in drei Tagen das Land aus dem Gesichte verloren. Dann ließen die Winde nach und es trat Wehen von Norden her und Nebeldunkelheit ein. So trieben sie viele Tage und Nächte im unbekannten Gewässer umher. Endlich trat Helle ein und

*) Das Alles nach Wilhelmi's angeführtem Buche S. 101. ff.

sie konnten die Himmelsgegenden wieder erkennen. Da kamen sie zur Ansicht eines Landes, von dem sie nichts wußten, als daß es Grönland nicht sey. Sie berietheu sich was zu thun sey und beschlossen nicht zu landen, sondern nur nahe an der Küste hinzufahren. Da bemerkten sie, daß das Land nicht bergig, sondern blos voll kleiner Hügel und mit Wäldern bedeckt war. Man glaubt, daß dieß Nantucket gewesen. Jetzt wendeten sie sich das Land zur Linken lassend, wieder seewärts und nachdem sie zwei Tage geschifft, sahen sie ein anderes Land *), Bjarne aber erklärte, Grönland könne das unmöglich seyn, denn dort sind große Eisberge. Als sie näher zur Küste kamen, sahen sie, daß das Land flach und mit Wald bedeckt war. Obschon nun die Schiffleute den Bjarne antrieben, an der Küste anzulegen und Wasser und Holz einzunehmen, so befahl er dennoch die Segel aufzuziehen und das Vordertheil vom Lande hinweg und in die See zu richten. Jetzt hatten sie drei volle Tage günstigen Südwestwind und nun erblickten sie ein drittes Land, welches hoch gelegen, bergig und eisbedeckt war **). Bjarne verweigerte daselbst anzulanden und indem sie daran hinfuhren, bemerkten sie, daß es eine Insel sey. Sie kehrten nun diesem Eilande das Hintertheil des Schiffes zu und segelten bei fortwährendem Südwestwinde in die offene See hineln. Da der Wind jedoch allmälig zunahm, befahl Bjarne die Segel einzureffen. Nachdem sie nun so vier volle Tage gefahren, erblickten sie ein viertes Land und dieses erkannte endlich Bjarne für das ächte Grönland an. Sie landeten auch und fanden Bjarnes Vater. Im Jahre 994 fuhr derselbe kühne Schiffer von Grönland aus nach Norwegen an den Hof des Jarl Erik, kehrte jedoch schon im J. 995 zu seinem Vater nach Grönland zurück ***).

Die Entdeckungsreise des Bjarne Herjulfsson erregte natürlich großes Aufsehen und den Wunsch, die von ihm erblickten Länder genauer kennen zu lernen. Da kaufte denn Leif, Erik des Rothen Sohn, dem Bjarne sein Schiff ab, brachte fünf und dreißig Schiffleute zusammen und nachdem sein Vater es ausgeschlagen, die Unternehmung zu leiten, stellte er sich selbst an die Spitze und begab sich in See. Das geschah im Jahre 1000 nach Christi Geburt.

Das Schiff gelangte von Grönland aus zuerst nach dem Lande, welches Bjarne zuletzt gesehen hatte, also nach Neufundland. Sie stiegen diesmal aus und sahen kein Grün. Alle höheren Orte waren mit Jökuln besetzt und der ganze Raum von der See bis zu diesen Eisbergen stellte eine Steinfläche dar. Da sprach Leif: „Uns ergeht es doch nicht eben so wie Bjarne, daß wir dieses Land nicht berührt hatten. Jetzt will ich dem Lande einen Namen beilegen und

*) Neuschottland.
**) Neufundland.
***) Wilhelmi a. a. O. S. 152. f.

dasselbe Helluland d. i. Land der flachen Steine nennen." Darauf kehrten sie auf ihr Schiff zurück, stachen in See und kamen zu Bjarne's anderem Lande (Neuschottland). Sie fuhren an die Küste, warfen den Anker aus, ließen ein Boot ins Wasser und traten ans Land. Es war eben und mit Wald bewachsen, an vielen Stellen, an denen sie hingingen, war weißer Sand und das Gestade stieg langsam nach dem Lande zu an. Da sprach Leif: „Dieses Land wird seinen Namen von den Gegenständen nehmen, an welchen es den meisten Ueberfluß hat und Mörkland d. h. Waldland genannt werden." Sie eilten nun rasch nach dem Schiffe zurück und traten die neue Fahrt bei Nordostwind an. Nachdem ein Zeitraum von zweien Tagen verstrichen war, erblickten sie abermals Land. Sie fahren mit ausgespannten Segeln auf dasselbe zu und erreichen eine Insel (Nantucket), die östlich von dem festen Lande lag. Sie steigen aus und sehen sich bei heiterer Luft um. Sie bemerken Gras, das vom Thau benetzt ist, und indem sie denselben mit den Händen fassen und an den Mund bringen, schmecken sie eine zuvor nie gekannte Süßigkeit. Es war der Honigthau, der noch heute auf Nantucket vorkommt. Nachdem sie zum Schiffe zurückgekehrt, fuhren sie mit Macht in einen Sund (Straumsiord), der zwischen einer Insel (Straumsei) und einer ostwärts auslaufenden kleinen Landzunge (Seaconnet-Point) lag. Sie steuerten nun westwärts um die Landzunge herum, durch die Seaconnet-Passage in die Mont-Haupbay. Es war eben die Ebbe eingetreten und Untiefe in der See, das Schiff blieb sitzen und sie sahen vom Schiff nach der See einen langen Raum vor sich. Sie wurden aber von einem solchen Verlangen aufs Land zu gehen ergriffen, daß sie die Rückkehr der Fluth gar nicht abwarteten, sondern auf das Land hinaussprangen. Es fand dieß an einem Orte statt, wo ein Fluß aus einem weiter oben gelegenen Landsee sich in das Meer ergoß. Es war dieß der aus den blauen Bergen kommende Cohannet, in welchen die Fluth eine geographische Meile hinaufsteigt (42° n. Br.). Da jedoch bei eintretender Fluth ihr Schiff hoch in der See stand, fuhren sie mit dem Bote nach demselben zurück und führten dasselbe in den Fluß und dann in den See hinauf. Nachdem sie Anker geworfen, brachten sie das Gepäck an das Land und errichteten sich Wohnstätten. Sie beschlossen den Winter hier zu verbleiben und führten festere Häuser auf, welche späterhin Leifsbuden, Leifsstätte genannt wurden. Im Flusse und in der See gab es viele Lachse von weit größerem Körper, als sie bis jetzt irgendwo gesehen hatten. Der Boden war überaus fruchtbar und es fielen hier keine Winterfröste ein, so daß das Gras immer grün blieb. Die Gleichheit der Tage und Nächte war größer als in Island und Grönland. Wenn der kürzeste Tag eintrat, stand die Sonne von Morgens halb acht bis Abends halb fünf Uhr, also neun Stunden lang über dem Horizonte, was 41° 24′ 10″ nördliche Breite zeigt. Nach Been-

digung der Bauten sprach Leif zu seinen Genossen: „Nun meine ich, daß unsere Mannschaft in zwei Hälften zu theilen ist, denn ich will das Land erkunden. Die eine Hälfte bleibt zu Hause bei den Buden, die andere untersucht das Land, geht jedoch nie weiter, als daß sie mit dem Abende nach Hause kommen könne, damit wir nicht von einander getrennt werden." Und so geschah es auch eine Zeit lang. Leif selbst wechselte ab, so daß er selbst bald mit ihnen ausging, bald zu Hause bei den Buden blieb. Er war ein großer, starker Mann, von anständigem Aeußern und sehr besonnen.

Da fehlte eines Tages einer der Begleiter, der Deutsche Tyrker. Leif war betreten und sandte zwölf Mann aus ihn aufzusuchen, aber kaum waren diese ausgegangen, so kam auch Tyrker ihnen ganz fröhlich entgegen. Leif bemerkte bald, daß Tyrker ganz außer sich war. Tyrker war aber ein kleiner Mann, muntern Ansehens, mit lebhaften Augen und feinen Zügen, schwach an Leib aber erfahren in jeglichem Kunstwerke. Als ihn nun Leif fragte, warum er so gar spät komme, redete Tyrker erst in seiner Muttersprache deutsch, blickte munter mit den Augen umher, verdrehete den Mund und da seine Genossen ihn nicht verstanden, begann er normännisch: „Ich bin zwar nicht viel weiter in das Land hineingegangen, aber ich habe dennoch etwas Neues zu erzählen: Rebenstöcke hab' ich gefunden und Weintrauben." Als Leif fragte, ob es auch wahr sey, entgegnete Tyrker: „Es ist wahr und gewiß, denn ich bin da erzogen, wo es sowohl Rebenstöcke als Weintrauben giebt*)." Leif ließ nun am folgenden Tage Trauben sammeln und Holz fällen und als der Frühling des J. 1001 herankam, rüsteten sie sich zur Abfahrt, nachdem sie das Land Vinland, Weinland benannt hatten. Sie kamen glücklich nach Grönland zurück **).

Leifs wunderbare Fahrt erregte noch größeres Aufsehen als Bjarne's und Leifs Bruder Thorvald beschloß ebenfalls eine Fahrt nach Vinland zu unternehmen. Er brachte dreißig Männer zusammen und sie fuhren im Frühjahr 1002 aus und gelangten auch glücklich nach Vinland zu den Leifsbuden. Sie zogen das Schiff aus Land und überwinterten, indem sie sich vorzüglich mit dem Fischfang beschäftigten. Im Frühjahr 1003 ließ Thorvald das Schiff in Stand setzen. Einige Männer mußten das große Boot besteigen und damit nach Süden zu das Gestade des Landes untersuchen. Das Land zeigte sich schön und waldreich und zwischen dem Walde und der See befand sich nur ein schmaler Zwischenraum von weißem Sande. Die See war hier voll Inseln und seichter Untiefen; Menschen oder Thiere bemerkte man aber nirgends. Doch fanden sie auf dieser südlich ge-

*) Ueber den Weinstock von Albany bis Canada s. Peter Kalm und Winterbottom view of the United states III. 453.

**) Wilhelmi a. a. O. S. 157.

legenen Insel einen Kornschuppen von Holz. Im Herbste kamen sie zu den Leifsbuden zurück, nachdem sie vier bis fünf Monate auf ihrer Fahrt zugebracht hatten und wobei sie vielleicht bis Delaware und Maryland gelangt waren.

In dem Jahre 1004 unternahm Leifs Bruder abermals Fahrten, aber nach Osten und Norden und gelangte nun nach einem waldbedeckten Lande, wo er mit den Skrälingern oder den Eskimos der Küste Labrador zusammentraf, durch deren Geschosse er umkam. Seine Genossen kehrten nach Grönland zurück, nachdem sie, seinem Willen gemäß, seine Leiche nach Vinland gebracht und dort begraben hatten. Sein Bruder Thorstein wollte sie nach Grönland abholen, konnte jedoch nicht nach Vinland gelangen, kehrte unverrichteter Sache zurück und starb an einer Seuche.

Die Geschichten der Fahrten des Leif und Thorvald beschäftigten die Geister der Normänner in Grönland lebhaft und Vinland blieb das Land ihrer Sehnsucht. So kam es, daß der Norweger Thorfine Karlsefne, der im Jahre 1006 nach Grönland kam, einen Zug nach Vinland zu unternehmen beschloß, wozu er sechzig Männer und fünf Frauen anwarb, mit denen er ausmachte, daß jeder sich darbietende Gewinn zu gleichen Theilen unter ihnen vertheilt werden solle. Sie nahmen auch alle Arten von Vieh mit sich, denn sie wollten in dem Lande eine Ansiedelung gründen. Thorfine verlangte zwar von Leif die von ihm errichteten Gebäude, allein dieser erklärte, daß er sie ihm nicht zum Geschenk, wohl aber als Lehn geben wolle. So fuhren sie im J. 1007 in ihrem Schiffe ab und erreichten wohlbehalten die Gebäude des Leif in Vinland. Alsbald wurde ein großer Wallfisch bei ihnen ans Land geworfen, den sie zerschnitten und vertheilten. Die Thiere, die sie mitgenommen und worunter auch ein Stier war, ließen sie an höheren Orten weiden und die männlichen darunter wurden immer unbändiger. Die Normannen aber fällten Holz zur Belastung des Schiffes und legten es zum Trocknen hin, sammelten Trauben und thaten jeder Art guten Fang. Als der Sommer des Jahres 1008 herankam, zeigten sich Skrälinger, welche aber, als der Stier zu brüllen begann, entsetzt mit ihren Bündeln davonliefen; sie hatten nämlich Grauwerk und alle Art Pelze bei sich. Nach kurzer Zeit kamen sie wieder und versuchten in Thorfines Haus einzudringen. Thorfine wehrte ab. Endlich legten die Skrälinger ihre Bündel ab, öffneten sie und boten den Normännern ihre Waaren gegen Waffen an, deren Verkauf Thorfine jedoch untersagte; dagegen befahl er, daß die Weiber den Skrälingern Milchspeisen herausbringen sollten, woran diese auch solchen Geschmack fanden, daß sie nichts anderes zu tauschen begehrten. Nachdem die Skrälinger alle ihr Pelzwerk dagegen abgesetzt und sich wieder entfernt, umgab Thorfine das Haus mit starker hölzerner Umzäunung. Um diese Zeit gebahr Thorfines Gattin Gudrid einen Sohn, der Snorre

genannt wurde. Anfangs des Winters 1008 und im J. 1009 kamen die Skrälinger abermals wieder. Im Frühjahr 1010 erklärte Thorfinn, er werde nach Grönland zurückkehren, und führte auch in der That seine Gefährten in dem Schiffe, das er mit den Erzeugnissen Vinlands, namentlich mit Rebenstöcken, Weintrauben und Pelzwaaren beladen, glücklich nach Eireksfiord in Grönland zurück *).

Schon im J. 1011 rüstete eine unternehmende Frau, Freydis, Leifs Schwester, mit Hülfe der Seemänner Helge und Finnboge eine abermalige Fahrt nach Vinland, von da sie im J. 1012 nach Grönland zurückkehrten, nachdem Freydis durch ihre Ränke einen großen Theil der Mannschaft ums Leben gebracht hatte. Der erste Bischof von Grönland, der Isländer Erik Upsi, unternahm im J. 1121 eine Missionsfahrt nach Vinland, über deren Erfolg Nachrichten fehlen; dennoch blieb Vinland den Normännern so bekannt, daß im J. 1289 König Erik der Priesterfeind den Rolf nach dem neuen südwestlich von Island gelegenen Lande auf weitere Entdeckungen aussenden konnte. Diese Kunde aber hat sich nicht allein in den Sagen der Faröerinseln, sondern auch in einer aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Weltkarte erhalten, auf deren westlicher Halbkugel ein Land, Synnri Bygd, im Gegensatze zu Europa, Asien und Africa, verzeichnet ist. Es kommen dazu noch mehrere Inschriften, Ueberreste von Mauerwerk und Grabstätten, welche man in den von uns oben näher bezeichneten Gegenden gefunden hat und die in Uebereinstimmung mit den Sagen es offenbar darthun, daß den alten Normännern und den Deutschen des 13. Jahrhunderts nicht bloß Grönland (s. C.-G. Th. II. S. 345.) sondern auch ein Theil der Küste der vereinigten Staaten von Nordamerica wohl bekannt und von ihnen besucht war **).

Dieses sind also diejenigen Fahrten der Europäer nach America, welche sich nachweisen lassen und welche in sofern von höchster Bedeutung sind, als es nicht minder erwiesen ist, daß die Strömungen der Cultur und der Geschichte in America durchgängig die Richtung von Norden nach Süden haben. Von Süden nach Norden hat keine Bewegung stattgefunden.

Es fragt sich aber nächstdem, ob nicht auch von der asiatischen Seite her eine Einwanderung activer Stämme stattgefunden habe ***), allein bis jetzt hat sich noch keine derartige Uebersiedlung mandschurischer oder chinesischer Heerhaufen nach Westamerica mit Sicherheit

*) Wilhelmi a. a. O. S. 177 ff.

**) Vergl. noch Wilhelmi a. a. O. S. 236 ff., nebst der von ihm mitgetheilten Karte, so wie Mémoire sur la découverte de l'Amerique au dixième siècle par Ch. Rafn. Copenh. 1843. 8. mit Abbildung einiger Monumente und Charten.

***) S. die Andeutungen von A. v. Humboldt in seinen Ansichten der Cordilleren II. 19. ff.

nachweisen lassen. Vielleicht wird dereinst die reiche Literatur der Chinesen, wenn sie vollständiger erschlossen ist, auch über diesen Gegenstand ein neues Licht verbreiten. Die Formen der mexicanischen Kunstwerke, in sofern sie mit der hinterindischen oder chinesischen zusammenstimmen, können hierbei freilich jetzt, wo historische Zeugnisse dazu fehlen, nicht in Betracht kommen. Gleiche Culturstufen bringen gleiche Formen.

Wie weit nach Südosten namentlich nach den Gebieten des Orinoco und des Amazonenstromes diese Wanderungen sich ausgedehnt, ist eine Frage, die sich künftig vielleicht wird ermitteln lassen, wenn die dort allerdings nur sparsam vorhandenen Denkmäler näher untersucht seyn werden. Vielleicht hängt der seltsame Caraibenschmuck der Caracoli, gewiß aber die Felsinschriftenreihe damit zusammen, welche den jetzigen Indianerstämmen nicht bekannt sind, obschon ihre nördlichen Landsleute (s. C.-G. II. 186.) selbst jetzt noch ähnliche Signalschrift ausüben. Die Zone der Felsinschriften in Südamerica breitet sich über 12,000 Quadratmeilen aus und begreift die Becken des Corentyn, Essequibo und Orinoco. (Schomburgk Reisen in Guiana S. 212. u. S. 147. 183. 258. 310.)

Die Sagen der Americaner dagegen stimmen auf eine desto überraschendere Weise mit dem überein, was die Bücher der Isländer und Normänner berichten. Einige dieser Sagen haben sich bis auf die neueste Zeit erhalten.

In der Gegend von Lima vernahm Stevenson*) folgende Sage von den Indianern, die ihm auch in anderen Puncten von Peru wiederholt wurde:

Es wurde ein weißer Mann an der Küste von dem Häuptling eines Stammes gefunden, dessen Name Cocapak war. Er fragte den weißen Mann durch Zeichen, wer er denn sey, und vernahm, er sey ein Engländer. Er nahm denselben mit nach seinem Hause, wo er eine Tochter hatte, und der Fremde lebte bei ihm, bis die Tochter ihm einen Sohn und eine Tochter gebahr, worauf sie starb. Der alte Mann nannte den Knaben Ingasman Cocapak und das Mädchen Mama Dolle. Sie waren von schöner Art und hatten lichtes Haar und waren auf eine von den Indianern verschiedene Weise gekleidet. Der Alte beschloß nun, seine Familie zu erhöhen und dabei die Nachrichten zu benutzen, welche der Fremde ihm über die Sitten und die Regierung eines anderen Volkes gegeben hatte. Nachdem er den Knaben und das Mädchen von seinem Vorhaben unterrichtet, zog er erst nach der Ebene von Cusco, wo einer der mächtigsten Indianerstämme damals seinen Sitz hatte, und verkündete ihnen, daß ihre Gottheit, die Sonne, ihnen zwei Kinder gesendet habe, um sie glücklich zu machen und sie zu beherrschen. Er ersuchte sie dann am nächsten Mor-

*) Travels in South-America I. 394.

gen um Sonnenaufgang sich nach einem gewissen Gebürge zu begeben und sie dort aufzusuchen. Dabei erzählte er ihnen, daß die Viracochas oder die Kinder der Sonne Haare hätten, welche den Sonnenstrahlen glichen, und daß ihre Angesichter gleichermaßen die Farbe der Sonne trügen. Den nächsten Morgen begaben sich die Indianer nach dem bezeichneten Gebürge, Condor urco, und fanden den jungen Mann und die Jungfrau allein; überrascht von dem Anblick und der Farbe derselben erklärten sie dieselben für einen Zauberer und eine Zauberin. Sie sandten sie nun nach Rimac-Malca, der Ebene, worauf Lima steht, aber der alte Mann folgte ihnen und nahm sie dann mit in die Nähe des Sees Titicaca, wo ein anderer mächtiger Stamm seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Cocapak erzählte diesen Indianern dieselbe Geschichte und bat sie die Viracochas um Sonnenaufgang in einer Ecke des Sees aufzusuchen. Sie thaten also, fanden sie und erklärten sie für Kinder ihrer Gottheit und für ihre obersten Beherrscher. Cocapak wurde durch diesen Erfolg so übermüthig, daß er an den Indianern von Cusco Rache zu nehmen beschloß. Für diesen Zweck unterrichtete er seine Enkel von seinem Vorhaben und sagte nun seinen Indianern, daß der Viracocha Ingasman Cocapak nach einer Stätte suche, wo er seinen Sitz aufschlagen könne. Er ersuchte sie, ihre Waffen aufzunehmen und ihm zu folgen, und daß der Ort, wo jener seinen goldnen Scepter in den Boden stecken werde, der für diesen Zweck auserlesene sey. Die beiden jungen Leute richteten darauf ihren Lauf nach der Ebene von Cusco. Hier angelangt gab der junge Mann das Zeichen und die hier wohnenden Indianer erkannten, überrascht von der Wiedererscheinung der Viracochas und eingeschüchtert durch ihre zahlreiche Begleitung, sie als ihre Herren und die Kinder ihres Gottes an. Als das englische Schiff Breton in Callao war, begleiteten einige Officiere Stevenson eines Sonntags zum Alamada von Lima; unterwegs trafen sie auf einige Indianer aus den Gebürgen. Diese begrüßten nun die Engländer, nannten sie ihre Landsleute und ladeten sie ein Chicha mit ihnen zu trinken.

Eine andere Sage vernahm Stevenson in Rio Janeiro von Don Santos Pires. Er erzählte: Einige Jahre vor der Entdeckung Brasiliens litt ein Engländer Schiffbruch und fiel in die Hände der Coboculo-Indianer. Er hatte vom Wrack eine Flinte und etwas Munition gerettet, womit er die Indianer im Zaume hielt. Sie nannten ihn Camaruru, Mann des Feuers, und erwählten ihn zu ihrem Könige. Er unterrichtete sie in verschiedenen Dingen, über welche sie ehedem unwissend waren, wie einst Mancocapak die Peruaner. Er lebte noch, als die Portugiesen Brasilien eroberten, und wurde nach Portugal gebracht, wo ihm König Emanuel ein Thal bei Bahia schenkte, das er unabhängig von der Krone besitzen sollte. Der Berichterstatter Don Santos stammte in gerader Linie von Camaruru ab. (Stevenson I. 397.)

Die Muysca-Indianer in den Ebenen von Cundinamarca nennen als Begründer ihrer Cultur einen weißen bärtigen Mann Namens Bochica, Nemquatheba oder Suhe. Dieser alte Mann lehrte sie Hütten bauen, in Gemeinden beisammenleben, den Boden bearbeiten und die Erzeugnisse desselben ärnten, sich Kleiderstoffe machen und andere Bequemlichkeiten des Lebens sich verschaffen. Seine Gattin war Chia, Yulecayguaya oder Huythaca, war aber nicht wie Mama Oelle die Lehrerin der Künste des Spinnens, Webens und der häuslicher Arbeiten, sondern sie widersetzte sich allen Anordnungen und kreuzte alle Unternehmungen ihres Mannes. Bochica war aber eben wie Manco Capak ein Sohn der Sonne und er bebaute den Boden, förderte den Ackerbau und gab weise Gesetze. Er trennte nicht die geistliche Gewalt von der weltlichen, sondern errichtete eine Gottesherrschaft. Er öffnete zuerst dem See von Bogota einen Ausgang an einem Orte, der noch jetzt den Namen davon hat, Tequendama. Bochica ernannte für seine Nachfolge zwei Häuptlinge und zog sich nach Tunja, dem heiligen Thale zurück, wo er zwei Tausend Jahre lebte oder wo seine Nachkommen die Muysca-Indianer zweitausend Jahre beherrschen. Der erste Nachkomme hieß Huncahua. (Stevenson a. a. O. S. 397.)

Dazu kommt nun der weiße Quetzalcoatl der Mexicaner, dann der Hinblick auf die weiße Rasse, die wir bei den Hundsrippenindianern und den Irokesen von Nordamerica bereits kennen gelernt haben (s. C.-G. Th. II. S. 155. u. 158.), vor allem aber die altperuanische Yncasage selbst, von welcher Stevenson nur die Trümmer gefunden hat und welche der Ynca Garcilasso de la Vega*) vollständig aufbewahrte. Diese Sage ist aber, da sie die südlichste ist, wohl als die älteste zu betrachten. Sie berichtet Folgendes.

Vor der Ankunft der Yncafamilie lebten die alten Einwohner von Peru nur wenig anders wie die wilden Thiere, ja sie waren zum Theil noch viel schlechter wie diese. Ihre Götter entsprachen ihrer Lebensweise und sie bezeigten den gemeinsten, leblosen Dingen göttliche Ehre. Jeder Bezirk, jedes Volk, jede Familie, jede Stadt, jede Straße, ja jedes Haus hatte ihre besondern Götter, die von denen der anderen verschieden waren, denn sie meinten, daß nur der Gott, den sie allein und ausschließlich anbeteten, ihnen und keinen anderen helfen werde. Sie beteten nur sichtbare Dinge an und erhoben sich nicht zu den Ideen, wie Friede, Hoffnung und Sieg. Ihre Götter waren also Kräuter, Pflanzen, Blumen und Bäume aller Art, hohe Berge, Höhlen, Abgründe, große Felsen, kleine verschieden gefärbte

*) Ueber Garcilasso de la Vega finden sich bibliographische Notizen in Wachlers Gesch. d. histor. Forschung und Kunst I. 538. Seine Commentarios reales, que tratan del origen de los Yncas erschienen zuerst: Lissabon 1609. fol.; dann eine franz. Uebersetzung vom J. Baudouin. Paris 1633. II. 4.

Kiesel, besonders der Jaspis, der sich in den Bächen findet. In Puerto Viejo betete man den Smaragd an, anderwärts verschiedene Thiere, einige wegen ihrer Grausamkeit, wie Tiger, Löwen und Bären, denen sie nie begegneten, ohne sich vor ihnen zur Erde zu werfen, wobei sie denn oft wehrlos sich abwürgen ließen, andere wegen ihrer Klugheit, wie Affen und Füchse, wegen ihrer Anhänglichkeit, wie die Hunde, wegen ihrer Schnelligkeit u. s. w.; den Contur verehrten sie wegen seiner Größe, ja einige leiteten ihre Abstammung von ihm her *). Einige Stämme opferten den Adlern und Falken wegen ihrer Schnelligkeit, andern Vögeln wegen der Schönheit ihrer Augen und Federn. Als Gottheiten betrachteten sie ferner die Schlangen und als die mächtigsten die grausamsten und größten darunter, so wie Eidechsen und Kröten. Andere Stämme waren jedoch schon etwas weiter und namentlich diejenigen, welche die Quellen und die großen Ströme anbeteten, die ihren Boden bewässerten. Einige beteten auch die Erde, die sie ihre große Mutter nannten, an, andere die Luft, das Feuer und die Berge, so wie das Gebürgsschaf. Die Küstenbewohner aber verehrten die See als ihre Mutter und nannten sie Mama-cocha, während sich andere der Verehrung des Wallfisches hingaben, nebenbei aber die Fische anbeteten, die in großer Menge vorkamen. Sie hatten darüber folgende Sage: Der erste dieser Fische war im Himmel und erzeugte alle übrigen dieser Art, wovon sie sich nährten, und er sandte ihnen auch nach dem Lauf der Jahreszeiten immer neue Schaaren seiner Kinder, damit sie genügende Nahrungsmittel haben möchten. Sie beteten daher alle Arten von Fischen an. So verehrten diese Indianer Alles, was ihre Aufmerksamkeit erregte.

Sie opferten ihren Göttern Früchte, Thiere, aber auch Menschen, Männer und Frauen von jedem Alter, die sie im Kriege gefangen gemacht, ja sie opferten sogar ihre eigenen Kinder. Sie öffneten diesen Unglücklichen den Leib in der Gegend des Magens, rissen ihnen Herz und Lungen heraus und bestrichen das Götzenbild mit dem rauchenden Blute desselben. Die Zauberer betrachteten dabei sorgfältig die Zuckungen der Glieder und meldeten dann, ob das Opfer gut oder übel vom Gotte aufgenommen worden. Dann wurde Herz und Lunge demselben zu Ehren verbrannt, das Fleisch aber von den Anwesenden mit aller Gier verschlungen. Sie hatten dazu steinerne Messer. Den Kindern gaben sie vom Blute zu trinken. Die Knochen legten sie den Göttern auf die Gipfel der Berge. Einige Stämme waren minder grausam, sie begnügten sich Blut aus ihrem eigenen Körper abzuzapfen, namentlich aus den Fleischtheilen, aus Nase, Ohren und Stirn, übrigens schlachteten sie alle Arten von Thieren, den Thieren selbst aber opferten sie deren Lieblingsnahrung. (Vgl. C.-G. V. 102.)

*) Vergl. damit die Sagen der Nordamericaner, namentlich den weltschöpfenden Vogel der Hundsrippenindianer (C.-G. II. 155 ff. u. 161.).



Die übrige Lebensart dieser Barbaren entsprach diesem Götterdienste; ihre Wohnstätten waren roh auf Berghöhen, in Höhlen oder Thälern, in Erdgruben oder auf Bäumen; der kühnste Krieger war Häuptling und dieser tyrannisirte die, welche er unter seine Gewalt gebracht; er betrachtete sie als seine Sclaven und bediente sich ihrer Frauen und Kinder wie er wollte. Unter den verschiedenen Stämmen war ein steter Krieg. Diejenigen Häuptlinge, welche ihr Volk besser behandelten, hielt man für Götter und verehrte sie nach ihrem Tode als solche In einigen Stämmen gab es gar keine anerkannte Obrigkeit. Gefangene Frauen gehörten dem Sieger und die Kinder ernährte man, bis sie dreizehn Jahre alt waren, um sie alsdann zu schlachten und zu essen; fehlte es an Kindern, so aß man auch die Väter. Die Ehe war kaum bekannt und die Verwandtschaftsgrade wurden nicht berücksichtigt.

In so wildem Leben befanden sich die Völkerstämme von Peru, als die Sonne Mitleiden mit dem traurigen Zustande der Menschen empfand. „Der Sonnengott, unser Vater," erzählte unserem Garcilasso sein Oheim, „sendete zwei seiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, zu den wilden Menschen und trug ihnen auf, ihnen die Kenntniß des Sonnengottes unseres Vaters zu verkündigen, damit sie dieselbe als Gottheit annehmen und künftig anbetend verehren sollten. Die beiden Götterkinder waren ihnen auch gesendet, um Gesetze zu geben und den Menschen die Mittel zu lehren, durch welche sie als vernünftige Wesen leben könnten. Die Menschen sollten Gesittung annehmen, in Häusern wohnen, die Orte bevölkern, die Erde bearbeiten, die Pflanzen pflegen, Ernte einbringen, Heerden erziehen und sich der daraus entspringenden Annehmlichkeiten erfreuen, sich der Früchte des Landes bedienen und überhaupt als wahre Menschen, nicht aber wie wilde Thiere fernerhin leben. Mit diesem Auftrage, den der Sonnengott, unser Vater, seinen Kindern gab, setzte er sie nahe am See Titicaca aus und sagte ihnen, sie möchten dahin gehen, wo es ihnen nur gefalle; sie möchten an dem Orte, wo sie essen oder schlafen wollten, versuchen, eine Ruthe von Gold in den Boden zu stecken, welche zwei Finger dick und einen Fuß lang war und die er ihnen als ausdrückliches Zeugniß seines Willens gegeben hatte. Da aber, wo die Goldruthe sich mit einem einzigen Stoß im Boden befestigen lassen werde, da sey es der Sonne Wille, daß sie bleiben und ihren Hof errichten sollten. Hierauf verkündete er ihnen mit folgenden Worten seinen Willen: „„Meine Kinder, wenn ihr diese Völker zu unserem Gehorsam gebracht haben werdet, so sollt ihr Sorge tragen, sie durch die Gesetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade und der Gerechtigkeit zu regieren. Ihr sollt für sie thun, was ein guter Vater für die Kinder zu thun gewohnt ist, die er in die Welt gesetzt hat und die er zärtlich liebt. Ihr habt an mir selbst ein Beispiel, da ich, wie ihr gar wohl wisset, nicht aufhöre den Sterblichen Wohlthaten

zu erzeugen. Denn ich bin es, der ich sie durch mein Licht aufkläre, um ihnen Mittel an die Hand zu geben, daß sie sehen und ihren Geschäften obliegen. Ich bin es, der sie wärmt, wenn es kalt ist, der ihre Felder und ihre Waiden fruchtbar macht, der ihre Bäume Frucht tragen läßt, der ihre Heerden vervielfältigt, der ihnen den Regen sendet und ihnen schönes Wetter schafft, wenn es nothwendig ist. Ich bin es, der sich bemüht, täglich einmal die Welt zu umschreiten, um zu sehen, wessen man eben auf der Erde bedürfe, um Ordnung zu erhalten und denen Erleichterung zu verschaffen, welche dieselbe bewohnen. Ich aber will, daß ihr meinem Beispiele Folge leisten sollet, meine vielgeliebten Kinder, welche ich auf die Erde sende, daß ihr das Gute und die Erkenntniß denjenigen Völkern bringen sollet, welche wie die wilden Thiere dahinleben. Deßhalb verleihe ich euch von jetzt an den Titel König und ich will, daß euer Reich sich ausdehne über alle Völker, welche ihr mit euern starken Vernunftgründen und guten Handlungen, vor allem aber durch euer Beispiel und eure gute Leitung unterrichten werdet."

„Nachdem also der Sonnengott, unser Vater," fuhr der Ynca fort, „seinen Willen erklärt hatte, verabschiedete er seine beiden Kinder. Sie gingen sogleich von Titicaca fort und nahmen ihre Richtung nach Norden, ohne zu versäumen, an allen Orten, wo sie verweilten, ihre goldene Ruthe dem Auftrage gemäß zu versuchen. Endlich, nachdem sie lange gewandert waren und vergebens ihren Versuch angestellt hatten, gelangten sie an eine kleine Ruhestätte, welche Pacaree Tempu genannt wird, d. h. Schlafstätte des Tages Ende, weil der Ynca von hier ausging, als der Tag sich zu neigen begann. Von hier aus gelangten die göttlichen Wanderer in das Thal von Cusco. Sie hielten sich nun zunächst an dem Orte auf, welcher Huanacauti genannt wird, und versuchten hier abermals ihre Ruthe. Auf den ersten Schlag fuhr sie gleich so tief in den Boden, wie sie bisher noch nie gesehen hatten. Da sprach der König zu seiner Schwester und Gattin: In diesem Thale also ist es, wo der Sonnengott unser Vater will, daß wir uns niederlassen und unsere Wohnstätte aufschlagen sollen. Es ist nun nöthig, liebe Schwester und Gattin, daß wir das Volk an uns ziehen, dasselbe versammeln, es unterrichten und ihm das Gute erzeigen, was unser Vater uns aufgetragen hat. Nachdem er dieß gesagt, gingen beide von Huanacauti aus, das eine dahin, das andere dorthin, um das Volk zusammen zu rufen. Weil nun dieses der erste Ort ist, von dem wir wissen, daß sie hierher ihren Fuß gesetzt, um dem ganzen Menschengeschlechte Gutes zu erzeigen, so haben wir auch hier einen Tempel erbaut, um unseren Vater, den Sonnengott, zum Gedächtniß seiner Gnade anzubeten. Der junge König wendete sich von hier aus nach Mitternacht, die Königin nach Mittag. Sie hielten alle Menschen an, Weiber und Männer, welche sie in diesen Einöden trafen, und wo Gebüsche mit Felsabhängen abwechselten.

Sie sagten ihnen, daß der Sonnengott, ihr Vater, sie vom Himmel gesendet habe, um sie aus ihrer wilden Lebensart zu ziehen und sie zu lehren, sich als wahre Menschen zu betragen. Um den Befehl ihres Vaters zu erfüllen, der sie gesendet, hätten sie sie aus allen Theilen zusammengesucht, aus den Gebürgen herbeigezogen, um sie in Städte zu versammeln und ihnen Nahrung zu gewähren, nicht als Thiere, sondern als Menschen. In dieser Weise sprachen unsere Könige zu den Wilden, denen sie zuerst im Gebürge begegneten. Diese aber waren äußerst überrascht zwei Personen zu sehen, die in dem Schmucke prangten, den der Sonnengott, unser Vater, ihnen gegeben hatte, denn ihre Kleidung war ganz verschieden von der der Wilden. Ihre Ohren waren durchbohrt, wie bei uns ihren Nachkommen, und durch ihre Rede wie durch die Würde ihres Antlitzes zeigte es sich deutlich, daß sie Kinder der Sonne waren. Die Wilden beteten sie daher auch als Kinder der Sonne an, erstaunt über das, was sie sahen, und gerührt von ihren überzeugenden Worten, und leisteten ihnen als Königen Gehorsam. Von nun an sammelten sich die Ureinwohner aus allen Theilen, erzählten sich die großen Wunderdinge, welche sie gesehen hatten, und gingen in Schaaren mit unseren Königen, um ihnen zu folgen, wohin diese sie führen wollten.

„Da nun unsere Fürsten eine solche Menschenmenge um sich sahen, trugen sie Einigen auf, Nahrungsmittel für die Uebrigen herbeizuschaffen, damit sie sich nicht wieder zerstreuen möchten, Andere erhielten den Auftrag, Wohnstätten zu bereiten und der Ynca gab ihnen dazu die Art an, wie sie bauen sollten. Dieß war aber der Anfang zu unserer kaiserlichen Stadt, welche in zwei Theile getheilt wurde, deren einer Hanan Cusco, das hohe, und der andere Hurin Cusco, das niedere Cusco, genannt ward. Die, welche mit der Königin gekommen waren, hatten ihre Niederlassung in dem letztgenannten Stadttheile. Die Stadt wurde aber deshalb so getheilt, damit ihre Einwohner sich wie gute Geschwister, als Kinder eines Vaters und einer Mutter, als gleich ansehen möchten. Zugleich wollte der König dadurch der Nachwelt zum immerwährenden Gedächtniß anheimgeben, daß er die eine, die Königin aber die andere Hälfte der Stadt gegründet habe, und deshalb verordnete er, daß man die Bewohner von Hochcusco als die älteren, die von Untercusco aber als die jüngeren Brüder ansehen sollte; erstere sollten so viel gelten wie der rechte, letztere wie der linke Arm eines und desselben Menschen. Seitdem hat man auch alle anderen Städte dieses Reiches in gleicher Weise und in gleichem Sinne eingetheilt.

„Wie sich nun unser großer Ynca bemühete die Stadt mit Volk zu versehen, lehrte er die Indianer verschiedene Dinge; unter anderem wie man das Land aufbrechen und pflegen, wie man Getraide und Gemüse säen und bearbeiten müsse und welches die besten darunter

zum Essen setzen. Deshalb unterrichtete er sie, wie sie den Pflug und andere Geräthe machen sollten und wie sie sich derselben zu bedienen hätten. Die Königin war mittlerweile auch nicht müßig; sie unterrichtete die Indianerinnen in den Arbeiten, die den Frauen zukommen, im Spinnen und Weben der Thier- und Baumwolle, im Anfertigen der Kleider für ihre Männer und Kinder und belehrte sie über Alles was nützlich in der Wirthschaft ist. So war der König den Männern ein Lehrer und die Königin vertrat dieselbe Stelle bei den Frauen.

„Wie nun die Indianer, welche der Ynca um sich versammelt, sahen, daß sie ganz anders geworden, als sie vorher gewesen, und die Wohlthaten, welche sie genossen, erkannten, waren sie so froh und zufrieden, daß sie nach allen Seiten in Büsche und Felsen auszogen, um noch mehrere ihrer Landsleute aufzusuchen. Wenn sie nun einen derselben antrafen, erzählten sie ihm mit großer Freudigkeit von den Kindern der Sonne, welche zur Beglückung der ganzen Welt in ihr Land gekommen wären. Sie rühmten die Wohlthaten, welche sie täglich von ihnen erhielten, und zeigten ihnen, um ihren Worten Glauben zu verschaffen, ihre neuen Kleider und von den neuen Nahrungsmitteln, deren sie sich bedienten, sagten auch, daß sie nicht mehr zerstreut umherstreiften, sondern daß sie in Häusern und Städten lebten. Diese Erzählungen setzten die Wilden in Erstaunen, dann freuten sie sich darüber und kamen in Menge herbeigelaufen, um die wunderbaren Dinge zu sehen, welche man ihnen von unseren ersten Eltern, Königen und Oberherren erzählt hatte. Nachdem sie sich von der Wahrheit durch ihre eigenen Augen überzeugt hatten, widmeten sie sich auch ihrem Dienste und gehorchten ihnen in allen Dingen. Diese Nachrichten verbreiteten sich so stark nach allen Seiten hinaus, daß binnen wenigen Jahren ein großer Zufluß von Leuten stattfand, so daß in etwa sechs bis sieben Jahren der Ynca genug Volk um sich hatte, um auch ein Heer bilden zu können, womit er sich gegen jeden Angriff vertheidigen und diejenigen mit Gewalt zwingen konnte, welche nicht freiwillig sich ihm anschließen wollten. Er lehrte deshalb auch seine Leute Vertheidigungswaffen anzufertigen, wie Bogen, Pfeile, Lanzen, Keulen u. a. Waffen, deren wir uns noch heute bedienen.

„Der Ynca aber stellte somit sein großes Reich her, welches im Osten bis an den Fluß Paucartampu, im Westen bis an den großen Strom Apurimac, im Süden neun Meilen bis nach Quequisana sich erstreckte. In diesem Reiche bevölkerte er mehr als hundert Burgen, deren größere hundert, die anderen weniger Häuser hatten, wie es eben die Lage des Ortes erlaubte. Von diesem Ynca aber stammten alle Nachfolger in diesem Reiche ab. Sie hießen Manro Capac und seine Schwester und Gattin Coya Mama Ocllo Huaco, Kinder der Sonne und des Mondes und unsere Ureltern. Ich habe dir diese Geschichte, um dich nicht zu sehr zu betrüben, nicht mit den blutigen

Thränen erzählt, die ich oft im Grunde meines Herzens vergieße, in dem hohen Schmerze, daß ich sehen mußte, wie unsere Yncas ausgerottet wurden und wie unser Reich untergegangen ist."

So erzählte Garcilassos Mutterbruder, beifügend, daß Manco Capac vor etwa vierhundert Jahren gelebt habe. Die Religion, welche der erste Ynca einrichtete, bestand in einem friedlichen Sonnencultus mit unblutigen Opfern und war bei weitem milder als der grausame Götterdienst der kriegerischen Azteken. Die übrigen Institutionen glichen denen der Reiche von Anahuac; Alles war wohlgeordnet und ein großer Verkehr fand zwischen den Theilen des Reiches statt. Wir sehen hier eine mehr friedliche, allmälige Entwickelung; die Gründer der Cultur kamen in kleiner Anzahl, während die Geschichte von Anahuac bei weitem gewaltsamere Erscheinungen und namentlich großartige Wanderungen darbietet.

Das älteste Volk, welches als ein wanderndes Heer nach Anahuac kam, war das der Tolteken, die aus dem Lande Tollan, nordwestlich von Mexico, ausgetrieben worden waren. Das geschah im ersten Jahre Tecpatl, 596 Jahre n. Chr. G. An jedem Orte, wohin sie kamen, hielten sie sich nicht länger auf, als es ihnen gefiel oder als sie Lebensunterhalt fanden. Entschlossen sie sich länger zu verweilen, so richteten sie Wohnungen ein, säeten Getraide, Baumwolle und andere Pflanzen, deren Samen sie mit sich führten, und sorgten so für ihre Bedürfnisse. Sie waren dadurch nicht genöthigt, auf den Ertrag der Jagd ängstlich rechnen zu müssen und konnten es, wo feindliche und mächtige Völker sie umgaben, innerhalb der leicht hergestellten Erdwerke in Ruhe abwarten, bis jene durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt waren abzuziehen.

Sie setzten ihre Wanderungen immer weiter nach Süden fort, bis sie nach 104 Jahren in eine Gegend kamen, welche sie Tollantzinco benannten und die 25 Stunden von der nachmaligen Stadt Mexico entfernt ist. Sie standen unter der Leitung von mehrern Führern, die bei ihrer Ankunft in Tollantzinco bis auf sieben zusammengeschmolzen waren, deren Namen folgende waren: Zacatl, Chalcatzin, Chekatzin, Cohuatzon, Tzihuacoatl, Metzotzin und Tlapalmetzotzin. Ob nun schon das Clima von Tollantzinco angenehm und der Boden daselbst fruchtbar war, so wollten sie dennoch hier nicht verweilen, sondern zogen nach fast zwanzig Jahren etwa zwanzig Stunden weiter westwärts, wo sie die Stadt Tollan und Tula am Ufer eines Flusses gründeten und nach dem Namen ihrer Heimath benannten. Dieses Reich nahm im Jahre 607 seinen Anfang und dauerte 384 Jahre, während deren nur acht Könige regierten. Es bestand das Gesetz, daß eine Regierung genau ein Alter von 52 Jahren währen müßte. Starb der König vor Ablauf der 52 Jahre, so traten die Vornehmsten zusammen und verwalteten die noch übrigen Jahre hindurch die Geschäfte; so trat z. B., als die Königin Xiutzaltzin im

fünften ihrer Regierung gestorben war, eine Regentschaft für die noch übrigen 48 Jahre zusammen. Lebte nun aber ein König länger als die bestimmte Zeit, so trat er, wenn er auch das vollste Vertrauen genoß, vom Schauplatz ab und legte seine Würde nieder.

Die Tolteken waren ein Volk, welches eine hohe Stufe der Cultur bereits mitbrachte, als es einwanderte. Daher nannte man später alle ausgezeichneten Künstler Tolteken. Sie lebten in Städten, trieben Künste und waren weniger kriegerisch gesinnt als ihre Nachfolger; sie hatten die Künste des Ackerbaues, des Metallschmelzens, Schmiedens und Gießens, die Kunst die Edelsteine zu bearbeiten mitgebracht.

Sie waren die Erfinder des Calenders; sie hatten das Buch Teoamoxtli oder die Kosmographie. Sie rechneten von der Erschaffung der Welt bis auf Christi Geburt 5199 Jahre nach. Ihre Religion war eine Verehrung der Naturwesen und Tlaloc, dem Herrn der Berge und Gewässer, hatten sie einen Berg gewidmet und ein Steinbild daselbst errichtet. In Teotihuaca hatten sie der Sonne und dem Monde große Pyramidentempel gebaut und dem Quetzalcoatl die große Pyramide von Cholula, die wir oben kennen lernten.

Das Reich der Tolteken breitete sich während seines vierhundertjährigen Bestehens sehr aus, die Bevölkerung hatte viele und große Städte inne und es blühete herrlich fort bis zur Regierung des Königs Topiltzin, die im Jahre 1031 n. Chr. G. begann. Einige Jahre lang blieb der Regen aus und pestilenzialische Dünste erfüllten die Luft, Krankheiten rafften die Menschen haufenweise hinweg, die der Hunger verschont hatte. Topiltzin selbst starb im Jahre 1052 und die Ueberbleibsel der Nation entwichen in andere Gegenden, um sich vor dem allgemeinen Elende zu retten. Ein Theil wandte sich nach Onolhualco oder Yucatan, andere nach Guatimala, andere nach Tula, Cholula und nach dem Thale, wo später Mexico entstand, und unter diesen des Königs Topiltzin Söhne, deren Nachkommen sich mit den Familien der Könige von Mexico, Tezcuco und Colhuacan verbanden.

So blieb denn fast hundert Jahre lang Anahuac verödet und dünn bevölkert. Da kam ein neues Wandervolk herein, das der Chechemeken. Sie kamen wie ihre Vorfahren aus dem Norden und ihre ursprüngliche Heimath war Amaquemecan benannt, wo sie viele hundert Jahre unter Königen gelebt hatten. Die oberste Gewalt hatte der König, der von anderen Häuptlingen umgeben war, denen sie unbedingten Gehorsam leisteten. Dabei bestand ein Adel und ein Bürgerstand. Sie wohnten in Gemeinden, aber in elenden Hütten beisammen. Sie lebten von Wildpret und den Früchten und Wurzeln, welche die Natur freiwillig hervorbrachte; Ackerbau trieben sie nicht. Ihre Kleidung bestand aus Thierfellen und ihre Waffen waren Bo-

gen und Pfeile. Ihre Religion schränkte sich auf Verehrung der Sonne ein, welcher sie die Kräuter und Blumen des Feldes opferten.

Der letzte König von Amaquemecan hinterließ die Herrschaft zweien Söhnen, dem Achcautli und dem Xolotl. Der letztere entschloß sich zur Auswanderung; er sandte daher Kundschafter aus, die im Süden ein gutes Land suchen mußten, und brach, begleitet von einem zahlreichen Heere seiner Landsleute, nach dem Süden auf. Auf ihren Wanderungen trafen sie auf die Spuren toltekanischer Niederlassungen und erreichten Tula nach einem Wege von achtzehn Monaten. Von Tula wandten sie sich nach Chempoalla und Tepepolco, zwanzig Stunden nördlich von Mexico.

Hier nun sandte Xolotl seinen Sohn Nopaltzin aus, das Land fernerhin zu untersuchen. Der Prinz kam auch in das Thal von Mexico und nachdem er die ganze Umgegend von dem Gipfel eines hohen Berges genau betrachtet hatte, sandte er vier Pfeile gegen die vier Weltgegenden ab zum Zeichen, daß er im Namen seines Vaters Besitz von diesem ganzen Lande nehme.

Nachdem Xolotl den Bericht seines Sohnes vernommen, beschloß er in Tenayuca, drei Stunden nördlich von Mexico, sich niederzulassen und vertheilte darauf seine Leute in das Land, wobei der größere Theil sich gegen Norden und Nordwesten zog.

Xolotl ordnete nun die Anlage neuer Städte und Dörfer an und ließ durch einen Heerführer die Quellen der Flüsse auffuchen, welche der Prinz auf seiner Entdeckungsreise bemerkt hatte. Dieser Heerführer Achitomatl fand auch mehrfache Ueberreste der toltekischen Nation, welche ihm den Untergang ihres Reiches erzählten. Mit diesen verbanden sich die Chechemeken, heiratheten ihre Töchter und Nopaltzin selbst nahm die Azcaxochitl, welche von den beiden letzten toltekanischen Prinzen abstammte. Von den Tolteken lernten nun die Chechemeken den Ackerbau, die Bearbeitung der Metalle, Spinnen und Weben und das behaglichere Leben.

Nachdem Xolotl kaum acht Jahre in seiner neuen Residenz Tenayuca gesessen hatte, kam aus dem Norden ein zahlreiches Volk an, welches von sechs Häuptlingen geführt wurde und das in der Nachbarschaft des Reiches Amaquemecan seine Heimath hatte. Sie hatten ihr Geburtsland entweder wegen Hungersnoth oder in Folge der guten Nachrichten verlassen, welche Xolotl in seine Heimath hatte gelangen lassen. Er nahm diese sechs Häuptlinge sehr freundlich auf und wies ihnen einen Landstrich zur Wohnung für ihr Volk an. Es waren die sechs Stämme Nehualatchi.

Wenige Jahre darauf trafen noch drei andere Fürsten von der Nation der Acolhuas aus dem Reiche Teoacolhucan, in der Nähe von Amaquemecan, an. Sie hießen Acolhuatzin, Chiconquauhtli und Tzontecomatl, aus dem hohen Hause Citin. Sie waren aber weit gebildeter als die Leute Xolotls und den Tolteken ähnlicher als diesen.

Mittlerweile hatte Xolotl seine Residenz nach Tezcuco verlegt, wo ihm die drei neu angekommenen Prinzen auch vorgestellt wurden. Sie verbeugten sich tief, berührten die Erde mit der Hand und küßten sie, dann hoben sie an: „Mächtiger König, wir kommen aus dem Königreiche Teoacolhuacan, welches nicht weit von eurem Vaterlande entfernt ist; wir sind Brüder und Söhne eines mächtigen Herrn, aber auf die Nachricht von dem glücklichen Zustande, dessen die Chechemeken unter der Herrschaft eines so menschenfreundlichen Königs genießen, ziehen wir die Ehre, eure Unterthanen zu werden, den uns in unserem Vaterlande gebotenen Vortheilen vor. Wir bitten deswegen uns einen Platz in eurem glücklichen Lande anzuweisen, wo wir unter eueren Befehlen leben können."

Dem König der Chechemeken gefiel das höfliche Betragen und das edle Ansehen dieser vornehmen Jünglinge und es schmeichelte seiner Eitelkeit, drei Prinzen in demüthiger Stellung vor sich zu sehen. Er bewilligte also ihre Bitte und befahl vorläufig seinem Sohne, Wohnung und Unterhalt für sie zu besorgen. Er hatte zwei mannbare Töchter, deren Neigung er zuvörderst erforschen, so wie er sich auch über die Gesinnung seiner Unterthanen erst Gewißheit verschaffen wollte. Nachdem dieß geschehen, berief er die Prinzen zu sich und meldete ihnen seinen Entschluß, ihnen nicht allein ein Gebiet anzuweisen, sondern auch seine beiden Töchter ihnen zu Frauen zu geben, wobei er beklagte, daß er nicht auch noch eine dritte Tochter besitze. Die Prinzen nahmen seine Gaben mit der größten Dankbarkeit auf und gelobten ihm die festeste Treue.

Als der Hochzeitstag herangekommen, strömte eine zahllose Menschenmenge zusammen. Acolhuatzin heirathete die älteste Tochter Cuetlarochitl, Chiconquautli die Jüngere. Der dritte Prinz nahm die Coatetl, welche aus toltekanischem Geschlechte abstammte. Es folgten nun durch 60 Tage alle Arten Feste und Lustbarkeiten, Wettläufe und Kämpfe mit Thieren, die den Chechemeken sehr angemessen waren und worin der Prinz Nepaltzin vor Allen sich auszeichnete. Von nun an folgten dem Beispiele des Hofes auch andere Personen der beiden Nationen, so daß sie zu einem Volke zusammenschmolzen, das fortan Acolhua genannt wurde. Den Namen Chechemeken behielten blos diejenigen, welche die Jagd dem Ackerbaue vorziehend und nach Unabhängigkeit strebend in das Gebürge nördlich vom Thale von Mexico zogen. Hier lebten sie ohne Oberhaupt in wilder Freiheit, ohne Gesetze, ohne Wohnung, am Tage jagend und schlafend an dem Orte, wo die Nacht sie überfiel. Sie vermischten sich mit den Otomies, einem Volke, das in gleicher Lebensart ein Gebiet von mehr als 550 Stunden Länge einnahm und nach der Eroberung des Landes die Spanier noch lange beunruhigte.

Nachdem die Hochzeitfeste vorüber waren, theilte Xolotl sein Reich in verschiedene Staaten. Acolhuatzin erhielt Azcapozolco, 9 Stunden west-

lich von Tezcuco, Chiconquauhtli den Staat von Xoltocan und Tzontecomatl den von Coatlichan. Die Bevölkerung nahm täglich zu und nun erwachten auch Leidenschaften und verwickelte Verhältnisse bildeten sich aus dem enger zusammenrückenden Besitz. Xolotl, der sehr mild und nachsichtig gewesen, mußte in den letzten Jahren seiner Regierung härtere Maaßregeln ergreifen, Beamte absetzen und Verbrecher mit dem Tode bestrafen. Dieses Verfahren erbitterte aber so sehr, daß einige beschlossen, den König zu ermorden; sie wollten ihn in seinem Garten, wo er zu schlafen pflegte, dadurch ersäufen, daß sie den hindurchgeleiteten Wassergraben überströmen ließen. Der König wurde gewarnt und der Anschlag gelang nicht; er ließ sich aber nichts merken, sondern sagte: „Ich war vorher bereits von der Liebe meiner Unterthanen überzeugt, aber ich sehe, daß sie mich über meine Erwartung lieben. Ich wünsche mehr Wasser in meinen Gärten und siehe, meine Unterthanen verschaffen mir dasselbe ohne Kosten." An der Bestrafung der Rebellen verhinderte ihn eine schwere Krankheit.

Als nun Xolotl seinen Tod herannahen fühlte, berief er den Prinzen Nopaltzin, seine Töchter und seinen Schwiegersohn Acolhuatzin zu sich, denn die anderen Prinzen waren bereits gestorben, empfahl ihnen Einigkeit unter sich, Fürsorge für das Wohl des Volkes, Beschützung des Adels und gnädiges Betragen gegen jeden der Unterthanen. Er starb nach einer Regierung von mehr als 40 Jahren. Die Leiche ward in feierlichem Leichenbegängniß nach Chechemeken-Sitte verbrannt und die Asche in einem Gefäß von kostbarem Stein in einer Höhle beigesetzt.

Nopaltzin war beim Antritt seiner Herrschaft bereits über 60 Jahr alt und hatte Kinder und Enkel. Dem ältesten Sohne Tlotzin übergab er die Herrschaft über Tezcuco, dem Quauhtequisua den Staat Zacatlan und dem Apopozok Tenamitik. Er selbst blieb ein Jahr in Tenayuca, dann begab er sich nach Tezcuco, wo er eines Tages zu seinem Sohne sagte: „Zwei Ursachen zwingen mich zu Thränen; die eine ist das Andenken an meinen Vater, die andere die Vergleichung, welche ich zwischen jenen glücklichen Tagen und dem jetzigen traurigen Zeitpunct anstelle. Als mein Vater diese Gärten anlegte, hatte er ruhige Unterthanen, welche ihm aufrichtig dienten und die Aemter, die er ihnen ertheilte, mit Dankbarkeit annahmen, aber jetzt haben Ehrgeiz und Uneinigkeit allenthalben die Oberhand. Es kränkt mich, Unterthanen als Feinde behandeln zu müssen, die ich ehemals an diesem Orte als Freunde und Brüder ansah."

Bis jetzt waren die verschiedenen Staaten von Anahuac in Frieden neben einander bestanden. Die mit den Acolhuas vereinten Chechemeken waren vereint mit dem Rest der Tolteken die angesehensten und waren in vier Reiche getrennt, nachdem sich die unbändigsten nach dem Gebiete der Otomies gewendet. Außer ihnen waren allgemach folgende Nationen im Lande heimisch geworden: die Olmeken

und Xicallancas; sie wurden durch die Teochechemeken und Tlascalaner vertrieben und gründeten vielleicht die Herrschaften der Antillen und caraibischen Inseln; die Taraskas, die das gesegnete Land Michuacan bewohnten und eine nicht geringere Cultur erlangt hatten als die Mexicaner. Ferner finden wir die Mazahuas, die sich von den Otomies getrennt hatten, die Matlatzincas, die später von Mexico kamen, die Mixtecas und Zapotecas, cultivirte Völker, die Chiapanesen, die als ihren Ahnherrn einen Namen nennen, der an den Helden der germanischen Sage erinnert, Votan, der sie aus dem Norden nach Anahuac führte. Die bereits erwähnten Nohuatlacas bildeten die sechs Stämme der Sachimilcas, Cholchesen, Topanecas, Colhuas, Tlahuicas, Tlascalaner und Mexicaner. Ferner werden genannt die Cohuixas, Cuitlatekas, Jopas, Mazateken, Popolocas, Chinantecas und Totonaken.

Alle diese Nationen lebten in Frieden neben einander, bis die anwachsende Bevölkerung die weiten Gebiete beengte und bis der Ehrgeiz der Herrscher Kämpfe herbeiführte. So fand namentlich Acolhuatzin, Nopaltzins Sohn, die Gränzen seines Staates Azcapozalco zu klein und beschloß das Land Tepozotlan zu erobern und er führte diesen Entschluß aus.

Ein anderer Kampf entspann sich bald darauf aus anderer Ursache. Der Herrscher von Coatlichan, Sohn des verstorbenen Prinzen Tzontecomatl, wünschte die schöne Prinzessin Atotozli zu heirathen; Jacazozokotl, Herr von Tepetlaoztoc, hatte gleiche Absicht und unterstützte seine Werbung durch ein Heer seiner Unterthanen, mit welchem sich ein ehemaliger, aber abgesetzter Vasall Nopaltzins verband. Huetzin rief nun sein Volk ebenfalls auf und bei Tezcuco kam es zur Schlacht, worin Huetzin Sieger blieb, den Nebenbuhler tödtete und seine Bundesgenossen und Soldaten gänzlich zerstreute. Der König gab ihm hierauf die Prinzessin und das Land seines Nebenbuhlers dazu als ein Lehn.

Nachher empörte sich die ganze Provinz Tollantzinco, gegen welche Nopaltzin mit einem Heere zu Felde zog; da jedoch das königliche Heer minder geübt war, so stand dasselbe 19 Tage im Nachtheil, bis endlich Prinz Tlotzin mit frischen Haufen heranzog. Die Empörer wurden bezwungen und die Anführer streng bestraft. Bald darauf trat Nopaltzin zurück und überließ nach einer Regierung von 32 Jahren seinem ältesten Sohne Tlotzin den Thron; kurze Zeit nachher starb er und ward mit der gewöhnlichen Feierlichkeit bestattet.

Tlotzins Regierung währte 36 Jahre und war mild und friedlich, der Adel erschien häufig an seinem Hofe. Das Volk wurde fleißig in den Waffen geübt.

Sein Sohn und Nachfolger Quinaltzin verlegte den Herrschersitz von Tenayuca nach Tezcuco, das von nun an Hauptstadt des Reiches Acolhuacan blieb. Er hatte seine Thronbesteigung mit größerer

Pracht als alle seine Vorgänger begangen; jetzt als er nach Tezcuco übersiedelte, ließ er sich von vier der vornehmsten Herren in einem Sessel tragen, über welchen vier andere Herren einen Schirm hielten. Die Pracht, welche er an seinem Hofe entfaltete, ahmten die großen Lehnsträger und Edelleute nach und sie suchten sich unter einander darin zu überbieten.

Nach einiger Zeit begannen die beiden Staaten von Meztitlan und Tototepec eine Empörung. Der König eilte mit seinem Heere alsbald in das Feld und ließ den Häuptern der Empörer sagen, sie möchten, wenn sie so viel Muth als Treulosigkeit hätten, innerhalb zweier Tage in die Ebene von Tlarimalco herabkommen, sonst würde er mit dem Heere ihrer Hauptstadt nahen, diese in Brand stecken und weder Weib noch Kind verschonen. Die Empörer stellten sich auch wirklich in der Ebene; die Schlacht begann und war mit Einbruch der Nacht noch nicht entschieden. So kämpfte man 40 Tage lang mit großer Hartnäckigkeit, bis endlich die Empörer ermatteten und sich ergaben. Der König begnadigte das gemeine Volk, bestrafte aber die Anführer sehr hart.

Jetzt empörten sich auch sieben andere Städte, die er jedoch nach und nach allesammt wieder unterjochte. Von nun an herrschte Quinatzin in Ruhe. Nach seinem Tode folgte ihm sein Sohn Techotlalla, der im Jahre 1406 n. Chr. Geb. starb.

Mittlerweile hatte sich vom Stamme der Chechemecas ein Zweig abgesondert, die Terchechemecas, welche die monarchische Staatsverfassung, die in den übrigen Staaten von Anahuac und namentlich in Acolhuacan herrschte, verlassend eine Republik bildeten. Sie hatten sich ursprünglich auf der östlichen Seite des Sees niedergelassen, an welchem nachmals Mexico gegründet wurde. Sie waren sehr kriegerisch und beunruhigten fortwährend ihre Nachbarn; obschon sie dabei immer Sieger geblieben waren, so zogen sie doch weiter und trennten sich in drei Haufen; der stärkste davon wandte sich nach Osten und gründete hier den Staat Tlascala mit der Hauptstadt gleiches Namens. Anfangs standen sie unter einem Oberhaupte; da sie sich aber in der Folge sehr vermehrten, wurden in der Stadt vier Abtheilungen gemacht, deren jede ihr besonderes Oberhaupt hatte, so daß das Ganze aus vier Herrschaften bestand. Die vier Oberhäupter bildeten mit den vornehmsten Einwohnern eine Aristokratie, welche über Krieg und Frieden urtheilte. Die Gränze der Republik, welche mehrere Städte und viele Dörfer und etwa eine halbe Million Einwohner zählte, war auf der Westseite durch Gräben und Verschanzungen, auf der Ostseite mit einer drei Stunden langen Mauer versehen, gegen Norden und Süden war das Land durch Berge vor feindlichen Einfällen gedeckt. Die Tlascalaner waren ein tapferes, freiheitliebendes Volk, hatten eine Religion, die mit eben so grausamen Opfern wie die der Mexicaner, ihrer nachmaligen Nebenbuhler,

geübt wurde und standen auf derselben Stufe der Cultur wie jene.

Die letzten Einwanderer in Anahuac waren die Azteken, die Gründer von Mexico. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung wohnten sie noch in Aztlan, nördlich vom californischen Meerbusen, und von da wanderten sie nach Anahuac, worüber folgende Sage bei ihnen verbreitet war:

Unter den Azteken lebte ein Mann, Namens Huitziton, der durch seine Klugheit sich allgemeines Ansehen erworben hatte und der sich nun, aus unbekannten Ursachen, große Mühe gab, seine Landsleute zur Auswanderung zu bewegen. Indem er sich mit diesem Plane beschäftigte, hörte er die Stimme eines kleinen Vogels von einem Baume, die deutlich wie Tihui, d. h. auf aztekisch: „laßt uns gehen! klang. Er erfaßte diese Gelegenheit und führte einen angesehenen Mann zu dem Baume, wo der Vogel zu singen pflegte, und sprach: „Hörst du nicht, Freund Tecpalzin, was dieser kleine Vogel sagt? Er wiederholt alle Augenblicke Tihui. Was kann dieß anders bedeuten, als daß wir dieses Land verlassen und ein anderes aufsuchen sollen? Sicherlich ist es der Wille einer unsichtbaren, über unser Wohl wachenden Gottheit. Lasset uns der Stimme gehorchen und ihren Zorn durch Ungehorsam nicht auf uns laden." Tecpalzin gab dieser Auslegung seinen vollen Beifall und erwarb seinem Freunde gar bald noch mehr Anhänger und die Auswanderung fand auch in der That um's Jahr 1160 statt. Die Gemälde, welche das Andenken der Wanderung aufbewahren, zeigen, daß sie zuerst einen rothen Fluß überschritten, den man für den Rio colorado nimmt, der im 32½° in den Meerbusen von Californien fällt. Nachdem sie den Fluß überschritten, kamen sie an einen andern Fluß, wo sie eine Zeitlang sich aufhielten und Gebäude errichteten. Sie brachen weiter auf und gelangten an eine Stelle, die nordwestlich von Chihuahua 175 Stunden entfernt ist und wo sie abermals Gebäude errichteten, deren Ueberbleibsel zeigen, daß der Ort nach demselben Plane angelegt war, wie nachmals die Stadt Mexico, und welche die großen Häuser genannt werden. Man fand später dort Ueberreste terrassenförmiger Burgen, Wachthügel, Gräber, Reste von Irdengeschirr und kleine Spiegel aus Itztli.

Von hier überstiegen sie die Hochgebirge von Tarahumara und setzten ihren Zug nach Süden fort, bis sie nach Culiacan, 24½° n. Br., am californischen Meerbusen anlangten. Sie bauten Häuser, besäeten den Boden und verweilten drei Jahre an diesem Orte. Hier fertigten sie auch ihrem Schutzgotte Huitzilopochtli eine hölzerne Statue, daß er sie auf der Reise begleite und trugen sie fortan auf einem hölzernen Stuhle mit sich. Vier Priester mußten diesen Götterstuhl auf ihren Schultern tragen und hießen daher Diener Gottes. Von Culiacan zogen sie viele Tagereisen ostwärts bis Chicomoztoc, wo sie Halt machten. Hier trennte sich der Stamm der Mexicaner

von den übrigen sechs, welche weiter zogen. Die Mexicaner verweilten hier neun Jahre, dann zogen sie fort, bis sie endlich nach mancher Wanderung im Jahre 1196 bei der Stadt Tula ankamen.

Auf dem Zuge dahin hielten sie sich eine Zeit lang zu Coatlicomac auf und der Stamm theilte sich hier in zwei Abtheilungen, welche fortan beständige Nebenbuhler blieben und sich verfolgten. Der Zwiespalt wurde durch zwei Bündel hervorgerufen, welche durch ein Wunder auf einmal mitten in ihrem Lager gefunden wurden. Einige gingen zu dem ersten, um zu sehen, was darin wäre, und fanden einen kostbaren Stein, welcher einen großen Streit veranlaßte, weil jede Partei ihn als ein Geschenk von ihrem Gott haben wollte. In dem andern Bündel fand man blos zwei Stückchen Holz, die man anfangs als etwas werthloses ansah. Als aber der weise Huitziton ihnen zeigte, wie man mit Hülfe derselben Feuer hervorbringen könne, achteten sie solche wohl höher als den kostbaren Stein.

Die Inhaber des Steines nannten sich Tlatecolcas, die der Hölzer Tenochcas oder Mexicaner; trotz dieses Zwistes setzten beide Theile ihre Reise gemeinschaftlich fort. Wo sie längere Zeit verweilten, errichteten sie nicht allein Gebäude, sondern auch einen Altar für ihren Gott und ließen alle Kranke daselbst zurück und alle die, welche des langen Umherziehens müde waren.

In Tula blieben sie neun Jahre und dann elf in einigen Orten in der Nähe davon, bis sie im Jahre 1216 in Zampanco, einem ansehnlichen Orte im Thal von Mexico, anlangten. Der Herr dieser Stadt, Tochzanecatl, nahm sie besonders gütig auf, gab ihnen Wohnplätze, ließ sie mit allen Bedürfnissen versehen und gewann durch längern Umgang so große Neigung zu ihnen, daß er von den Häuptern der Nation ein edles Mädchen zur Frau für seinen Sohn Ilhuitcatl verlangte. Die Mexicaner ehrten diesen Beweis seiner Achtung und gaben ihm die Tlacapantzin, die alsbald mit dem Fürstensohne vermählt wurde. Aus dieser Ehe stammten die Mexicanischen Könige ab.

Nach sieben Jahren zogen die Mexicaner mit dem jungen Ilhuitcatl nach Tizayocan; hier gebahr Tlacapantzin einen Sohn, welcher Huitzilihuitl genannt wurde. Von hier kamen sie dann nach dem Ufer des Sees von Tezcuco und blieben 22 Jahr daselbst. Sobald sie angekommen, wurden sie auf Befehl des damals regierenden Königs Xolotl gemustert und da nichts von ihnen zu befürchten war, erlaubte er ihnen, sich nach Belieben einen Wohnsitz zu suchen. Als aber hier unter den Nachbarn Streitigkeiten ausbrachen, entwichen sie im Jahre 1245 nach dem Berge Chapoltepek am westlichen Ufer des Sees kaum eine Stunde weit von dem nachmaligen Mexico.

Sie blieben hier siebenzehn Jahre, mußten aber viel von den Verfolgungen der Fürsten von Xaltocan und einigen anderen erdulden;

da entwichen sie in eine Inselgruppe am Südende des Sees von Mexico, welche Acocolco genannt wurde. Hier führten sie 52 Jahre lang ein sehr elendes Leben; sie ernährten sich blos von den Fischen und Insecten, so wie den Wurzeln, welche der Sumpfboden am See hervorbrachte, und da ihre Kleider zerrissen waren, bedeckten sie sich mit den Blättern der Pflanzen Amoxtli. Ihre Wohnungen bestanden aus kleinen Schilfhütten.

Allein trotz ihres armseligen Lebens waren sie im Besitze des köstlichsten Gutes, der Freiheit, bis sie im Jahre 1314 auch diese verloren. Der König von Colhuacan überfiel sie, schlug sie und führte sie als Sclaven nach Tizapan, wo sie einige Jahre lebten, bis zwischen den Colhuas und ihren Nachbarn, den Xochimilken, ein Krieg entstand. Die Colhuas wurden mehrmals geschlagen und dadurch so entkräftet, daß sie genöthigt waren, ihre Sclaven zu Hülfe zu rufen. Sie befahlen ihnen, sich zu rüsten, versahen sie jedoch nicht mit den nöthigen Waffen. Die Mexicaner nahmen daher lange Stäbe, härteten deren Spitzen im Feuer und konnten sie also zu Spießen, wie zu Springstangen benutzen. Messer fertigten sie sich aus Iztli und Schilde flochten sie aus Rohr. Sie verabredeten unter einander, keine Gefangene zu machen, sondern nur jedem, der in ihre Gewalt fiel, ein Ohr abzuschneiden und ihn dann laufen zu lassen. Die Colhuas kämpften zu Lande am Ufer, die Mexicaner begaben sich jedoch in's Wasser, fielen die Feinde an, schnitten ihnen die Ohren ab und sammelten diese in einem Korbe. Die Xochimilcas wurden gänzlich geschlagen und sogar zur Flucht in die Gebürge genöthigt. Nach der Schlacht stellten nun die Krieger der Colhuas ihre Gefangenen dem Generale vor, denn auch diese Nation zog es vor, den Feind lebendig zu fangen, als denselben zu erschlagen. Die Mexicaner kamen nun auch hervor, hatten aber keine Gefangenen aufzuweisen und wurden daher wegen ihrer Feigherzigkeit vom Anführer und von den Soldaten der Colhuas mit den bittersten Vorwürfen überhäuft. Da brachten die Mexicaner ihre Körbe mit den Ohren und sprachen: „Sehet hierher; aus der Menge der Ohren, die wir Euch vorlegen, schließet auf die Menge der Gefangenen, welche wir Euch hätten bringen können, wir wollten aber keine Zeit verlieren, indem wir sie hätten binden müssen, und haben so euren Sieg beschleunigt." Da schwiegen die Colhuas beschämt still.

Nachdem die Mexicaner an ihren damaligen, Huitzolopochco genannten Wohnplatz zurückgekehrt, richteten sie ihrem Gott einen Altar auf und nun begab sich die wunderbare Geschichte mit der Opferung der vier gefangenen Xochimilcaner. Der König, entsetzt, solche Menschen zu Sclaven zu haben, sandte ihnen alsbald den Befehl, das Reich Colhuacan sogleich zu verlassen und nach einem andern Orte auszuwandern. Die Mexicaner nahmen den Befehl von ihrer Befreiung vom Sclavenstande freudig auf und wandten sich nordwärts nach

Acatzitzintlan, einem zwischen zwei Seen belegenen Orte, welcher nachher Mexicaltzinco und später Mexico genannt wurde; zwei Jahre später rückten sie abermals ein wenig weiter. Da sahen sie eine Opuntia, die auf einem Steine wuchs, und darüber eine Adlersklaue, und daher nannten sie den Ort Tenochtitlan und nahmen Besitz von demselben.

Vor allem errichteten sie dem Huitzilopochtli einen Altar und Tempel, den sie mit dem blutigen Opfer des gefangenen Colhuacans Xomimitl einweiheten. Um diesen Tempel bauten sie ihre elenden Hütten aus Rohr und Schilf. Dieß geschah im Jahre 1325 n. Chr. Geb. Der Ort lag aber mitten in dem See und so hatten sie nicht einmal Land zum Ackerbau und nothdürftig Raum für Wohnungen. Da trieben sie an den flachsten Stellen des Sees Pfähle in's Wasser, machten von Rasen und Steinen kleine Dämme und verbanden so die nächsten kleinen Inseln mit den größeren. Sie fingen nun Fische, Insecten und Vögel und tauschten dafür in den nächstgelegenen Ortschaften anderweite Nahrungsmittel, Kleider und andere Bedürfnisse ein. Ferner begannen sie auch ihre schwimmenden Gärten und Gemüsefelder anzulegen.

So lebten die Mexicaner dreizehn Jahre, obschon in zwei Parteien ertheilt, doch einig in einem beschränkten Zustande beisammen, bis im Jahre 1338 der Bruch offenbar und eine Trennung beschlossen wurde. Die eine Partei zog sich nach Norden auf eine kleine Insel, die später Tlatelolco genannt wurde. Die Zurückbleibenden theilten ihre Stadt in vier Felder, deren jedes seinen besonderen Schutzgott hatte, während inmitten aller der große Tempel des Huitzilopochtli angelegt war, dem man nun die colhuanische Prinzessin opferte und nachmals zur Göttermutter erklärte.

Bis zum Jahre 1352 stand der mexicanische Staat unter der Leitung von zwanzig durch Adel und Kenntnisse ausgezeichneten Männern; da sie aber sahen, wie die von Colhuacan und die Chechemecas einen einzigen Herrscher hatten, dessen glänzende Umgebung einen gewissen Schein von Größe und Macht über den ganzen Staat verbreitete, beschlossen auch die Mexicaner, sich einen König zu wählen, womit man mehrere Personen beauftragte, welche den Acamapitzin, den berühmtesten und weisesten Mann, einstimmig zum König ausriefen. Das ganze Volk stimmte bei. Acamapitzin stammte mütterlicher Seite aus dem Königshause von Colhuacan. Da er noch unverheirathet war, beschloß man bei den Höfen von Anahuac eine Gemahlin für ihn zu suchen. Nach zwei abschlägigen Antworten in Tacuba und Azcapozalco gab endlich der König von Coatlichan, der von den drei alcolhuanischen Prinzen abstammte, dem Acamapitzin seine Tochter Ilancuaitl, welche mit Jubel in Mexico eingeführt und als Königin begrüßt wurde.

Als nun die alten Stammgenossen von Mexico, die sich in

Tlatelolco niedergelassen, sahen, daß die Mexicaner einen König erwählt, folgten sie diesem Beispiele; allein sie wählten sich den Herrscher nicht aus ihrer Mitte, sondern sie ersuchten den Azcapolzalco, König der Tepaneken, welcher Grundherr ihres wie des mexicanischen Gebietes war, ihnen einen seiner Söhne als König zu geben. Er sandte ihnen im Jahre 1353 seinen Sohn Quaquauhpitzahuac.

Wenige Tage darauf versammelte König Azcapozalco seine Räthe und sprach zu ihnen: „Edle von Tepaneca, was urtheilet ihr über dieses Verfahren der Mexicaner? Sie haben sich selbst auf unseren Grund und Boden eingedrängt, sie fahren fort, ihre Stadt und ihre Verhältnisse ansehnlich zu erweitern, und was das schlimmste ist, sie haben ohne unsere Einwilligung sich einen König aus ihrer Mitte erwählt. Ist das ihr Anfang, was werden sie thun, wenn sie zahlreicher und stärker geworden sind? Haben wir nicht zu befürchten, daß sie anstatt uns den ihnen auferlegten Tribut zu bezahlen, desgleichen von uns fordern werden und daß der kleine König von Mexico darnach trachten wird, sich auch zum Beherrscher der Tepaneken zu machen? Ich halte es daher für nothwendig, ihnen so viel aufzulegen, daß sie ihre Last nicht ertragen können, damit wir sie, wenn der Tribut nicht richtig bezahlt wird, so lange plagen können, bis sie zuletzt gezwungen werden, ihren Wohnplatz zu verlassen."

Dieser Antrag fand allgemeinsten Anklang und der König Azcapozalco ließ den Mexicanern ankündigen, daß der bisherige Tribut zu gering gewesen und daher künftig doppelt abgetragen werden müsse. Außerdem gab er ihnen auf, jährlich einige tausend Weiden und junge Fichten für die Straßen und Gärten seiner Residenz zu liefern, auch einen großen Küchengarten dorthin zu schaffen, worin alle in Anahuac bekannte Pflanzen zusammengestellt wären.

Obschon die Mexicaner darüber außerordentlich niedergeschlagen waren, so erfüllten sie doch die Vorschrift ganz gewissenhaft und lieferten Alles gehörig ab. Darauf befahl der König für das nächste Jahr einen andern Garten und darauf eine Ente und einen brütenden Schwan zu liefern, und zwar so, daß die Jungen bei der Ankunft desselben gleich auskröchen. Die Mexicaner schafften Alles nach Vorschrift zur Stelle und der König sah die Jungen wirklich auskriechen. Das nächste Jahr wurde ein lebendiger Hirsch gefangen und so wurden sie mehr als fünfzig Jahr lang mit den seltsamsten und schwierigsten Forderungen geplagt; allein mit Hülfe ihrer Götter zogen sie sich immer genügend aus der Verlegenheit.

Da Acamapitzin's erste Gemahlin unfruchtbar blieb, so nahm er eine Königstochter von Tetepanci, welche ihm einige Söhne gebahr: den Huitzilihuitl, dessen Erziehung die erste Gemahlin übernahm, und den Chimalpopoca, welche beide den Vater nachmals in der Herrschaft nachfolgten. Er hatte außerdem noch mehrere Frauen,

deren eine die Mutter des Itzcoatl wurde, der später ebenfalls die königliche Würde erlangte.

Sieben und dreißig Jahre regierte Acamapitzin sein Land in Frieden; die Bevölkerung nahm zu, steinerne Gebäude, Canäle und andere nützliche Anstalten entstanden, bis er im Jahre 1389 starb. Nun traten die Wähler zusammen und der Aelteste desselben sprach: „Mein Alter berechtigt mich zuerst zu reden. Unser durch den Todesfall des Königs erlittenes Unglück ist sehr groß und Niemand wird es mehr fühlen, als die, welche die Federn seiner Flügel und die Lider seiner Augen waren. Dieses Unglück wird durch das elende Joch unserer Abhängigkeit von der Macht der Tepaneken noch vergrößert. Suchet also, die ihr so sehr dabei betheiligt seyd, ein Hülfsmittel für unsere unglückliche Lage, d. h. wählt einen König, der eifrig für die Ehre unseres mächtigen Gottes Huitzilopochtli ist, der durch seinen Arm das unserm Volke zugefügte Unrecht rächt und der die Alten, die Wittwen und die Waisen unter den Schatten seiner Gnade aufnimmt."

Man wählte darauf Acamapitzins ältesten Sohn Huitzilihuitl, der noch unvermählt war. Man beschloß eine Königin am Hofe von Azcapolzalco für ihn zu suchen und es reiseten einige der Vornehmsten dahin als Brautwerber ab. Sie naheten sich demüthig dem Könige und sprachen: „Siehe hier, großer Monarch, die armen Mexicaner zu deinen Füßen, welche von deinem guten Herzen eine Gnade erwarten, die ihr Verdienst weit übersteigt. Zu wem sollen wir aber unsere Zuflucht nehmen als zu Dir, unserem Herrn und Vater? Siehe, wir hängen von Deinen Lippen ab und erwarten nur Deine Befehle, um zu gehorchen. Wir bitten mit der tiefsten Hochachtung, habe Mitleiden mit unserem Herrn und Deinem Diener Huitzilihuitl, der in dem dicken Schilf des Sees eingeschränkt ist. Er ist ohne Gemahlin und wir ohne Königin. Würdige uns einer Deiner Juwelen oder kostbarsten Federn und überlasse uns eine Deiner Töchter, daß sie über uns in einem Dir zugehörigen Lande herrsche."

Der König Tezozomoc war von dieser schmeichelhaften Anrede so gerührt, daß er sogleich seine Tochter Ajauhaihuatl den Bittenden als Gemahlin bewilligte. Die Mexicaner führten sie freudig in ihre Heimath und sie gebahr auch noch im ersten Jahre ihrer Ehe einen Sohn. Um aber seine Macht durch Verbindungen zu befestigen, heirathete Huitzilihuitl auch noch eine Tochter des Königs von Quauhnahuac, die Miahuaxochitl, die ihm den Montezuma Ilhuicamina gebahr.

König von Acolhuacan, Oberlehnsherr der Staaten von Anahuac, war damals Techotlala, gegen welchen sich der König von Xaltocan empörte, wobei er sechs andere Staaten zu Mitgenossen hatte. Techotlala sandte ein Heer dagegen, in welchem auch Mexicaner und Tepaneken waren und welches die Rebellen unterdrückte. Die Mexicaner

kehrten mit Ehren in ihre Stadt zurück und ihr Ansehen war durch die Freundschaft mit dem mächtigen Reiche Acolhuacan, welches damals eine merkwürdige Veränderung in seiner Verfassung erlebte, gewachsen.

Um künftigen Empörungen vorzubeugen, theilte nämlich Techotlala sein Reich in fünf und siebenzig kleine Staaten und setzte über jeden derselben ein Oberhaupt, das von ihm abhängig war. In jeden dieser Staaten verpflanzte er eine Anzahl Einwohner aus einem andern, was den Unterthanen freilich viel Noth und Beschwerde verursachen mußte. Demnächst ordnete er aus dem Adel mehrere Großbeamte an, einen Oberfeldherrn, einen Einführer der Gesandten, einen Oberſthofmeister des königlichen Palastes, einen Oberaufseher der königlichen Gebäude und einen Vorsteher der Goldwirker zu Ocolco. Mit den Mexicanern verband er sich durch ein besonderes Bündniß. Sie breiteten nun ihren Verkehr weiter aus, vermehrten die schwimmenden Gärten und begannen nun auch Kleider von Baumwolle zu tragen.

Bis hierher finden wir, daß die Geschichte der Länder von Anahuac einen gemäßigten, ruhigen Gang fortgeht und es treten uns nur wenig ausgezeichnete, gar keine außerordentlichen Persönlichkeiten entgegen, so wenig wie in der älteren Geschichte der passiven wie der activen Völker. Die Masse der Kraft ist in den Familien gleichartiger vertheilt, die Menschen haben sich noch nicht so sehr individualisirt. Wie in den Urwäldern, wie in den Wiesen haben alle Pflanzen, da sie ziemlich gleicher Gattung sind und nur in Massen auftreten, auch ein gleichmäßigeres Ansehen, gleichmäßig zugemessene Kraft. In den Pflanzungen, welche die Cultur hervorbringt, sehen wir Individuen hervortreten und die Einzelnstehenden haben Gelegenheit, sich gewaltiger zu entwickeln und ihre Erscheinung geltend zu machen. Eine Erscheinung, der wir auch nun in der Geschichte der Staaten von Anahuac begegnen.

Ein solcher außerordentlicher Character war Maxlaton, Prinz von Coyoacan und Sohn des Königs von Azcapozalco, dessen Schwester Ajaucihuatl an den König von Merico vermählt war. Maxlaton wird von Clavigero ein grausamer, unruhiger, ehrsüchtiger Herr genannt, Eigenschaften, die wir bisher an keinem der Herrscher von Acolhuacan bemerkt haben, da sie alle sich begnügten, das ererbte Land friedlich zu beherrschen und höchstens wenn der Druck der Nachbarn zu fühlbar ward, einen Feldzug unternahmen.

Maxlaton aber wollte herrschen und er bewirkte im Laufe seines Lebens große Veränderungen in Anahuac. Er begann damit, daß er große Unzufriedenheit über die Vermählung seiner Schwester mit dem König von Mexico äußerte; er verbarg jedoch eine Zeit lang seinen Groll aus Ehrfurcht vor seinem Vater. Im 10. Jahre der Regierung des Huitzilihuitl versammelte er die Vornehmsten von

Azcapozalco, schilderte ihnen das bedenkliche Wachsthum des Staates von Merico und versicherte, daß er eigentlich der für seine Schwester bestimmte Gemahl gewesen, daß ihm mithin durch ihre Vermählung eine große Beleidigung angethan worden sey. Die Versammlung verstand er so aufzuregen, daß sie beschloß, den Huitzilihuitl vor sich zu fordern. Bisher hatten nun die Mericaner zwar nicht mehr den früheren Tribut bezahlt, jedoch alljährlich ein Paar Enten überbracht, um dadurch die Oberlehnsherrlichkeit des Königs von Tepanecan anzuerkennen. Huitzilihuitl erschien in Azcapozalco, ward mit Vorwürfen und Drohungen überhäuft und ging bekümmert und entrüstet nach Merico zurück. Hierauf ließ Marlaton einen Sohn seines eigenen Bruders ermorden, weil er in diesem einen Erben seiner Macht und Nebenbuhler seiner Kinder sah.

Mittlerweile starb im Jahre 1406 hochbejahrt König Techotlala von Acolhuacan und Irtlilrochitl war sein Nachfolger. Bei der Thronbesteigung erschienen die Lehnsträger des Reiches, aber der König von Azcapozalco reisete ab, bevor er die gewöhnliche Huldigung dargebracht hatte, und zeigte, daß er den Einflüsterungen seines Sohnes Marlaton nicht widerstehen konnte. Heimgekehrt forderte er die Könige der Nachbarorte von Merico und Tlatelolco auf, das Joch von Acolhuacan abzuwerfen und sich selbstständig zu machen.

Irtlilrochitl erkannte seine Lage und forderte daher die Fürsten von Coatlichan, Huerotla und andere Nachbarn auf, ein Heer auszurüsten. Er verordnete, daß, im Fall er auf dem Schlachtfelde bleibe, der Fürst von Irtapallocan, Quaurilotl, sein Nachfolger seyn sollte. Als Schlachtfeld wurde die Ebene von Quauhtitlan 7½ Stunde nördlich von Azcapozalco bestimmt. Ehe nun das königliche Heer dort ankam, verwüstete es sechs rebellische Staaten und nun begann ein Krieg, der beide Theile sehr schwächte, so daß um's Jahr 1409 ein Frieden zu Stande kam. Zur selben Zeit starb Huitzilihuitl nach einer Regierung von 20 Jahren; sein Bruder Chimalpopoca wurde als sein Nachfolger erwählt.

Tezozomoc, Mirlaton's Vater, ruhete nicht und sann fortwährend auf den Untergang des Reiches von Tezcuco, erwarb Bundesgenossen und brachte den König Irtlilchotitl dergestalt in Furcht, daß dieser sich nicht mehr sicher in seiner Hauptstadt fühlte und mit seinen treuen Freunden von Huerotla und Coatlichan in den Bergen umherzog; seine Feinde schnitten ihm die Lebensmittel ab und er ersuchte daher seinen Enkel Cehuacuecuenotzin, nach der rebellischen Stadt Otompan zu gehen, sie um Lebensmittel für ihren bedrängten König zu bitten, sie an den Eid der Treue zu erinnern und zu ermahnen, die Parthei der Rebellen zu verlassen. Der Prinz sprach zu seinem Großvater: „Ich gehe, Herr, Deine Befehle zu vollziehen und mein Leben aus Gehorsam gegen Dich aufzuopfern. Du weißt, wie wenig die von Otompan Dir zugethan sind, da sie sich zur Parthei des

Feindes geschlagen haben. Das ganze Land ist von den Tepaneken besetzt und allenthalben Gefahr, folglich meine Rückkehr sehr ungewiß. Sollte ich aber in Deinem Dienste umkommen und ist das Opfer meines Lebens einiger Belohnung würdig, so bitte ich für meine beiden Kinder, die ich hinterlasse, zu sorgen."

Der Prinz begab sich nun auf den Weg nach Otompan, erfuhr aber noch vor seiner Ankunft, daß Tezozomoc bereits seine Leute dorthin gesandt habe. Er ließ sich jedoch dadurch keineswegs abschrecken, ging herzhaft auf den Markt, wo das Volk um Tezozomocs Bothen versammelt war, begrüßte freimüthig das Volk und eröffnete die Ursache seiner Sendung.

Die Leute von Otompan spotteten über ihn und endlich erhob einer einen Stein, warf auf den Prinzen und gab damit das Zeichen zu einem Steinhagel, der ihn todt zu Boden streckte. Die Bothen von Tezozomoc aber forderten nun unter lebhaften Drohungen die Otompaner auf, offen gegen den Herrn von Tezcuco sich zu erheben, was diese auch zusagten. Nachdem Tezozomoc wieder Bundesgenossen geworben, beschloß er den Ixtlilxochitl zu ermorden, und er ließ durch zwei Officiere den Mord im Angesicht der beiderseitigen Heere ausführen. Der König von Acolhuacan starb im Jahre **1410**; sein Thronerbe war **Nezahualcojotl**, mütterlicher Seits ein Enkel des Königs Acamapitzin von Mexico. Nezahualcojotl war ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben und die Schule des Unglücks, welche er in der Zeit seiner Entwickelung durchgemacht hatte, die Schwierigkeiten, welche in den ersten Jahren seiner Regierung sich ihm entgegensetzten, regten seine geistige Kraft nicht wenig an.

Tezozomoc hatte den Plan, die wenigen Städte, welche dem Herrn von Acolhuacan treu geblieben, namentlich seine Hauptstadt Tezcuco, dann Huexotla, Coatlichan, Coatepec und Iztapallotan zu überfallen und niederzubrennen. Ein Theil der Einwohner war bereits über das Gebürge entwichen und hielt sich zum Theil in Tlascala und bei den Huixotzinken auf, die Zurückgebliebenen aber kämpften tapfer für ihren rechtmäßigen König und der Verlust an Menschen war daher von beiden Seiten sehr bedeutend. Tezozomoc blieb jedoch Sieger und Nezahualcojotl mußte in seiner eigenen Stadt schwören, daß er allen, welche die Waffen wider ihn ergriffen, Verzeihung und die Erlaubniß ertheilen wolle, in die Heimath zurückzukehren. Die Stadt Tezcuco kam an den König von Mexico und als Residenz des Reiches Acolhuacan wurde Azcapozalco erklärt, nachdem Tezozomoc die übrigen Städte an seine Bundesgenossen vertheilt hatte.

Nezahualcojotl ertrug, von seinen Freunden ermahnt, das Unglück, was über ihn hereingebrochen, mit männlicher Standhaftigkeit, obschon diejenigen seiner Unterthanen, die nach Tlascala entwichen waren, zurückkehrten und dem Tezozomoc sich unterwarfen.

Tezozomoc wurde jedoch durch den Erfolg seiner Unternehmungen

übermüthig und anstatt durch Milde seine Unterthanen zu gewinnen, erbitterte er sie dadurch, daß er die Abgaben steigerte. Die Chechemeken und Tolteken namentlich waren sehr unzufrieden und schickten eine Gesandtschaft nach Azcopozalco, um dem Tyrannen vorzustellen, wie sehr sie, nachdem der langjährige Krieg ihre Kräfte erschöpft, durch die neu angeordneten Auflagen leiden müßten. Der Gesandte der Chechemeken sprach unter anderm: „Herr, ich kann um so mehr dreist und vertrauenvoll reden, als ich, ein Chechemeke, an einen Fürsten mich wende, der aus meinem eigenen Volke entsprossen ist und von den großen Königen Xolotl, Nopaltzin und Tlotzin abstammt. Es ist Dir nicht unbekannt, daß diese göttlichen Chechemeken keinen Werth auf Gold und kostbare Steine legten. Sie trugen keine andere Krone als einen Kranz von den Kräutern und Blumen des Feldes und bedienten sich keiner anderen Armbänder als von hartem Leder, daran die Sehne ihres Bogens beim Pfeilschießen anschlug. Ihre Speise bestand Anfangs in rohem Fleisch und Kräutern und ihre Kleidung in den Häuten von Hirschen und andern wilden Thieren, welche sie selbst auf der Jagd erlegt hatten. Als sie den Feldbau von den Tolteken erlernt hatten, bauten ihre Könige das Land selbst, um die Unterthanen durch ihr Beispiel zur Arbeit aufzumuntern. Reichthum und Ehre, welche das Glück ihnen mit der Zeit verschaffte, machte sie nicht übermüthig, aber sie wurden auch wie Väter geliebt. Sie begnügten sich mit dem, was das Land hervorbrachte. Ich aber rufe Dir diese edlen Beispiele Deiner Vorfahren aus keiner andern Ursache in's Gedächtniß zurück, als um Dich demüthig anzuflehen, jetzt nicht mehr von uns zu fordern, als jene von unseren Vorfahren verlangten."

Tezozomoc hörte diese Redner mit Ruhe an, verbarg sein Mißfallen und entließ die Gesandten mit dem Befehl, seinen Verordnungen wegen der neuen Auflagen nachzukommen.

Nezahualcojotl zog mittlerweile durch die verschiedenen Städte seines Reiches, um Freunde zu werben. Da kam er eines Abends zu einer Frau, welche dem von seinem Vater gegebenen Gesetze gegen den Genuß des Aloeweines zuwider handelte. Er entbrannte in jugendlichem Zorn und schlug die Frau todt. Diese Unbesonnenheit machte gewaltiges Aufsehen und der junge König mußte die Flucht ergreifen.

Tezozomoc wurde indessen von seinem Gewissen und bösen Träumen beunruhigt. Er sah den Prinzen Nezahualcojotl als Adler, der ihm die Brust öffnete und sein Herz fraß, dann daß er ihm als Löwe den Leib leckte und das Blut aussaugte. Er ließ daher seine drei Söhne vor sich kommen und trug ihnen auf, den Nezahualcojotl so schnell als möglich aus dem Wege zu räumen. Er selbst war schon alt und da ihm die natürliche Wärme fehlte und er keine Kraft hatte, sich in einem Stuhle aufrecht zu erhalten, so lag er in einer

aus Weiden geflochtenen Mulde, die mit Baumwolle ausgestopft war, und so gab er denn seine tyrannischen Befehle. Kurz vor seinem Tode ernannte er seinen ältesten Sohn Tajatzin zu seinem Nachfolger und starb im Jahre 1422, nachdem er neun Jahr über Acolhuacan geherrscht hatte.

Trotz des letzten Willens des Vaters ergriff Maxlaton die Herrschaft, da es seinem Bruder an Kraft und Klugheit fehlte. Maxlaton berief die Könige von Mexico und Tlatelolco nebst anderen Fürsten zu sich, um das Leichenbegängniß seines Vaters verherrlichen zu helfen. Nezahualcojotl fand sich ebenfalls ein, um die Gesinnung der anwesenden Fürsten zu erforschen, und hatte nur einen vertrauten Freund und ein kleines Gefolge bei sich, reizte aber dadurch einen Bruder des Maxlaton, diesem zu rathen, den Nebenbuhler ermorden zu lassen; Maxlaton lehnte es jedoch ab und verwieß ihn auf die Zukunft. „Laß diesen Gedanken," sagte er, „für jetzt fahren; was würde man von uns sagen, wenn wir jetzt einen Angriff auf Jemandes Leben wagen wollten, da wir im Begriff sind unseren Vater zu bestatten? Es würde heißen, die Betrübniß muß nicht groß seyn, wenn man der Ehrsucht und der Rache Raum giebt. Die Zeit wird uns schon eine bequemere Gelegenheit darbieten, unseres Vaters Vorschlag auszuführen, ohne uns bei unseren Unterthanen verhaßt zu machen. Nezahualcojotl ist nicht unsichtbar, er wird gewiß in unsere Hände fallen, er müßte sich denn im Feuer, im Wasser oder im Eingeweide der Erde verbergen."

Nachdem das Leichenbegängniß vorüber war, bedachte der eigentliche Erbkönig Tajatzin seine Lage und begab sich nach Mexico zum König Chimalpopoca, um sich mit ihm zu berathen. Dieser munterte ihn auf sein Recht geltend zu machen und wenn er mit Gewalt nichts ausrichten könne, zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er rieth ihm, er möge vorgeben, daß es ihm unmöglich sey, in dem Palaste zu wohnen, worin er stets an den Tod seines Vaters erinnert werde, und daß er sich deshalb einen neuen Palast bauen wolle. Nachdem das Gebäude vollendet, solle er ein glänzendes Fest anstellen und seinen Bruder zu sich einladen, und dann werde es ein leichtes seyn, den Usurpator zu beseitigen. Der König von Mexico erbot sich ferner mit seinem Heere bereit und in der Nähe zu seyn und ihm beizustehen.

Tajotzin entsetzte sich über diese Vorschläge und wurde sehr betrübt; allein einer seiner Diener hatte die Unterredung belauscht und eilte Nachts nach Azcapozalco und berichtete dem Maxlaton den Inhalt derselben. Maxlaton verbarg seine Ueberraschung, schalt den Ueberbringer der Nachricht einen Verleumder und Trunkenbold und schickte ihn nach Hause, überlegte aber sorgsam, was er zu thun habe. Sein Entschluß war bald gefaßt; er wollte den Bruder in seiner eigenen Schlinge fangen.

Er versammelte sogleich am nächsten Morgen das Volk und erklärte, er habe kein Recht in dem Palaste seines Vaters zu wohnen, da dieser dem Tajatzin zugehöre; da er jedoch durchaus eine Wohnung haben müsse, wenn er aus seinem Staate Cojohuacan nach Azcapozalco in Geschäften komme, so möge man ihm dadurch einen Beweiß der Anhänglichkeit geben, daß man ihm einen neuen Palast baldmöglichst baue. Die Einwohner legten gleich Hand ans Werk und griffen dasselbe so lebhaft an, daß, als Tajatzin nach drei Tagen zurückkehrte, der Bau bereits im Gange war. Er erstaunte; als ihm aber der Bruder sagte, warum er einen neuen Palast aufführen ließ, beruhigte er sich und glaubte, daß Maxlaton nicht weiter daran denke die Herrschaft an sich zu reißen.

Maxlaton stellte nach der Vollendung des Baues ein großes Fest an, wozu er auch die Könige von Merico und Tlatelolco einladen ließ. Tajatzin war ganz arglos, Chimalpopoca dagegen entschuldigte sich und leistete der Einladung keine Folge. Das Fest begann und als Alle sich der Freude überließen, brachen auf einmal Bewaffnete herein, überfielen den Tajatzin und stießen ihn nieder, bevor er eine Ahnung von seinem Schicksale haben konnte.

Maxlaton eröffnete den bestürzten Gästen nun, wie Tajatzin ihn habe in ähnlicher Weise umbringen wollen und wie er eigentlich nur dem Schlage zuvorgekommen sey, der ihm zugedacht gewesen. Er besänftigte dadurch die Gemüther, so daß er sofort als rechtmäßiger König anerkannt und ausgerufen wurde.

Jetzt sann er auf Rache gegen den König von Merico und machte seinem Haß zuvörderst durch allerlei schimpfliche Handlungen Luft, die er demselben zufügte. Als ihm der König von Merico das bei der Thronbesteigung des Oberlehnsherrn übliche Geschenk übersandte, welches in Körben voll Weißfischchen, Krebsen, Fröschen und Hülsenfrüchten bestand und durch eine feierliche Gesandtschaft geleitet wurde, nahm er dasselbe zwar sehr gnädig auf, aber er ließ den Gesandten als Gegengabe für ihren König ein Weiberhemd und einen Weiberrock übergeben, was die gröbste Beleidigung für den König einer tapfern Nation war. Dann ließ er die schöne Gemahlin Chimalpopoca's durch einige vornehme Damen nach Azcapozalco einladen und entehrte sie mit Gewalt. Als sie schmachbedeckt nach Merico zurückgekehrt war, blieb dem Könige, ihrem Gemahl, nichts übrig, als der freiwillige Tod. Er wollte in feierlichem Opfer dem Huitzilopochtli sterben. Der Tag des Opfers war angesetzt, mehrere Vornehme hatten erklärt, daß sie freiwillig mit ihm sterben würden; schon hatte das Abschlachten begonnen und der König stand in der Tracht des Gottes am Altare, da erschienen Soldaten des Maxlaton, erfaßten den König, sperrten ihn in einen hölzernen Käfig und schafften ihn nach Azcapozalco. Jetzt wünschte Maxlaton auch den Nezahualcojotl in seine Gewalt zu bekommen, und er lud ihn deshalb nach seiner Residenz

unter dem Vorwande ein, daß er sich mit ihm über die Krone von Acolhuacan vereinigen wollte. Obschon es nicht an Warnungen fehlte, so ging der Prinz dennoch muthig dem Schicksal entgegen und sprach eintretend zu Maxlaton: „Ich weiß, Herr, daß Du den König von Mexico gefangen genommen hast, aber nicht, ob er noch im Gefängnisse lebt oder ob er ermordet ist. Ich habe auch gehört, daß Du mir nach dem Leben trachtest. Ist das wahr? siehe, hier bin ich; tödte mich mit eigener Hand und befriedige dadurch den Haß, welchen Du gegen einen eben so unschuldigen als unglücklichen Prinzen hegst." Maxlaton versicherte ihm, daß Chimalpopoca noch lebe, er selbst aber nichts zu befürchten habe, und gab Befehl, den Prinzen seinem Stande gemäs zu bewirthen.

Als der gefangene König von Mexico vernahm, daß Nezahualcojotl angekommen, ließ er ihn um eine Unterredung bitten und der Prinz begab sich auch zu ihm. Er erzählte ihm nun umständlich die Beleidigungen, die ihm widerfahren, überzeugte ihn von Maxlatons bösen Plänen, ermahnte ihn sich dem Vaterlande zu erhalten und sich namentlich seiner Mexicaner anzunehmen. Er nahm dann einen goldenen Ring aus seiner Lippe und gab ihm denselben nebst den Ohrringen und anderen Juwelen, die man ihm gelassen, beschenkte auch den Diener des Prinzen und dieser verließ darauf den Hof unverzüglich und eilte in einem Ruderschiff nach Tezcuco. Chimalpopoca aber erhing sich an einem Balken seines Käfigs ums Jahr 1423 n. Chr. G.

Als nun Maxlaton die Flucht des Prinzen vernahm, gerieth er in Wuth und beschloß den Tod desselben; vieren seiner beßten Officiere trug er auf, den Nezahualcojotl zu ermorden wo sie ihn fänden. Sie begaben sich sogleich nach Tezcuco, wo der Prinz, um die Aufmerksamkeit der Aufpasser zu täuschen, sich stets lebhaft mit Ballspiel, Jagd u. a. Lustbarkeiten beschäftigte. Nezahualcojotl vernahm die Ankunft der Officiere und errieth ihre Absicht. Durch die Treue seiner Diener und namentlich der Weber von Coatitlan entkam er glücklich nach Tlascala, von wo aus er fortwährend mit seinen Anhängern in lebhaftem Verkehr blieb und sich in dem Maaße Freunde erwarb, als Maxlaton durch seine Tyrannei sich verhaßt machte. Die Völker von Tlascala, Cholula, Chalco und Huerotzinco erklärten sich bereit für ihn die Waffen zu ergreifen. Die Mexicaner aber traten zur Wahl eines neuen Königs zusammen, wobei ein ehrwürdiger alter Edelmann sprach: „Durch den Tod eures letzten Königs, edle Mexicaner, habt ihr das Licht eurer Augen verloren, aber ihr habt noch immer die Augen der Vernunft, um einen tüchtigen Nachfolger zu erwählen. Der Adel von Mexico ist mit Chimalpopoca noch nicht erloschen, seine Brüder, die trefflichen Prinzen, leben noch, aus diesen wählet einen, der euch beherrsche und als ein Vater euch beschütze. Bildet euch ein, die Sonne sey eine kurze Zeit ver-

finstert und die Erde dunkel gewesen, daß aber mit dem neuen König alles wieder hell werden wird. Es ist von großer Wichtigkeit, daß wir ohne lange zu berathschlagen ein Oberhaupt wählen, welches die Ehre unseres Landes retten und sein erlittenes Unrecht rächen und ihm die verlorene Freiheit wieder schaffen könne."

Man wählte jetzt den Bruder der beiden vorigen Könige, den Prinzen Itzcoatl, Acamapatzins Sohn, der bereits dreißig Jahre lang Oberfeldherr des mexicanischen Heeres gewesen war und für den klügsten, gerechtesten und tapfersten Mann unter allen Mexicanern galt. Nachdem er auf den königlichen Thron gesetzt worden, begrüßten ihn alle mit lautem Jubel und einer der Edelleute redete ihn darauf an: „Alle, großer König, alle wissen und empfinden es nunmehr, daß sie von Dir abhängig sind. Waisen, Wittwen und alle müssen nun von Dir unterstützt werden. Würdest Du wohl fähig seyn, diese Last abzulegen und sie zu verlassen? Würdest Du wohl zugeben, daß die Kinder, welche noch auf Händen und Füßen kriechen, durch Feindes Hand umkommen? Habe nur Muth, großer König, breite Deinen Mantel aus um die armen Mexicaner, welche unter dem Schatten Deiner Gnade sicher zu leben hoffen, auf Deinen Schultern zu tragen."

Itzcoatl sandte eine Nachricht über seine Thronbesteigung an Nezahualcojotl, der ihm seine Freundschaft zusicherte und fortwährend von Capollalpan aus fortfuhr sich zum Kriege zu rüsten. Endlich brach er mit den Hülfsvölkern von Tlascala, Huerotzinco und seinen Freunden nach Tezcuco auf, in der Absicht die Stadt mit Sturm zu erobern und für ihre Anhänglichkeit an Marlaton zu bestrafen. Allein schon bei Zeiten kamen ihm die Einwohner mit ihren Alten, den Frauen und Kindern entgegen und baten um Schonung. Der Prinz versprach gerührt von diesem Anblick Gnade und sandte einen Heerhaufen nach der Stadt, um den Statthalter und alle vom Usurpator eingesetzte Personen hinzurichten. Mittlerweile eroberten die Tlascalaner und Huerotzinken die Stadt Acolman und erschlugen Alle, die ihnen entgegenkamen, nebst dem daselbst residirenden Bruder des Marlaton, indessen die Truppen von Chalco die Stadt Coatlichan nahmen.

Jetzt sandte Itzcoatl seinen Enkel Montezuma Ilhuicamina, Sohn des Königs Huitzilihuitl, als Gesandten an Nezahualcojotl, ließ ihm durch diesen Glück zu seinen Erfolgen wünschen und das Bündniß mit ihm erneuern.

Montezuma Ilhuicamina, Schütze des Himmels, war einer der herzhaftesten Menschen und mit ungewöhnlicher Leibesstärke begabt, weshalb auch sein Name durch einen den Himmel durchdringenden Pfeil bezeichnet wird. Obschon er wußte, daß Marlaton alle Verbindungswege zwischen Mexico und Tezcuco besetzt hielt, gelangte er dennoch glücklich nach Tezcuco, ward aber auf dem Rückwege von dort

mit seinem gesammten Gefolge in einem Hinterhalt gefangen, entkam indessen durch Hülfe eines Freundes.

Maxlaton rüstete sich jetzt ernsthaft so wohl gegen Nezahualcojotl als auch gegen Mexico. Die Einwohner von Mexico waren äußerst bestürzt über die Nachricht, daß ein Krieg ihre Ruhe bedrohe, und bestürmten ihren König mit Bitten, dem Maxlaton Friedensvorschläge zu machen und, um ihn zur Gnade zu bewegen, durch die Priester den Nationalgott zu ihm tragen zu lassen. Diese Bitten waren so stürmisch und so drohend, daß Itzcoatl wider Willen ihnen Gewährung zusagte. Da erzürnte Montezuma, warf dem Volke seine Feigheit vor und forderte den König auf andere Schritte einzuleiten, erbot sich auch die Gesandtschaft an Maxlaton zu übernehmen und dem Tyrannen Friedensvorschläge auf anständige Bedingungen zu machen. Montezuma erschien am Hofe von Azcapozalco und forderte, da Maxlaton auf keinen Frieden einging, im Namen von Itzcoatl den König zum Zweikampfe heraus. Er überreichte nämlich dem Tyrannen gewisse Waffen zu seiner Vertheidigung, salbte sein Haupt, steckte einige Federn darauf, wie man bei verstorbenen Personen zu thun pflegte, und fügte bei, daß die Verweigerung des Friedens ihm und seinem Volke den Untergang bringen werde.

Montezuma kam nun glücklich nach Mexico zurück, allein die Nachricht, daß nun doch ein Krieg stattfinden werde, brachte das Volk in solche Verzweiflung, daß es den König um Erlaubniß bat, die Stadt verlassen zu dürfen, denn es sah den Untergang derselben als gewiß an. Als ihm der König Muth und Hoffnung zum Siege einsprach, fragte es, was aus ihm werden solle, wenn Maxlaton siegen sollte. Geschieht das, erwiederte der König, so sind wir sofort verpflichtet, euch unsere Personen nach eurem Belieben zum Opfer zu überliefern. Das Volk erklärte darauf für sich und seine Nachkommen, daß, wenn Itzcoatl als Sieger zurückkehre, es dem Könige einen Tribut zahlen, ihm und dem Adel die Felder bestellen, die Häuser bauen und bei einem Feldzuge Waffen und Gepäck tragen wolle. Dieser Vertrag gab aber dem Adel aufs Neue ein größeres Ansehen und sicherte ihm seine Stellung als die Kriegsmacht des Staates.

Montezuma wurde zum Anführer des Heeres ernannt und an Nezahualcojotl ein Bote mit der Aufforderung gesendet, baldigst in Mexico einzutreffen, was auch der Prinz Tags vor der Schlacht ausführte. Endlich erschien das Heer Maxlatons zahlreich und glänzend im Felde. Die Soldaten hatten sich mit Goldplatten und Federn geschmückt und erhoben auf dem Marsch ein Jubelgeschrei, um ihren Muth schon aus der Ferne anzukündigen. Heerführer war Mazatl, denn Maxlaton blieb zu Azcapozalco in seiner Königsburg, obschon er den Zweikampf angenommen hatte.

Die Heere naheten sich und Itzcoatl gab das Zeichen zum Angriff auf einer kleinen Trommel, die über seiner Schulter hing. Von

beiden Seiten wurde den ganzen Tag hindurch mit unglaublicher Wuth gekämpft; als aber gegen Abend die Mexicaner bemerkten, daß der Feind immer frische Verstärkung an sich zog, fiel ihnen der Muth und Montezuma so wie der König mußten Alles aufbieten, sie in Ordnung zu erhalten. Endlich traf Montezuma auf den Anführer der Feinde und schmetterte denselben mit einem Schlag auf den Kopf zu Boden und nun wichen die Völker des Tyrannen vom Platze. Die hereinbrechende Nacht machte dem Kampf ein Ende, jedes Heer zog sich in seine Stadt zurück.

Mit Tagesanbruch erneuerte sich die Schlacht und währte bis Mittag, wo endlich die Soldaten des Tyrannen in hellen Haufen und wilder Flucht davon stürzten. Die Mexicaner füllten das Feld mit Leichen bis sie nach Azcapozalco kamen, in die Stadt und die Königsburg eindrangen, wo der Tyrann in einem Rosenbusch sich versteckt hatte. Die Soldaten suchten und fanden ihn, schlugen ihn mit Stöcken und Steinen todt und warfen den Leichnam den Vögeln zur Speise aufs freie Feld. Marlaton hatte drei Jahr selbstständig geherrscht; er starb im J. 1425 nach Chr. G., gerade hundert Jahr nach der Gründung von Mexico.

Die Sieger plünderten darauf die Stadt Azcopozalco, zerstörten die Häuser und verbrannten die Tempel und die Bundesgenossen eroberten noch andere Städte. Die Tepaneken aber waren in die Gebürge geflohen und schickten, als der Hunger sie hart bedrängte, eine Gesandtschaft an Itzcoatl; sie boten sich ihm als Bundesgenossen und Vasallen an, wenn man ihnen die Erlaubniß geben wollte, in ihre Heimath zurückzukehren. Itzcoatl nahm sie gütig auf, versprach ihnen sie als seine Kinder zu halten und alle Pflichten eines Vaters gegen sie auszuüben, wenn sie ihre Treue halten würden; zugleich schwor er ihnen aber auch gänzliche Vertilgung, wenn sie ihr Versprechen brechen sollten. Die Flüchtlinge kehrten darauf in ihre Familien zurück, bauten ihre Häuser und blieben fortan Unterthanen von Mexico.

Itzcoatl kehrte darauf nach Mexico zurück und ordnete nun den Vertrag zwischen dem Volke und dem Adel weiter an, gab denen, welche im Kampfe sich ausgezeichnet hatten, so wie den Tempeln große Landesgebiete und bestrafte diejenigen, welche sich feig benommen, durch Landesverweisung. Dann stellte er öffentliche Lustbarkeiten zur Feier des Sieges an.

Nochmals aber rückte Itzcoatl wieder aus, um die noch nicht unterworfenen Städte des Reiches von Marlaton zum Gehorsam zu bringen, wobei sich Montezuma sehr auszeichnete. Dieses Reich, dessen Hauptstadt Tlacopan, westlich von Mexico gelegen, gab er dem Prinzen Totoquihuatzin, einem Enkel des Tezozomoc, der mit seinem Oheim Marlaton in keinem näheren Verkehr gestanden hatte. Die Städte Cojohuacan, Azcapozalco, Mixcoac und andere wurden zum

Staate Mexico geschlagen. Nezahualcojotl aber erhielt sein altes väterliches Erbe Tezcuco.

So finden wir seit dem Jahre 1425 nach Chr. G. drei Reiche: das aztekische mit der Hauptstadt Mexico, das chechemekische mit der Hauptstadt Tezcuco und das Reich von Tacuba oder Tepenecan mit der Residenz Tlacopan, westlich von Mexico, welche eine enge Verbündung unter einander schlossen. Totoquihuatzin, der neue König von Tacuba, erhielt sein Reich unter der Bedingung, daß er jedesmal auf Verlangen dem Könige von Mexico mit allen seinen Truppen beistehen sollte, wofür ihm der fünfte Theil aller dem Feinde abgenommenen Beutestücke zugesagt wurde. Nezahualcojotl ging gleiche Verpflichtung ein und dafür ward ihm der dritte Theil der Beute zugesagt, nachdem der Antheil des Königs von Tacuba abgezogen worden. Zwei Drittel waren dem Könige von Mexico bestimmt. Beide Könige wurden außerdem zu Ehrenmitgliedern bei der Wahl der Könige von Mexico ernannt, um die durch das Wahlcollegium er Viermänner von Mexico getroffene Königswahl bekräftigen zu helfen. Dagegen war der König von Mexico gleichermaßen verbunden, beiden Königen im Nothfalle beizustehen, und dieses merkwürdige Bündniß der drei Hauptstaaten des Thales von Mexico dauerte ein ganzes Jahrhundert bis zum Falle aller drei Reiche durch die spanische Eroberung fort.

Itzcoatl zog nun alle diejenigen hervor, die in Mexico sich durch Tapferkeit und Diensttreue ausgezeichnet hatten, wobei er weniger auf ihre Geburt als auf ihr Verdienst sah und dadurch im ganzen Volke einen lebendigen Eifer rege machte.

Im Jahre 1426 ging Itzcoatl nach Tezcuco und setzte dem Prinzen Nezahualcojotl mit eigener Hand die Krone auf, eine Feierlichkeit, die mit der größten Pracht vollzogen wurde. Das Reich Acolhuacan war durch die Gewaltsamkeiten, welche der Ehrgeiz des Maxlaton hervorgebracht hatte, seit zwanzig Jahren in Verfall gerathen. Der neue König bemühte sich die Gesetze wieder in Ansehn zu bringen und die alten Gebräuche wieder herzustellen. In der Schule des Unglücks groß gewachsen, hatte er gelernt die Umstände zu prüfen, die Menschen und ihre Absichten zu durchschauen und sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen. Die Stellen der fünf obersten Civilrichter besetzte er mit erfahrenen Freunden, die im Unglück bei ihm ausgehalten; im Criminalsenat führten seine beiden Brüder, Prinzen von erprobter Rechtschaffenheit, den Vorsitz, im Kriegsrath sein Stiefsohn Icotihuacan, einer der dreizehn Edlen des Reiches. Er errichtete jene Academie der Wissenschaften und Künste, die wir schon oben kennen lernten, baute neue Tempel und besetzte sie mit Priestern, denen er die nothwendigen Einkünfte zu ihrem Unterhalt anwies, legte schöne Gärten und Lusthäuser an und brachte in kurzer Zeit sein Reich in den blühendsten Zustand.

Itzcoatl dagegen befestigte die Macht seines Reiches durch Unterwerfung der Xochimilken, Tlahuicas und anderer umliegenden Völkerschaften und Städte, wobei Montezuma sich vorzugsweise thätig bewies und die Mexicaner eine treffliche Schule in der Kriegskunst hatten. So wurde z. B. die Stadt Cuitlahuac, die sehr abgeschlossen auf einer kleinen Insel des Sees von Chalco lag, durch einige Abtheilungen junger Leute, welche Montezuma besonders eingeübt hatte, zu Wasser angegriffen und in Zeit von sieben Tagen unterworfen.

Itzcoatl starb im J. 1436 in hohem Alter, nachdem er dem Vaterlande dreißig Jahr als Feldherr gedient und dreizehn Jahr als König regiert und sein Volk aus dem Zustande der Unterwürfigkeit zum Mittelpunct eines dreifachen Staatenbundes erhoben hatte. Die Stadt Mexico wurde durch ihn mit neuen Gebäuden versehen; er baute nach der Eroberung von Cuitlahuac einen Tempel für die Göttin Cihuacuatl und den großen Tempel des Kriegsgottes.

Die vier Wähler erhoben, da er keinen Bruder hinterlassen, seinen Enkel Montezuma einstimmig auf den Thron. Die beiden verbündeten Könige bestätigten die Wahl und sandten freiwillig Ehrengeschenke ein, Adel und Priesterschaft brachten ebenfalls ihre Glückwünsche dar und man stellte große öffentliche Freudenfeste an. Bevor er jedoch zur Krönung schreiten ließ, unternahm er einen Kriegszug, um Gefangene für die vorgeschriebenen Opfer zu erlangen. Dießmal zog er gegen die von Chalco, die ihn in früherer Zeit einmal als Gesandten gefangen genommen hatten. Er schlug sie und brachte seine Gefangenen heim; an dem Tage der Feierlichkeit brachte man die Geschenke von den eroberten Orten, Gold, Silber, Federn, Kleider, Früchte, und trug sie in schönster Ordnung feierlich auf. Bald darauf begann er den Bau eines großen Tempels im Stadtbezirke Huitznahuac von Mexico, wozu ihm die verbündeten Könige Hülfsarbeiter sendeten. Dann brach ein großer Krieg mit Chalco aus. Der Herr von Chalco, Toteotzin, hatte zwei Prinzen von Tezcuco, welche mit geringem Gefolge in den dortigen Bergen jagden, aufheben, todtschlagen, einsalzen und trocknen lassen. Er ließ dann die Leichname in seinem Vorzimmer aufstellen und Abends mit Fackeln beleuchten. Nezahualcojotl darüber aufs Tiefste erschüttert, rief seine Bundesgenossen um Hülfe an und es erfolgte nun ein großer Angriff auf Chalco, der mit einem vollständigen Siege der Verbündeten endigte. Toteotzin wurde hingerichtet, die Stadt geplündert und mit ihrem Gebiete dem mexicanischen Reiche einverleibt.

Nezahualcojotl verband sich mit dem Hofe von Tacuba durch die Heirath der Prinzessin Matlalcihuatzin, welche ihm seinen Nachfolger Nezahualpilli gebar.

In Mexico fuhr Montezuma fort die Macht seines Staates durch Eroberungen nach allen Seiten hin auszubreiten und jede seiner Ehre angethane Beleidigung durch eine Unterjochung zu bestrafen. So

fügte er die Staaten von Huartepec, Jauhtepec, Tepoztlan, Joeaplchtla, Totolepan, Chilapan, die über 70 Stunden von Merico entfernt lagen, und das große Land der Cuhuixcas seinem Reiche bei.

Mit dem Jahre 1446 begann eine Reihe von Unfällen, die den Montezuma jedoch keineswegs entmuthigten. Zuerst wurde die Stadt Merico überschwemmt. Anhaltender Regen hatte den See so angeschwellt, daß die ganze Stadt unter Wasser stand, die Häuser einstürzten und die Straßen mit Kähnen befahren werden mußten. Montezuma wandte sich an seinen erfahrungsreichen Bundesgenossen in Tezcuco, welcher den vier und eine halbe Stunde langen Damm angab, der mit Hülfe der Bundesgenossen in sehr kurzer Zeit auch wirklich hergestellt wurde. Auf diese Ueberschwemmung folgte eine Hungersnoth, da die Maisernte in den Jahren 1448 und 1449 in Folge heftiger Fröste mißlang, 1450 aus Regenmangel ganz einging und 1451 wegen schlechter Beschaffenheit des Samens mißrieth. Im Jahre 1452 stieg die Noth so sehr, daß viele Menschen ihre Freiheit für Lebensmittel verkauften, und Montezuma mußte ihnen gestatten, ihren Lebensunterhalt in anderen Ländern zu suchen. Viele starben, andere blieben für immer Sclaven, die Meisten lebten nur von Wasservögeln, Sumpfpflanzen, Insecten und Fischen, die der See darbot. Endlich brachte das Jahr 1454 eine reichliche Ernte und die Noth hatte ein Ende.

Indessen hatte Atonaltzin, ein Fürst im Lande der Mirteken, sich mit den Huerotzincas und der Republik Tlascala gegen Merico verbunden, nachdem es ihm einmal gelungen, ein mericanisches Heer in die Flucht zu schlagen. Montezuma trat darauf mit einem sehr großen Heere ins Feld und erweiterte sein Gebiet aufs Neue.

Im Jahre 1457 kündigte er dem am mericanischen Meerbusen gelegenen Lande Cuetlachtlan den Krieg an. Es war sehr stark bevölkert und stand in Beziehung zur Republik Tlascala, welche die Otomecas von dort vertrieben, sich mit den Huerotzincas zum Schutze des Landes vereinigt hatte und an welche sich auch die Republik Cholula anschloß. Montezuma brachte mit Hülfe der ihm verbündeten Fürsten ein großes Heer zusammen, welches auch einen glänzenden Sieg erfocht, 6100 Gefangene machte und das Land Cuetlachtlan dem mericanischen Reiche unterwarf.

Die Republik Chalco zeigte fortwährend feindselige Gesinnung gegen das aufblühende Reich von Merico und suchte durch Neckereien, Gefangennehmung von edlen Mericanern und dergl. Beleidigungen zu zeigen, daß sie sich für unabhängig halte. Endlich fingen die von Chalco einen Bruder Montezuma's und dessen Gefolge und machten ihm den Vorschlag, bei ihnen König zu werden. Nachdem er lange widerstanden, erklärte er endlich, daß er auf ihr Ansuchen eingehen wolle, daß man aber, um die Feierlichkeit seines Auftretens zu erhöhen, auf dem Marktplatz einen der höchsten Bäume aufrichten und

oben mit einem Gerüste versehen möge, damit Jedermann ihn sehen könne. Sie thaten, wie er verlangt und er bestieg dann mit einem Blumenstrauß in der Hand das Gerüste und redete im Angesicht einer unzähligen Volksmenge seine Begleiter also an: „Ihr wißt, tapfere Mexicaner, daß die von Chalco mich zu ihrem Könige verlangen; aber es mißfällt unserem Gott, wenn ich unser Vaterland bekriegen wollte. Ich ziehe es vor durch mein Beispiel zu zeigen, daß ich die Treue gegen mein Vaterland höher schätze als das Leben." Mit diesen Worten stürzte er sich von dem Gerüste herab.

Die Chalkesen fielen sofort über die anwesenden Mexicaner her und ermordeten dieselben, Montezuma aber berief die Krieger und Bundesgenossen durch Feuerzeichen auf den Berggipfeln zusammen und zog gen Chalco. Die Stadt ward im Sturm genommen, geplündert und dann ein Theil ihres Gebietes an tapfere mexicanische Officiere vertheilt.

Montezuma eroberte noch mehrere Landschaften und Städte, so daß bei seinem Tode sein Reich im Osten bis an den mexicanischen Meerbusen, gegen Südost bis in die Mitte von Mixtecan, gegen Süden über Chiapan hinaus, gegen Westen bis zum Thale Tulaca, gegen Nordwest bis ins Land der Otomics und nördlich so weit reichte, als das Thal von Mexico sich ausdehnte.

Montezuma starb im J. 1464 nach einer glänzenden Regierung von acht und zwanzig Jahren, nachdem er die Vornehmen zur Einigkeit ermahnt und den Wählern den Prinzen Axajacatl, Acamapitzins Sohn, zu seinem Nachfolger empfohlen hatte. Um Gefangene für das Krönungsfest zu erhalten, unternahm Axajacatl einen Feldzug gegen den an der Südsee gelegenen Staat Tecuantepec, der 100 deutsche Meilen von Mexico entfernt war. Er besiegte diesen Staat, so wie er auch noch andere dem Reiche einverleibte.

Im J. 1469 starb einer der treuesten Freunde und Bundesgenossen des Staates Mexico, der König Totoquihuatzin von Tacuba, dem sein Sohn Chimalpopoca folgte. Ein Jahr darauf, 1470, trat auch Nezahualcojotl, König von Acolhuacan, zu Tezcuco vom Schauplatze ab, der einer der ausgezeichnetsten Regenten gewesen war. Er war vorzugsweise bemüht, die Rechtsverhältnisse im Innern festzustellen, und gab achtzig Gesetze, auf deren strenge Handhabung er stets aufmerksam war. Er befahl, daß kein Criminalproceß länger denn 80 Tage unerledigt bleiben solle, und aller 80 Tage wurde deshalb im königlichen Palast eine große Versammlung der Richter und Angeklagten abgehalten. Für die Sicherheit des Eigenthumes, für Pflege der Armen, Wittwen und Waisen, Alten und Kranken war er stets besorgt. Wir lernten schon oben seine Freude am Studium der Natur und an der Dichtkunst kennen und sahen, wie er die Menschenopfer, die Götzenbilder und die theils grausamen, theils kindischen Lehren seiner Priester nach Gebühr würdigte, allein er war nicht im Stande, sie, wie er wünschte, zu beseitigen. Seine Residenz war die

hohe Schule der feinen Sitte und Wissenschaft, der Poesie und Beredtsamkeit für ganz Anahuac.

Nezahualcojotl berief vor seinem Tode seine Söhne und bat sie, den jüngsten Nezahualpilli als König anzuerkennen und, um Unordnungen zu vermeiden, seinen Tod eine Zeit lang geheim zu halten. Man gab vor, er werde eine lange Reise machen. Er starb im 80. Jahre seines Alters, dem 44. seiner Regierung. Das Volk glaubte, als er endlich doch nicht wiederkehrte, daß zur Belohnung seiner Tugenden er unter die Götter versetzt sey.

Axajacatl hatte indessen von Seiten seines Schwagers, des Königs der Tlatelolcos, des tapfern Moquihuix, einen Angriff und Kampf auszuhalten; er war früher einer der treuesten Bundesgenossen von Mexico gewesen, bis der Ehrzeiz in ihm erwachte, selbst Stifter eines großen Reiches zu werden. Er hatte alle mit der mexicanischen Krone unzufriedene Völker, die von Chalco und von andern östlich gelegenen Staaten, zu einem ansehnlichen Heere versammelt. Er fiel fechtend in seinem großen Tempel, wohin er nach dem Verlust der Schlacht sich gerettet. Mit ihm hörte Tlatelolco auf ein selbstständiger Staat zu seyn; es wurde dem mexicanischen einverleibt, nachdem es 118 Jahre unter vier Königen bestanden.

Hierauf bekriegte Axajacatl die Matlatzincas im Thale von Toluca, dann die Staaten der Otomies, denen er 11,600 Gefangene abnahm. Er starb im J. 1477, nachdem er vorzugsweise durch die Gewalt der Waffen und sehr strenge Handhabung der Gerechtigkeit seinem Volke nützlich geworden war.

Ihm folgte sein älterer Bruder Tizok, der bis jetzt als Oberfeldherr dem Lande gedient hatte, aber nur fünf Jahre streng und gerecht regierte. Er hatte eben den Entschluß gefaßt einen colossalen Tempel zu bauen, auch die Materialen herbeigeschafft, als er durch Meuchelmord einiger Vasallen im J. 1482 fiel. Nachdem man die Mörder entdeckt und bestraft hatte, wurde

Ahuitzotl als König ausgerufen, ein Bruder der beiden vorigen Regenten, welcher vorher ebenfalls den Oberbefehl über das Heer geführt hatte. Mittlerweile hatte König Nezahualpilli zwei mexicanische Prinzessinnen geheirathet und so wurde das gute Verhältniß unter den Bundesstaaten immer mehr befestigt.

Der Bau des großen Tempels von Mexico hatte raschen Fortgang und Ahuitzotl unternahm fortwährend Feldzüge gegen entfernte Nationen, namentlich die westlich gelegenen Mazahuas und die südöstlichen Zapotecas, um Gefangene für das Einweihungsfest zusammenzubringen. Im Jahre 1486 fand diese Feierlichkeit wirklich statt; sie dauerte vier Tage und es wurden dabei 72,344 — Menschen von den Priestern geschlachtet. Die Opfermenschen waren in zwei Reihen, jede dreiviertel Stunde lang, aufgestellt. Die Regierung des Ahuitzotl war eine ununterbrochene Kette von Kriegen und Feldzügen, in deren



letztem er bis Guatimala vorgedrungen war. Ahuitzotl war heiteren Gemüthes, Freund der geselligen Freuden, der Musik und der Frauen, deren er sich eine namhafte Anzahl in seinem Palaste hielt. Er starb im J. 1502, nachdem der König Chimalpopoca von Tacuba schon 1487 gestorben und ihm Totoquihuatzin in der Regierung gefolgt war.

Da Ahuitzotl keinen Bruder hinterließ, mußte man den Reichsgesetzen gemäß unter seinen Bruderssöhnen wählen, deren eine ziemliche Anzahl vorhanden war. Aus ihm wählte man den Montezuma Xocojotzin, der sich in mehreren Schlachten als Heerführer ausgezeichnet hatte, dem Priesterstande ebenfalls angehörte und sich durch ernste, stille und bedachtsame Handlungsweise von anderen unterschied.

Als Montezuma vernahm, daß er zum König gewählt worden, begab er sich nach dem Tempel, als fühle er solcher Ehre sich nicht würdig. Die Edelleute, welche dort erschienen, um ihm seine Wahl zu verkündigen, fanden ihn, wie er den Fußboden des Tempels abkehrte. Nach den gewöhnlichen Ceremonien hielt der verbündete König Nezahualpilli folgende Rede:

„Das Glück der mexicanischen Monarchie zeigt sich offenbar in Deiner einstimmigen Wahl und dem außerordentlichen Beifall, womit sie durchgängig aufgenommen worden. Alle haben auch in der That Ursache, ihre Freude darüber an den Tag zu legen, denn das Königreich Mexico ist zu einer solchen Höhe gestiegen, daß keine geringere Herzhaftigkeit, als Deine unüberwindliche Seele besitzt, und keine geringere Wissenschaft dazu gehört, als die wir in Dir bewundern, um eine so große Last zu tragen. Die Liebe des allmächtigen Gottes dieser Nation ist offenbar, indem er sie dergestalt erleuchtet, daß sie dasjenige, welches ihr am zuträglichsten ist, unterscheiden und wählen kann. Muß sich nicht ein Jeder überzeugen, daß derjenige, welcher als Privatmann in die Geheimnisse des Himmels einzudringen versuchte, jetzt als König auch Alles, was irdische Dinge betrifft, und den glücklichen Zustand seiner Unterthanen befördert wissen wird? daß derjenige, welcher bei so vielen Gelegenheiten die Größe seiner Seele gezeigt hat, sie auch jetzt, da er ihrer am meisten bedarf, behalten wird? Wer kann glauben, daß Wittwen und Waisen sich an den ohne Hülfe zu finden wenden werden, der so viel Muth und Kenntnisse besitzt? Das mexicanische Reich hat ohne Zweifel seine größte Höhe erreicht, da der Schöpfer des Himmels Dich mit so vielem Ansehen begabt hat, daß Alle, die Dich mit Furcht und Ehrerbietung ansehen, dadurch begeistert werden. Freue Dich also, glückliches Land, daß Du einen Fürsten hast, der nicht nur Deine Stütze ist, sondern auch durch seine Gnade ein Vater und Bruder der Unterthanen seyn wird. Du hast einen König, der sich nicht seiner Erhöhung bedienen wird, um zu schwelgen, träge im Bette zu liegen

und sich weibischen Vergnügungen zu überlassen. Seine Fürsorge für Dich wird vielmehr in den sanftesten Stunden der Ruhe seinen Busen beruhigen. Er wird sich nicht an Leckerbissen vergnügen, unterdessen Dein Wohlstand unterdrückt wird. Du aber, edler Monarch und großer Fürst, sey fest überzeugt und verlasse Dich darauf, daß der Schöpfer des Himmels, der Dich so hoch erhoben hat, Dir auch Stärke verleihen wird, um Dich aller damit verknüpften Verbindlichkeiten zu entledigen. Er, der sich bisher so freigebig gegen Dich bewiesen hat, wird jetzt mit seinen kostbaren Gaben nicht sparsam seyn, da er Dich selbst auf den Thron gesetzt hat, dessen Besitz ich Dir viele glückliche Jahre hindurch anwünsche."

Diese Rede, zugleich ein Muster altmericanischer Eleganz, hörte Montezuma mit der größten Aufmerksamkeit an und ward dadurch so gerührt, daß er dreimal zur Antwort ansetzte, allein vor Thränen kein Wort hervorbringen konnte. Nachdem er sich wieder gefaßt, dankte er mit wenig Worten für das ihm gespendete Lob, sprach aus, daß er sich so hoher Ehre kaum für würdig erachte. Nachdem er auch die anderen Glückwünschungsreden vernommen, begab er sich in den Tempel, um daselbst vier Tage zu fasten, und kehrte dann von da aus mit großem Gepränge in den königlichen Palast zurück.

Um nun die zur Krönungsfeier nothwendigen Gefangenen zu erwerben, trat er sodann einen Feldzug gegen die Atlirchesen an, die kurze Zeit vorher rebellirt hatten. Der Feldzug endete mit Unterwerfung dieser Nation und es begannen nun überaus glänzende Feste, zu welchen die Zuschauer auch aus der Fremde sich einfanden, welche auf des Königs Befehl allesammt bewirthet wurden und für welche er noch Schaugerüste aufrichten ließ.

Seine erste Handlung war, daß er den Tlitrochitl, der sich unter seinen Vorgängern durch hohe Tapferkeit ausgezeichnet hatte, mit dem Staate Tlachancho belohnte. Bald aber zeigte Montezuma, daß die demüthigen Thränen, womit er auf die Lobesreden bei seiner Wahl geantwortet, nur die heuchlerische Hülle einer gränzenlosen Eitelkeit und Hoffahrt gewesen. Er führte jenes kostspielige Ceremoniell ein, das wir oben (S. 63.) bereits kennen gelernt haben und dessen Zweck nicht das Wohl der gesammten Nation, sondern nur die Herrschsucht und der Hochmuth des neuen Herrschers war. Zur Stütze seiner ehr- und genußsüchtigen Zwecke erwählte er sich den Adel, den er zum Theilnehmer derselben machte und dadurch enger sich verband. Die meisten Vorfahren des Montezuma, so wie der große Nezahualcojotl von Acolhuacan hatten das V e r d i e n s t belohnt, in welchem Stande sie dasselbe gefunden; Montezuma mißbilligte diese Handlungsweise und erklärte offen, man dürfe nur dem Adel hohe Aemter übertragen, weil die Bürgerlichen durch niedere Geburt und schlechte Erziehung zu jeder höheren Stelle untüchtig seyen. Er bethätigte diese Grundsätze dadurch, daß er alle Bürgerlichen der Aemter entsetzte, welche sie von

seinen Vorfahren erhalten hatten. Ein kluger alter Mann stellte ihm vergebens vor, daß er durch ein solches Verfahren die Gemüther aller Bürgerlichen und des größten Theiles der Nation von sich abwendig machen werde. Der ganze Hofstaat bestand aus Edelleuten. In Mexico wie in Europa war der Adel ursprünglich die Nachkommenschaft der aus den Urgebürgen Hochasiens entsprossenen Eroberer und das Volk bestand aus der passiven Landes-Eingeborenschaft; allein zur Zeit des Montezuma war der Adel eben so wenig mehr die reine Nachkommenschaft jener dem activen Menschenstamm angehörenden Eroberer, als in Deutschland schon im Zeitalter der Ottonen. Beide Rassen hatten sich schon dergestalt vermischt, daß die Geburt und Herkunft kaum einen großen Einfluß auf die geistigen Kräfte und Anlagen der Individuen geübt haben dürften, obschon in den entfernteren Gegenden des Reiches, wo die Herrscher weniger zahlreich und weniger lange sich aufgehalten, auch weniger actives Element in die passive Masse eingedrungen seyn mochte.

So umgab sich Montezuma mit einer adlichen Mauer und einem Ceremoniell, das höchst lächerlich und kindisch gewesen seyn würde, wenn es nicht mit barbarischer Strenge gehandhabt worden wäre und die Kräfte der Nation zu sehr in Anspruch genommen, dadurch aber den Wohlstand des Staates außerordentlich erschüttert hätte. Dieser ungeheure Hofstaat, die Schaaren von Dienern und Concubinen, dann die Erhaltung der Paläste und Gärten verschlangen die Erzeugnisse des Landes und des Gewerbfleißes der Nation.

Außer dem Adel benutzte er auch die Religion als Mittel seines herrsch- und ehrsüchtigen Egoismus. Während Nezahuacojotl den großen und gütigen Schöpfer der Erde dadurch zu ehren strebte, daß er die Vernunft, die er von ihm empfangen, zum Studium der Natur, zu seiner sittlichen Veredlung, zur Ausbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Förderung des Wohlstandes der ganzen Nation anwendete und deshalb die blutigen Menschenopfer beschränkte — that Montezuma das Gegentheil.

Er baute mehrere Tempel, opferte selbst sehr fleißig und beobachtete die eben so grausamen als unsinnigen Aeußerlichkeiten mit der peinlichsten Genauigkeit. Er hielt ängstlich und streng darauf, daß die Tempel und namentlich der große Tempel von Mexico stets in gutem Stande und sauber erhalten wurden. Durch den steten Umgang mit den Priestern und durch die zeitraubende Beschäftigung mit den Ceremonien verlor er die Freiheit seiner Seele; er gab sich dem Glauben an die Vorbedeutung gewisser Erscheinungen und an die Orakelsprüche der Priesterschaft hin und erdrückte so die edleren Regungen von Pflicht und Gewissen.

Daher wachte er aber auch mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf genaue Vollstreckung seiner Befehle, die er oft mit den Gesetzen des Reiches verwechselte. Diese abergläubischen Ceremonien, die steten sinn-

lichen Genüsse, denen er sich hingab, konnten ihm nicht die Ruhe und die Zufriedenheit des Gemüthes gewähren, welche nur das Bewußtseyn redlichen Willens und der erfüllten Pflicht dem Menschen verschaffen. Daher wurde er mißtrauisch. Oft setzte er die Rechtschaffenheit der Beamten durch heimlich übersandte Geschenke auf die Probe und wenn sie in die Falle eingingen, wurden sie, ohne Ansehn der Person, auf das grausamste bestraft. Vertrauen war ihm fremd.

Um die Menschen von der Ueberlegung ihrer Lage abzuziehen, suchte er sie stets in angestrengtester Thätigkeit zu erhalten. Die Soldaten wurden durch ununterbrochene Uebungen ermüdet oder zu Bearbeitung der Felder und Erbauung der Häuser verwendet; am tollsten aber war die Anordnung, daß die Bettler, um nicht ganz ohne Beruf und Beschäftigung zu bleiben, zu bestimmter Zeit eine gewisse Menge jenes Ungeziefers einliefern mußten, welches ein Erzeugniß der Unreinlichkeit ist.

Das Volk kam so in den Zustand des Elendes, der Unzufriedenheit und der Entwürdigung. Die großen Lasten, die er demselben auflegte, entfremdeten ihm die Gemüther. Dagegen suchte er sich die höchsten Staats- und Kriegsbeamten durch Wohlthaten zu gewinnen, die er mit vollen Händen ausspendete. Die Soldaten gewann er sich dadurch, daß er in der Stadt Acolhuacan ein Invalidenhaus anlegte, wo die Verarmten, Alten und Krüppel gute Verpflegung fanden.

Den verderblichsten Einfluß aber übte Montezuma auf den Adel durch das Beispiel einer üppigen, schwelgerischen Lebensart und die ehrlose Stellung, die er dem weiblichen Geschlechte anwies. Der König hatte außer seinen Gemahlinnen eine Anzahl Concubinen, die er an seine Lieblinge verschenkte, sobald er derselben überdrüssig war. Die Edelleute ahmten dieses Beispiel nach und es mußte daher ein Druck der ganzen niedern Schichten der Gesellschaft erfolgen; die verschiedenen einzelnen Theile der Nation wurden sich dadurch immer mehr entfremdet, ja feindselig einander gegenübergestellt. Die Nation hörte auf ein innig zusammenhaltendes Ganzes zu bilden, unstreitig das größte Unglück, das einem Volke widerfahren kann, da es unmittelbar einer vollkommenen Auflösung des Ganzen vorausgeht.

Montezuma war übrigens darauf bedacht, sich auch nach Außen geltend zu machen, und er brachte gleich zu Anfang seiner Herrschaft die Staaten von Tlachequiauchco und Achiotlan zu Gehorsam. Einem so argen Tyrannen, als Montezuma war, konnte ein Staat unmöglich als Nachbar erfreulich seyn, der, wie die Republik Tlascala, denjenigen Mexicanern als Freistatt diente, die so glücklich waren dem Drucke, der sie in ihrer Heimath traf, zu entfliehen.

Es bedurfte daher nur geringer Anregung bei Montezuma, um Tlascala mit offenem Kriege anzugreifen. Tlascala hatte sich nie dem Bunde der drei Staaten des Thales von Mexico angeschlossen,

ob es schon dem edlen Nezahualcojotl eine gastliche Freistätte gewährt hatte. Tlascala hatte sich an der Küste des mexicanischen Meerbusens ein Gebiet erworben, weil es von dort aus sich mit Cacao, Baumwolle und Salz versorgen mußte; dazu kam, daß der größte Theil jener Küste ursprünglich von Tlascala aus bevölkert worden war. Die Huerotzinken und Cholulaner waren ehedem Bundesgenossen der Tlascalaner gewesen, hatten sich aber dem mexicanischen Reiche unterwerfen müssen. Dieß mußte Tlascala dem mexicanischen Reiche immer mehr entfremden. Es hatte sich daher durch tüchtige Verschanzungen nach dieser Seite vor Ueberfällen geschirmt. Auch die Mexicaner hatten Gegenverschanzungen angelegt, von wo aus sie den Handelsverkehr der Tlascalaner mit der Küste beunruhigten. Diese wendeten sich daher noch zur Zeit des Axajacotl, der im J. 1468 die Huerotzinken besiegt hatte, nach Mexico und verlangten Abstellung dieser Störungen. Man antwortete ihnen: „Der König von Mexico sey Herr der ganzen Welt, alle Sterbliche aber seine Vasallen und als solche müßten die Tlascalaner ihm unterwürfig seyn und ihm nach dem Beispiele anderer Nationen einen Tribut bezahlen; wollten sie sich dazu nicht bequemen, so würden sie ohne Gnade umkommen, ihre Stadt geplündert und einem anderen Volke eingeräumt werden." Auf diese hochmüthige Rede erwiderte der Gesandte ganz angemessen: „Mächtige Herren, Tlascala ist euch keine Unterwerfung schuldig; die Tlascalaner haben nie irgend einen Tribut bewilligt, seitdem ihre Vorfahren ihren ehemaligen Wohnplatz im Norden mit dem jetzigen Lande vertauscht haben. Sie haben jederzeit ihre Freiheit behauptet und sind der Sclaverei, womit ihr sie bedroht, nicht gewohnt. Ehe sie sich eurer Gewalt unterwerfen, wird es mehr Blut kosten, als eure Väter in der berühmten Schlacht bei Pojauhtlan vergossen haben."

Die Tlascalaner waren fortan sehr auf ihrer Huth, da sie wohl einsahen, daß der Ehrgeiz der mexicanischen Staatshäupter ihren Wohlstand und ihre Selbstständigkeit nicht eben mit günstigen Blicken betrachten konnte. Sie verstärkten ihre Landwehren und Schanzen, bauten eine drei Stunden lange Mauer an dem gefährlichsten Theile der Gränze und schlugen alle Angriffe der Huerotzinken, Cholulaner und anderer dem mexicanischen Reiche unterthänigen Völker zurück.

Mexicaner, welche in ihrer Heimath bedrückt waren, wurden in Tlascala freundlich aufgenommen, eben so Leute aus Chalco und viele Otomies, die von Mexico bekriegt sich nicht unterwerfen wollten. Die Otomies wurden besonders an die Gränzen gestellt und durch Ehrenleistungen für ihre tapfern Thaten von der Republik belohnt.

Beachtenswerth ist, daß einige von Adel in Tlascala einen geheimen Verkehr mit dem Adel von Mexico unterhielten und von letzterem namentlich Salz bekamen, dessen Einfuhr die Mexicaner sehr hinderten.

So standen die Sachen, als Montezuma II. den Thron von Mexico bestieg. Er befahl, daß die Huerotzinken und Cholulaner ihre Heere schlagfertig machen und als die nächsten Nachbarn der Republik einen Angriff auf dieselbe unternehmen sollten. Tecajahuatzin, Oberherr von Huerotzinco, war Anführer. Dieser nahm zunächst zur List seine Zuflucht. Er wandte sich an die Einwohner von Huejotlipan und an die Otomies, die Gränzbewohner des tlascalanischen Gebietes, mit heimlichen Bestechungen; allein diese erklärten, daß sie ihr Leben mit Freuden zur Vertheidigung ihrer republicanischen Freiheit aufopfern würden.

Nun brach Tecajahuatzin mit Gewalt los und fiel mit solcher Wuth in das Gebiet von Tlascala, daß die Gränzbesatzung weichen mußte und er geraden Wegs bis Tlascala vordringen konnte. Die Republicaner waren aber schon ins Feld gerückt unter Anführung des berühmten Generals Tezatlocatzin. Es kam zur Schlacht; der tlascalanische General fiel zwar, aber die Tlascalaner nöthigten den Feind dennoch zum Rückzug und von nun an fanden bis zur Ankunft der Spanier ununterbrochene Kämpfe zwischen Tlascala und seinen mexicanisch gesinnten Nachbarn von Huerotzinco und Cholula statt. Das Kriegsglück schwankte wohl zuweilen, allein die Tlascalaner leisteten doch stets trefflichen Widerstand und machten immer von Zeit zu Zeit gute Beute. Sie schlugen auch einmal das Heer, welches Montezuma gegen sie gesandt hatte. Endlich aber hätten sie gewiß der überlegenen Macht von Mexico erliegen müssen, wenn Montezuma ernstlich gewollt hätte. Allein Mexico hatte ein Volk nöthig, bei welchem es von Zeit zu Zeit die bei den Opfern erforderlichen Menschen holen konnte, und deshalb ließ man einen Staat bestehen, dessen Regierungsform ganz von der seinigen abwich.

Im Jahre 1505 wurde das mexicanische Reich in Folge anhaltender Dürre von einer großen Hungersnoth heimgesucht. Der König öffnete jetzt seine Vorrathshäuser und vertheilte Alles, was darin aufgehäuft lag, was aber freilich nicht lange widerhielt, so daß er zuletzt doch die Erlaubniß zur Auswanderung in entferntere Gegenden gewähren mußte. Die trockene Jahreszeit wurde übrigens zur Vergrößerung des Dammes durch den See von Chapoltipec nach Mexico benutzt. Während der nach glücklicher Vollendung dieser Arbeiten angestellten Lustbarkeiten schlug der Blitz in den großen Tempel von Zomolli.

Die Tlascalaner waren nicht die einzigen, welche die Regierung des Montezuma beunruhigten; auch bei den Nationen, die dem Reiche schon längere Zeit unterworfen waren, kamen Aufstände vor. So empörten sich die Mixteken und Zapoteken und ihr Adel stand dabei an der Spitze. Montezuma sendete ein Heer gegen sie aus, das die Rebellen schlug, die Anführer zu Gefangenen machte und die Städte plünderte.

Bald darauf entstand ein Streit zwischen denen von Huerotzinco und Cholula, wobei die letztern den kürzeren zogen. Fast jedes Jahr war durch irgend einen Feldzug bezeichnet, nur das Jahr 1506, wo das große Säcularfest stattfand, scheint friedlich verstrichen zu seyn.

Mit dem Jahre 1507 begann eine Reihe Unglücksfälle, welche das argwöhnische und abergläubige Gemüth des Königs mit banger Furcht erfüllten. Das erste war das Schicksal eines nach Ancatla bestimmten Heeres, das bei dem Uebergang über ein Gebürge durch Stürme und Kälte fast vernichtet wurde, das zweite die Erscheinung eines Cometen. Montezuma wendete sich an seine Sterndeuter und als diese ihm keine befriedigende Auskunft geben konnten, an seinen Verbündeten Nezahualpilli in Tezcuco, obschon er mit demselben nicht im besten Vernehmen stand. Montezuma ladete ihn ein nach Merico zu kommen. Nezahualpilli kam auch und that endlich nach langen Berathschlagungen den Ausspruch: „daß der Comet die Ankunft eines fremden Volkes bedeute, welches dem Reiche großes Unglück bringen werde.“

Montezuma erschrak, begnügte sich jedoch seinem argwöhnischen Character gemäß nicht damit, sondern verlangte, der König solle mit ihm ein Ballspiel vornehmen; gewönne dasselbe Nezahualpilli, so wolle er dessen Ausspruch für wahr halten. Die Könige spielten, der König von Tezcuco gewann das Spiel und Montezuma war untröstlich. Er entschloß sich endlich noch anderweite Auslegung zu finden und wandte sich an einen berühmten Astrologen, der in Merico lebte und in hohem Ansehn stand. Als nun dieser die frühern Aussprüche bestätigte, gerieth Montezuma in solche Wuth, daß er die Wohnung des Wahrsagers einreißen und den Unglücklichen unter den Trümmern derselben begraben ließ.

Allein nicht lange darauf wurde die Seele des Montezuma durch eine seltsame Begebenheit nur in noch tiefere Unruhe versetzt. In seinem Palaste lebte seine Schwester Papantzin, die Wittwe des Statthalters von Tlatelolco. Sie starb im J. 1509 und wurde sehr feierlich in einer Grotte des Gartens am Palaste in Tlatelolco, nahe an dem Brunnen, wo sie zu baden pflegte, bestattet. Die Grotte wurde mit einem Steine verschlossen. Nächsten Tages ging ein Kind an der Grotte vorüber und sah die Prinzessin am Rande des Brunnens sitzen, ward auch von ihr namentlich angerufen. Da das Kind vom Tode der Prinzessin nichts vernommen hatte, glaubte es, diese wolle sich eben baden, trat furchlos hinzu und nahm den Auftrag, die Oberhofmeisterin zu rufen, harmlos an. Ob nun gleich diese Dame die Sache unglaublich fand, so begab sie sich doch an den Brunnen und sank bei dem Anblick der verstorbenen Fürstin ohnmächtig zusammen; dann eilte sie nach Hause und holte ihre Mutter und zwei andere Damen herbei und nun bat die Prinzessin, daß man ihrem Bruder ihr Wiederaufleben berichten möge. Da jedoch der Haushof-

meister deshalb Bedenken trug, so sandte sie ihn an Nezahualpilli, der sich auch sogleich nach Tlatelolco begab und die Erstandene voll Staunen begrüßte. Nun meldete der König von Acolhuacan das seltsame Ereigniß an Montezuma, der anfangs ungläubig, endlich doch mit einem Theile des Adels zu seiner Schwester sich begab, welche dann, nachdem sie versichert, daß sie wirklich Papantzin sey, Folgendes erzählte: „Nach meinem Tode, oder wenn Du vielleicht nicht glaubst, daß ich todt gewesen, nachdem ich ohne Empfindung oder Bewegung blieb, fand ich mich auf einmal in eine weite Ebene versetzt, deren Gränze ich nicht absehen konnte. In der Mitte bemerkte ich einen Weg, der sich nachgehends in viele Fußsteige zertheilte; auf der einen Seite strömte ein großer Fluß mit fürchterlichem Geräusch. Als ich nach dem Fluß ging, um hinüber zu schwimmen, ward ich vor mir einen schönen Jüngling von edler Bildung in einem langen schneeweißen und wie die Sonne strahlenden Gewande gewahr. Er hatte Flügel von schönen Federn und an der Stirne dieses Zeichen (hier machte sie das Zeichen des Kreuzes), faßte mich bei der Hand und sagte: halt, es ist noch nicht Zeit über den Fluß zu gehen. Gott liebt Dich, ob Du es gleich nicht weißt. Darauf führte er mich längs des Flusses hin und ich bemerkte an den Ufern eine große Menge von Hirnschädeln und Menschenknochen, hörte auch ein ängstliches Stöhnen, welches mich ungemein rührte. Indem ich meine Augen nur auf den Fluß heftete, sah ich etliche große Schiffe mit Menschen angefüllt, die eine ganz andere Farbe und Kleidung als die unsrigen hatten. Sie waren schön, hatten eine Fahne in der Hand, trugen Helme auf den Köpfen und hatten Bärte. Ein Jüngling sagte darauf: Es ist Gottes Wille, daß Du leben sollst, um Zeuge von den großen Veränderungen in diesen Reichen zu seyn. Das Stöhnen, das Du vernimmst, ist von den Seelen Deiner Vorfahren, welche auf ewig für die begangenen Missethaten gequält werden. Die, welche in den Schiffen ankommen, sind diejenigen, welche sich durch ihre Waffen zu Herren von allen diesen Reichen machen werden; mit ihnen wird zugleich die Kenntniß des wahren Gottes, des Schöpfers von Himmel und Erde eingeführt werden. Nach Endigung des Krieges und wenn das Bad, welches von allen Sünden reinigt, bekannt gemacht seyn wird, sollst Du es zuerst empfangen und durch Dein Beispiel die Eingebornen zur Nachfolge reizen. Nach Endigung dieser Rede verschwand der Jüngling und ich fand mich wieder lebendig. Ich stand von meinem Lager auf, schob den Stein von meinem Grabe weg und ging heraus in den Garten, wo mich meine Leute fanden."

Diese Erzählung trägt freilich den kräftigen Stempel nachträglicher grober Ausschmückung, obschon sie in mexicanischen Handschriften dargestellt war, auch ein legaler Bericht davon an den Hof von Madrid gesandt wurde. Letzterem wurde indessen in jener Zeit noch viel Unsinnigeres zu glauben zugemuthet. Allein — abgesehen von

der den damaligen Begriffen der Mexicaner geradezu unmöglichen Vorstellung eines kreuztragenden Engels, ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß der weise Nezahualpilli und die bessergesinnten das Wohl des Vaterlandes im Herzen tragenden Edelleute von Mexico durch derartige Auslegungen natürlicher Begebenheiten auf den König Montezuma einzuwirken suchten, der sich immer mehr von der Stimme der gesunden Vernunft und des Gewissens entfernte und dadurch dem Reiche innere Zerwürfnisse bereitete. Wahrscheinlich hatte man das ganze Schauspiel in solcher Absicht angestellt und dazu eine Person ausersehen, welche Verstand und guten Willen hatte, darauf einzugehen, auch einen Ort ausersehen, der nicht in der unmittelbaren Nähe des Königs gelegen war. Dieser Vorfall verfehlte auch in der That nicht einen gewaltigen Eindruck auf den König hervorzubringen, obschon der eigentliche Zweck durchaus nicht erreicht wurde. Montezuma erstarrte vor Entsetzen und begab sich sogleich in einen seiner Paläste, der zum Aufenthalte bei betrübenden Ereignissen bestimmt war, ohne von seiner Schwester oder irgend einem der Anwesenden Abschied zu nehmen. Einige Schmeichler suchten ihm die trüben Gedanken zu verscheuchen und zu bereden, daß die Prinzessin verrückt sey. Er vermied es sie wieder zu sehen und Papatzin lebte noch viele Jahre eingezogen und ward allerdings 1524 in Tlatelolco getauft und Donna Maria Papantzin genannt.

Die Vorbedeutungen aber hörten nicht auf. Im J. 1510 brannten in einer stillen heitern Nacht auf einmal die Thürme des großen Tempels von Mexico an. Der König suchte den Zorn der Götter durch großartige Anstrengungen für ihren Dienst und zahlreiche Menschenopfer zu besänftigen. Er ließ deshalb einen Stein von ungeheurer Größe aufsuchen, weil ihm der bisher gebrauchte Opferaltar zu klein war, und man fand in der Nähe von Cojaacan einen solchen. Er wurde zugehauen und geschliffen und sodann nach Mexico geschafft. Eine große Anzahl Menschen wurden vorgespannt und sie brachten ihn auch glücklich bis an die Brücke über einen Canal am Eingange der Stadt. Als der Stein auf die Brücke kam, brach sie unter der ungeheuern Last zusammen und einige Menschen, worunter der eben räuchernde Oberpriester, stürzten mit dem Stein ins Wasser. Der König und alle Anwesende waren über dieses neue Unglück außerordentlich bestürzt. Der Stein ward indessen aus dem Wasser gehoben und auf den Tempel gebracht. Die Einweihung desselben war eines der größten Feste, die jemals in Mexico gefeiert worden; man hatte eine große Anzahl Gefangene dazu gesammelt und da man in demselben Jahre noch zwei andere Tempel weihete, belief sich die Anzahl der bei diesen drei Festen geschlachteten Opfer auf nicht weniger als zwölftausend zweihundert und zehn Menschen.

Der Zorn der Götter war aber noch nicht besänftigt, denn schon im J. 1511 entstand in dem See von Mexico eine so heftige Bewe-

gung, daß viele Häuser in der Stadt Mexico umgerissen wurden, ohne daß man die Ursache weder in einem Sturm noch in einem Erdbeben finden konnte. Auch sah man in der Luft Männer, die mit Waffen kämpfend einander anfielen.

Montezuma fuhr in seiner gewohnten Lebensweise fort und sandte seine Heere nach allen Seiten aus, um entfernte Völker zu bekämpfen, zu unterjochen und seinem Reiche einzuverleiben, nachdem er die Blüthe derselben auf seinen Opferaltären hingeschlachtet hatte. Das mexicanische Reich erlangte dadurch einen bedenklichen Umfang.

Im J. 1516 starb nun auch König Nezahualpilli, der in seinem ganzen Leben und Wandel wie in seiner Gesinnung der gerade Gegensatz von Montezuma II. gewesen war. Nachdem er 45 Jahre in Tezcuco auf dem Throne gesessen, ermüdete er, betrübt über den innern Verfall des Reiches, an dessen Geschick ja auch das seines eigenen Staates geknüpft war. Er übergab die Regierung seinen beiden Söhnen und zog mit seiner Geliebten, Xocotzin, auf sein Lustschloß zu Tezcotzinco; hier vergnügte er sich mit der Jagd und Nachts mit Betrachtung der Gestirne, für welchen Zweck er sich eine eigene kleine Sternwarte errichten ließ, die noch 100 Jahr später zu sehen war. Nachdem er so sechs Monate gelebt, kehrte er nach der Residenz zurück und starb bald darauf. Seinem Befehle gemäß wurde seine Leiche im Geheimen verbrannt und sein Tod lange Zeit verheimlicht, so daß viele Leute glaubten, der König sey nach dem Königreiche Amaquemecan zurückgewandert.

Ueber die vortrefflichen Eigenschaften des Nezahualpilli war nur eine Stimme. Oben an stand seine strenge Gerechtigkeit; der erstgeborene Sohn seiner Geliebten, Xocotzin, der talentvolle Prinz Huexotzincatzin, verging sich gegen das Gesetz, welches unanständige Ausdrücke im Innern der Königsburg untersagte. Der König untersuchte die Sache genau, dann sprach er: „Mein Sohn hat die Gesetze beleidigt; verzeihe ich ihm, so wird es heißen, die Gesetze binden nicht Jedermann. Meine Unterthanen sollen hierdurch erfahren, daß kein Uebertreter Verzeihung zu erwarten hat, wenn ich sogar meinem Sohn, den ich zärtlich liebe, nicht vergebe." Weder die Bitten der Königin, noch des Adels, noch des Montezuma hielten ihn ab, dem Gesetze seinen Lauf zu gewähren und den Uebertreter desselben hinrichten zu lassen. Der König schloß sich darauf 40 Tage lang ein und gab sich ganz seinem Schmerze hin. Die Thüren zu den Zimmern seines Sohnes ließ er sodann vermauern.

Gegen leichte Vergehen armer Leute war er desto milder; er beschenkte die Armen und errichtete in Tezcuco ein Spital für arme und verunglückte Soldaten.

Nachdem nun Nezahualpilli gestorben, traten die Mitglieder des geheimen Rathes zusammen, um ihm einen Nachfolger zu wählen. Man vereinigte sich dahin, dem Prinzen Cacamatzin die Krone zu

geben, da er der klügste und der erstgeborene der ersten mexicanischen Gemahlin des verewigten Königs war. Von seinen zwei Brüdern war Coanokotzin 20 und Ixtlilxochitl 10 Jahr, er selbst aber 22 Jahr alt. Als man den drei Prinzen den Entschluß bekannt machte, widersprach der jüngste und behauptete, der Vater sey noch am Leben, denn sonst würde er ihn zum Nachfolger bestimmt haben, da er ihn als den heldenmüthigsten kenne.

Cacamatzin bat jetzt den Montezuma um Rath. Dieser rieth, er solle vor allen Dingen den königlichen Schatz in Besitz nehmen, und versprach ihn auch mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Er gab ihm ferner seinen Bruder Cuitlahuatzin nebst vielen angesehenen Mexicanern zur Begleitung nach Tezcuco, von wo Ixtlilxochitl nach Meztitlan bereits mittlerweile entwichen war.

Cacamatzin wurde vom Adel gut aufgenommen und eben sollte die Krönung vor sich gehen, als die Nachricht eintraf, Ixtlilxochitl sey mit einem zahlreichen Heere gegen Tezcuco in Anmarsch begriffen; Alles gerieth in Bestürzung und Cacamatzin entschloß sich, seinem Bruder, der in den Gebürgen großen Anhang gefunden, eine Theilung des Reiches vorzuschlagen, wobei er sich nur den Besitz von Tezcuco und dem platten Lande vorbehalte, dem Bruder aber die Gebürge überlasse.

Ixtlilxochitl ließ ihm antworten: Die Brüder möchten es halten, wie sie wollten, und es freue ihn, daß Cacamatzin auf dem Throne von Acolhuacan sitze; er habe keine Absichten weder auf seine Person, noch auf den Staat, er habe das Heer blos in der Absicht zusammengebracht, um sich den ehrsüchtigen Absichten der Mexicaner zu widersetzen, deren Benehmen schon längst des Vaters Verdacht und Unwillen erregt habe. Wenn auch jetzt das Reich zum gemeinen Besten der Nation getheilt werde, so hoffe er doch, es dereinst wieder vereinigt zu sehen. Vor Allem aber solle man sich jetzt hüthen, in die Schlingen des schlauen Montezuma zu fallen.

Cacamatzin blieb auch fortan im ruhigen Besitz von Tezcuco, während Ixtlilxochitl sein Heer fortwährend schlagfertig beisammen behielt und es bis in die Nähe von Mexico führte. Er erklärte diesem Reiche offen den Krieg und forderte sogar Montezuma zum Zweikampf heraus, den dieser jedoch nicht annahm. Es kam gar bald zum offenen Kriege und der Sieg schwankte zwischen beiden Mächten. Ixtlilxochitl siegte oft; einen Verwandten des Montezuma, der diesem versprochen hatte, den Prinzen lebendig gebunden nach Mexico zu liefern, machte der Prinz gefangen und ließ ihn im Angesicht seines ganzen Heeres lebendig auf einem Haufen dürren Rohrs verbrennen.

So standen die Sachen, als eine Macht in die Entwickelung derselben eingriff, deren Nähe, ja deren Daseyn beiden Partheien gleichmäßig unbekannt war. Der Genuese Christoph Colombo war

im Jahre 1492 auf Guanahani gelandet; von da aus hatten die Spanier die Antillen entdeckt und der Krone Spanien mit leichter Mühe erobert. Im Jahre 1517 schiffte Franz Hernandez von Cordova mit 110 Soldaten nach Westen und landete am östlichen Cap der Halbinsel Yucatan, das er nachher Cap Catoche benannte. Er bewunderte die ansehnlichen Gebäude und die bunten Kleider der Einwohner, mit denen sie in Streit kamen, so daß die Hälfte der Soldaten und deren Capitän das Leben einbüßten. Die übrig bleibenden kehrten nach Cuba zurück und übergaben dem Statthalter der Insel, Diego de Velasquez, ein Stück Gold, das sie in einem der Tempel geraubt hatten. Der Anblick dieses Metalls reizte die Habsucht des Don Diego und er ließ im nächsten Jahre vier Schiffe mit 240 Soldaten unter der Leitung seines Verwandten Juan de Grijalva nach der mexicanischen Küste abgehen.

Sie kamen nach der Insel Cozumel an der Ostküste von Yucatan und trieben mit den Einwohnern einen Tauschhandel; sie gaben Glasperlen u. a. Kleinigkeiten gegen Gold und Lebensmittel. Darauf kamen sie zur kleinen Insel Juan de Ulua in der Nähe des nachmaligen Vera Cruz. Die mexicanischen Statthalter jener Provinz erstaunten über die großen Schiffe der weißen Ankömmlinge und begaben sich selbst nach der Hauptstadt, um von dem wunderbaren Ereignisse Nachricht zu geben. Sie ließen die Schiffe, Kleider, Geschütze, Waffen und übrigen Eigenthümlichkeiten der Spanier abmalen und begleiteten ihren Bericht durch die Bilder und einige Glaskugeln, welche sie von den Fremden erhalten hatten.

Montezuma erstaunte und berief seinen Rath von 12 Personen, seinen Enkel, den König Cacamatzin von Acolhuacan und seinen Bruder Cuitlahuazin zu sich. Man vereinigte sich zu der Ansicht, daß der Führer der Ankömmlinge aus Osten kein anderer sein könne als Quetzalcoatl, der seit vielen Jahren erwartete Gott der Luft, der, als er Cholula verließ, versprochen hatte, dereinst wiederzukehren und die Völker in Frieden zu beherrschen und glücklich zu machen. Das Ansehen der Spanier, namentlich aber die den Americanern ungewohnte Größe ihrer Schiffe, der Knall ihrer Geschütze und ihrer glänzenden Waffen überzeugten sie, daß sie Gefährten des Gottes der Luft, der Donner und Blitz in seiner Gewalt hat, seyn müßten; Montezuma befahl daher, daß fünf Männer von seinem Hofstaat sofort nach der Küste Chalchiuhcuacan abreisen und die Ankömmlinge in seinem und des ganzen Reiches Namen begrüßen und ihnen zur glücklichen Ankunft auf mexicanischem Boden Glück wünschen, auch ihnen zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit ein ansehnliches Geschenk überbringen sollten. Die Spanier waren jedoch bei Ankunft der Gesandten bereits wieder abgesegelt und längs der Küste bis zum Fluß Panama gelangt, von wo aus sie nach Cuba zurückkehrten und

für 10000 Ducaten Gold mitbrachten, welches sie theils gegen Kleinigkeiten eingetauscht, theils zum Geschenk erhalten hatten.

Wie nun die alten isländischen Normannen die grüne Weide und die Weinreben der nordamericanischen Westküste, so reizte die Spanier der Anblick des leicht zu erwerbenden Goldes zu weiterer Fortsetzung der begonnenen Entdeckung. Diego de Velasquez war ungehalten, daß Grijalva keine Colonie an der Küste angelegt hatte, und rüstete deßhalb eine stärkere Flotte aus, deren Oberbefehl er dem unternehmenden Ferdinand Cortez übertrug, einem Manne, der sich durch schöne Gestalt, kühnen Muth, Umsicht, Ausdauer und Bescheidenheit im Reden, aber auch durch unmäßige Liebe zum andern Geschlecht und Tollkühnheit auszeichnete. Unter seinen Begleitern ragen besonders der schöne, gewandte, aber habsüchtige und gewissenlose Don Pedro de Alvarado Badajos, der düstere Christoval de Olid und der edle Gonzales de Sandoval von Medellin hervor. Die Flotte bestand aus elf Schiffen mit zehn Canonen und vier Feldschlangen, die Bemannung aus 109 Matrosen, das Heer aus 508 Soldaten und sechszehn Pferden; Steuermann war Allanimos. Am 10. Februar 1519 liefen sie aus dem Hafen Ajaruco.

Sie landeten zuerst an der Insel Cozumel, wo sie den Hieronymus von Aguilar, einen spanischen Geistlichen, antrafen, der hier vor einigen Jahren Schiffbruch gelitten hatte und von den Indianern zum Sclaven gemacht worden war. Er hatte die Sprache von Yucatan gelernt und diente von nun an seinen Landsleuten als Dollmetscher, nachdem ihm sein Herr die Freiheit geschenkt hatte.

Von hier segelte die Flotte an der Küste von Yucatan fort, bis sie an die Mündung des Flusses Chiapa in der Provinz Tabasco kam. Hier setzten sie Boote aus und fuhren den Fluß hinauf, bis sie an einen Palmenhain gelangten. Auf ihrer Fahrt mußten sie die häufigen Pfeilschüsse der Indianer aushalten; sie landeten endlich bei einem etwa stundenweit von der Küste entfernten großen Dorfe, das sie eroberten und von wo aus sie andere nahebelegene Ortschaften angriffen.

Mittlerweile hatten die Eingeborenen ein zahlreiches Heer zusammengebracht, welches den Spaniern entgegenrückte, die ihre Pferde und Geschütze an's Land geschafft hatten. Am 25. März kam es in der Ebene von Ceutla zur Schlacht und obschon die Mexicaner bei weitem zahlreicher waren als die Spanier, so siegten die letztern dennoch durch Kriegszucht und Waffen und 800 Indianer blieben auf dem Platze, während die Spanier nur einen Todten und 60 Verwundete zählten. Hier wurde zum Andenken an den Sieg die kleine Stadt Madonna della Vittoria gegründet, die bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts bestand und lange Zeit Hauptstadt der Provinz blieb. Jetzt nahm Cortez, der vorher schon versucht hatte, einen freundschaftlichen Verkehr zu begründen, das Land im Namen seines

Monarchen feierlich in Besitz, indem er am linken Arm seinen Schild, mit dem Schwert drei Stiche gegen einen Baum in einem der größten Dörfer führte. Dann versammelte er die vornehmsten Männer der Provinz und stellte sein Heer auf, ließ auch aus allen Geschützen eine Salve geben. Er pries die Macht seines Monarchen und der Prediger der Expedition, Bartolomeo von Olmedo, mußte durch den Dolmetscher Aguilar den Indianern die Lehren der katholischen Kirche vortragen. Jetzt gaben die Indianer zum Zeichen ihrer Unterwerfung dem Cortez einige Goldsachen, Kleider aus grobem Stoff und zwanzig Mädchen, welche er unter seine Offiziere vertheilte.

Darunter war auch ein geistvolles schönes Mädchen von edler Abkunft, welche ihre Eltern, um einem nachgebornen Sohne Alles zuzuwenden, in die Fremde verkauft hatten. Sie verstand mexicanisch und die in Yucatan übliche Majasprache. Sie wurde getauft, erhielt den Namen Donna Marina (mexicanisch Malinzin) und diente als Dolmetscherin und treue Rathgeberin ihrer neuen Freunde. Sie begleitete den Cortez auf allen Feldzügen und er erzeugte mit ihr den Don Martin Cortez. Nach der Eroberung heirathete sie den Juan de Xaramillo. Sie trug durch ihre Kenntniß der Sprache, der Sitten und Eigenheiten der Einwohner und durch den klugen Rath, den sie ertheilte, wesentlich zur Förderung der Eroberung des Landes bei.

Da Cortez nicht eben viel Gold in Tabasco fand, auch das Land beruhigt war, so beschloß er weiter zu gehen, vorher jedoch den Indianern einen Begriff von der hohen feierlichen Würde der katholischen Religion zu geben. Er ließ eine Messe mit allem Gepränge halten, die Palmen wurden geweiht und eine große Procession mit Kriegsmusik abgehalten. Die Indianer sahen mit Staunen und Ehrfurcht zu.

Darauf nahm Cortez Abschied von dem Herrn von Tabasco und segelte längs der Küste nach Westen hin. Am grünen Donnerstage, den 21. April, lief er im Hafen St. Juan de Ulua, in der mexicanischen Provinz Cuatzacualco ein. So wie die Flotte vor Anker lag, steuerten zwei große Canots mit Indianern von der Küste heran, um die Ankömmlinge zu fragen, ob sie etwa hilfsbedürftig wären. Dann bestiegen sie das Schiff, begrüßten den Cortez freundlich und dieser erwiderte mit großer Freundlichkeit, daß er nur gekommen, um Handel mit ihnen zu treiben und einige sehr wichtige Angelegenheiten mit ihrem Könige zu besprechen. Er ließ ihnen dann spanischen Wein reichen und beschenkte sie mit einigen Kleinigkeiten.

Die Spanier landeten, brachten die Pferde an die Küste und errichteten Barraken aus Zweigen an der Stelle von Neu Vera Cruz. Am Ostersonntage kamen zwei mexicanische Statthalter mit einem zahlreichen Gefolge an. Cortez ließ eine feierliche Messe halten und lud die mexicanischen Herren zur Tafel, sodann aber eröffnete er ihnen: Er sey ein Unterthan des Don Carlos von Oestreich,

des größten Königs im Osten, dessen Güte, Größe und Macht er ihnen mit außerordentlichen Lobeserhebungen anpries; Don Carlos kenne gar wohl ihr Land und den darin herrschenden Regenten und habe ihn abgesendet, um mit demselben in Person Sachen von größter Wichtigkeit abzuhandeln. Darum wünsche er zu wissen, wenn es ihrem Monarchen wohl gefällig seyn werde, seinen Besuch anzunehmen. Der Mexicaner erwiderte, daß er deßhalb erst bei Hofe anfragen müsse, übergab aus einem kleinen Korbe einige niedliche Federarbeiten, zehn Ballen der feinsten Baumwollenmäntel und einen ansehnlichen Vorrath Lebensmittel. Cortez machte ein kleines Gegengeschenk. Der mexicanische Beamte hatte Maler bei sich, welche die neuen Erscheinungen auf das Genaueste aufzeichnen mußten; als Cortez dies merkte, ließ er seine Reiter einige Uebungen anstellen, auch die Geschütze lösen und versetzte dadurch seine Wirthe in das größte Erstaunen.

Als die Gesandten zu Montezuma kamen, gerieth er über ihren Bericht in Verlegenheit und Bestürzung, namentlich erschreckten ihn die Canonen und Pferde. Er wendete sich daher an seine Götter und fragte die Priester um Rath. Sie sagten: „Er solle dieses neue Volk nie an seinen Hof lassen." Es war dieß wohl auch die einzige Antwort, welche Männer, die der Geschichte des Landes kundig waren, möglicherweise geben konnten. Die Tolteken waren durch die Ankunft der Chechemeken gefallen und was konnte ein fremdes, in den Waffen überlegenes, den Göttern verwandtes Kriegsheer anders wollen, als herrschen?

Montezuma sendete endlich einen angesehenen Hofbeamten ab, der am siebenten Tage nach der Abreise des ersten mexicanischen Statthalters im spanischen Lager eintraf und nach Landessitte den Boden mit der Hand berührte und sie zum Munde führte, den General und die vornehmsten Officiere mit Weihrauch begrüßte, sich dann niederließ und in zierlicher Rede dem General im Namen seines Königs Glück wünschte, ihm für die übersandten Nachrichten und Geschenke dankte und sodann eine reiche Fülle der kostbarsten Federarbeiten, dreißig Ballen feinster Baumwollenmäntel, gefaßte Edelsteine, goldne Thierstatuen, eine goldne Scheibe mit der mexicanischen Centurie von 10000 Ducaten Werth und eine silberne mit dem Jahr und für 1500 Ducaten Goldstaub vor Cortez ausbreitete. Dann fuhr er in seiner Rede fort: Diese Geschenke schenkt der König Dir und Deinen Gefährten, aber für Deinen König wird er in kurzer Zeit einige Juwelen von unschätzbarem Werthe senden. Indessen könnt ihr nach eurem Gefallen an der Küste bleiben, um euch von den Strapazen einer so langen Reise zu erholen und euch mit den Bedürfnissen zur Rückkehr in euer Land zu versorgen. Verlangt ihr sonst noch etwas aus diesem Reiche für euren König, so sollt ihr es sogleich erhalten. Was aber den Wunsch anbetrifft, unseren Hof zu besuchen, so habe ich

den Auftrag, euch eine so beschwerliche und gefährliche Reise zu widerrathen, weil der Weg durch Wüsteneien und feindliche Länder führt.

Cortez erwiderte Angemessenes, fügte aber bei, daß er den Wunsch, den König zu sehen, durchaus nicht aufgeben könne und daß Gefahren oder Mühseligkeiten die Spanier niemals von einem Unternehmen abhalten würden. Somit beurlaubte sich der Gesandte.

Die Hitze und die Insecten an der Küste ließen Cortez eine andere Stellung wünschen und er sandte deshalb zwei Schiffe längs der Küste nach Panuco hin, die nach einigen Tagen zurückkehrend meldeten, daß sie 18 Stunden von Ulua einen Hafen in der Nähe einer befestigten Stadt entdeckt hätten.

Bald darauf erschien Montezuma's Gesandter mit noch viel reicheren Geschenken für König Carl und wiederholte die abschlägige Antwort.

Die Geschenke, welche jedenfalls von der Eitelkeit und Prunksucht des Montezuma ausgegangen waren, wurden von den Spaniern mit gierigen Augen betrachtet und sie befestigten den Entschluß, in einem Reiche zu bleiben, in welchem die Höflichkeit derartige Massen der kostbarsten Metalle verschleudern ließ.

Der Gesandte reiste an den Hof zurück und am folgenden Tage war die ganze Umgegend von den Indianern verlassen. Cortez stellte sich in Vertheidigung, denn er fürchtete einen Hauptangriff. Alles blieb jedoch ruhig, bis später fünf andere Indianer von der den Mexicanern unterworfenen Nation der Totonacas aus der zwölf Stunden entfernten Stadt Chempoalla anlangten und im Namen des Herrn derselben den Cortez begrüßten und ihn einluden, dieselben zu besuchen. Da nun Cortez vernahm, daß die Totonacas seine Hülfe suchten, um sich von dem Reiche Mexico zu befreien, war sein Entschluß gefaßt. Obschon viele der Soldaten der Strapazen müde sich nach Cuba zurücksehnten, so überredete er sie doch, ja er brachte es dahin, daß das Heer ihn zu den von Cuba unabhängigen Statthalter der neuen Colonie erwählte.

Alsbald brach er zu Lande nach Chempoalla auf, während die Schiffe ihm an der Küste hin folgten, um nach dem Hafen von Chiahuitzla zu gelangen. Anderthalb Stunden vor der Stadt kamen zwanzig angesehene Männer dem kleinen Heere entgegen und brachten Erfrischungen aller Art. Cortez marschirte in Schlachtordnung in die wohlgebaute, mit schönen Gärten gezierte, volkreiche Stadt ein, die die Soldaten wegen ihrer Größe Sevilla nannten. Am Eingange des ersten Tempels erwartete der Herr der Stadt das kleine Heer, begrüßte dasselbe und quartirte es sodann in den Tempelgebäuden ein. Cortez bot ihm seine Hülfe an, die auch mit Freuden angenommen wurde; doch bemerkte er, daß er zunächst nach dem Hafen ziehen und den Zustand seiner Schiffe untersuchen müsse. Der Herr von Chempoalla

gab ihm ein Goldgeschenk von 1000 Ducaten an Werth und stellte ihm am nächsten Tag 400 Lastträger zur Verfügung. In Chiahuitzla wurde er vom Herrn der Stadt nicht minder wohl empfangen und der von Chempoalla folgte ihm hierher. Während sie sich über die Art beriethen, wie man das mexicanische Joch brechen könne, erschienen fünf mexicanische Steuer-Einnehmer, welche zwanzig Menschen verlangten, weil die Totonaken sich wider den Willen Montezumas mit Cortez in Verkehr eingelassen. Die ganze Stadt, vornehmlich aber die beiden Herren geriethen in Schrecken. Da rieth ihnen Cortez, die königlichen Bothen sofort gefangen zu nehmen und obschon ihnen dieser Schritt Anfangs zu gewagt schien, so führten sie denselben dennoch aus. Cortez jedoch ließ in der darauf folgenden Nacht zwei der Gefangenen heimlich zu sich bringen, versicherte, daß ihn ihr Schicksal sehr schmerze, daß er ihre Genossen ebenfalls retten werde, und bat sie, ihrem König die freundschaftlichsten Gesinnungen zu bezeigen. Dann ließ er sie auf einem Schiffe nach der mexicanischen Gränze schaffen. Am folgenden Tag stellte er sich sehr erzürnt über die Flucht der Gefangenen und ließ, um das Entweichen der noch übrigen zu verhindern, sie auf einem seiner Schiffe in engen Gewahrsam bringen, gab ihnen aber sehr bald ebenfalls heimlich die Freiheit.

Die Nachricht von der Gefangenschaft der mexicanischen Einnehmer und die Befreiung von dem Tribut belebte das ganze Volk der Totonaken und brachte den Entschluß hervor, das mexicanische Joch vollständig abzuschütteln, und die tapfern Spanier wurden als Bundesgenossen und Befreier betrachtet. Cortez dagegen versprach ihnen seinen Beistand, wenn sie fortan seinem König Treue und Gehorsam schwören würden. Nachdem dieß in feierlicher Weise geschehen, gründete Cortez im Lande der Totonaken die Colonie Vera Cruz in einer Ebene am Fuße des Berges von Chiahuitzla und es war bald ein kleines Fort nebst einer Anzahl Häuser errichtet.

Mittlerweile waren die beiden gefangenen und durch Cortez befreiten Einnehmer bei Montezuma angekommen, als er eben ein Heer zur Vertreibung der Fremdlinge ausrüstete. Ihre Erzählung änderte seine Gesinnung dergestalt, daß er anstatt des Heeres zwei Prinzen, seine Neffen, mit einem Goldgeschenke von 1000 Ducaten Werth an Cortez sendete. Gegen den Vorwurf, daß er die Totonaken im Abfall unterstützt, rechtfertigte sich dieser durch die Versicherung, daß nur der Mangel an Lebensmitteln, nachdem die Mexicaner ihn verlassen, ihn genöthigt, bei den Totonaken Unterstützung zu suchen. Uebrigens gab er den Prinzen die freundschaftlichsten Versicherungen und sagte, er werde gar bald selbst vor dem König erscheinen und seine Handlungsweise rechtfertigen. Nachdem die Prinzen die Uebungen der spanischen Reiterei bewundert, kehrten sie an den Hof zurück.

Der Herr von Chempoalla wurde über den Verkehr der Mexicaner mit Cortez etwas beunruhigt und er bot deßhalb seinen Bundesgenossen

acht herrlich gekleidete Jungfrauen an, darunter seine eigene Nichte. Cortez erwiderte jedoch, daß er und seine Officiere sich mit den Mädchen nur dann verheirathen könnten, wenn sie den Götzendienst verlassen und die katholische Religion angenommen hätten; bei dieser Gelegenheit entwickelte er ihm die Glaubenslehren der Kirche, zeigte ihm das Unsinnige der mexicanischen Religion und die Schändlichkeit der Menschenopfer. Der Herr von Chempoalla erwiderte, daß seine Freundschaft ihm zwar sehr schätzbar, daß er aber seine Götter deßhalb unmöglich aufgeben könne, von denen das Volk Gesundheit, Ueberfluß und alles Gute empfinge und welche sie durch Undank zum höchsten Zorne reizen würden.

Da entbrannte Cortez zu fanatischer Wuth und befahl den Soldaten, den Tempel zu ersteigen und die Götzenbilder zu zertrümmern und weder die Thränen und Bitten des bestürzten Volkes, das mit Entsetzen den Untergang seiner alten Heiligthümer sah und den Zorn der Gottheiten fürchtete, noch die Drohungen des Herrn der Stadt und die offenbare Wuth, die sich nach und nach in der übrigen Bevölkerung entwickelte, brachten den glaubenseifrigen Cortez von seinem Entschlusse ab. Er ließ den Oberherrn und vier vornehmste Prinzen festnehmen und fünfzig Soldaten stürmten die Tempeltreppe hinauf, rissen die Götterbilder von den Altären und stürzten sie herab auf den Tempelplatz, wo sie Cortez verbrannte. Darauf ließ er durch totonakische Maurer die Spuren des Menschenblutes im Tempel vertilgen, einen Altar nach römischkatholischer Weise errichten und das Bildniß der heiligen Jungfrau darauf stellen. Er beauftragte vier Priester von Chempoalla mit der Aufsicht, ließ sie anstatt ihrer schwarzen Tracht weiße Kleider anlegen und lehrte sie aus Wachs Kerzen für den Altar fertigen. Zu ihrem Schutz ließ er einen alten Soldaten zurück. Nun wurden die acht Jungfrauen in den römischkatholischen Glaubenslehren unterrichtet und getauft.

Cortez kehrte nach Vera Cruz zurück und sendete mit einem am 16. Juli 1519 absegelnden Schiffe seinen ersten Bericht an den König von Spanien ab, der auch die Bitte um Bestätigung der von ihm eingerichteten Verfassung und Aemter der neuen Colonie enthielt und von dem sämmtlichen Golde begleitet war, welches die Mexicaner den Spaniern übergeben hatten. Alle Officiere und Soldaten hatte Cortez beredet, ihren Antheil an jenen Geschenken aufzugeben. Als das Schiff abgegangen, brachte er es dahin, daß die Mannschaft, um zur Ausdauer in dem Aufenthalte genöthigt zu seyn, in die Versenkung der sämmtlichen noch vorhandenen Schiffe einwilligte.

Nachdem er so der Treue seiner spanischen Gefährten und der Totonaken gewiß war, ließ er in Vera Cruz fünfzig Mann unter Juan d'Escalante zurück und trat mit 16 Reitern, 415 Mann spanischer Infanterie, 200 totonakischen Lastträgern für Geschütz und

Gepäck und einer Abtheilung totonakischer Krieger, worunter vierzig Edelleute, den Weg in's Innere des Landes an.

Er langte, nachdem er zunächst einige wüste Gebürge passirt, in Xocotla an, einer Stadt mit dreizehn Tempeln und einem Regierungspalast aus Stein und Kalk; hier lagen 5000 Mann mexicanischer Besatzung. Von hier aus beschloß er, nach Tlascala zu gehen, und sendete vier Totonaken voraus, um die Erlaubniß zum Marsch durch das Gebiet der Republik auszuwirken. Er verweilte in Ixtacmaxtitlan, einer Stadt von etwa 6000 Einwohnern, die ihn gut aufnahmen.

Die Nachrichten, welche die Totonaken nach Tlascala brachten, erregten ungemeines Aufsehen und die vier Oberhäupter der Stadt hielten eine lange Berathschlagung, was zu thun sey. Der hochgeachtete Maxikatzin meinte, man müsse die Fremden wohl aufnehmen, da sie dem größten Feind der Republik, dem König von Mexico, feindlich gesinnt seyen. „Die Fremdlinge, sagte er, scheinen diejenigen Helden zu seyn, welche der alten Sage nach in unser Land dereinst kommen sollen. Das Erdbeben, der Komet und die seltsamen Ereignisse der letzten Jahre sind Anzeige genug, daß die Erfüllung der alten Vorhersage vor der Thür ist. Sind nun diese Fremden unsterbliche Helden, so ist jeder Versuch, sich ihrem Einmarsch zu widersetzen, ohnehin vergeblich. Unsere abschlägige Antwort würde die verderblichsten Folgen haben und der König von Mexico würde die boshafte Freude äußern, wenn sie mit Gewalt eindringen, da wir sie nicht gutwillig aufgenommen haben. Meine Meinung geht also dahin, die Helden freundschaftlich zu empfangen."

Dagegen sprach nun der alte Beamte Xikotenkatl: „Unsere Gesetze verlangen zwar, daß wir Freunde, aber keineswegs Feinde aufnehmen, welche dem Staate viel Unheil bringen können. Diese Männer, welche in unsere Stadt Eintritt verlangen, scheinen mir vielmehr Ungeheuer zu seyn, welche die See ausgeworfen hat, weil sie solche nicht länger leiden will, als Götter, die vom Himmel stammen. Ist es möglich, daß sie Götter sind, da sie so begierig nach Gold und Vergnügen trachten? Was haben wir in unserm armen Lande, das nicht einmal Salz hat, von ihnen zu befürchten! Wer da denkt, daß unser Volk von einer Hand voll Ausländer bezwungen werden könne, der schändet es dadurch. Sind sie sterblich, so werden es alle Nachbarvölker durch die Waffen der Tlascalaner erfahren; sind sie jedoch unsterblich, so ist es immer noch Zeit, ihren Zorn durch Unterwerfung zu besänftigen und durch Reue ihre Gnade zu erwerben. Verwerfen wir dann ihren Antrag und wollen sie mit Gewalt eindringen, so laßt uns die Verwegenen mit gewaffneter Hand zurücktreiben."

Da man nun zwischen beiden Ansichten schwankte, schlug Temiloltekatl vor, man solle dem fremden Anführer Erlaubniß zum

Einmarsch geben, zugleich aber auch die Otomies befehligen, mit einem Heere den Fremden entgegenzugehen. „Siegen wir, so erwerben wir unsterblichen Ruhm", fügte er bei, „verlieren wir, so schieben wir die Schuld auf die Otomies und versichern, daß sie ohne unsere Erlaubniß gehandelt haben." Dieser Entschluß ward darauf angenommen.

Bevor man jedoch die totonakischen Abgesandten entließ, hatte Cortez, nachdem er acht Tage auf Antwort geharrt, den Entschluß gefaßt, weiter vorzudringen. Er marschirte mit seinen Verbündeten an die Gränzmauer der Republik Tlascala, welche dießmal ohne Besatzung war, daher er gar keinen Widerstand fand. Allein noch an demselben Tage, am 31. August, zeigten sich bewaffnete Indianer, welche drei spanische Pferde verwundeten und zwei tödteten. Alsbald traten 4000 Otomies den Spaniern entgegen, die jedoch sofort in die Flucht geschlagen wurden. Dies war der Anfang zu mehrern blutigen Gefechten, in welcher die Tlascalaner mit heldenmüthiger Tapferkeit kämpften. Am 5. September traten dem Cortez nicht weniger als 100000 Mann entgegen. Xikotenkatl schickte dem spanischen General, um zu zeigen, daß er sich gar nicht fürchte, 300 Truthühner und 200 Körbe andre Nahrungsmittel zur Stärkung für die Schlacht in sein Lager. Die Spanier schlugen jedoch alle Angriffe zurück und machten noch Ausfälle, wobei viele Dörfer verwüstet wurden. Indessen berathschlagte man am Hofe von Mexico, was nun eigentlich zu thun sey, und Montezuma vereinigte sich endlich mit Cuitlahuatzin, dem König von Tezcuco, dahin, den Cortez mit einer Gesandtschaft abermals zu begrüßen. Die Gesandten kamen auch bei ihm mit einem Gefolge von 200 Personen an, überbrachten 1000 schöne Baumwollenkleider und eine große Menge Gold und Prachtfedern. Sie wünschten dem Cortez Glück zu seinen Siegen, verhießen ihm noch ansehnlichere Geschenke, widerriethen ihm aber wegen des beschwerlichen Weges und anderer nicht leicht zu übersteigenden Hindernisse den Weg nach Mexico anzutreten. Cortez empfing die Gesandten sehr artig und bezeigte ihnen seine Dankbarkeit. Er hielt sie absichtlich etwas länger bei sich auf, um sie zu Zeugen der persönlichen Tapferkeit seiner Heldenschaar zu machen. Sein Plan gelang. Die Tlascalaner griffen in drei Corps das spanische Lager mit einem Regen von Pfeilen an und wurden sofort mit Verlust zurückgeschlagen.

Diese steten Verluste und die Furcht, daß die Spanier sich mit den Mexicanern vereinigen möchten, bestimmte endlich die Republik Tlascala zu friedlicher Gesinnung. Xicotencatl begab sich in's feindliche Lager, brachte Geschenke, deren geringen Werth er mit der Armuth des Landes zu entschuldigen bat, und schloß ein Bündniß mit dem spanischen Heerführer ab. Seitdem blieb Tlascala die treueste Bundesgenossin des Cortez, trotzdem daß Montezuma Mißtrauen zu erregen

versuchte; er schickte immer neue Gesandte mit Warnungen, denen er durch kostbare Geschenke größeres Gewicht zu geben versuchte.

Cortez zog endlich am 23. September 1519 in die Stadt Tlascala ein. Die Häupter der Republik kamen ihm entgegen, an 100000 Menschen waren aus der ganzen Gegend zusammengeströmt, in allen Gassen der Stadt sah man Bogen von Blumen und Zweigen, Musik und freudiger Zuruf ertönte allenthalben und die Ankömmlinge wurden in netten und bequemen Wohnungen untergebracht. Cortez behielt die mexicanischen Abgeordneten bei sich, um sie vor den Tlascalanern sicher zu stellen. Wie in Chempoalla machte man ihm hier Mädchen zum Geschenk, deren einige er der Donna Marina zu Gefährtinnen gab; wie dort wollte er die Götzenbilder mit Gewalt brechen und stellte den Einwohnern in einer Rede die Lehren seiner Kirche vor. Man hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, wie es die Sitte forderte, erwiderte ihm jedoch, daß man keineswegs an der Güte und Größe des Christengottes zweifle und bereit sey, ihm eine Stelle unter den vaterländischen Gottheiten anzuweisen. Jedes Volk müsse seine eigenen ihm angemessenen Schutzgottheiten haben; sie wären zu alt, den Dienst derer abzuschwören, welche sie von Jugend auf verehrt hätten; sie würden durch Verlassung der Götter den Zorn derselben und des Volkes auf sich laden, welches seinen letzten Blutstropfen für seinen Glauben hingeben werde.

Die besänftigenden Reden des Mönchs Olmedo und anderer Officiere, die Betrachtung, daß Tlascala eine große volkreiche Stadt sey, bestimmten den Cortez, vorläufig nicht weiter auf seinem Verlangen zu bestehen und sich damit zu begnügen, die Menschenopfer dadurch zu beschränken, daß er die dazu festgehaltenen Gefangenen befreite. Nächstdem gestattete man ihm aber freie Uebung seiner Religion. Er errichtete auf einem der Plätze ein hohes Kreuz, bei welchem täglich Messe gelesen wurde. Das gute Vernehmen wurde namentlich dadurch befestigt, daß Spanier tlascalanische Mädchen zu Frauen nahmen. So gab Xicotencatl dem Alvarado seine edle Tochter, die in der Taufe Donna Luisa genannt wurde, während die Tlascalaner den Alvarado wegen seiner schönen Gesichtsfarbe und goldenen Locken Tonatiuh, Sonnengott, nannten.

Der heldenmüthige Ixtlilxochitl hatte indessen ebenfalls eine Gesandtschaft an Cortez geschickt, worin er ihm seine Dienste anbot, wenn er ihm helfen wolle, das Reich seiner Väter wieder herzustellen. Cortez nahm diese Bothschaft so wie die der andern mit dem mexicanischen Joche bedrückten Staaten freudig und zuvorkommend an.

Montezuma war nun über die Ankunft der Spanier und die glänzenden Erfolge ihrer Waffen immer mehr in Sorge gerathen und hatte den Entschluß gefaßt, sich dieser gefährlichen Ankömmlinge auf eine geschickte Weise zu entledigen. Eine neue Gesandtschaft des Königs lud die Spanier ein nach Mexico zu kommen und versicherte sie

einer herzlichen Aufnahme, warnte sie vor den Tlascalanern, rieth ihnen aber den Weg über Cholula zu nehmen, wo er Veranstaltungen zu einem würdigen Empfange der Gäste angeordnet habe.

Die Tlascalaner waren darüber sehr betreten. Sie stellten dem Cortez vor, daß Montezuma ein mächtiger, aber auch ein schlauer, ehrgeiziger und ränkevoller Tyrann sey, der sie in das große Cholula nur deshalb locke, um ihnen dort den Untergang zu bereiten. Sie machten ihn aufmerksam, daß von allen umliegenden Städten die Republik Cholula die einzige sey, die ihn noch nicht mit einer Gesandtschaft beehrt habe, obschon sie nur neun Stunden von Tlascala entfernt war. Da sandte Cortez alsbald Boten nach Cholula und forderte die Stadt zur vollständigen Unterwerfung auf. Die Stadt gehorchte, ihre Gesandten waren aber von niederem Stande und erst nachdem Cortez, von den Tlascalanern darauf aufmerksam gemacht, ihnen erklärt hatte, daß, wenn die Stadt nicht augenblicklich ihre vornehmsten Männer zu ihm senden werde, er sie als Empörer gegen seinen König behandeln wolle, erschien eine Gesandtschaft, welche aus den vornehmsten Edelleuten von Cholula bestand. Sie entschuldigten ihr verspätetes Erscheinen mit der Besorgniß für ihre persönliche Sicherheit unter der feindlich gesinnten Bevölkerung von Tlascala.

Die Tlascalaner dagegen hatten in Erfahrung gebracht, daß in der Nähe von Cholula ein ansehnliches mexicanisches Heer aufgestellt sey und daß man emsig daran arbeite, die Stadt in Vertheidigungsstand zu bringen. Dieß alles hielt den Cortez nicht ab den Zug nach Cholula dennoch anzutreten. Die Tlascalaner boten ihm Hülfstruppen an, von denen er 6000 Freiwillige und eine Abtheilung Totonaken mit sich nahm.

Er rückte, nachdem er drei Wochen in Tlascala verweilt, unter großem Zulaufe mit seinem Heere aus und schlug am Abend ein Lager nicht weit von Cholula auf, wo ihn eine Anzahl Edelleute mit ihrem Gefolge besuchten. Sie machten ihn darauf aufmerksam, daß die Erscheinung tlascalanischer Truppen in der Stadt große Aufregung verursachen würde, daher er denn seinen Bundesgenossen befahl, in dem Lager zu bleiben und sich mit ihm erst nach seinem Abzug aus der Stadt wieder zu vereinigen.

Am folgenden Morgen hielt Cortez unter außerordentlichem Zulauf seinen Einzug in Cholula, in deren breiten, regelmäßigen Straßen die größte Reinlichkeit herrschte. Die reichgekleideten Einwohner warfen Blumensträuße auf die Soldaten, während die Priester die Rauchgefäße schwenkten und Musik allenthalben ertönte. Die Spanier erstaunten über die colossalen Tempelpyramiden und die Menge der Einwohner, deren die Stadt 150,000 in 30—40,000 Häusern zählte.

Die spanischen Gäste wurden in großen Gebäuden einquartirt und mit allen Bedürfnissen reichlich versorgt. Der Adel fand sich zahlreich ein und zeigte gastfreundlichste Gesinnungen, bis nach wenig

Tagen Gesandte von Montezuma eintrafen, welche ein verändertes Betragen herbeiführten. Sie sagten, und zwar in ziemlich unfreundlicher Weise, daß Montezuma durch diesen Heereszug sehr beunruhigt werde.

Von Stund an unterließen die sonst so artigen Cholulaner ihre Besuche im Quartier der Spanier,. die Lieferung der Lebensmittel wurde wegen angeblichen Mangels an Mais beschränkt, einige Totonaken meldeten, daß sie bei ihren Wanderungen durch die Stadt bemerkt hätten, wie man große Steine und Speere auf die Dächer der Häuser gebracht, wie einige Straßen barricadirt worden, daß man auch ein großes Kinderopfer im entfernten Theile der Stadt abgehalten und daß viele Männer mit ihren Familien die Stadt verlassen hätten. Nächstdem erfuhr Donna Marina von einer vornehmen Dame, daß Montezuma die Edelleute durch reiche Geschenke gewonnen habe und daß der Plan vorliege, die Spanier bei ihrem Ausmarsche aus der Stadt zu vernichten.

Nachdem Cortez durch Drohungen von einigen Priestern die wahre Lage und die Größe der Gefahr vernommen, ließ er mehrere Häuptlinge der Stadt zu sich entbieten, meldete, daß er am nächsten Morgen abziehen werde und verlangte 2000 Lastträger von ihnen, denn er wolle ihnen nicht länger zur Last fallen, da sie so großen Mangel an Gastfreundschaft zeigten. Nachdem sie abgetreten, entbot er die mexicanischen Gesandten zu sich, theilte ihnen die Entdeckung des verrätherischen Anschlags mit und beklagte, daß ihr Herr sich in solche ruchlose Pläne eingelassen, wodurch sie genöthigt seyen, nun als Feinde gegen ihn aufzutreten. Die Gesandten betheuerten die Unschuld ihres Herrn und Cortez stellte sich als schenke er ihren Versicherungen Glauben, fügte aber bei, daß er nun um so schwerere Rache an der heuchlerischen Stadt Cholula nehmen müsse.

Cortez traf nun für die nächste Nacht die sorgfältigsten Sicherheitsmaaßregeln. Die Soldaten blieben in den Waffen, die Wachtposten wurden verdoppelt — die außerhalb der Stadt in einem Lager verharrenden Tlascalaner erhielten Befehl, mit nächstem Sonnenaufgang Cholula zu stürmen.

Mit dem ersten Sonnenstrahl bestieg Cortez sein Roß, stellte seine Schaaren auf dem großen zum Theil mit Mauern umgebenen Platz auf, ließ die Kanonen so stellen, daß sie alle Zugänge beherrschten, und erwartete nun die Edlen von Cholula mit den verheißenen Lastträgern, die, als sie erschienen, in der Mitte des Platzes aufgestellt wurden. Von seinem Pferde herab redete er nun die Cholulaner an, stellte ihnen vor, wie vertrauenvoll und friedfertig er sie behandelt und wie treulos sie sich benommen. Als sie antworteten, daß Montezuma der Urheber des Planes sey, versicherte er ihnen, daß er ihre Pläne vollkommen durchschaue, daß er aber sogleich furchtbare Rache über sie ergehen lassen werde.

Es fiel der Signalschuß und augenblicklich krachten alle spanische

Gewehre und Geschütze gegen die in der Mitte des Platzes zusammengedrängten Cholulaner und es begann ein entsetzliches Morden im Innern der Stadt, während die Tlascalaner, die sich durch Schilfkränze kenntlich machten, die sie um den Kopf gewunden, von Außen hereinstürmten. Die geängstigten Einwohner flohen in die Tempel, die bald in hellen Flammen standen und von den Spaniern erstürmt wurden. Nachdem Feuer und Waffen mehrere Stunden gewüthet hatten, gab Cortez auf Bitten einiger edeln Cholulaner und der noch anwesenden mexicanischen Gesandten das Zeichen zum Aufhören des Gemetzels. Er versprach allen denen Gnade und Verzeihung, die zum Gehorsam zurückkehren würden, und gebot den Tlascalanern, die Gefangenen, die sie gemacht hatten, frei zu lassen. Cortez selbst giebt in seinem Berichte an Carl V. die Anzahl der Erschlagenen auf dreitausend an, die meisten nennen sechs und mehrere Tausende.

Cortez ließ nun die Straßen reinigen, setzte, da der älteste Stadtvorsteher im Gemetzel mit umgekommen war, einen neuen ein und zeigte sich als ein milder Sieger, wodurch allgemach das Vertrauen wieder hergestellt wurde und der unterbrochene Verkehr aufs Neue sich belebte. Die meisten der in der Nähe gelegenen Städte beeilten sich, Gesandte an die unüberwindlichen **weißen Götter** zu senden, Gold und Sclaven zu überreichen und ihre Unterwerfung anzubieten.

Cortez verschob auf Olmedos Rath die Zerstörung der Götzentempel bis auf die vollständige Unterwerfung des ganzen Landes, stellte aber vorläufig die Menschenopfer ab und errichtete auf dem großen Teocalli ein ungeheuer großes Kreuz aus Stein und Lehm.

Montezuma war über die Auftritte in Cholula aufs tiefste von Furcht erschüttert worden. Seine Götter gaben keine befriedigende Antwort, obschon er zahlreiche Menschenopfer darbrachte. Er sendete endlich eine neue Gesandtschaft an Cortez, die mit sehr reichen Geschenken versehen war und den Auftrag hatte, den König von jeder Theilnahme an der Verschwörung von Cholula zu rechtfertigen und sein lebhaftes Bedauern darüber auszudrücken.

Nachdem Cortez vierzehn Tage in Cholula zugebracht, beschloß er den Marsch nach der 30 Stunden weit entlegenen Hauptstadt des aztekischen Reiches, Mexico, anzutreten, an welchem jedoch die Totonaken keinen Antheil nehmen wollten, die er daher reich beschenkt entließ. Vorher vernahm er noch, daß sein Commandant in Vera Cruz, Don Juan d'Escalante, ein aztekisches Heer, welches Tribut von den Totonaken erzwingen wollte, auf das Haupt geschlagen, aber in Folge der erhaltenen Wunden gestorben sey.

Cortez Heer war durch 6000 Tlascalaner, einige Truppen von Cholula und Huerotzinco verstärkt und besiegte alle Schwierigkeiten, die der Weg durch das Gebürge darbot. In der Meinung der Eingeborenen stiegen die Spanier unter anderen auch dadurch, daß der Capitain Diego de Ordaz mit neun Spaniern den Gipfel des 17,852

Fuß hohen Vulcans Popocatepec bestiegen hatte, der als der Wohnsitz der abgeschiedenen Tyrannen galt.

Von Ithualco aus genossen die Spanier zum ersten Male den entzückenden Anblick des reizenden Thales von Merico mit seinen Seen, Pflanzungen und Städten. Hier traf eine neue Gesandtschaft des Königs ein, der acht Tage lang mit Fasten und Bußübungen in dem Trauerpalaste Tlillancalmecatl zugebracht hatte, um die Gunst der Götter zu erflehen. Die Gesandtschaft bestand aus vier vornehmen Herren, die den fremden Helden bewegen sollten, von seinem Besuch in Merico abzustehen. Sie boten dem König von Spanien einen jährlichen Tribut und dem Cortez vier Lasten Goldes (3 Millionen Ducaten) und jedem Capitain und Soldaten ebenfalls eine Last, wenn er an dem Orte, wo die Gesandten ihn antrafen, umkehren und in sein Vaterland zurückgehen wollte. Vorläufig brachten sie ein Goldgeschenk, welches 1500 Ducaten werth war.

Cortez nahm die Gesandten gütig auf, bemerkte jedoch, daß der ausdrückliche Befehl seines Königs ihm eine Rückkehr nicht eher gestatte, als bis er eine persönliche Zusammenkunft mit Montezuma gehabt. Er komme nur in friedlicher Absicht und es sey ja übrigens dem Herrscher der Azteken ein Leichtes, wenn ihm die Gäste lästig werden sollten, sich derselben zu entledigen.

Montezuma zeigte durch das kindische Anerbieten eines so übermäßigen Preises, daß die Furcht sich seiner vollständig bemächtigt und ihn des freien Gebrauchs seiner geistigen Kraft beraubt hatte, die ohnehin durch seine üppige Lebensart, den Duft der Schmeichelei des unterdrückten Adels und die entwürdigende Unterwürfigkeit der Unterthanen eingeschläfert war. Die Götter ließen ihn im Stich, die Priester wußten keinen Rath. Nur Montezumas Bruder, Cuitlahualtzin, drang darauf, die Spanier mit Gewalt von der Hauptstadt zurückzuhalten und ihrer Kühnheit mit männlichem Muthe entgegen zu treten. Dagegen meinte der König von Tezcuco, Cacamatzin, man solle sie als Gesandte, als welche sie sich ankündigten, freundlich empfangen, und ihm stimmte Montezuma zagend bei. „Was kann da Widerstand nützen, sagte er, wo die Götter sich gegen uns erklärt haben, welche unsere Feinde begünstigen? Ich bin entschlossen nicht zu fliehen, mag es kommen wie es wolle; ich bedaure nur die Alten und Schwachen, die Weiber und Kinder, die zu Flucht und Vertheidigung keine Kraft haben."

Nun ordnete er eine neue Gesandtschaft an Cortez ab, an deren Spitze der König von Tezcuco stand. Der spanische Feldherr war eben im Begriff, die in den See von Chalco gebaute Stadt Ajotzinco zu verlassen, wo der Sitz eines lebhaften Handelsverkehrs zu Wasser war, als ihm Eilboten die Ankunft einer feierlichen Gesandtschaft verkündeten und ihn ersuchten, sie an diesem Orte zu erwarten. Der König erschien auch bald darauf selbst in einem von vier Männern

getragenen Sessel, umgeben von einem glänzenden und zahlreichen Gefolge des Adels von Mexico und Tezcuco. Er nahete sich dem Cortez, der ihm bis an die Thür seiner Wohnung entgegen ging und sich tief verneigte. Der König bückte sich, berührte den Boden mit der Hand und führte sie dann zum Munde, trat dann mit Würde in einen der Säle und setzte sich nieder. Er stellte dem Fremden, nachdem er ihm zu seiner Ankunft Glück gewünscht, nochmals vor, wie schwierig der Weg nach Mexico sey. Nach gegenseitigem Höflichkeitsaustausch entfernte sich der König und Cortez marschirte nun auf dem Damme fort, der sich mehrere Stunden lang durch den See zog und zum Theil so breit war, daß acht Reiter neben einander Raum hatten. Hier sahen sie auch die ersten schwimmenden Gärten und rings um den See schöne Gärten, Ortschaften und Tempel, die von zahllosen Menschen belebt waren. Mitten auf dem Damme, in der Stadt Cuitlahuac, machten sie Halt; sie wurden mit Lebensmitteln reichlich versorgt und der Herr des Ortes hatte eine geheime Unterredung mit Cortez, worin er ihm Montezumas Tyrannei und Furcht schilderte und ihm den besten Weg angab.

Nun kam Cortez auf die Landenge, welche den See von Chalco von dem von Mexico trennt, und hier soll der Prinz Ixtlilxochitl zu Cortez gekommen und zu einem geheimen Bündniß mit ihm zusammengetreten seyn*). Cortez machte in der schönen Stadt Iztapalapan Nachtquartier, welche zwölf- bis fünfzehntausend Häuser zählte. Hier begrüßte ihn der Statthalter, ein Bruder des Königs, und mehrere Oberhäupter aus der Umgegend und überreichten ihm die üblichen Gastgeschenke. Hier sahen auch die Spanier die ersten schönen Gärten, die eine ungeheure Landstrecke einnahmen; sie waren regelmäßig in Vierecke getheilt, die Wege mit Gitterwerk eingefaßt, an welchem Schlingpflanzen üppig emporrankten. Wassergräben durchschnitten die Gärten nach allen Richtungen und ein Graben zog sich nach dem großen See. Man sah außerdem einen großen steinernen Wasserbehälter von 1600 Fuß Umfang, dessen Mauern so dick waren, daß vier Personen neben einander gehen konnten, und zu dessen Wasserspiegel eine Treppe hinabführte. Die Wände waren mit Bildwerk bedeckt. Hier wurden alle Arten Fische gehalten. Im Garten waren ferner große, reichgefüllte Vogelhäuser. Von hier aus sahen die Spanier die Hauptstadt Mexico im See vor sich hingelagert.

Am nächsten Morgen, 8. November 1519, bereitete sich Cortez zum Einmarsch in die große Hauptstadt des Aztekenreiches, die durch einen Damm, auf welchem zehn Mann neben einander reiten konnten, mit der Landzunge von Iztapalapan zusammenhing und zu dessen Seiten mehrere auf Pfählen in den See gebaute und wohlbe-

*) Vergl. darüber Prescott history of Mexico B. III. Ch. 3. Nota 26.

völkerte Ortschaften gelegen waren; dazwischen sahen sie schwimmende Gärten und Kähne, die mit neugierigen Eingeborenen bedeckt waren.

Etwa eine Stunde von der Stadt trafen sie auf einen steinernen Querwall, das Fort Xoloc; es war eine zwölf Fuß hohe Mauer, die an den Seiten durch Thürme gedeckt, in der Mitte einen mit Zinnen versehenen Thorweg hatte.

Hier erschienen mehrere hundert Azteken-Fürsten, um den weißen Helden Montezumas Ankunft zu verkünden und sie zum Besuch der Hauptstadt einzuladen. Sie waren im schönsten Schmuck, im Prachtgewand aus feinster Baumwolle, mit Federhalsbändern, in Ohren, Unterlippe und Nase Gehänge mit Edelsteinen und Halbringe von Gold. Jeder Fürst machte einzeln seine Begrüßung. Nachdem diese eine Stunde währende Ceremonie vorüber war, kamen die Spanier auf die vor dem eigentlichen Stadtthore gelegene Holzbrücke, von wo aus sie das glänzende Gefolge des Montezuma die große, die ganze Stadt durchschneidende Straße herauskommen sahen. Die Staatsbeamten mit goldenen Stäben in den Händen schritten voraus, dann folgte eine Anzahl Edelleute, über denen der König in seinem goldschimmernden Tragsessel unter einem Thronhimmel von Federn, Edelsteinen und Silber daher schwebte. Langsam nahete der feierliche Zug, hielt an und Montezuma stieg herab. Er stützte sich auf die Könige von Tezcuco und Iztapalapan. Die Edelleute machten mit niedergeschlagenen Augen und gebückter Stellung eine Gasse, andere breiteten baumwollene Decken unter die Füße des Herrschers.

Montezuma trug den gewöhnlichen breiten Gürtel und den weiten viereckigen Mantel aus dem schönsten Baumwollenstoff, die gestickten Zipfel waren auf der Schulter in einen Knoten geschürzt. Die Füße schützten Halbschuh mit goldenen Sohlen, die mit goldverzierten Riemen um die Knöchel festgehalten, auch gleich dem Mantel mit Perlen und Smaragden reich geschmückt waren. Auf dem Kopfe trug er einen Federbusch von der grünen, königlichen Farbe, der den Rücken hinabflatterte.

Montezuma war damals ohngefähr fünfzig Jahr alt, von großer und schmächtiger, nicht unschöner Gestalt. Sein Haar war schwarz und glatt und nicht lang. Der Bart war dünn, die Gesichtsfarbe bleicher als gewöhnlich bei seinen Landsleuten. Der Ausdruck seines Gesichtes war zwar ernst, doch durchaus nicht niedergeschlagen oder trübsinnig. Er bewegte sich mit fürstlich milder Würde.

Cortez ließ halten, sprang vom Pferde, warf den Zügel einem Edelknaben zu und ging, umgeben von einigen vornehmen Rittern, dem König entgegen. Der König drückte ihm das Vergnügen aus, ihn persönlich in Mexico zu sehen. Cortez antwortete in den Ausdrücken tiefster Ehrerbietung und erwähnte dankend die reichen Geschenke, die der König ihm übersendet, und hing demselben eine Schnur funkelnder Crystalle um den Hals. Seine Umarmung wiesen jedoch

die Könige von Tezcuco und Iztapalapan ablehnend zurück. Darauf befahl Montezuma seinem Bruder, die Spanier in die Stadt zu geleiten, und kehrte dann um. Cortez folgte mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen nach dem südlichen Theile der Stadt. Die Spanier zogen durch eine schöne Straße, welche durch die Häuser des Adels gebildet wurde, auf deren flachen Dächern Blumengärten prangten. Hier und da kamen sie bei großen Marktplätzen oder den Tempelpyramiden vorbei. Eine zahllose Volksmasse staunte die in glänzenden Stahl gehüllten Männer, mit den lichten Gesichtern, auf den hohen Pferden an. Die Tlascalaner und das Gepäck, etwa 7000 Mann, folgten den Spaniern und erregten den Haß der Mexicaner.

In der Mitte der Stadt auf einem großen Platze, wo der colossale Tempel des Huitzilopochtli stand, machten die Soldaten Halt und der Palast von Montezumas Vater Axayacatl war für ihre Aufnahme bestimmt. Montezuma erwartete seine Gäste im Hofe und hier überreichte er dem Cortez ein prachtvolles Halsband von Gold, an welchem als Verzierung acht in Gold gearbeitete Krebse angebracht waren, mit den Worten: „Dieser Palast gehört Dir und Deinen Brüdern. Ruhet aus nach euern Beschwerden, denn ihr bedürft dessen sehr, und nach kurzer Zeit werde ich euch wieder besuchen.“ Er entfernte sich und Cortez untersuchte zunächst seine Wohnung. Es war ein weithingelagertes Gebäude von einem Stockwerke, die Gemächer waren geräumig für ein bequemes Unterkommen seines ganzen Heeres. Die besten Zimmer waren mit bunten, baumwollenen Tapeten, die Fußböden mit Binsenmatten bedeckt. Man fand viele niedrige, aus Holz zierlich geschnitzte Sessel und in den meisten Zimmern Betten aus dicken Palmmatten und Decken, oder auch Betthimmel aus Baumwollenstoff. Das ganze Gebäude umschloß eine dicke, von Thürmen unterbrochene Steinmauer. Cortez stellte sein Geschütz zweckmäßig auf und ordnete die Wachtposten, dann nahm man eine reichliche Mahlzeit.

Darauf machte Montezuma, nur von wenigen Edelleuten begleitet, einen Besuch und es begann zwischen ihm und Cortez eine Unterredung, wobei Donna Marina als Dolmetscherin diente. Der König fragte besonders nach den Gründen, welche den Cortez bewogen in sein Land zu kommen, worauf dieser erwiederte, daß es namentlich der Wunsch gewesen, einen so großen Herrscher kennen zu lernen und ihm den Christenglauben zu verkündigen. Vor seinem Abschied ließ sich der König die vornehmsten Officiere vorstellen und ihren Namen nennen. Darauf erfolgte ein Geschenk von mehr als 6000 Mänteln, reichem Goldschmuck und Federn. Cortez wollte in hochtrabenden Redensarten seine Dankbarkeit ausdrücken, aber Montezuma unterbrach ihn und sprach: „Tapferer General und ihr seine Gefährten, der ganze Hof kann euch das Vergnügen bezeugen, welches ich über eure glückliche Ankunft in dieser Residenz empfunden habe.

Hat es bisher geschienen, als wünschte ich mich zu widersetzen, so ist es blos geschehen, um meinen Unterthanen zu willfahren. Euer Ruf hat die Gegenstände vergrößert und die Gemüther beunruhigt. Es hieß, ihr wäret unsterbliche Götter, ihr rittet auf wilden Thieren von ungeheurer Größe und Wuth, daß die Erde von eurem Donner erzittere. Einige erzählten, ihr wäret Ungeheuer, welche die See ausgeworfen, ihr hättet euer Vaterland aus unersättlichem Durste nach Gold verlassen, suchtet nichts als euer Vergnügen und wäret so gefräßig, daß ihr mehr zu euch nähmet als zehn von den Unsrigen. Diese Irrthümer sind nun alle verschwunden, da meine Unterthanen euch genauer kennen lernten. Wir wissen nun, daß ihr sterbliche Menschen seyd, so gut wie wir, obgleich von anderer Farbe und mit einem Bart versehen; wir haben nun gesehen, daß jene berüchtigten wilden Thiere blos stärkere Hirsche sind, als die unsrigen, und daß euer vorgeblicher Donner und Blitz nur eine künstlichere Art von Schießröhren ist, deren Kugeln mit mehr Gewalt fortgetrieben werden und mehr Schaden thun als die unseren. In Ansehung eurer persönlichen Eigenschaften wissen wir aus den Nachrichten derer, welche mit euch in Verbindung gestanden, daß ihr gut und großmüthig seyd, gelassen Widerwärtigkeiten ertraget, keinen Hang zur Härte habt, außer gegen diejenigen, welche euch durch feindseliges Betragen zum Zorn reizen, und daß ihr eure Waffen blos zur Vertheidigung eurer Person gebraucht. Ich zweifle nicht, daß ihr auf gleiche Weise die falschen Begriffe, welche euch meine Vasallen oder Feinde aus Schmeichelei beigebracht haben, entweder bereits abgelegt habt oder bald ablegen werdet. Manche haben euch vielleicht gesagt, daß ich ein Gott bin, der nach Belieben die Gestalt eines Löwen, Tigers oder anderen Thieres annimmt. Aber ihr seht, daß ich Fleisch und Knochen habe, wie andere Sterbliche, ob ich gleich edler von Geburt und mächtiger durch meinen hohen Rang bin. Die Chimpoallaner, welche mir unter eurem Schutze den Gehorsam aufgekündigt, eine Empörung, die ihnen nicht ungestraft beigehen soll, haben euch vielleicht gesagt, die Mauern und Dächer meiner Paläste wären von Gold, aber eure Augen haben euch jetzt wohl eines anderen belehrt. Das ist einer von meinen Palästen und ihr sehet Mauern von Stein und Kalk und Dächer von Holz daran. Ich leugne nicht, daß ich große Reichthümer besitze, aber meine Unterthanen vergrößern sie zu sehr. Einige derselben werden gegen euch große Klagen über meine Tyrannei und Grausamkeit geführt haben, aber sie belegen gesetzmäßige Ausübung der höchsten Gewalt mit dem Namen der Tyrannei und heißen Grausamkeit, was nur nothwendige Strenge der Gerechtigkeit ist.

Wir wollen also alle falschen Vorstellungen, die uns beiden durch ungerechte Vorspiegelungen gemacht worden sind, bei Seite setzen und ich nehme die von eurem König geschickte Gesandtschaft an. Ich verehre seine Freundschaft und unterwerfe ihm mein ganzes Reich, weil

wir aus den am Himmel beobachteten Zeichen und aus dem, was wir an euch bemerken, schließen, daß der Zeitraum gekommen, wo die Weihsagungen unserer Vorfahren in Erfüllung gehen sollen, daß nämlich aus Osten gewisse an Kleidung und Sitten von uns verschiedene Männer kommen und Herren dieses ganzen Landes werden sollen. Denn wir sind nicht die ursprünglichen Bewohner dieses Landes. Es ist noch nicht so unendlich lange, daß unsere Voreltern aus den nördlichen Gegenden hierher kamen und wir haben diese Nation nur als Stellvertreter des guten Quetzalcoatl, unseres gesetzmäßigen Beherrschers, regiert." Am Abend feierten die Spanier ihre Ankunft durch eine allgemeine Salve, welche die Azteken mit Entsetzen erfüllte, da es sie an die Ausbrüche ihrer Vulcane erinnern mußte.

Am nächsten Morgen bat Cortez um die Ehre, seinem königlichen Wirthe aufwarten zu dürfen, die auch alsbald bewilligt wurde. Er legte seine reichste Kleidung an und nahm Alvarado, Sandoval, Velasquez, Ordaz und fünf Gemeine mit sich.

Die Königsburg bestand aus einer Masse großer Hallen aus rothem vulcanischen Tuff gemauert und mit schön aus wohlriechendem Holz geschnitzten Decken. Die Hallen waren ungeheuer weit, aber niedrig, über dem Eingange sah man aus weißem Marmor Montezumas Wappen, einen Adler, der eine Pantherkatze in den Krallen trägt. In den Höfen plätscherten crystallhelle Springbrunnen. Die Fußböden der Gemächer waren mit zierlich geflochtenen Matten, die Wände mit schöngefärbtem Baumwollenstoff, künstlichen Federtapeten oder Fellen wilder Thiere behangen und Weihrauch duftete aus zahlreichen Becken. Eine Menge Edelleute wandelten des Winkes Montezumas gewärtig auf und ab.

Cortez wurde nebst seinen Begleitern und Donna Marina unter dem gewöhnlichen Ceremoniell zu dem König geführt, der von wenigen Oberhäuptern umgeben war. Cortez trat dießmal als Bekehrer und Lehrer der Glaubenssätze der römisch-katholischen Kirche auf, sprach von der Erschaffung der Welt, dem ersten Menschenpaare, dem Paradiese, von der Belohnung der Gerechten und den ewigen Strafen der Verdammten. Dann erklärte er ihm die Gebräuche und das Meßopfer. Er stellte ihm vor, daß der Dienst der Götter ihn ins Verderben stürzen werde, daß die Menschenopfer ein Verbrechen und daß die Spanier gekommen seyen, um seine Seele und die seines Volkes aus den ewigen Flammen der Hölle zu erretten. Er drang in ihn den Dienst der Götter zu verlassen und das Zeichen der menschlichen Erlösung, das Kreuz, zu umfassen.

Montezuma, der Zögling und Eingeweihte der Priester, erwiderte ganz gelassen: „Was die Erschaffung der Welt anbetrifft, so hegen wir dieselbe Meinung, als die ist, welche ihr von euern Vorfahren überkommen habet; in Bezug auf die übrigen Puncte habe ich durch



meine Gesandten bereits Nachricht erhalten. Ich habe gar keinen Zweifel über die Güte des Gottes, den ihr anbetet, aber, wenn er den Spaniern günstig ist, so sind unsere Götter es auch gegen Mexico, wie uns die Erfahrung seit mehreren Jahrhunderten lehrt. Erspart euch also die Mühe mich zur Verlassung ihres Dienstes zu überreden. Was unsere Opfer anbelangt, sehe ich nicht ein, wie man uns Vorwürfe machen will. Wir opfern dem Gotte nur solche Menschen, welche entweder wegen ihrer eigenen Verbrechen oder wegen ihres unglücklichen Schicksals im Kriege zum Tode bestimmt sind und es ist bei weitem nicht so gräßlich, daß wir das Fleisch derselben essen, als wenn ihr Fleisch und Blut eures Gottes selbst zu euch nehmet."

Indessen erhielt doch Cortez die Versicherung, daß nie wieder Menschenfleisch auf die königliche Tafel kommen solle und Cortez selbst versichert, daß er und seine Ritter von dem Anstand und der Höflichkeit des mexicanischen Königs mit wahrer Achtung erfüllt worden seyen. Er erbat sich die Erlaubniß die Hauptstadt und deren Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen zu dürfen, die ihm auch gern gewährt wurde. Sie staunten über die Größe der Gebäude, die Anzahl der Häuser und namentlich über den lebendigen Verkehr, der auf dem großen Marktplatze sich entfaltete, und über die Regelmäßigkeit, die dabei beobachtet wurde.

Als die Spanier den großen Tempel hinaufstiegen, trafen sie den König daselbst, welcher durch seine Gegenwart jede mögliche Gewaltthätigkeit gegen die Götter abwenden wollte. Von dieser Höhe überblickte er die ganze Stadt. Als nun Cortez mit Genehmigung des Königs in das Innere des Tempels eintrat, brach er in die Worte aus: „Ich wundere mich, daß ein so reicher König diese scheußlichen Figuren des Teufels als Götter anbeten kann." Montezuma erwiderte: „Hätte ich glauben können, daß ihr so unehrerbietig von den Göttern reden würdet, so hätte ich euerem Verlangen nicht gewillfahrtet." Cortez bat um Verzeihung und Montezuma sagte ihm beim Abschied: „Gehe hin in Frieden; ich bleibe, um den Zorn der Götter, den ihr durch eure Lästerung rege gemacht, zu besänftigen."

Trotzdem gab Montezuma nicht bloß den Spaniern Erlaubniß, in ihrem Quartiere eine Capelle zu bauen, sondern er stellte ihnen auch Arbeiter dazu und lieferte den Baustoff. Hier las Olmedo täglich Messe, während die Mexicaner ruhig bei ihrem Dienste verharrten, obschon sie sich in Darbringung von Menschenblut mäßigten.

Sechs Tage nach seinem Einzug führte nun Cortez ein Wagstück aus, welches eben so rücksichtslos als kühn von seiner Seite die Feigheit seines Gegners recht offen und rasch zu Tage brachte. Cortez mit einer Hand voll Leute mitten in einer unzählbaren, dem Willen eines Einzigen, als Halbgott verehrten Monarchen ergebenen und tapferen Nation wußte aus Erfahrung, daß dieser Fürst nur durch Umstände genöthigt, ihn bei sich aufgenommen, nachdem er ver-

gebens Hinterlist und offene Gewalt ihm entgegengestellt hatte. Er wußte ferner, daß der Statthalter von Cuba neidisch auf seine raschen Erfolge war, und kannte noch gar nicht den Eindruck, den dessen Berichte auf seinen König gemacht hatten, der übrigens ja viel zu weit entfernt war, um ihn aus augenblicklichen Bedrängnissen zu reißen. Demnächst hatte er seinen Statthalter in Vera Cruz bereits verloren. Durch seine tlascalanischen Bundesgenossen hatte er vernommen, daß sich zwar das gemeine Volk an den Lustbarkeiten ergötze, welche Montezuma wegen der Ankunft der Spanier angeordnet, daß aber der Adel ihren Verdacht errege. Cortez hielt daher mit seinen Hauptleuten einen Rath und beschloß zu eigner Sicherheit sich der Person des Königs Montezuma zu bemächtigen.

Montezuma hatte seit der Ankunft der Spanier in seiner Hauptstadt sein Betragen gegen dieselben nicht geändert und sich nur mild und freundlich bewiesen. Er zögerte daher keinen Augenblick einzuwilligen, als Cortez ihn um eine Audienz bitten ließ, nachdem bereits fünf Officiere und fünf und zwanzig Soldaten sich wie durch Zufall in seinem Palaste eingefunden hatten. Den Cortez und Marina empfing er mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, befahl ihnen sich niederzulassen, beschenkte sie abermals reichlich mit Goldschmuck und bot außerdem dem Feldherrn noch eine seiner Töchter an, die dieser nach wiederholter Weigerung als Gesellschafterin annehmen mußte. Ebenso gab er den übrigen Officieren einige Töchter vornehmer Mexicaner aus seinem Serail.

Nach länger fortgesetztem freundschaftlichen Gespräch ging Cortez auf die eigentliche Ursache seines Besuches über und meldete dem König in ziemlich ernsthaftem Tone, wie der mexicanische Statthalter seine Bundesgenossen, die Totonaken, mit Krieg überzogen und seinen Leutnant Escalante von Vera Cruz nebst sechs Soldaten erschlagen, wie ferner die Gefangenen Montezuma als den Anstifter dieser Feindseligkeiten genannt hätten. „Ich bin weit entfernt," fügte er bei, „einen so großen Monarchen einer solchen Treulosigkeit für fähig zu halten, der mich in seiner Residenz mit Güte überhäuft, während er in einer entfernten Provinz mich als Feind verfolgt."

Der König entgegnete ruhig: „Ich zweifle nicht daran, daß die Tlascalaner, meine geschworenen Feinde, es sind, die mir die Schuld des Krieges zu Nauhtlan aufbürden; ich versichere aber heilig, daß ich keinen Antheil daran habe; Quauhpopola hat ihn ohne meinen Befehl und sogar wider meine Neigung unternommen; um euch aber von der Wahrheit dieser Behauptung zu überführen, will ich ihn sogleich nach Hofe kommen lassen und an euch ausliefern." Er rief zwei Hofbeamte, nahm von seinem Arme einen Edelstein, der als Siegel und als Zeichen seiner Befehle diente, und fertigte sie nach der Provinz mit dem Befehle ab, den Statthalter, wenn er sich etwa widersetze, mit Gewalt herbeizuholen, gab ihnen auch Vollmacht, für

diesen Zweck Truppen anzuwerben. Dann sprach er zu Cortez: „Was kann ich mehr thun, um Dich von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen?“ Cortez erwiderte, daß er zwar nicht im mindesten daran zweifle, daß er aber doch einen noch stärkeren Beweis des königlichen Wohlwollens wünschenswerth finde; es scheine ihm nämlich nichts geeigneter dazu, als daß sich der König gefallen lasse, bis zur Ankunft der schuldigen Personen bei und mit den Spaniern zu leben. Das werde für den spanischen Monarchen eine hinlängliche Genugthuung seyn, des Königs Betragen rechtfertigen und er selbst werde die Ehre haben, unter dem Schutze des Landesherrn in voller Sicherheit zu leben.

Trotz der überaus verbindlichen Worte des Generals durchschaute der König sofort die wahre Meinung des Antrags und gerieth in Bestürzung und Verwirrung und sprach endlich: „Hat man wohl je ein Beispiel erlebt, daß sich ein König so geduldig ins Gefängniß führen lasse? und wenn ich auch geneigt wäre, mich so weit herabzulassen, würden nicht alle meine Untergebenen sogleich die Waffen ergreifen, um mich in Freiheit zu setzen? Ich bin nicht ein Mann, der sich verstecken oder in die Gebürge fliehen kann; ohne eine solche Niederträchtigkeit zu begehen, bin ich jetzt hier und bereit euch Genugthuung zu verschaffen.“

Cortez sprach ihm immer wider sehr gemäßigt zu und stellte ihm vor, daß er ja mit seinen Spaniern einen königlichen Palast bewohne, daß seinen Unterthanen ein derartiger Wohnungswechsel nichts befremdendes haben könnte, daß aber, im Fall die Mexicaner etwas gegen diesen Umzug unternehmen wollten, die Spanier Muth genug besäßen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Endlich versprach er dem König, daß die Spanier ihn eben so sehr schätzen und ehren würden, wie er von seinen Unterthanen gewohnt sey.

Der König blieb jedoch eben so standhaft bei seiner Weigerung als Cortez hartnäckig auf seinem schmachvollen Begehren, bis endlich einer der Officiere jähzornig losbrach und bemerkte, daß jetzt keine Zeit zu langer Verhandlung und daß es am beßten sey, den König entweder mit Gewalt abzuführen oder ihn sofort niederzustoßen.

Montezuma erschrak über diesen unehrerbietigen Ausbruch des Jähzorns und wandte sich an Marina ganz kleinlaut mit der Frage: was der wüthende Fremdling gesagt habe. Sie erwiderte mit sanfter Stimme: „Herr, ich wünsche als Unterthanin euer Glück. Als Vertraute dieser Männer weiß ich ihre Geheimnisse und kenne ihr Wesen. Gebt ihr ihrem Verlangen Gehör, so werden sie euch mit aller der königlichen Würde zukommenden Ehrfurcht begegnen; beharrt ihr aber auf der Weigerung, so schwebt euer Leben in Gefahr.“

Die zornfunkelnden Augen des Officiers und die Ausdeutung der Worte desselben bestimmten endlich den unglücklichen König und

er sprach: „Ich will mich euch anvertrauen; lasset uns gehen, weil die Götter es also haben wollen."

Diese Worte entschieden das Geschick des größten Reiches in Anahuak: sie bezeichnen das Ende seiner Selbstständigkeit, ja seiner Geschichte.

Montezuma befahl, daß man seinen Tragsessel bringe; er verließ mit den Spaniern seine Königsburg, in welche er nie wieder zurückkehrte. Beim Abschied erklärte er seinen Hofleuten, daß er, nachdem er die Götter zu Rathe gezogen, mit den Spaniern aus freiem Willen gehe, um einige Tage bei ihnen zuzubringen, und befahl, daß man dieß in der ganzen Stadt bekannt machen solle. Er bekannte dadurch, daß er sich als überwunden anerkenne, obschon er sich mit allem seinen hohlen Prunk, womit er stets öffentlich erschien, umgeben hatte. Die Spanier waren dicht bei ihm, um, wie sie versicherten, ihm ihre Ehrfurcht anzudeuten.

Der Zug setzte sich in Bewegung; augenblicklich war die ganze Stadt in Allarm, das Volk strömte zu hellen Haufen herbei, einige vergossen Thränen, andere warfen sich in der Verzweiflung zu Boden. Montezuma aber war nicht der Mann der dem Volke zugerufen hätte: „Rettet die Majestät, in welcher man Euch beschimpft, indem man glaubt, Ihr werdet dieß erdulden!" und dann durchbohrt von den Kugeln und Dolchen seiner Henker zusammengestürzt wäre *); er richtete vielmehr Worte milden Trostes an die Menge, versicherte, daß er ganz aus eigener Willkür gehe, daß er mit seinen Freunden leben wolle; er befahl den Beamten, den Pöbel von den Gassen zu jagen und bedrohte die Widerspänstigen mit dem Tode. Und das Volk verlief sich im Gefühle tiefster Erniedrigung und der Ueberlegenheit der kühnen Fremdlinge.

Bei der Ankunft im spanischen Quartier liebkoste Montezuma seine Gäste, suchte sich vor allen Dingen die bequemsten Räume und ließ sie von seinen Dienern seinem Stande gemäß mit schönen Tapeten von Baumwolle und Federn behängen und mit dem besten Geräth aus den königlichen Gemächern versehen und konnte dem nicht wehren, daß Cortez die Eingänge zu diesen Zimmern mit seinen Spa-

*) Ich muß mich bei der Darstellung dieser wahrhaft betrübenden Ereignisse gegen den Vorwurf liebloser und ungerechter Härte verwahren. Montezuma war ein Fürst in den Jahren des kräftigsten Mannesalters, im Besitze unermeßlicher Schätze, ihm stand ein großes kriegsgeübtes und blind gehorchendes Heer, ein ihn als Göttersohn verehrendes zahlreiches Volk zu Gebote, so wie eine mit Vorräthen aller Art versehene, natürlich und künstlich befestigte Stadt. Ihn drückte nicht die Last der Jahre, sein Land war nicht durch verheerende Kriege ausgesogen, die Erfahrung hatte ihn belehrt, daß seine Gegner sterbliche Menschen seyen; aber sein Geist war durch eine üppige Lebensart empfänglich für die Stimme des Aberglaubens und der Schmeichelei gemacht; er suchte für die Mahnung der Ehre Befriedigung in bloß äußerlichem, leeren Prunk und seine Willenskraft war gebrochen.

niern besetzte. Cortez ertheilte nun strengen Befehl, daß Jedermann die der hohen Würde seines königlichen Gastes schuldige Ehrfurcht beobachten solle. Er erlaubte ferner, daß Montezuma seinen Vasallen Audienz gebe, ihre Forderungen anhöre, die Angelegenheiten des Reiches sich vortragen lasse und seine Entscheidung nach Belieben einrichte. Seine Diener warteten ihm mit derselben Unterwürfigkeit wie früher auf. Bei Tische erschienen jedesmal vier Diener, er kostete von jedem Gericht und vertheilte, was er nicht selbst behielt, an die Spanier und seine eignen Edelleute. Er theilte auch ferner prachtvolle Geschenke an seine Gäste aus und war überaus mild gegen sie. Einen Soldaten, der sich eine grobe Antwort gegen den König erlaubte, ließ Cortez tüchtig abprügeln und würde ihn haben aufknüpfen lassen, wenn der König nicht für sein Leben gebeten hätte. Cortez selbst beobachtete gegen Montezuma die Etikette auf das Genaueste und gab sich alle Mühe, seinem erhabenen Wirthe die Zeit angenehm verstreichen zu lassen. Er stellte Waffenübungen mit seinen Soldaten an oder ließ allerlei Spiele aufführen. Der König war oft so gnädig, mit Cortez und den Spaniern Totoque zu spielen und zeigte bei dieser Gelegenheit seine eitle Freigebigkeit in höchstem Grade. Er verlor einmal nach Tische wenigstens 160 Unzen Goldes. Als ein Soldat Gold aus dem Schatze von Montezumas Vater gestohlen und Cortez dieß dem Könige meldete und ihm die Bestrafung desselben anbot, erwiderte er: „Wenn sie nur die Götterbilder in Ruhe lassen und Alles was zu dem Dienste derselben gehört, so mögen sie Goldes nehmen, so viel sie nur wollen." Die Spanier machten auch Gebrauch von dieser Erlaubniß und holten sich sogleich über tausend schöne Baumwollenkleider aus dem Schatze und als Cortez dieß nicht gestatten wollte, drang Montezuma in ihn, den Leuten die Sachen doch ja zu lassen. Montezuma bot darauf dem Cortez noch eine zweite von seinen Töchtern an und hatte nichts dawider, daß sie im katholischen Glauben unterrichtet und an den Feldzeugmeister Christoph Olid verheirathet wurde.

Cortez hatte nun die Ueberzeugung, daß Montezuma nichts gegen ihn unternehmen werde und gestattete ihm daher nach einigen Tagen aus dem Palast zu gehen. Der entmuthigte König machte von dieser Art Freiheit auch alsbald Gebrauch. Er besuchte die Tempel, ging in seine Lustgärten, nach dem See um Wasservögel zu fangen, oder in den Wald Chapoltepek; aber stets begleitete ihn eine starke Schaar seiner spanischen Gäste, ja in den Wald folgten ihm 2000 Tlascalaner außer seinem zahlreichen Gefolge mexicanischer Edelleute. Auf dem See bewachten ihn ein Paar Brigantinen, die Cortez wenige Tage nach seiner Ankunft in Mexico hatte bauen lassen.

Etwa vierzehn Tage nach der Gefangennehmung des Königs kamen die Abgesandten, die er nach Nauhtlan geschickt, mit dem Quauhpopoca, dessen Sohn und fünfzehn Edelleuten zurück, die alle an dem

Tode des Escalante Antheil hatten. Er begab sich in seinem Tragsessel vor den Palast und trat dann mit einem geringen Gewande bedeckt vor seinen Herrn, der ihm mit Verachtung zurief: „Du hast sehr gefehlt, daß Du jene Fremdlinge, die ich als Freunde an meinem Hofe aufgenommen, feindselig behandelt hast. Du konntest die Frechheit nicht höher treiben, als mich für den Urheber dieses Verbrechens auszugeben. Deshalb sollt ihr als Verräther gegen euern König bestraft werden."

Quauhpopoca suchte sich zu entschuldigen, der König aber ließ ihn, taub gegen seine Worte, dem Cortez übergeben mit der Bemerkung, er möge nach gehöriger Untersuchung die Herren nach Gutdünken abstrafen. Sie bekannten sich sofort zu der That, anfangs ohne ihren König als Mitwisser zu bezeichnen, als aber Cortez mit der Tortur drohte, erklärten sie, Alles sey auf Montezumas Befehl geschehen. Cortez erklärte, daß er ihr Geständniß nicht glaube, und verurtheilte sie als Hochverräther gegen ihren eignen König lebendig vor dem Palaste desselben verbrannt zu werden. Nun aber begab sich Cortez zu Montezuma, meldete ihm die Aussage der Verurtheilten und sagte, daß auch er das Leben verwirkt habe, welches er ihm jedoch in Betracht seiner anderweit bewiesenen wohlwollenden Gesinnung schenken wolle, obschon er ihm einen Theil der Strafe durchaus nicht ersparen könne. Cortez ließ Ketten bringen und befahl sie dem König anzulegen und ging hinaus. Montezuma wehrte sich nicht; wie vernichtet ließ er die Soldaten gewähren; seine anwesenden Landsleute aber brachen in Thränen aus, warfen sich ihm zu Füßen und halfen die Last der Ketten tragen und suchten einen Verband von Baumwolle darunter anzubringen.

Nachdem Cortez den Quauhpopoco und dessen Sohn und Begleiter hatte verbrennen lassen, kehrte er zu dem gedemüthigten König zurück, warf sich vor ihm nieder, nahm eigenhändig die Fesseln von seinen Füßen und Montezuma brach in die lebhafteste Freude darüber aus, ja er schlug die Erlaubniß in seinen vorigen Palast zu gehen aus und versicherte, daß er seine spanischen Freunde nicht wieder verlassen würde.

Montezuma hatte die Stimmung vernommen, die in ganz Mexico herrschte. Cacamatzin von Tezcuco, sein Neffe, war entrüstet über das feigherzige Benehmen seines Oheims und beschloß die Spanier mit Gewalt anzugreifen. Er rüstete sich in größter Heimlichkeit, allein Cortez brachte den Montezuma dahin, daß er den Cacamatzin im Geheim Nachts aufheben und nach Mexico in sichern Gewahrsam schaffen ließ, auch den König von Tlacopan, zwei seiner eigenen Brüder und zwei Neffen, den Oberpriester von Mexico und noch mehrere andere angesehene Edelleute in das spanische Quartier berief, wo sie so gut wie gefangen waren. An Cacamatzins Stelle wurde Cuicuitzcatzin

zum König von Tezcuco ernannt und als solcher auch vom Volke daselbst freudig anerkannt.

Endlich verlangte noch Cortez, daß Montezuma öffentlich und feierlich den König Karl V. von Spanien als seinen Oberherrn anerkennen und ihm zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit einiges Gold übersenden möge. Montezuma bestimmte dazu den Schatz seines Vaters Araxacatl, der über eine halbe Million Ducaten werth war, versammelte dann die Großbeamten des Reiches und sprach in einer langen Rede und in Gegenwart der Spanier zu den Versammelten. Er versicherte sie seiner Liebe, machte sie aber auch auf die alten Sagen aufmerksam, der zu Folge das große Wesen, welches ehedem das Land beherrschte, bei seinem Scheiden erklärt hatte, es werde in später Zeit wiederkehren und seine Herrschaft erneuern. Diese Zeit sey gekommen. Die weißen Männer seyen von der Seite gekommen, wo die Sonne aufgeht, jenseits des Weltmeeres, nach welchem die große Gottheit sich zurückgezogen habe. Sie seyen von ihrem Gebieter abgesandt, um seine ehemaligen Unterthanen aufs Neue zum Gehorsam aufzufordern. Er für seine Person sey bereit dazu und er hoffe ein Gleiches von seinen Unterthanen und fordere sie auf, mit ihm den Eid der Huldigung für den König der Spanier zu leisten.

Er schloß mit Thränen und von Rührung erstickter Stimme und die Häuptlinge versicherten ihm abermals ihre Ergebenheit und leisteten mit aller Feierlichkeit den Huldigungseid.

Jetzt sahen die Patrioten von Mexico erst offenbar ein, wohin es mit ihrem Könige gekommen und wie weit die Pläne der kühnen Fremdlinge reichten. Die Priester erkannten, daß ihr Ansehn in Gefahr sey; das Beispiel von Champoalla, Tlascala, Cholula und die Errichtung eines spanischen Tempels in Mexico hatte sie in den Spaniern erklärte Feinde erkennen lassen; die Gefangennehmung der Könige von Mexico und Acolhuacan so wie der anderen benachbarten Unterkönige mußte sie mit Furcht erfüllen. Die Azteken sahen ein, daß ihre Religion, ihre eigenthümliche Staatsform, ihre Selbstständigkeit und Freiheit auf dem Spiele stehe. Das ganze Volk war in dumpfer Gährung.

Einige Günstlinge Montezumas suchten ihm die Stimmung der Nation begreiflich zu machen, sie suchten seinen Muth zu wecken; die Priester droheten, daß die Götter den Feldern den Regen entziehen würden und endlich brachte man den König dahin, daß er den kühnen Gast an die Abreise mahnte, der sich auch ganz bereitwillig zeigte, nur müsse er vorerst einige Schiffe bauen. Montezuma wieß ihm Holz und Arbeiter an und Cortez zog die Sache in die Länge.

Acht Tage nachher erneuerte Montezuma seine Aufforderung zur Abreise und meldete zugleich, daß im Hafen von Chalchiucuecan achtzehn Schiffe gelandet, welche den seinigen ganz ähnlich wären, und er legte ihm die malerischen Berichte vor, welche die aztekischen Beam-

ten davon eingesendet. Aus einem Briefe seines Statthalters zu Vera-Cruz, Gonzalez de Sandoval, ersah er, daß der Gouverneur von Cuba, Diego Velasquez, eine Flotte von eilf Schiffen und sieben Brigantinen mit acht und fünfzig Reitern, 800 Infanteristen, 500 Matrosen und zwölf Kanonen nebst großem anderweiten Kriegsbedarf unter Anführung des Panfilo Narvaez wider Cortez als Rebellen und Hochverräther an seinem Monarchen ausgesendet habe.

Cortez Entschluß war bald gefaßt. Er ließ 140 Mann unter Alvarado in Mexico zurück, ging mit 4000 Mann Tlascalanern nach Champoalla, überfiel in der Nacht auf den 27. Mai 1520 den Narvaez, der im Tempel von Chimpoalla schlief, machte ihn zum Gefangenen und war nun Herr von 18 Schiffen, 2000 Mann spanischen Soldaten und fast 100 Pferden. Eben wollte er hochfliegende Entwürfe ausführen, als Unglücksboten aus der Hauptstadt eintrafen.

Es sollte nämlich am 13. Mai im großen Tempel das Opferfest des Huitzilopochtli gefeiert werden und der Adel bat den Alvarado, den König daran Theil nehmen zu lassen. Alvarado schlug es ab; da nun aber die Edelleute ihrem König die Freude machen wollten, Antheil an dem Feste zu nehmen, so wollten sie wenigstens die üblichen Tänze im Hofe des spanischen Quartiers aufführen. Alvarado willigte ein, aber — wie eben die Tanzenden erhitzt waren und zu ermüden begannen, ließ er die Thore schließen und die Soldaten über die schöngeschmückten, wehrlosen Edelleute herfallen und ein entsetzliches Blutbad unter denselben anrichten. Die Ursache dieser unwürdigen Handlung soll das Gerücht gewesen seyn, daß die Festlichkeit einem Angriff auf die Spanier als Maske diene, ein Gerücht, das vielleicht von den Tlascalanern ausgegangen war und welches mindestens tausend der edelsten Azteken das Leben kosteten. Die Spanier nahmen den Leichen den Schmuck ab.

Die Nachricht von dieser Gewaltthat verbreitete sich schnell in der Stadt und brachte eine ungeheure Aufregung hervor. Einige mexicanische Haufen warfen sich sogleich stürmend auf das Quartier der Spanier und mit solcher Wuth, daß nur das Einbrechen der Nacht letztere rettete. Am folgenden Morgen begann der Sturm aufs Neue mit solcher Heftigkeit, daß alle Spanier den Tod gefunden haben würden, wenn nicht Montezuma sich den Angreifenden in Person gezeigt hätte. Die Azteken wichen ehrfurchtsvoll zurück, verbrannten aber die Brigantinen, welche Cortez auf dem See hatte, und beschlossen die Spanier auszuhungern und umzogen deshalb ihr Quartier mit einem tiefen Graben.

So standen die Sachen, als Cortez am 24. Juni 1520 mit 96 Reitern, 1300 Mann spanischer Infanterie und 2000 Tlascalanern in Mexico eintraf. Jetzt hatte er hier im Ganzen ein Heer von 9000 Mann zur Verfügung, allein — die Mexicaner hielten keinen Markt mehr und als Cortez den Montezuma deshalb bedrohte, er-

widerte dieser, daß die Personen, welche die Wiederherstellung desselben bewirken könnten, von den Spaniern gefangen gehalten würden. Cortez ließ also Montezumas Bruder Cuitlahuatzin frei, aber dieser kehrte nicht wieder, ließ auch keinen Markt halten, sondern stellte sich an die Spitze seines Volkes.

Schon am Tage nach der Ankunft des Cortez begann ein erneuter Sturm auf das spanische Quartier und ein wahrer Steinhagel und Pfeilregen rasselte auf das Pflaster des Hofes und die spanischen Panzer nieder. Cortez versuchte mit 400 Mann einen Ausfall, wurde aber zurückgeschlagen und das Quartier in Brand gesteckt. Am 26. Juni erneuerte sich der Sturm und währte trotzdem, daß die spanischen Canonen furchtbar in den dichtgedrängten Schaaren der Azteken wütheten, bis zum Abend, nachdem Cortez abermals einen nutzlosen Ausfall gemacht. Die Lebensmittel gingen im spanischen Quartier zu Ende, Montezuma sah den Untergang seiner Residenz, die Erbitterung seines Volkes; er stellte daher dem spanischen Feldherrn als das einzige Mittel in dieser Bedrängniß vor, daß er die Stadt sobald als möglich verlassen solle. Cortez erwiderte, daß er dazu bereit sey, doch nur wenn seine Unterthanen die Waffen niedergelegt haben würden.

Am andern Morgen begann abermals ein allgemeiner Sturm auf das spanische Quartier. Da legte Montezuma seinen Königschmuck an und stieg begleitet von seinen Ministern und 200 Spaniern auf eine Terrasse, um sich dem Volke zu zeigen. Die Diener gaben ein Zeichen und an die Stelle des wilden Kriegsrufes trat eine ehrerbietige Stille. Der König wiederholte nun die Versicherung, daß er keineswegs Gefangener der Spanier sey, ja daß letztere ihm sogar versprochen, alsbald die Stadt zu verlassen, so wie nur das Volk die Waffen niederlegen werde, was er ihnen hiermit im Vertrauen auf ihren Gehorsam ernstlich anbefehle.

Das Volk schwieg, bis ein Mann seine Stimme erhob und den Montezuma einen verzagten, weibischen König nannte, der sich besser für den Spinnrocken, als zum Herrscher über ein tapferes Volk eigne, der aus niederträchtiger Feigheit sich dem Feinde gefangen gegeben. Er ergriff einen Pfeil und schoß ihn auf den König ab und gab damit das Zeichen zu einer Fluth von Schmähungen und Steinwürfen und Pfeilschüssen. Ein Pfeil traf den Arm, zwei Steine ein Bein und den Kopf des Königs, so daß er sogleich in sein Zimmer geschafft werden mußte. Während nun der König körperlich krank an seinen Wunden, geistig aber noch weit mehr verletzt, ja mit gebrochenem Herzen im spanischen Quartiere verweilte, dauerten die Angriffe der Mexicaner ohne Rast Tag für Tag fort. Die spanischen Soldaten und ihre Bundesgenossen litten bittern Mangel an Lebensmitteln und kamen nie zur Ruhe, ihre Ausfälle wurden tapfer zurückgeschlagen und wenn sie auch einmal den großen Tempel erstiegen und das

Allerheiligste in Brand steckten, so errangen sie dadurch doch keinen wesentlichen Vortheil.

In diesen Tagen der Noth und des größten Elends starb König Montezuma im spanischen Quartier im 18. Jahre seiner Regierung, im 54. seines Alters. Merkwürdig ist, daß er trotz aller Nachgiebigkeit, die er stets dem Cortez bezeigte, doch weder von diesem, noch von dem Pater Olmedo zur Annahme der christlichen Religion bewogen werden konnte. Cortez ließ, nachdem Montezuma ausgelitten, dem Prinzen Cuitlahuatzin Nachricht davon geben und bald darauf wurde die Leiche durch sechs Edelleute und mitgefangene mexicanische Priester fortgetragen. Dieser Anblick erregte das innigste Mitleid bei allen Azteken. Man brachte den Todten nach dem Platz Copalco und verbrannte und bestattete ihn mit den ihm gebührenden Ehren.

Cortez ließ einige der gefangenen Häuptlinge ermorden und auf den Platz Tehuajoc werfen, dann aber entschloß er sich zu einem Ausfall, um die Stadt zu verlassen. Die Nacht zum 1. Juli 1520 ward dazu bestimmt. Ein wolkenbedeckter Himmel schien das kühne Unternehmen begünstigen zu wollen. Sandoval führte die Vorhut von 200 Infanteristen nebst einigen Reitern, in der Mitte commandirte Cortez 5 Reiter, 100 Infanteristen und in drei Divisionen die Truppen von Tlascala, Cheruscoalla und Cholula, über 7000 Mann. Den Rückzug deckte Alvarado mit dem größten Theile der spanischen Infanterie.

Kaum hatten die Spanier den ersten Graben auf einer Brücke, die sie mit sich führten, glücklich passirt, als die Priester von dem Tempel aus den Abzug bemerkten und das Volk zu den Waffen riefen. Nun begann ein furchtbarer Kampf und die Colonne der Spanier ward allenthalben stürmisch angefallen. Endlich erreichte das hartbedrängte Heer Papotla am Ufer des Sees, allein es hatte 450 Spanier und 4000 Hülfsvölker, darunter sämmtliche Cholulaner, 46 Pferde, alle Geschütze, alle Schätze, alles Gepäck verloren. Vier Hauptleute, der gefangene König Cacamatzin, ein Bruder, ein Sohn und zwei Töchter Montezumas waren nebst allen Gefangenen unter den Todten. Der größte Gewinn der Mexicaner war die Ueberzeugung, daß die Spanier zwar große Helden, aber doch nicht unbesiegbar wären.

Cortez sammelte seine Schaaren und zog ruhig durch die Stadt Tlacopan, ruhete Nachts in dem Tempel von Otoncalpolco und schlug dann am nächsten Morgen den Weg nach Tlascala ein. Allein bei Otompan sahen die Spanier ein wohlgerüstetes Aztekenheer aufgestellt, dessen Stärke sie auf 200000 Mann anschlugen. Die Schlacht begann, die Spanier siegten und Cortez, der eine bedenkliche Kopfwunde erhalten, führte sie nach Tlascala. Er hatte nur noch 440 Mann, unter denen noch viele Verwundete.

Die Tlascalaner nahmen ihre Bundesgenossen äußerst liebreich



auf und pflegten ihre Wunden und Cortez zog auch den Ixtlilxochitl hierher, der sich gleich seit der ersten Ankunft der Spanier für dieselben erklärt hatte.

In Mexico sah es indessen bedenklich aus. Montezuma, der den Glanz der vaterländischen Krone auf das Höchste gebracht und die meisten Nationen von Anahuac derselben unterwürfig gemacht hatte, war dahin und mit ihm der gemeinsame Mittelpunkt; aztekische Heere waren geschlagen, die Götter hatten nicht einmal die ihnen angethane Schmach gerächt; an Gold, Silber, Edelsteinen und Kostbarkeiten hatte der Staat großen Verlust erlitten, ein Theil der Stadt war zerstört und endlich hatte Mexico einem entfernten Monarchen die Huldigung geleistet. Die Totonaken und andere Völker waren vom Aztekenreiche abgefallen, Tlascala, die alte Nebenbuhlerin, erhob stolz ihr Haupt und viele andere Landstriche waren bereit, das drückende Joch der aztekischen Herrschaft von sich zu werfen. Das Alles wurde durch innere Zwietracht um so bedenklicher. Denn obschon die Priesterschaft, der Adel und der größte Theil des Volkes den Spaniern feindselig gesinnt waren, namentlich weil sie in Tlascala so gute Bundesgenossen gefunden hatten, so waren doch auch viele und zwar sehr mächtige Edelleute ihrem Könige so sehr ergeben, daß sie auch sichere Anhänger der Spanier waren und denselben in ihrer Bedrängniß Nahrungsmittel verschafften und sie auch anderweit unterstützten.

Gleich nach Montezumas Tod dachten die Mexicaner an die Wahl eines tüchtigen Staatsoberhauptes und sie erhoben daher den Prinzen Cuitlahuatzin, Montezumas Bruder, Herrn von Iztapelapan und Oberfeldherrn des Heeres, einen tapfern, talentvollen und wohlunterrichteten Mann zum Könige. Bei seiner Krönung bluteten unter den Opfern auch gefangene Spanier. So wie die Spanier die Stadt verlassen, ließ er die zerstörten Tempel und Gebäude wieder in Stand setzen, sandte Bothen in alle Provinzen mit der Mahnung zum ernsthaften Widerstand gegen die Spanier und versprach allen Denen, die zum Beßten der Krone die Waffen ergreifen würden, Freiheit von allen Abgaben, da, wie wir oben sahen, namentlich die Strenge, womit der auferlegte Tribut eingetrieben wurde, die Aztekenherrschaft so allgemein verhaßt gemacht hatte.

So sendtete er auch nach Tlascala Abgeordnete mit einem kostbaren Geschenk an Federn, Baumwollenstoff und Salz, welche der Republik ein Bündniß mit der Krone Mexico antrugen und für diesen Fall freien Handel und Verkehr zusagten, dann aber auch vorstellten, daß die Wohlfahrt von ganz Anahuac von der Einigkeit seiner Völker abhänge. Der Vorschlag fand Anklang, allein Maxixcatzin, der treueste Freund der Spanier, beharrte auf der Ansicht, daß es schmachvoll sey, die einmal aufgenommenen Gastfreunde im Stiche zu lassen, und so zogen die mexicanischen Gesandten unverrichteter Sache wieder ab.

Indessen behielt Mexico noch viele andere Städte als treue

Bundesgenossen, wie z. B. Tepejacan, ein Staat, der mit Tlascala gränzte und sich anfangs den Spaniern unterworfen, bald aber dem Aztekenreiche sich wieder angeschlossen hatte. Die Tepejacaner erschlugen mehrere Spanier, die von Vera Cruz nach Mexico reisen wollten, und schnitten auch die Verbindung zwischen Tlascala und Vera Cruz ab.

Cuitlahuatzin wäre, wie Cortez selbst gestanden hat, wohl der Mann gewesen, dem sinkenden Staate von Mexico wieder aufzuhelfen, allein ein Negersclave des Narvaez hatte die Kinderpocken in Chempoalla eingebracht und die Seuche verbreitete sich mit entsetzlicher Schnelligkeit über das Land, so daß viele Orte ganz ausstarben. Auch Cuitlahuatzin war unter den Opfern der Seuche, aber auch Marixcatzin, der tlascalanische Freund des Cortez.

Nach dem Tode des Königs von Mexico wurde Quatemotzin erwählt, der Neffe des verstorbenen, ein geistvoller junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, dem es freilich an Kriegserfahrung fehlte. Er heirathete die Gemahlin seines Vorgängers, Montezumas Tochter.

Nachdem sich nun Cortez in Tlascala von seinen Wunden erholt, auch Verstärkung aus Cuba an sich gezogen und durch Bündnisse mit den umliegenden Staaten seine Heeresmacht erweitert, zog er nach Tezcuco und erhob den Ixtlilxochitl, der damals 23 Jahr alt war, auf den Thron von Acolhuacan. Dann aber rüstete er sich zur Einnahme von Mexico. Mit Hülfe der Tlascalaner hatte er dreizehn Brigantinen in Tezcuco bauen und von Stapel laufen lassen. Sodann unterwarf er die meisten um den See gelegenen Städte, welche noch an Mexico hingen, er bot auch nachmals dem König Quatemotzin freundschaftliche Beilegung der beiderseitigen Angelegenheiten an und erinnerte an den Huldigungseid, den die Azteken dem König von Spanien geleistet. Man antwortete aber nur durch feindselige Handlungen gegen die den Spaniern verbündeten Staaten und fuhr dann beiderseits in den begonnenen Zurüstungen mit allem Eifer fort.

Am 5. April 1521 brach endlich Cortez mit 30 Pferden, 300 Infanteristen und 20,000 Bundesgenossen von Tezcuco auf, wo er den Sandoval als Commandanten und Aufseher über die Brigantinen zurückließ. Er zog durch das Gebürge, eroberte die ansehnliche Stadt Quaunahuac, dann die schöne Stadt Xochimilco nach hartem Widerstand und nachdem er die Ufer des Sees in dieser Weise gesäubert und gesichert hatte, kehrte er nach Tezcuco zurück. Hier musterte er seine Streitkräfte und fand folgenden Bestand: 86 Reiter, 800 Mann Infanterie, 3 große eiserne, 15 kleinere metallne Canonen, 1000 castilianische Pfund Schießpulver und Kugeln und Pfeile in großer Menge. Dann sandte er Bothen nach Tlascala, Cholula, Huerotzinco und die andern verbündeten Städte mit dem Ersuchen, binnen zehn Tagen ihm ihre Hülfsvölker so zahlreich als möglich zuzusenden.

Am 15. Mai marschirte das Heer von Tlascala, über 50,000 Mann stark, in Tezcuco ein; dabei war der junge Xicotencatl und der berühmte Feldherr Chichimecatl. Die übrigen Truppen kamen ebenfalls heran und bildeten zusammen eine imposante Macht von mehr als 200000 Mann, die im Verlauf der Belagerung sich bis auf 240000 steigerte.

Am 20. Mai, am Pfingstfeste, musterte Cortez sein Heer auf dem großen Marktplatze von Tezcuco, ernannte die Anführer, theilte jedem seine Stellung mit und wies die Truppen an dieselben. Pedro Alvarado kam in die Stadt Tlacopan mit 30 Reitern, 168 Infanteristen in 3 Compagnien, 20000 Tlascalanern und zwei Canonen und Chr. Olid mit ähnlicher Heeresmacht nach der Stadt Cojohuacan. Gonzales de Sandoval erhielt etwas mehr Hülfstruppen, 30000 Mann, und sollte Iztapalapan nehmen und daselbst sich aufstellen. Cortez selbst übernahm den Befehl über die Brigantinen, auf denen er 325 Spanier und 13 Feldschlangen vertheilt hatte.

Nun begann eine Belagerung, welche von beiden Seiten mit der hartnäckigsten Ausdauer und rastlosesten Anstrengung geführt wurde. Die Tlascalaner zeigten sich vorzugsweise als tapfere und unerschrockene Krieger, aber auch der Adel und die Krieger von Mexico entwickelten einen Muth und eine Festigkeit, die zeigte, daß sie gar wohl erkannt hatten, um was es sich hier handele. Vor allem zeigte sich der junge König Quatemozin als wahrer Held und sein Betragen bildet ein erfreuliches Gegenbild zu der schlaffen Feigheit seines königlichen Oheims. Das große Unglück, was über das Volk der Mexicaner hereinbrach, erweckte die Energie der ganzen Nation.

Die überlegenen Waffen der Spanier, die übergroße Menge der Bundesgenossen derselben, deren sich im Laufe der Belagerung immer mehrere anschlossen, dann der Mangel an Lebensmitteln in der Stadt, nichts brach den Muth der aztekischen Helden. Oftmals drangen die Spanier ein, immer wurden sie tapfer zurückgeschlagen.

Es würde dem Plane unserer Untersuchung keineswegs entsprechen und den zugemessenen Raum dieses Werkes überschreiten, wenn wir Schritt für Schritt den gegenseitigen Anstrengungen der Kämpfenden folgen wollten. Einzelne Züge aus diesem gräßlichen Kriege werden hinreichen, uns einen Begriff von der aztekischen Tapferkeit zu gewähren.

Nachdem die Spanier zwanzig Tage die Stadt Mexico belagert, auch dreitausend Fahrzeuge von den Anwohnern des Sees erhalten hatten, drangen einige spanische Officiere in Cortez einen Hauptsturm zu unternehmen.

Cortez ließ sich bewegen und rückte mit 25 Reitern, seiner ganzen spanischen Infanterie, 100000 Mann Bundesvölkern, den dreizehn Brigantinen und dreitausend indianischen Fahrzeugen zum Sturme an, landete und marschirte von dem Damme ohne Widerstand in die Stadt, wo er sein Heer in drei Haufen theilte. Die Mexicaner

zogen sich zurück, die Feinde drängten herzhaft nach — da ertönte das furchtbare Horn des Gottes Painalton und augenblicklich stürzten die Schaaren der Patrioten über die Eingedrungenen her und trieben sie in unordentlicher Flucht dahin. Cortez bot Alles auf, seine Leute zum Stehen zu bringen; es war vergebens; sieben Pferde, sechszig Spanier und 1000 Bundesgenossen blieben, ja Cortez selbst würde erschlagen worden seyn, wenn die Mexicaner nicht die Absicht gehabt hätten, ihn lebendig zu fangen und ihn den Göttern zu opfern.

Die Mexicaner feierten diesen Sieg acht Tage lang mit Erleuchtung der Stadt und mit Musik in den Tempeln; sie schickten die abgeschnittenen Köpfe der Spanier in alle Provinzen und erwarben sich dadurch manchen Freund. Aemsig besserten sie nun Schanzen, Gräben, Häuser und Tempel aus und rüsteten sich muthig zu neuem Kampfe. Vor Allem schien es ihnen wichtig, die Brigantinen der Belagerer unbrauchbar zu machen. Sie legten daher in die schilfigen Ufer des Sees einen Hinterhalt, rammelten Pfähle unter das Fahrwasser und lockten dann die Brigantinen heran. Ihr Zweck wurde freilich nur zum Theil erreicht, doch litten die spanischen Fahrzeuge sehr und zwei Capitaine verloren das Leben.

Cortez sandte zweimal an den König, um ihn zur Uebergabe zu bewegen; er erhielt aber allemal zur Antwort, daß man sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen fortfahren würde. Er wiederholte daher, als er bereits 44 Tage vor der Stadt gelegen, einen großen Sturm mit allen seinen Soldaten und 150000 Bundesgenossen, allein er erreichte nichts, als daß er mehrere Häuser zerstörte und viele Leute erschlug. Von nun an stürmte man täglich und am 24. Juli ward auch der Palast des Königs zerstört. Für Cortez war die Gefangennehmung einer mexicanischen Dame von besonderer Wichtigkeit; er vernahm von ihr, daß der Hunger bereits furchtbar in der Stadt wüthe, daß bereits Uneinigkeit unter dem belagerten Heere entstehe, daß das gemeine Volk muthlos und daß nur der König mit unerschütterlicher Festigkeit und Ausdauer beharre. Daher unternahm Cortez am 25. Juli einen neuen Sturm, der täglich bis zum 27. Juli wiederholt wurde, wodurch drei Viertheile der Stadt in die Gewalt der Spanier kamen, die nur noch durch einen Graben und eine Schanze von dem großen Marktplatz abgeschnitten waren. Cortez und Alvarado drangen auf den Markt vor; er stieg auf den großen Tempel und ließ die Thürme in Brand stecken, dann zog er sich zurück und hielt vier Tage lang Rast. Am 31. Juli rückte Cortez abermals in die Stadt, wo die Noth bereits so groß war, daß das Volk Sumpfwurzeln, Kräuter, Insecten und Baumrinde verzehrte. An diesem Tage wurde von den wüthenden Bundesvölkern ein furchtbares Blutbad unter den Einwohnern angerichtet, so daß 12000 Leichen auf dem Platze lagen. Am 12. August wurde ein Sturm veranstaltet, der 40000 Mexicanern das Leben kostete, allein der unerträgliche

Geruch der Leichen nöthigte sie sich zurückzuziehen und die völlige Erstürmung noch weiter zu verschieben.

Endlich kam der 13. August, der eigentliche Todestag von Merico. Cortez trat mit seiner ganzen Macht auf, bevor er jedoch die Waffen rührte, bot er nochmals Frieden an; aber der Gesandte des Königs sprach zu ihm: „General, überhebe mich der Mühe eine Unterredung zwischen Dir und meinem König auszuwirken; er ist fest entschloßen lieber zu sterben, als vor Dir zu erscheinen; ich kann nicht beschreiben, wie sehr mich dieser Entschluß schmerzt, aber es ist keine Hülfe. Folge also Deinem Ermessen und handle wie es Dir am beßten dünkt."

Da schickte ihn Cortez zurück und trug ihm auf, die Einwohner der Stadt zu dem ihnen nahe bevorstehenden Tode vorzubereiten. Unterdessen kamen schon ganze Schaaren von Frauen, Kindern und gemeinen Einwohnern, um den Spaniern sich zu unterwerfen und so das Leben zu retten. Einige, durch Elend und Hunger erschöpft, ertranken, als sie die Gräben durchschwimmen wollten. Cortez befahl alle die zu schonen, welche sich friedlich ergeben würden, allein die Erbitterung der indianischen Feinde von Merico war so groß, daß sie aller Befehle ungeachtet über fünfzehntausend dieser unglücklichen Flüchtlinge, Männer, Weiber und Kinder, niederstießen.

Indessen besetzte der Adel mit den Kriegern die Dächer der Häuser und einige der gepflasterten Straßen. Nachdem Cortez noch einige Zeit gewartet, aber keine Anstalt zur Uebergabe gemacht wurde, ließ er einige Kanonenschüsse gegen sie richten und erst als auch dieses ihren Entschluß nicht änderte, gab er mit einem Flintenschuß das Zeichen zum allgemeinen Sturm. Der Angriff war so heftig, daß viele Mexicaner sich theils den Spaniern ergaben, theils aber, um dem Elend zu entgehen, sich ins Wasser stürzten. Im Gewühle des Sturmes bemerkte der spanische Feldherr, daß ein mexicanisches Schiff mit der königlichen Familie entfliehen wollte. Er sandte die schnellste seiner Brigantinen demselben nach und eben wollten die Spanier darauf feuern, als jene Friedenszeichen machten und die Waffen wegwarfen. In dem Fahrzeug befand sich König Quatemozin mit der Königin und den Königen von Acolhuacan und von Tlacopan nebst anderen hohen Staatsbeamten. Als die Brigantine herankam, sprach Quatemozin: „Ich bin euer Gefangener und bitte euch um weiter keine Gefälligkeit, als daß ihr der Königin, meiner Gemahlin, und ihrem Gefolge die Ehrerbietung erweiset, die man ihrem Geschlechte und ihrer Würde schuldig ist." Er faßte sodann die Königin bei der Hand und bestieg mit ihr die Brigantine, welche Capitain Garcia de Holguin commandirte, und sagte diesem, daß die andern Flüchtlinge gewiß kommen würden, um mit ihrem König zu sterben, wenn sie erführen, daß er gefangen sey. Der Capitain brachte seine erlauchten Gefangenen zu Cortez, der auf der Terrasse eines Hauses saß und sie

daselbst ehrerbietig und freundschaftlich empfing und zum Sitzen nöthigte. Quatemozin sprach: „Ich habe, tapferer General, zu meiner und meiner Unterthanen Vertheidigung Alles gethan, was die Ehre meiner Krone und die Achtung für mein Volk erfordert; aber die Götter waren mir zuwider und ich sehe mich meiner Krone und meiner Freiheit beraubt. Ich bin nunmehr euer Gefangener, macht mit mir was euch beliebt und nehmt mir mit diesem Dolch — dabei berührte er den Dolch, den Cortez am Gürtel trug — ein Leben, das ich bei der Vertheidigung meines Reiches nicht verloren habe."

Cortez tröstete den König, versicherte ihm, daß er nicht sein, sondern der Gefangene des größten Monarchen von Europa sey, von dessen Gnade er nicht blos seine verlorne Freiheit, sondern auch den Thron seiner berühmten Vorfahren wiedererhalten würde. Quatemozin legte nicht eben großes Gewicht auf diese Versicherungen und bat zuvörderst, daß Cortez seinen Unterthanen kein weiteres Leid zufügen möge. Dieser bat, er möge ihnen befehlen, sich zu ergeben. Beide ertheilten nun ihre Befehle, denen augenblicklich gehorcht wurde. Man verordnete ferner, daß alle Mexicaner die Stadt ohne Waffen und Gepäck verlassen sollten. Ein Augenzeuge versichert, daß alle drei Hauptdämme, welche die Stadt mit dem festen Lande verbanden, drei Tage und drei Nächte hintereinander mit auswandernden Männern, Frauen und Kindern erfüllt waren, die sämmtlich das Gepräge des Hungers und Elendes an sich trugen. Die Stadt war mit verstümmelten Leichen angefüllt, die einen Pesthauch verbreiteten; hie und da war der Erdboden aufgewühlt, wo die vom Hunger gequälten sich Wurzeln gesucht; eben so sah man Bäume, von denen sie die Rinde abgenagt hatten. Cortez ließ die Leichen begraben und überall große Feuer anzünden, theils um die Luft zu reinigen, theils um seinen Sieg zu feiern.

Die Plünderung brachte eine ungeheure Beute, obschon bei der großen Anzahl der Suchenden auf den einzelnen nicht eben viel kam. Kleider und Geräthe wurden den Bundesgenossen überlassen. Die künstlichen Arbeiten in Gold, Edelstein und Federn schickte man an Karl V. Das übrige Gold, welches eingeliefert und geschmolzen wurde, betrug 19,200 Unzen. Später fischte man noch viel Gold aus dem See, worein es die Mexicaner geworfen; vieles hatten auch die Bundesgenossen verschleppt.

Die Stadt glich einem Trümmerhaufen, aber die Bundesvölker aus ganz Anahuac jubelten ob ihrer Zerstörung, denn das gewaltige Joch der Azteken war mit ihr zerbrochen.

Dieser Jubel sollte aber gar bald verstummen. Zuvörderst erwachten, nachdem die Spanier keinen Widerstand mehr vor sich sahen, der die innen wohnende Kraft beschäftigte, die Leidenschaften und vor allem die Goldgier. Man sagte dem Cortez, daß der gefangene König große Schätze verborgen habe, die er nicht anzeigen wollte.

Cortez konnte nicht hindern, daß der König mit den Füßen gegen ein Feuer gelegt wurde, nachdem man sie mit Oel bestrichen. Der König ertrug heldenmüthig diese Marter, die ein treuer Freund freiwillig mit ihm theilte.

Wenige Jahre später, im Frühjahr 1525, befand sich Cortez auf dem Marsche mit wenigen erschöpften Spaniern und 3000 Mexicanern. Da erzählte ihm ein Azteke, die drei gefangenen Könige hätten sich über ihre unglückliche Lage gegenseitig beklagt und getröstet, dabei aber den Gedanken geäußert, daß es ihnen ein leichtes seyn würde, die Spanier und den Cortez aus dem Wege zu räumen, ihre Freiheit wieder zu erlangen und ihrer Krone sich aufs Neue zu bemächtigen. Es war allerdings das Kürzeste und Einfachste, daß Cortez die drei gefangenen Könige an einen Baum zu Izcancanac, der Hauptstadt der Provinz Acallan, aufknüpfen ließ.

Das alte Aegypten.

Wir sahen in den altamericanischen Reichen die active Rasse in geringer Anzahl unter die Masse der passiven Urbevölkerung treten und sich dennoch als Beherrscher und Bildner derselben behaupten, bis ein neuer, gewaltiger Andrang europäischer Helden ihrer Herrschaft ein Ende machte.

Aehnliche Erscheinungen begegnen uns in dem alten Aegypten oder dem fruchtbaren Nilthale des östlichen Nordafrica. Africa ist vorzugsweise der Sitz der passiven Menschenrasse und wir lernten bereits eine der niedrigsten Arten derselben in den Buschmännern kennen; wir betrachteten ferner die Neger, welche die Aequatorialzone bewohnen und seit Jahrtausenden im Osten wie im Westen in merkwürdiger Stabilität beobachtet worden sind. Diese Neger nun bildeten auch im ganzen Nilthale den Grundstoff der Ureinwohner, sey es nun, daß sie Aboriginer, sey es, daß sie mit dem Nilstrom aus den Urwäldern der Hochgebürge herabgekommen waren. Allein in diesen Gegenden, die durch das rothe Meer von der arabischen Halbinsel getrennt sind und im Norden durch die große Wüste mit derselben zusammenhängen, fand schon seit früher Zeit eine Zuströmung von Mitgliedern der activen Rasse statt, welche allgemach eine eigenthümliche, besondere Bevölkerung hervorbrachte, welche zwar die gefärbte Haut der passiven Rasse an sich trug, deren Körperformen aber mehr denen der activen Völker sich näherten.

Je weniger nun ein passiver Volksstamm mit der activen Rasse gemischt ist, desto reiner hat er die Formen seiner Rasse erhalten; je mehr actives Blut in den Adern der Mischlinge rollt, desto mehr nähern sich dieselben den kaukasischen Formen. Daher finden wir die Könige so wie die höheren Stände Aegyptens mit den edelsten und schönsten Profilen ausgestattet, daher kann aber auch Herodot (II. 104.) die Aegypter als schwarzhäutig und kraushaarig bezeichnen, während die meisten Mumienköpfe kaukasische Gesichtsformen und langes Haar

haben und in den Denkmälern die negerartige Sphinxphysiognomie so häufig vorkommt.

Betrachten wir also

die körperliche Beschaffenheit

der Aegypter, so müssen wir die Bemerkung an die Spitze stellen, daß dieselbe je nach der bürgerlichen Stellung derselben verschieden war und daß sie im Allgemeinen der Gliederung der Gesellschaft nach den verschiedenen Kasten entsprach*).

Die Haussclaven waren Neger, wie wir sie noch jetzt auch bei den Arabern (s. C.-G. IV. 196.) angetroffen haben. Sie wurden dem Lande zugeführt und vermischten sich eben so wenig mit der Nation als die Negersclaven mit den Beduinen (s. C.-G. a. a. O.). Sie bildeten daher auch keine besondere Kaste, als diese für die eigentliche Bevölkerung festgestellt waren.

Die unterste Kaste war die der Hirten; sie theilte sich in die der Schweinehirten und Rinderhirten. Erstere stand um so tiefer, als das Schwein den Aegyptern für ein unreines Thier galt, dessen Berührung Jedermann vermied und, wenn sie dennoch stattgefunden hatte, durch augenblickliche Waschung unschädlich zu machen suchte. „Die Schweinehirten," sagt Herodot (II. 47.), „sind ebenfalls unrein und sie kommen, obschon sie eingeborne Aegypter sind, dennoch nie in einen heiligen Ort, wie sich denn auch Niemand entschließt, ihnen eine Tochter zu geben oder eine von ihnen zu nehmen. Die Schweinehirten heirathen nur unter sich." Da man jedoch Schweinefleisch zu den Opfern brauchte, mußten die Ordner der Kasten diesen Hirtenstamm wohl dulden und, obschon als letzte Classe, in die Gesellschaft aufnehmen. Sie stellten also im ägyptischen Volksleben etwa das dar, was die dem Schweinegeschlecht angehörigen Thiere in der Reihe der übrigen Säugethiere sind; sie gehören der Zeit an, die den jetzigen Naturformen vorausging, und bilden die materielle Basis. Sie zeigten die am meisten passiven Formen, welche durch ihre Lebensart und ihre Abgeschiedenheit von der übrigen fortschreitenden Nation nicht veredelt werden konnten.

Auf diese folgen die Stämme der Rinderhirten, welchen in den sumpfigen Gegenden des Delta von den Pharaonen Wohnsitze angewiesen worden waren. Die Kaste der Bauern, die zugleich Viehzucht trieben, war die nächste und bestand aus einem kräftigen,

*) S. Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Th. II. Abth. II. S. 84., wo bereits auf die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der ägyptischen Nationalphysiognomien aufmerksam gemacht und auch auf Denon u. a. französische Berichterstatter verwiesen ist.

gefunden Menschenschlag. Ihr ähnlich war die der Flußschiffer, welche der lebendige Verkehr auf dem Nil fortwährend beschäftigte.

In diesen Kasten hatte sich wahrscheinlich der Typus der passiven Urbevölkerung am reinsten erhalten und diese hat Herodot im Auge, wenn er die Aegypter schwarzhäutig und kraushaarig nennt. Unter den Mumien finden sich keine Körper dieser Art, da die künstliche Bestattung nur den höheren Ständen bestimmt war.

Bildeten die bis jetzt genannten Kasten die unteren, so können wir die Kaste der gewerbtreibenden Bürger als den eigentlichen Mittelstand der Nation betrachten, in welchem sich die Nationalphysiognomie am entschiedensten ausgeprägt hatte. In den Denkmälern erscheint sie meist braunroth gefärbt, mit schwarzem vollen Haar. Die Stirn ist etwas zurückliegend, die Nase ist wohl lang, aber vorn etwas abgestumpft, die Lippen sind voll, das Kinn tritt zurück, die Wangenknochen dagegen stehen vorwärts, die Augen sind groß aber langgeschlitzt. Es waren dieß die Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute.

Die beiden obersten Kasten waren die der Priester und Krieger, als welche wir sie auch bereits in den Staaten von Anahuac gefunden haben. Die Färbung kommt wohl zuweilen etwas heller vor, im Allgemeinen dürfte jedoch der wesentliche Unterschied in der Gesichtsbildung zu suchen seyn. Wir finden hier kaukasische Physiognomien, so wohl in den Gemälden und Sculpturen der Denkmäler, als auch bei den Mumien. Schöngewölbte Schädel, langes, oft braunes Haar, eine erhabene Nase, ein ausgebildetes Kinn erscheinen bei einer meist dunkeln Hautfarbe. Ich habe auf der fünften Tafel mehrere solche Physiognomien der Könige Ramses I. (N. 1—4.), Ramses III. (N. 5. 6.), Mnefta II. (N. 7.) und Ramses IV. (N. 8.) nach den von Rosellini in seinem Atlas (Monumenti storici) mitgetheilten Malereien und Sculpturen zusammengestellt*).

Diejenigen Mumien der Münchener Sammlung, welche G. F. Waagen**) näher untersuchte, zeigen wohlgebildete, hohe und breite Stirnen, die Haare waren durchgängig wohl erhalten, sie haben sämmtlich einen röthlichen Anflug, sind braun und lockig, bei der einen Mu-

---

*) Ueber die ägyptische Nationalphysiognomie überhaupt: Otfr. Müller Handbuch d. Archäologie der Künste S. 269. S. Rosellini monumenti civili e storici, der Atlas. Description de l'Egypte. Antiqu. T. II. pl. 49. 50. und im Text T. II. Heerens Ideen a. a. O. Champollion Figeac Egypte ancienne S. 26. ff. — Dunkelfarbene Fischer bei Rosellini m. c. T. XXV. roth. Braune Hirten XXVII. Ackerer XXXII. XXXVII. XLIX. Hellfarbene Damen LXVII. Fleischfarbene Priester XL. 2. So sind auch die Künstler lichtfarbener als die Ackerleute XLV. 6 u. 7.

**) Gust. Fr. Waagen über die in den Sammlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu München befindlichen Mumien u. a. ägyptische Alterthümer (Abh. der Münchener Academie, 1820), wobei die früheren Arbeiten von Blumenbach u. A. benutzt und erwähnt sind.

wie sogar gelblich, was dem beizenden Einfluß der zur Mumisirung verwendeten Specereien beigemessen wird. Die Nasen sind fein, schmal und spitzzulaufend; an einigen Mumien bemerkt man die Spuren des rasirten Bartes.

Eine merkwürdige Erscheinung ist nun, daß die letzte Mischung der kaukasischen Rasse mit der eingeborenen eine der niedrigen Kasten hervorgebracht hatte: die der Dolmetscher. Psammetich, der griechische Bildung in Aegypten einführen wollte, hatte eine Menge Griechen nach Aegypten berufen und sie als Erzieher ägyptischer Kinder durch das ganze Land vertheilen lassen. So entstand die Kaste der Dolmetscher, welchen der Haß der Nation eine so tiefe Stellung anwies. Später, namentlich seit dem Zeitalter Alexanders, drang das griechische Element noch mehr ein und die Körperform, welche daraus entstand, zeigen uns die beiden Mumien der Dresdener Antikensammlung *), obschon wir dabei nur den Abbildungen auf der noch nicht abgehobenen äußeren Hülle folgen können. Die Gesichter zeigen griechische Formen mit rothbraunem Colorit und gerötheten Wangen.

So bietet denn die Bevölkerung des alten Aegyptens ein ähnliches Bild wie die des neuen. Den braunen Mittelstand neben den dunkelgefärbten Kasten der Bauern, Hirten und Schiffer und dem hellfarbigeren Priester- und Kriegerstande, welcher letzterer an die Mameluken insofern erinnert, als auch diese ein moderner, meist dem Kaukasus entstammter militärischer Adel waren.

Die geistigen Eigenschaften

der Nation waren ebenso wie die körperlichen nach den drei großen Corporationen des Staates geschieden. Die untersten Kasten hatten alle die guten Eigenschaften der passiven Rasse, während die schlimmeren durch die gewaltige Hand der höheren im Zaume gehalten wurden. Das Streben nach Ruhe, welches der passiven Rasse innen wohnt, wurde von der eingedrungenen activen wohl benutzt, um ihnen Geschmack an ruhigem Besitz und behaglichem Leben beizubringen. — Die Krieger hatten das Land erworben, die Priester erhielten dasselbe durch ihre sinnreichen Einrichtungen.

Die Mittelclasse der Bürger stellt den Nationalcharacter am reinsten dar. Sie war arbeitsam, geschickt in Ausführung mühsamer Arbeiten, ausdauernd auch für große Werke, deren Entwurf freilich von den activen Herrschern ausging. Sie waren schlau und umsichtig in Benutzung der sich darbietenden Hülfsmittel. Die äußeren Gebräuche der Religion wurden nicht minder gewissenhaft beobachtet als bei den alten Azteken, mit denen sie auch die äußere ernsthafte Haltung gemein hatten, die nur an gewissen Festen in lauten Jubel über-

*) Abbildungen in Beckers Augusteum Taf. 1. 2.

ging. An den Gebräuchen der Väter hingen sie mit außerordentlicher Festigkeit.

Die höheren Classen der Priester und Krieger zeigten sich als weise und umsichtige Beherrscher und suchten gleich den aztekischen durch allerlei Mittel beim Volke sich in höchster Achtung zu erhalten. Ihre Werke in der Baukunst, Sculptur und Malerei erfüllen uns noch heute mit großer Achtung und die Nachrichten der alten griechischen und römischen Schriftsteller sprechen mit großer Ehrfurcht von dem alten Aegypten als dem Sitze großer Weisheit, ein Ruf, der sich bis ins Mittelalter, ja bis auf unsere Tage erhalten hat. In den ersten Zeiten der Staatenbildung Aegyptens entfalteten sie auch eine große Tapferkeit.

Die Nahrung

der alten Aegypter war nach den verschiedenen Ständen, in welche sie getheilt waren, verschieden. Die niedrigsten Classen hatten natürlich einfachere und geringere Nahrungsmittel als die höheren und die unmittelbar am Flusse lebenden Landbauer andere als die der Wüste näher stehenden. Bei den Hirten und Ackerbauern herrschte jedenfalls die Fleischnahrung vor, während der Mittelstand vorzugsweise Pflanzenkost genoß. Man benutzte die Getraideart Olyra, um Brot daraus zu backen. (Herodot II. 77.) Dann wurde besonders der Lotos als Nahrungsstoff benutzt.

„Wenn der Fluß anschwillt und die Felder unter Wasser setzt, wachsen im Wasser viele Lilien, die sie Lotos nennen. Diese pflücken sie, dörren sie an der Sonne, zerschroten den mohnähnlichen Stoff, der mitten im Lotos steckt, und backen daraus am Feuer das Brot. Doch genießt man auch die Lotoszwiebel roh. Sie verzehren auch noch andere Sumpfwurzeln, frisch wie gedörrt. Den Byblos ißt man theils roh, theils in der Pfanne gebraten. (Herodot II. 92.) Diese Sumpfgewächse nun waren, wie bei den alten Mexicanern, vorzugsweise Nahrungsmittel für die ärmere Classe (Diodor von Sicilien 1. 43.), welche nächstdem auch Knoblauch, Zwiebeln, Kürbisfrüchte, Melonen und Gurken, dann Durrah, Datteln, genossen (s. bes. Wilkinson manners and costums of the ancient Egyptians II. 372 ff.).

Das Oel gewann man namentlich aus dem Ricinus- oder Wunderbaum, der an den Ufern künstlich angepflanzt und dessen Kerne theils durch eine Presse, theils durch Knochen ausgebracht wurden. (Herodot II. 94.)

Eine Speise der gemeinen Classe waren jedenfalls auch die Fische, welche man an der Sonne trocknete und so verzehrte, theils in Salz einlegte; die erste Art der Nahrung fanden wir schon bei den Negern (III. 223.) und bei den an der Seeküste wohnenden Arabern (IV. 142.). Unter den Vögeln war, wie in Mexico, die Wachtel die beliebteste

und allgemeinste Speise, nächstdem die Ente, die man, wie auch kleinere Vögelarten, meist roh verzehrte, nachdem man sie eingesalzen. Herodot (II. 77.) bemerkt ferner, daß die Aegypter alle Arten von Fischen und Vögeln, die bei ihnen vorkamen, nur die heiligen ausgenommen, gebraten oder gekocht genossen.

Die Nahrungsmittel der höheren Stände waren nicht allein reichlicher und nahrhafter, sondern auch künstlicher und schmackhafter zubereitet. Das Lieblingsgericht war Rind- und Gänsefleisch *) und war vorzugsweise den Priestern bestimmt. Diese Hauptnahrungsstoffe wurden durch mancherlei Gemüse, Früchte, Gewürze auf das mannichfaltigste verändert und schmackhafter gemacht und man darf wohl annehmen, daß die Kochkunst nicht minder ausgebildet war, wie bei den Tscherkessen und Mexicanern. Mit sichtbarer Liebhaberei finden wir Scenen aus dem Schlachthaus und der Küche in den Bildern der Grabmäler dargestellt. Es geht daraus hervor, daß man das Fleisch sauber zubereitete, um es in großen Kesseln über offenem Feuer zu kochen (Wilkinson Th. II. Vign. 276.) oder in verdeckten flachen Casserolen zu schmoren (Ders. N. 277.) oder am Spieße zu braten. Die Gemüse und zubereiteten Früchte, so wie die Pasteten und Kuchen wurden ebenfalls sehr zierlich bereitet, zum Theil wohl auch in gewisse Formen gedrückt und so aufgetragen. Je vornehmer und wohlhabender die Familien, desto besser waren auch die Nahrungsmittel derselben, wie denn das Brot der Vornehmen aus Waizen gebacken wurde **). Die Bereitung der Kuchen weiset Wilkinson (II. 384 ff.) aus den Denkmälern umständlich nach. Die Mannichfaltigkeit der Gerichte erhellt auch aus den vielfachen Löffeln, die bald rund bald spitzzulaufend, auch schaufelförmig oder wie Schöpfkellen gestaltet sind und welche derselbe Schriftsteller (Th. II. S. 403.) zusammengestellt hat. Sie sind aus Holz, Elfenbein oder Bronze und kommen auch aus Alabaster vor. Ferner hat man auch Durchschläge oder Siebe aus Bronze namentlich in Theben gefunden, welche jedenfalls in den Küchen zur Bereitung von Suppen und Brühen gebraucht wurden. (Wilkinson II. 405.; dazu Rosellini m. c. Taf. 83—87.)

Die Getränke

der Aegypter waren außer dem Wasser Bier, Cider, Palm- und Rebenwein. Bier und Palmwein fanden wir schon bei den Negern, Rebenwein bei den Völkern des Kaukasus.

Das Bier ***) wurde aus Gerste gemacht und auf verschiedene

*) Herodot II. 37. Dazu Wilkinson II. 374 und Rosellini monumenti civili II. 452 ff. über die beim Abschlachten der Thiere, bei der Zubereitung der Nahrungsmittel üblichen Gebräuche. Ueber das Obst Wilkinson II. 175.

**) Wilkinson II. 397., wo auch über die von Herodot erwähnte Olyra.

***) S. zunächst über das Bier der Neger C.-G. III. 237.; dann Herodot II. 77. Dazu Wilkinson II. 171. nebst den Nachweisungen daselbst.

Art bereitet, wie noch jetzt etwas ähnliches, die Booza, in Aegypten gebräuchlich ist. Um die Gährung zu befördern und den Geschmack angenehm zu machen, setzte man verschiedene Pflanzen zu.

Nächst dem Bier fertigte man aus Früchten, wie Feigen, Granatäpfeln, Mixas u. a. Obstarten, einen künstlichen Wein, dem man andere Kräuter beimischte, theils um den Geschmack zu verändern, theils um demselben wohlthätige und heilende Wirkungen auf den Körper beizubringen, so daß wir auch in den Getränken der alten Aegypter eine große Mannichfaltigkeit annehmen dürfen. Der Palmwein war ebenfalls beliebt *); er wurde auf dieselbe Weise, welche wir bei den Negern schon kennen gelernt haben, durch Einschneiden in den Stamm gewonnen.

Der Rebensaft oder Traubenwein wurde zuvörderst aus den gereiften Beeren auf eine Art gepreßt, welche an die Manioccapresse der Arowaken erinnert (s. C.-G. Th. II. S. 30.). Diese Presse bestand aus einem Schlauche, der an den beiden Enden durch eingesteckte Stangen umgedreht wurde **), oder auch in einem Rahmen befestigt noch schärfer ausgedrückt werden konnte, indem der Schlauch an einem Ende an den Stab des Rahmens befestigt war und auf der entgegengesetzten Seite durch mehrere Männer mit einem Hebel in Bewegung gesetzt ward. Man kannte jedoch auch die Fußpresse oder das Austreten mit den Füßen. Eine solche Presse zeigt ein Bild von Theben. (Rosellini XXXVII. 2. und Wilkinson II. 155.) Sieben Männer stehen auf einem großen Kasten, der mit Trauben gefüllt ist, und haben mehrere von der Decke herabhängende Schnüre erfaßt; ich vermuthe, daß die Arbeiter daran ihren Körper, wie etwa unsere Turner, am Reck emporzogen und dann die ganze Last desselben auf die Traubenmasse herabfallen ließen; der Saft lief durch Rinnen in die zur Seite gestellten Gefäße, wo er der Gährung überlassen wurde. Die Aufbewahrung geschah in den langen irdenen Krügen ohne Fuß mit zwei Henkeln, die wir auch bei den Griechen und Römern finden werden. Die Weinkrüge wurden mit Harz oder Pech ausgestrichen, da sie keine Glasur hatten, mit einem tassenartigen Deckel geschlossen und mit Lehm, Gyps, Mörtel, Pech oder irgend einer anderen Mischung gegen den Eintritt der Luft geschützt. (Wilkinson II. 158. m. Abb.) Den Wein trank man aus Schaalen.

Die ägyptischen Weine waren von verschiedener Güte, je nach dem Orte wo sie gebaut wurden. Der beßte und zugleich reichlichste war der von Mareotis; es war ein weißer, süßer, leichter Wein, der den Kopf nicht beschwerte. (Wilkinson II. 160. Strabo XVII. und Athenäus Dipnosoph. I. 25.) Plinius (XIV. 9.) nennt drei Sorten ägyptischer Weine. Zu Fayum baut man noch jetzt weißen Wein.

*) Wilkinson II. 173. C.-G. III. 236.

**) S. Wilkinson II. 152. u. Rosellini m. c. Taf. XXXVII. u. XXXVIII.

Es wurde in Aegypten sehr viel Wein verbraucht, da auch den Frauen der Genuß desselben gestattet war, obschon sie, wie Thebanische Wandgemälde bei Wilkinson (II. 167.) zeigen, demselben unterlagen, was indessen auch den Männern widerfahren konnte, wie die Bilder von Beni Hassan (Wilkinson II. 168.) gar augenscheinlich beweißen. Aus Phönicien und Griechenland wurde Wein eingeführt. Um besser trinken zu können, genoß man vor einem Gelage Kohl. Daß die Aegypter es verstanden, durch Einkochung des Mostes einen dem vino santo der Italiäner ähnlichen starken Wein hervorzubringen, scheint aus einer Darstellung bei Rosellini (XXXVIII. 3.) hervorzugehen.

Die Kleidung

der alten Aegypter hat große Aehnlichkeit mit der der alten aztekischen Nationen. Sie bestand für die arbeitenden Classen durchgängig in einem um die Lenden geschlagenen Schurz, der mehr oder minder weit bis auf die Knie herabreichte, oft aber auch nur in einem breiten um die Hüften geschlagenen und zwischen den Schenkeln hindurchgezogenen breiten Gürtel, namentlich bei den Schiffern und Handarbeitern. Oberkörper und Füße waren meist unbedeckt. Der Schurz der Frauen war jedoch länger und reichte von der Brust bis auf die Knöchel, eine Tracht, in welcher z. B. die Weberinnen bei Rosellini (m. c. XLI.) erscheinen. Dieser Schurz war von Linnen, seltener von Baumwolle.

Die Vornehmen, namentlich die Priester, der König und sein Hofstaat, trugen lange und weite Gewänder, die zum Theil Brust und Oberarm bedeckten und oft in zierlichen Falten bis auf die Knöchel herabreichten und deren eines über das andere angelegt wurde. Diese Gewänder zeigen sehr schöne Farben und sind meistentheils an den Säumen und Rändern, deren einer über den andern hervortrat, gestreift. Den unteren Schurz hielt ein schöner Gürtel zusammen. Ober- und Untergewänder waren nächstdem auch oft mit zierlichen Franzen besäumt, wohl auch gestickt (s. namentlich Wilkinson III. 348. und 352.). Herodot (II. 81.) erwähnt eines Linnenkleides Kalasiris, das an den Beinen eingefranzt war, und er scheint damit den Schurz anzudeuten, da man, wie er sagt, über dasselbe wollene Kleider trug. Unter den Kleidern der Vornehmen, namentlich der Prinzen, erscheint auch eine Art Mantelkragen, der die Oberarme bedeckte.

Die Männer der Mittelclassen und der höheren Stände rasirten sich die Köpfe so wie den ganzen Leib. Um aber den Kopf gegen den sengenden Strahl der Sonne zu schützen, bedeckte man denselben theils mit linnenen Hauben, theils aber auch mit Perücken. Erstere, die Hauben, kommen in verschiedenen Farben, weiß, gelb, grün vor und werden von den Mittelclassen getragen; die Perücken dagegen

scheinen den höheren Ständen eigenthümlich gewesen zu seyn. Es sind deren im britischen Museum und in der Berliner Sammlung noch vorhanden. Sie bestehen aus einem Geflechte oder Netzwerk, in welches die Haare eingesetzt sind. Der Vordertheil der Perücke war aus krausem Haar, während den Hinterkopf lange, schlichte Haare bedeckten, welche bis auf die Schultern reichten. Man hatte auch Perücken von Thierwolle und trug sie so allgemein, wie jetzt den Turban, so daß sie bei den höheren Classen ein wesentliches Stück der Kleidung bildeten. Wilkinson hat (III. 154.) die verschiedenen Kopfbedeckungen zusammengestellt, von der einfachen dem türkischen Feß gleichenden Kappe bis zur Perücke und der faltigen königlichen Haube und großen Mütze.

Den Bart und zwar ebenfalls einen falschen Bart am Kinn bemerkt man nur an den Bildern der Götter, Könige und vornehmen Männer (s. Wilkinson Vign. 399. Nr. 15—17.). Er ward unter dem Kinn mit einem um die Wangen oder Ohren gehenden Bande befestigt.

Den Kindern ließ man einzelne Locken stehen, die Frauen aber trugen ihr eigenes Haar, das sie auf mannichfaltige Weise schmückten und pflegten.

Die Fußbekleidung bestand in leichten Sandalen oder Schuhen, die mit den Mocassins der Americaner Aehnlichkeit haben, und die Vornehmeren verwendeten große Sorgfalt auf die Ausschmückung derselben. Man fertigte Sandalen aus Leder, Linnen, Binsen, Papyrus *) und die Sammlungen von London, Florenz, Leyden, Berlin u. s. w. bewahren deren aus diesen verschiedenen Stoffen auf. Manche bestehen nur in Sohlen, die aus Palmblättern und Papyrus zusammengeflochten, mit einem Rande von festerem Stoff eingefaßt und mit Schnüren oder Riemen versehen sind, welche die Sohle am Fußblatt oder an den Zehen festhielten. Diese Sohlen waren vorn theils spitz, theils auch rund. Das Berliner Museum besitzt ein Paar Sohlen aus Papyrus, welche mit griechischer Schrift bedeckt sind, die man also aus Maculatur gefertigt hatte. Die linnenen Schuhe sind oftmals gemalt, namentlich sieht man Neger u. a. fremde Völker darauf vorgestellt, deren Verachtung man dadurch ausdrückte, daß man ihre Abbilder mit Füßen trat. Unter den ledernen Schuhen und Pantoffeln fand man auch deren mit langen Spitzen **), welche letztere Form den höheren Ständen eigenthümlich war. Die Schuhe waren meist von grüner Farbe.

---

*) Abbildungen bei Rosellini m. c. LXV. und Wilkinson III. 365. Die Barbiere bei Rosellini LXXVI. 2.

**) S. Collection de Mr. Passalacqua p. 24. Leemans monuments égypt. du musée de Leide p. 63. und Wilkinson III. 366. m. Abb. Die Schuhe der Priester waren von Byblus. Herodot II. 37.

Der Schmuck

der alten Aegypter bestand zunächst in der großen Reinlichkeit, welche schon das heiße Clima zur Pflicht machte. Daher rasirten sich die Priester aller drei Tage am ganzen Leibe und gingen dem übrigen Volke mit gutem Beispiele voran. Die Kleider wurden oft gewaschen und erneuert. Seife hat man zwar noch nicht in ägyptischen Grabstätten bemerkt (Wilkinson II. 407.), sie war indessen den Alten wohl kaum unbekannt, da Celten, Griechen, Römer und Germanen dieselbe hatten, sie auch von uns schon auf niederen Culturstufen angetroffen wurde.

Den Frauen war namentlich der Kamm für ihr langes Haar ein unentbehrliches Toilettenstück und man findet deren in den verschiedenen Sammlungen aus Holz, Elfenbein und Bronze. Diese Kämme sind theils einfach, etwa in der Art der Negerkämme (s. C.-G. III. Taf. VI. F. 5.), und am Angriff mit Steinbocks- oder anderen Thiergestalten verziert, theils sind sie doppelt wie unsere Staubkämme, deren eine Seite enge, die andere weite Zinken hat*). Der breite Zwischenraum zwischen beiden Zahnreihen ist oft mit eingegrabenen kreisrunden, dreieckigen, linearen und anderen Verzierungen, oft auch mit eingelegter Arbeit versehen. Sie sind meist vier Zoll breit und sechs Zoll lang.

Ebenfalls doch weniger zur Verzierung als zur Festhaltung des Haares und der für dasselbe bestimmten Schmucksachen, Schleier u. s. w. gehörte die Haarnadel, die meist drei bis vier Zoll lang und deren Knopf mannichfach verziert war. Man fand deren aus Elfenbein und aus Bronze**), doch waren sie bei den Aegyptern kein so kostbarer Gegenstand wie bei den Völkern des classischen Alterthums, den Germanen und Chinesen.

Der Spiegel, den wir auch bei den Americanern fanden (s. o. S. 14. u. C.-G. II. 55.), kommt in Aegypten nicht minder als ein wesentlicher Toilettengegenstand für Männer wie für Frauen vor. Er bestand aus einer runden Metallscheibe, die an einen Stiel gefaßt war, dem es zum Theil nicht an sehr reicher Verzierung fehlte. Das Metall dazu war meist Kupfer in verschiedener Mischung und trefflich geschliffen. Der Stiel war theils aus Holz, theils aus Metall, Elfenbein, Stein und stellte bald eine Figur, wie die Hathor oder Venus, bald Thiere, Blumen oder anderweite Bildungen dar***). Man findet auch oft den Namen des Eigenthümers darauf eingegraben. Rosellini brachte einen Spiegel mit seinem Futteral aus Aegyp-

*) Wilkinson III. 381. m. Abb. Leemans p. 63.

**) Wilkinson III. 384. Leemans p. 63. 65. Passalacqua Nr. 665. 686.

***) Wilkinson III. 385. Leemans p. 65. Passalacqua Nr. 659 ff. Rosellini m. c. LXXXI.

ten mit und im Leidener Museum befindet sich ein Doppelspiegel in Gestalt einer Dose, deren beide Theile durch ein Charnier verbunden und innen vollkommen geschliffen sind. (Leemans p. 65. Nr. 93.)

Die Sitte der Bemalung des Körpers trafen wir schon auf den niedrigsten Stufen der Cultur bei den Waldindiern, Australiern und allen andern von uns bereits betrachteten Völkern. Auch die Aegypter hatten dieselbe beibehalten und das Gefäß, welches die Farbe dazu enthielt, wurde zum niedlichen Toilettengegenstand. Die Damen Aegyptens malten namentlich die Augenlider und Augenbrauen mit schwarzem Pulver, wodurch das Auge größer erschien. Man nahm dazu Antimon, schwarzes Manganoxyd und Präparate von Blei und andere Substanzen, Lampenruß u. dergl. und selbst unter den Männern war diese Verschönerung der Augen gewöhnlich.

Diese Farbe bewahrte man in kleinen Büchschen von Stein, Holz, gebrannter Erde, Glas, Bronze, Elfenbein; sie waren röhrenförmig und bestanden oft aus mehrern Abtheilungen neben einander. Manche derselben zeigen Thiergestalten, die meisten haben Deckel und einige tragen auch Inschriften. Dazu gehörte ein nadelförmiger Stiel, mit welchem die Farbe aufgetragen wurde und der aus Elfenbein oder Holz geschnitzt, an einem Ende spitzig, am andern aber abgerundet war *).

Damen wie Männer, die in solcher Weise bemalt sind, kommen öfters in den Wandgemälden vor, so namentlich auf dem großen Bilde bei Rosellini (Taf. LXXVIII.), wo der Herr, die Frau, die Kinder und die Dienerinnen gleichermaaßen schwarzgemalte Augenbrauen und Augenlider zeigen.

Unter den Schmucksachen sind ferner die Salben zu nennen, die in Gläsern und Flaschen aufbewahrt wurden, deren man in Theben und an anderen Orten häufig gefunden hat. Zu den Salben verwendete man Pflanzenöl wie auch thierisches Fett, das man theils färbte, theils farblos anwendete und mit allerlei Wohlgerüchen versetzte **). Welchen Nutzen die Einreibungen mit Oel oder Fett in heißen Climaten haben, sahen wir schon oben, daher im warmen Clima diese Sitte auch allgemein verbreitet ist.

Die Sitte, die Ohren zu durchbohren und mit Ringen zu schmücken, war bei den Aegypterinnen allgemein. Man findet auf den Sculpturen und Gemälden die Ohrringe dargestellt und hat deren auch den Grabstätten enthoben. Es waren große, breite, einfache Reifen von 1½—2½ engl. Zoll im Durchmesser, oft aber auch noch größer. Man findet ferner Ringe in Gestalt einer Schlange, von Gold, die mit

*) Witkinson III. 383. Leemans p. 64. Passalacqua Nr. 663. Roseltini Taf. LXXXI. Daß man auch Henneh zu Färbung der Nägel, Fußsohlen und Handflächen benutzte, werden wir weiter unten sehen.

**) Wilkinson III. 378.

kostbaren Steinen besetzt sind und die vielleicht nur Mitglieder der königlichen Familie tragen durften. Oft sind auch mehrere einzelne und einfache Reife bis zu sechs zusammengelöthet. Man fand goldene und silberne Ohrringe*).

Nächstdem hing man in die einfachen Ohrringe Glocken oder Tropfen von Glas und Edelsteinen, dann angereihete natürliche oder künstliche Perlen, Muschelschaalen und derartige Zierrathen in gebrannter Erde ein, wodurch eine große Mannichfaltigkeit in der Verzierung hervorgebracht werden konnte.

Der Hauptsitz des ägyptischen Schmuckes scheint jedoch der Hals und die Brust gewesen zu seyn. Der **Halsschmuck** bestand vorzugsweise in bunten Schnüren. Unter diesen Schnüren bemerken wir zuvörderst die **Kaurimuschel** (ein Halsband bei Rosellini m. c. Taf. LXXXI.), dann aber Corallen, Elfenbein, ächte und in Thon oder Glas nachgebildete buntfarbige Steine von runder oder länglicher Gestalt, zum Theil wie die kleinen venetianischen Stickperlen, zum Theil so groß wie Bohnen oder Kirschen. Diese Glas- und Thonperlen sind theils einfarbig, theils mit verschiedenen Farben mannichfach gestreift, punctirt oder anderweit gefleckt und gemustert. Vornehmlich verwendete man auch die **Scarabäen** zum Halsschmuck, die man aus Grünstein, Carneol, Granit, Serpentin, Agat, Lapislazuli, Amethyst, Smaragd, aber auch aus Kalkstein, Feuerstein und blauem oder grünem Steingut fertigte. Man stellte die verschiedenen Formen zusammen und wechselte in den angereiheten Schnüren mit runden, länglichen oder auch eckigen Steinen und Scarabäen oder den Osirisaugen, die ebenfalls gleich den Scarabäen aus Steingut gefertigt wurden. Ferner kommen die Götterbilder selbst in diesen Zusammenstellungen und zwar in unendlicher Anzahl vor. Auch Metall wurde zu diesem Zwecke verwendet, Bronze, oft vergoldet, dann massives Gold.

Das Halsband N. 91 des Leidener Museums**) besteht aus kleinen Libationsgefäßen, die mit goldnen Körnern besetzt sind, die beiden Enden sind von Glaskörnern, symbolischen Augen, Stieren, einer Gans u. a. Gegenständen in Cornalin. Ein anderes, N. 94, bestand aus einer großen Kette von Golddrath künstlich gearbeitet, woran ein grüner in Gold gefaßter Jaspis befestigt war. Es kommt im genannten Museum eine Halskette aus Goldkörnern vor, an welcher sechszehn braun, blau und grün emaillirte Goldblätter hängen. Eine andere

*) Wilkinson III. 370. f. m. Abb. Rosellini Taf. LXXXI. Leemans p. 66.

**) Wilkinson III. 375 und S. 377 die Zusammenstellung der in dem reichen Leidener Museum vorhandenen Halsketten. Dazu Rosellini LXXX., LXXXI. und Text II. 419. und die Description de l'Egypte Antiqu.
Ferner Passalacqua 576—599 und Leemans S. 67. ff.

besteht aus kleinen Kugeln und Cylindern in blauem und grünem Schmelz, Cornalin, Crystal, Agat und Gold. Das Halsband N. 108 ist aus Körnern, kleinen platten Ringen, Perlen, Corallen verschiedener Farbe, thränenförmigen Zierrathen, Crocodilen in Schmelz, Agat, Cornalin u. a. Stoffen, woran die Gestalten des Horus Harpocrates und Typhon und eine Bleiplatte, welche in erhabener Arbeit einen Menschen und einen Stier enthält. N. 111 ist von natürlichen Muscheln gebildet, die durch kleine Ringe von Schmelz von einander getrennt sind. Die Halsbänder bestanden theils nur aus einer einzigen Reihe, theils aber auch aus mehrern, so daß sechs und mehr abwechselnde Schnüre den Hals und die Brust bedeckten, wie wir aus den Frescobildern ersehen.

Nächst den Edelsteinen, Metallen und andern festen Stoffen scheint man wohl auch Halsbänder und Kragen aus buntfarbigen Federn gehabt zu haben, wie die beiden großen bunten Halskragen bei Rosellini (m. c. Taf. LXXX.) anzudeuten scheinen. Dieß fand aber wohl nur in der frühesten Zeit statt, bevor man es verstand, in Glas und Edelsteinen die prachtvollen Farben tropischer Vögel nachzubilden. Die Form der Halskragen aus Federn wurde jedoch als Vorbild beibehalten. In den Gräbern hat man meines Wissens keinen Federschmuck gefunden.

Die Armringe finden wir ebenfalls bei den alten Aegyptern, welche Männer und Frauen über dem Handgelenke trugen. Man hat deren von verschiedenen Stoffen gefunden, von Gold, Silber, Eisen, Bronze, von Glas, Elfenbein, Horn, Leder und ganz feinem Palmengeflechte. Die gewöhnlichsten bildeten Reifen von mehrern Zollen Breite und waren so mannichfaltig und reich in der Farbe wie die Halskragen *). Diese bestanden aus Schmelz und bunten Steinen. Die metallnen Armringe bestanden bald in einfachen cylindrischen Reifen, bald waren sie mehr ausgearbeitet und z. B. in Gestalt einer Schlange gebildet, mit Steinen eingelegt. Zum königlichen Schmuck gehören auch goldne Armringe, wie denn ein Armring mit dem Namen Thothmes III. im Leidener Museum sich befindet. Elfenbeinarmringe besitzt das Berliner Museum. Die Damen trugen auch Ringe um den Oberarm, die sehr breit waren, und um die Knöchel.

Die Fingerringe**) trugen ebenfalls Männer wie Frauen aus allen Arten Metallen und aus hartem Stein oder Steingut und letztere meist in Türkisfarbe und oft sehr dünn gearbeitet. Ein Carneolring der Florentiner Sammlung trägt den symbolischen Namen der Göttin Mut. Als Verzierung des Steines findet man die Namen

*) Rosellini m. c. II. 425. und Atlas Taf. LXXX. 3. Wilkinson III. 374. m. Abb. Leemans p. 73. Passalaqua Nr. 576 ff.

**) Rosellini m. c. II. 426. Taf. LXXXI. Wilkinson III. 372. Leemans p. 70. Passalacqua p. 615—645.

von Gottheiten und Menschen, die Gestalten von Göttern, heiligen Thieren, Blumen vertieft oder auch erhaben gearbeitet. Sehr häufig sind diejenigen Fingerreife, welche durch einen Scarabäus gehen, der daher beweglich blieb. Die Ringe der höhern Stände waren meist aus Gold, seltner aus Silber, noch seltner aus Bronze und Eisen; letztere stammen aus späterer, römischer Zeit. Die Mittelclasse hatte Ringe aus Elfenbein *) oder blauem Steingut. Eine Holzstatue des britischen Museums zeigt die Art, wie Frauen ihre Fingerringe trugen. Die linke Hand zeigt einen Ring am Daumen und einen am kleinen Finger, der Zeigefinger hat drei, jeder der beiden übrigen zwei Ringe. Der Daumen der rechten Hand hat einen, der vorletzte Finger aber zwei Ringe. (Wilkinson III. 372.)

Noch sind als Kopfschmuck der Damen auch die Blumenkränze zu erwähnen, so wie die Hafte aus Metall, welche auf der Brust oder den Schultern das Kleid schlossen.

Der fast stets wolkenlose Himmel Aegyptens machte den Sonnenschirm und Fächer zu nothwendigen Gegenständen, deren sich dann auch der Luxus bemächtigte. Auf den Monumenten werden diese Fächer, namentlich in der Umgebung der Königin, stets bemerkt; sie bestanden aus Straußenfedern, die halbkreisförmig auf einem langen reich verzierten Stiele befestigt waren. In den Gräbern hat man mehrere solche Stiele aus Holz gefunden, obschon die Federn davon verschwunden sind. In der Anordnung der Federn konnte wenig Mannichfaltigkeit vorkommen; die meisten Fächer zeigen Halbkreise, obschon wohl auch blumenförmige Fächer vorkommen**).

Die Wohnungen

der alten Aegypter waren, wie die der Völker der Südsee und der altamericanischen Staaten, nach dem Stande ihrer Besitzer verschieden. Bei einem Volke, welches, wie die Tscherkessen und Beduinen, noch nicht in Stände getrennt ist, wo die Masse der irdischen Güter und die geistige Bildung noch unter alle eigentliche Mitglieder der Nation

*) Die Elfenbeinarmringe sind ein den africanischen Nationen ganz besonders eigenthümlicher Schmuck. Wir lernten oben die Bearbeitung der Armringe bei den Hottentoten (C.-G. III. 253.) aus Elfenbein kennen. Auf den ägyptischen Denkmalen (s. namentlich Rosellini m. c. Taf. CLVI. und CLVII) sehen wir Armringe aus Elfenbein an den Gestalten der Aethiopier, die ganz denen gleichen, welche noch jetzt von den Nationen der Baerys, Elliabs und Kegues oder Kyks (4—9° nördl. Br.) am weißen Nil getragen werden. Der Güte des Herrn E. Jomard verdanke ich zwei Armringe von Elfenbein, welche dorther stammen (N. 2280. und 2281. m. Samml.). Der für die Knöchelgegend bestimmte hat nur 1 Zoll Breite und einen halben Zoll Dicke. Er ist nach Außen abgerundet. Der für den Oberarm ist zwei Zoll breit und drei achtel Zoll dick, kantig und schön geglättet. Beide haben 3¼ Zoll Durchmesser.

**) Rosellini m. c. II. 427. und Taf. LXXX.

gleich vertheilt ist, da findet sich auch kein wesentlicher Unterschied in Tracht, Kost und Wohnstätte. Das Haus des Aermeren ist wie das des Reichen, denn sie alle haben nur gleiche Mittel zu gleichen Bedürfnissen.

Die alten Urbewohner Aegyptens hatten Wohnungen aus Rohr und diese Hütten behielten auch die armen Hirten ebenso treulich bei, wie die ärmere Classe in Mexico *). Diese waren auch für das heiße Clima des Landes die angemessensten Wohnungen. So wie sich aber durch das Eindringen activer Stämme in das höhergelegene Mittelland Burgen, Tempel und um diese feste Ortschaften und Städte bildeten, entwickelte sich auch eine den Produkten des Landes wie dem Clima angemessene Bauart; daher schrieben die alten Aegypter die Erfindung der großen Steinbauten dem Busiris zu**), von dem sie erzählten, er habe die große Jupiterstadt Theben gegründet, die großen Tempel erbaut und Privathäuser errichtet, welche vier und fünf Stockwerke hatten.

Da, wo sich große Menschenmassen in dem abgegränzten Raume einer von Mauern umzogenen befestigten Stadt niederlassen, muß mit jedem Jahre der Raum werthvoller und kostbarer werden. Die Familien können sich hier nicht ausbreiten und Raum an Raum bauen; sie sind daher, wollen sie ihre Räumlichkeiten vermehren, genöthigt, Raum auf Raum zu thürmen, und dies ist im allgemeinen der Ursprung der hohen, engen Straßen in den großen Städten der civilisirten Länder, in Mexico so gut wie in Aegypten, in Paris wie in Neapel, in der City von London wie in der Altstadt von Dresden. Die Noth lehrt hier die Menschen jeden Raum sorgfältig benutzen und die langhingestreckten Treppen brechen oder zusammen rollen. Der Wohlhabende, dem es in der schönen Jahreszeit in der Stadt zu eng wird, der sich nach Freiheit und frischer Luft sehnt, wendet sich dann in seine Ländereien draußen in der Flur und baut sich hier, gewissermaaßen in den frühern Zustand des Hirten- und Landlebens zurückkehrend, eine luftige, leichte, geräumige, durch keine Treppen beengte Wohnung, die sich behaglich in die Breite hindehnt, die er mit Gärten, d. h. durch die Kunst und seine speciellen Wünsche verschönerten Frucht- und Obstanlagen umgiebt, mit den schönsten Blumen des Landes und wo möglich auch der Ferne ausschmückt. Begreiflicher Weise beginnen die Wohlhabenden, die, welche den meisten Geschmack an der Sache haben, dieses Landleben und sie finden gar bald nicht blos Bewunderer, sondern auch Nachahmer und so entsteht nach der städtischen auch die ländliche bürgerliche Baukunst, die wir auch im alten Aegypten in großer Ausbil-

*) S. Diodor. Sic. I. 43. und die Beschreibung der Rohrhütten Africas C.-G. III. S. 257 ff.; vergl. damit oben S. 15 f.

**) Diodor. Sic. I. 45.

dung finden und die wir bei Betrachtung der ägyptischen Wohnungen zu unterscheiden haben.

Ueber die städtischen Wohnungen, deren Bauart und Einrichtung geben die Denkmäler wenig Auskunft. Die Nachricht des Diodor stimmt mit der Beschreibung überein, welche Abdallatif, ein Schriftsteller des 13. Jahrh. Chr. Ztr., von der Bauart in Aegypten giebt. Die Aegypter, sagt er, haben in ihren Gebäuden eine bewunderungswürdige Kunst und sehr weise Einrichtung. Sie lassen keinen Raum unbenutzt und nichts ist darin zwecklos. Ihre Paläste sind geräumig und sie wohnen gewöhnlich in den oberen Stockwerken*).

Im Allgemeinen dürfen wir wohl annehmen, daß die Häuser erstens in den Städten verschiedener Größe, dann je nach den Vermögensumständen ihrer Besitzer und Bewohner auch verschieden gewesen sind, daß in den entlegenen Theilen der Stadt unansehnlichere Wohnstätten als an den belebten Plätzen gewesen seyn müssen und daß endlich, eben in Folge des Climas, die ägyptischen Städte die Physiognomie der heutigen Ortschaften des Orients und namentlich des gegenwärtigen Aegyptens gehabt haben. Wilkinson hat mit großem Fleiße aus den vorhandenen Denkmälern**) Alles zusammengestellt, was darüber Belehrung gewähren kann. Er bemerkte, daß die Straßen im Ganzen eng und unregelmäßig waren, Theben ausgenommen, das ein stattliches Ansehen gewährte. Die Orte in der Nähe der Gebürge waren meist zu beiden Seiten eines Bergstroms angelegt, so daß das Flußbett die Hauptstraße bildete, die bei der Seltenheit des Regens in jenem Clima nur selten ungangbar werden konnte.

Als Baustoff wendete man allgemein in Ober- wie in Unterägypten Luftziegel an, die nur in der Sonne getrocknet waren, selbst bei öffentlichen Gebäuden, wie Festungswerken, Stadtmauern und selbst bei den Tempeln. Diese Ziegel mußten mit dem Stempel des regierenden Königs bezeichnet seyn, da ihre Anfertigung ein Regale war, das namhafte Summen einbringen mußte, da der Bedarf außerordentlich groß und eine billige Herstellung durch die Kriegsgefangenen leicht möglich war. Bekanntlich wurden die Juden in Unterägypten zur Ziegelbereitung verwendet. (S. die Abbild. bei Rosellini a. a. O. Taf. XLIX. und bei Wilkinson II. 99.)

Die Gebäude in den Straßen hatten einen Hof, in welchen die Eingänge mündeten, und nur größere Gebäude standen abgesondert. Vor dem Haupteingang war ein Porticus, der von zwei Säulen getragen wurde, an welchen Bänder mit dem Namen des Bewohners befestigt waren. Diesen Porticus bildeten oft mehrere Säulen, zwischen denen die colossalen Bildnisse des Königs standen. Vor den Häusern

*) Abdallatif Denkwürdigkeiten Aegyptens, deutsch v. Wahl. S. 267 ff.
**) Wilkinson II. 95.

pflanzte man Bäume, die mit einer niedrigen Vermachung gegen Beschädigungen geschützt waren. Der Porticus hatte zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe. Der Eintretende gelangte durch den Porticus in einen offenen Hof oder eine Halle, worin man Besuche zu empfangen pflegte. Er war mit Säulen und Bannieren geschmückt und wohl mit einem Tuche bedeckt, um gegen die Sonnenstrahlen Schutz zu geben. Diesem gegenüber war ein offenes Thor in dem eigentlichen Wohnhaus, das aus mehrern, verschieden angelegten Zimmern bestand. Etwas davon entfernt und durch Baumreihen geschieden waren die Vorrathskammern, in denen man Oel, Wein, Getraide u. dergl. aufzubewahren pflegte. Kleine Häuser bestanden aus einem kleinen Hofe, an welchem das Wohnzimmer war, aus dem eine schmale Treppe in ein zweites darüber angebrachtes kleines Obergeschoß führte, wie ein von Salt gefundenes und im britischen Museum aufbewahrtes Modell bei Wilkinson (II. 108.) zeigt. Die Hausflur war von Stein oder Estrich aus Thon u. a. Stoffen, die Dächer ruhten auf Sparren von Dattelpalmen und waren mit Zweigen oder Planken gedeckt. Einige Dächer waren auch mit Ziegeln gewölbt. Bei der Seltenheit des Holzes kam man wahrscheinlich schon sehr früh auf die Erfindung der Bogengewölbe, wie Wilkinson (II. 117.) nachweiset. Oben auf dem Dache war eine Terrasse, die man durch ausgespannte Tücher gegen die Sonnenstrahlen schützen konnte und wo man wohl auch bei großer Hitze des Nachts unter Mückennetzen schlief (Herodot II. 95.), die man auch zum Fischfang brauchen konnte.

Die Fenster oder Luftlöcher in der Mauer wurden durch Jalousien und Laden aus Latten oder auch aus Flechtwerk geschlossen, so daß der Wind die Zimmer durchstreichen konnte, ohne daß die Sonnenstrahlen einzudringen vermochten.

Die Thüren bestanden in zwei nebeneinander in Angeln gehängten Holzflügeln und waren zum Theil sehr schön geschmückt. In den Grabstätten von Theben hat man mehrere eherne Thürbeschläge gefunden, die von den unsrigen dadurch unterschieden sind, daß die Thürpfoste in und auf denselben ruht und die Angel unmittelbar daran sitzt. Die untere Angel läuft in der Thürschwelle, während die obere in den Querbalken des Thürgewändes eingreift*).

Die Thüren wurden durch Riegel verschlossen, die mit einem einfachen Schlüssel gehoben oder zur Seite geschoben wurden. Zu größerer Sicherheit bedeckte man die dafür gelassene Oeffnung mit Nilschlamm und drückte sein Siegel darauf.

Die Wände und Decke wurden gemeiniglich in reichen Mustern und bunten Farben bemalt, von denen freilich meist nur die der Grabkammern auf unsere Tage gekommen sind. Diese Wand-

*) S. die Abbildung bei Wilkinson II. 110.

malereien erinnern lebhaft an die Mosaikfußböden der römischen Welt und an die Verzierungen auf griechischen Vasen*).

Das Clima von Aegypten machte die Anlage von Heizungsanstalten und Oefen überflüssig, das Heerdfeuer brannte in besondern Räumen oder im Hofraum, wo gekocht wurde.

Die Landhäuser waren in demselben Style gebaut, wie die Wohnungen in der Stadt, nur noch bequemer und lustiger**), und wenn bei den städtischen Wohnungen der Garten nur eine erfreuliche Zugabe war, so bildete er auf dem Lande die Hauptsache. Diese Landhäuser waren mit Mauern umgeben, in welchen stattliche Zugänge und Thore angebracht waren. Jeder einzelne Theil der Villa, Garten, Wohnhaus, Dienerwohnungen, hatte seine besondere Mauer, die in den der Nilüberschwemmung ausgesetzten Gegenden eine Grundlage von Steinen hatte, auf welcher die Ziegelmauer ruhete, die zum Theil in Felder getheilt und mit vortretenden Einfassungen verziert, oben aber durch Reihen von Lanzenspitzen gegen das Uebersteigen geschützt war. Viele dieser Landsitze waren von Canälen durchzogen, die ihr Wasser aus dem Nil erhielten; es waren auch Fischbehälter und Teiche darin, auf denen die Besitzer Lustfahrten machten und wo Wasservögel gehalten wurden.

Es sind uns mehrere Pläne solcher Landhäuser erhalten und Wilkinson und Rosellini haben Abbildungen derselben mitgetheilt.

Das Landhaus bei Rosellini (m. c. LXIX.) besteht aus einem geräumigen, umschlossenen Viereck, dessen eine Seite durch einen geraden, breiten Canal begränzt wird, welchen eine ansehnliche Baumreihe beschattet, zwischen welcher der Eingang zu dem Ganzen durch ein hohes Thor befindlich ist. Den Mittelpunct des Ganzen bildet ein großer Weingarten, dessen Reben sich weithin verzweigen. Hinter demselben sind die Wohn- und Wirthschaftsgebäude, von denen jedes seinen besondern Eingang hat. Zu beiden Seiten des Weingartens bemerken wir zwei mit breiten Wiesen eingefaßte Teiche, in denen Wasserblumen und Enten gezogen werden, so wie auch am Lande daneben mehrere Liliaceen in besondern Beeten stehen. Nahe dabei befinden sich mehrere luftige auf Säulen ruhende und leichtbedeckte Hallen oder Lauben. Die Teiche sowohl als der Weingarten sind mit fruchttragenden Palmen umgeben, welche auch zunächst der Mauer das ganze Gebiet auf allen Seiten, zum Theil mit Laubbäumen wechselnd umziehen. Die verschiedenen Abtheilungen des ganzen äußerst regelmäßig und im Viereck angelegten Gartens sind eine jede mit einer besondern Mauer eingefaßt.

---

*) Abbildung bei Wilkinson II. pl. VII. Rosellini m. c. Taf. LXX. bis LXXIII.

**) Wilkinson II. 129. bringt die Abbildung eines ländlichen Tempels oder einer tempelartigen Villa, die vielleicht Privateigenthum eines Priesters war.

In ähnlicher Weise, wenn auch anders angeordnet, sind die von Wilkinson (II. 132. pl. 8. und 9.) nach ägyptischen Sculpturen mitgetheilten Pläne von Landhäusern. In keinem fehlen die Teiche, Palmen und Bäume, die in jenem Clima von besonderm Werthe seyn müssen.

Wenden wir uns nun zur innern Einrichtung der ägyptischen Wohnungen, so gewährt uns abermals ein Wandgemälde, welches Rosellini (m. c. Taf. LXVIII.) mitgetheilt, einen belehrenden Ueberblick. Die reichgemalte Decke ruht auf schlanken blauen Säulen; eben so reich sind auch die Wände bemalt. Die Fenster sind mit bunten geflochtenen oder gewebten Stoffen verhangen. In den Zimmern stehen auf zierlichen, leichten Gestellen bunt gemalte Gefäße und schöne Blumen. Das Ganze macht den Eindruck der Zimmer von Pompeji und China, auf deren auffallende Aehnlichkeit ich schon früher und an einem andern Orte aufmerksam gemacht habe. Betrachten wir nun ferner

die Hausgeräthschaften,

so begegnen uns zuvörderst die Matten, womit die Fußböden bedeckt waren und worauf man mit eingezogenen Knieen saß. Wir sehen so in den alten Denkmalen die Weberinnen, wie die Bildhauer und Metallarbeiter, welche zur Abwechselung wohl auch hockten und kauerten und ein Bein aufstemmten, während andere nach Maaßgabe ihrer Beschäftigung auf niedrigen dreibeinigen Schemeln saßen; vornehmere Personen hatten verschiedenartige Stühle mit und ohne Lehnen, Sophas und die Könige bedienten sich der prachtvoll geschnitzten und gepolsterten Lehnstühle.

Die einfachsten Schemel sind niedrige vierbeinige Rahmen, die mit einem sauber ausgeführten Flechtwerke überzogen, einen luftigen und elastischen Ruhepunkt darboten. Ein solcher findet sich im Berliner Museum (abgebildet bei Wilkinson II. 198.).

Demnächst sind diejenigen Sessel zu nennen, welche gleich unsern Feldstühlen ein sägebockförmiges, zum Zusammenlegen eingerichtetes Gestell bilden, das zur Aufnahme des Körpers mit einem gewebten Stoffe oder Leder bespannt ist. Ein solcher Stuhl in der Salt'schen Sammlung bestand aus vier Delphinen mit abgeschnittenen Schwänzen, deren Rachen die untere Querleiste berührten. Ein gleicher befindet sich im florentiner Museum; das Gestell ist aus hartem Holze und mit Elfenbein eingelegt, der Ueberzug aus Leder. (Rosellini m. c. LXXIV. 1. und Wilkinson II. 194. Dazu Rosellini XC. 4., wo derselbe Stuhl auf einem Wandgemälde vorkommt.)

Nächst diesen beweglichen Stühlen kommen auch solche vor, deren Beine durch Leisten unter einander und mit dem Rahmen auf mannichfaltige und zierliche Art verbunden sind. Die Beine sind meist

zierlich geschnitzt, wie auch die Leisten sorgsam kantig gearbeitet oder abgerundet sind. Das Sitzkissen ist von Leder. (S. Wilkinson II. 197.)

Ganz einfach dagegen sind die Schemel der Arbeitenden, die meist aus einem ausgehölten runden Brete bestehen, in welchem drei mehr oder weniger nach Außen gekrümmte vierkantige Beine stecken. (Wilkinson II. 198. nach einem Originale der Salt'schen Sammlung und den Sculpturen; dazu die Abbildungen bei Rosellini, wo Taf. 46. die Maler, Taf. 49. die Gefäßbildner, Taf. 54. die Glaser darstellt.)

Andere sitzen auf blosen Holzklötzen, wie die Wagner (Rosellini Taf. 44.), Tischler und Bildschnitzer (ders. Taf. 45.).

Es finden sich ferner sehr zierliche, vierbeinige, massive Holzstühle mit Lehnen. Die vierkantigen, nach unten sich verjüngenden Beine sind schön geschnitzt und endigen zum Theil in Löwenklauen, die aber nicht unmittelbar den Fußboden berühren, sondern auf einem hie und da mannichfach gegliederten Würfel ruhen. Der Sitzrahmen des in der salt'schen Sammlung vorhandenen besteht wie der des Leidener Museums in einem zierlich geflochtenen Viereck. Die Rückenlehne des Leidener Stuhles ist schön gekrümmt, Formen, welche auch die in den Sculpturen und Gemälden dargestellten Stühle zeigen (s. die Abbildung bei Wilkinson II. S. 190—195. und Rosellini Taf. 90.). Das Gestell dieser Stühle war meist bunt gemalt und aus Rosellini (Taf. 90.) ersehen wir, daß der Sitz auch oftmals noch mit bunten Decken und Matrazzen belegt wurde, welche die Kniekehlen gegen den Druck der scharfen Kanten schützten.

Alle Pracht, welche auf dieses Geräthe durch die Kunst zu häufen war, erscheint an den königlichen Thronen, wie sie in den Wandgemälden der Königsgräber von Theben dargestellt sind. Wir bemerken einen Thron mit blauen gekreuzten Füßen, zwischen denen Gefangene in ihrer Nationaltracht und auf den Rücken gebundenen Armen knieen; den Sitz bildet ein schlangenartiges Gewinde, Sitz und Rücklehne ist mit reichgemusterter blutrother Matrazze bedeckt. (Wilkinson II. pl. XI. Fig. 3. Rosellini Taf. 91.) Ein anderer dieser Stühle hat ein blaues reich mit Gold verziertes Gestelle; die Füße endigen in Klauen und ruhen auf goldnen Würfeln. Der Raum zwischen den Füßen ist mit einer rothen Tafel ausgefüllt, auf welcher in gelb zwei Paare Gefangene dargestellt sind. Die Armlehne bildet ein goldner Löwe, Rücken und Sessel sind mit reich gemustertem Scharlach bedeckt.

Zwei andere Throne haben ganz goldene Gestelle, der Raum zwischen den Füßen ist mit goldenen Ornamenten und Königsnamen auf rothem Grunde gefüllt und die Matrazzen sind in lebhaftem Blau mit goldener und silberner Stickerei dargestellt.

Vor den Thronen befindet sich für die Füße des Sitzenden ein niedriges Bänkchen mit schwellenden Matrazzen gepolstert.

Nächstdem erscheinen auf den Denkmälern auch Ottomanen

oder Sophas, die aus einfachen Holzkästen bestehen, auf denen bunte oder gestickte Kissen angebracht sind. Der Kasten bestand aus Holz, welches mannichfaltig geschnitzt und bemalt war. Geistliche Sinnbilder, Gefangene, Waffen, Sprüche und Namen bilden diese Verzierungen.

Außerdem hatte man auch noch niedrige, kaum 3—5 Zoll hohe aber lange Sophas, die entweder nur in einer Matrazze oder in einem Holzgestelle bestanden, worauf man mit untergeschlagenen Füßen saß. (Wilkinson II. 200.)

Die Schlafstätten des gemeinen Volkes bestanden, wie wir aus den Denkmälern ersehen, aus jenen halbkreisförmigen Jochen, die auf einem Fuße ruheten, welche wir bereits bei den Negern (C.-G. III. S. 263.) und den Bewohnern der Südsee fanden (C.-G. IV. S. 290.). So kommen sie auf den Denkmälern, aber auch in wirklichen Exemplaren aus Holz und Stein vor.

Die Schlafschemel oder Kopfstühle bestanden aus einem hölzernen Halbzirkel, der auf einem breiten Bret mittels eines einzigen Beines aufstand. Wilkinson (II. 205.) theilt jedoch auch andere Formen mit. Der eine ruht auf einem runden Bret, in welches sechs Füße in zwei Reihen eingelassen sind, die das halbrunde Kopflager unterstützen; ein zweiter hat zwei gekreuzte Füße.

Reiche Personen hatten alabasterne Schlafschemel aus einem Stück; sie waren meist blau gemalt und mit dem Namen des Besitzers versehen; und die Alnwick-Sammlung besitzt deren zwei. (Wilkinson I. 214.) Diese Schlafschemel kommen in Blutstein, Alabaster, Steingut u. dergl. auch unter den kleinen Anticaglien vor, welche zu den Halsketten verwendet wurden.

Man hatte aber auch Bettstellen, wie aus den Sculpturen hervorgeht, wo man ein langes, sophaartiges Gestelle mit Löwenfüßen und Polster bemerkt, auf welchem ein gewöhnlicher Schlafschemel steht, während ein Treppentritt zur Seite angebracht ist (Wilkinson II. 201. Rosellini m. c. Taf. XCII.). Diese Bettstellen waren von Holz oder Bronze und in der Weise der Stühle mit Sculpturen verziert; das eigentliche Lager bestand vielleicht aus Rohrgeflecht und das Ganze hatte wohl Aehnlichkeit mit dem Engaret der heutigen Nubier, welches als sehr zweckmäßig gepriesen wird (Mehmed Ali's Reich III. 17.), was sich bis zu den Bracknas-Mauern gefunden hat (Caillié voyage à Temboctou I. 93.) und welches als Kaffas die heutigen Aegypter noch beibehalten haben. Es gewährt dieser mit Flechtwerk überspannte Rahmen ein den Körperformen sich fügendes, luftiges Lager. Der Mückennetze haben wir schon oben gedacht.

Die Tische der alten Aegypter bestanden, wie wir aus den Sculpturen ersehen, zum Theil aus Bretern, welche auf vier unten durch Querleisten verbundenen Beinen und einem von diesen getragenen Rahmen ruheten; theils waren aber auch die Räume zwischen den Beinen durch

Tafeln ausgefüllt. Die Beine waren wie bei den Schemeln nach außen gestellt, so daß das, von der oben abstehenden Tischplatte herabgelassene Loth noch auf selbige traf (s. Wilkinson II. 203.). Man hat aber auch kleinere Tische, deren Blätter theils rund, theils viereckig waren. und die theils auf einem, theils auf drei Beinen ruheten. Die Sculpturen zeigen uns Tische mit einem Bein, welches von der stehenden Gestalt eines Gefangenen, die wir bereits auf Schuhsohlen und als Sitzhalter angetroffen haben, gebildet wird.

In der Saltschen Sammlung befindet sich ein schöner Tisch, der auf drei Beinen ruht. Das hölzerne Tischblatt ist überaus sauber geschnitzt und fast ganz mit Sculpturen bedeckt, auch mit einem zierlich geschnitzten Rande versehen.

Man hatte überhaupt Tischblätter von Holz und Stein und Gestelle von Bronze und Holz. (Wilkinson II. 202. m. Abb. Rosellini m. c. II. 443.)

Wir bemerken ferner auch Schränke mit Flügelthüren und andere, die mit Deckeln verschlossen wurden, wie unsere Laden und Kisten, worin man Wäsche, Kleider und andere Dinge aufbewahrte. (Rosellini m. c. Taf. LXXXIX.) Diese wurden eben wie auch bei uns zum Schmuck der Zimmer verwendet; eben so brachte man auch wohl kleinere, zierlich geschnitzte, ausgelegte und bemalte Kästchen in den Zimmern an. (Wilkinson III. 176.)

So hatten namentlich die Damen für ihre Schmucksachen, Salben und dergleichen kostbar geschnitzte Kästchen aus feinem, harten Holz. Ein solches befindet sich in der Saltschen Sammlung (Wilkinson II. 361.). Es besteht aus einem gespaltenen Cylinder, dessen Außenseite prächtig geschnitzte Ornamente zeigt, welche an die Arbeiten der Südseeinsulaner (C.-G. IV. T. III. N. 2.) erinnern. Das Innere ist ausgehöhlt und in mehrere Fächer abgetheilt. Ein nicht minder schön geschnitzter zum Einlassen eingerichteter Deckel verschloß das Ganze. Man hatte auch noch andere runde Dosen mit beweglichem Deckel, der in einer Niete ging und herumgedreht wurde. Alle diese Kästchen und Büchsen waren auf das zierlichste gearbeitet und hatten zum Theil menschliche zum Theil thierische Formen. Für alle diese kleinen Sachen gab es denn jedenfalls auch Gestelle und Schränke, wo sie sicher aufbewahrt werden konnten nnd dem Besitzer doch leicht zugänglich waren.

Eine der schönsten Zimmerzierden bildeten bei den alten Aegyptern auch die Blumen, die man in schönen Gefäßen aufbewahrte, welche nicht minder als ihr Inhalt zur Zierde der Zimmer beitrugen. Rosellini hat mehrere Tafeln (m. c. LXIII. ff.) seines Prachtwerkes diesen Ziergefäßen gewidmet. Wir bemerken Gefäße aus Gold oder goldähnlichem Stoff, die auf schlankem Fuß sich erheben und deren Henkel gar seltsame Gebilde zeigen. Bei dem einen treten Pferdeköpfe, bei dem anderen Rehköpfe aus dem Bauche des

Gefäßes heraus, während sie an anderen durch Schlangen ersetzt werden. Der übermüthige Hohn gegen arme Besiegte, dem wir schon mehrmals auf den wenigen Blättern, die wir bisher dem alten Aegypten gewidmet haben, begegnet sind, findet sich auch hier. Knieende und bärtige Gefangene erscheinen durch ihre rückwärts gebundenen Arme mit dem Gefäße vereinigt. (Rosellini LVIII. 7.) Es erscheint ferner eine niedrige, breite Vase auf hohem Fuß, welche zwei tanzende Neger mit ihren Händen hoch emporhalten. — Ganz eigenthümliche Blumenvasen enthält Rosellinis 62. Tafel. Es sind breite, etwas flache Schaalen auf hohem Fuße oder auch Becher, aus deren Rande lange Röhren heraufragen, in welche man Blumen einsteckte. Noch jetzt hat man in der Türkei wie in Spanien Flaschen auf hohem Fuß, deren enger hoher Rand mit mehreren aus dem Bauche kommenden Röhren umgeben ist oder auch eine Palma bildet und worein man Blumen steckt*). In dieser Weise sind auch diese altägyptischen Gefäße, deren eines auf einem Gestelle von Holz oder Metall aufgestellt ist.

Solche Gestelle hat man auch in den Grabkammern gefunden und sie gleichen den Chinesischen, die so oft auf den Porzellanvasen derselben dargestellt sind. Das eine derselben in der Salt'schen Sammlung ist aus Holz und besteht aus vier vierkantigen nach unten zu breit austretenden geraden Stangen, welche durch Querleisten verbunden sind und zwischen denen die Vase stand. (Wilkinson II. 216. m. Abb.)

Ein anderes kleineres, aber sehr zierlich gearbeitetes Gestell besitzt das Berliner Museum; es enthält mehrere kleine Flaschen und gehörte entweder einem Arzte oder einer Dame des alten königlichen Theben. (Wilkinson II. 217. m. Abb.)

Zur Beleuchtung der innern Räume des Hauses bediente man sich der Lampen, welche, wie wir aus Herodot (II. 69.) ersehen, mit Salz und Oel gespeiset wurden. Es waren kleine flache Gefäße mit einer Schnauze für den Docht (Rosellini m. c. LVI. 61.), die man auch bei öffentlichen Erleuchtungen, wie z. B. beim jährlichen Lampenfest zu Sais, anwendete.

Den Gebrauch der Laternen hat Wilkinson (III. 113.) aus den Sculpturen von Alabastron nachgewiesen; man sieht dort einen Wachtposten von zwei bewaffneten Soldaten, denen ein Dritter mit einer Laterne vorleuchtet, welche denen gleichkommt, die wir bei den Chinesen antreffen. Es ist ein Cylinder, welcher an einem Stabe getragen wird. Noch jetzt hat man in Aegypten Laternen aus Hornringen, die man zusammenschieben kann; diese Laternen setzen jedoch das Vor-

*) Eine der geistreichsten Damen, welche Aegypten bereisten, Fr. v. Minutoli, bemerkt (mes souvenirs d'Egypte II. 56), daß jetzt die Blumenzucht in Aegypten ganz darnieder liegt.

handenseyn von Lichtern oder Kerzen voraus, zu deren Anfertigung man sich wahrscheinlich des Wachses bediente.

Endlich sind unter den nothwendigen Hausgeräthen auch die Handmühlen zu erwähnen, die in Aegypten so wenig als in Mexico fehlten. Sie waren sehr einfach und bestanden aus zwei kreisrunden, flachen Steinen, von denen der untere fest lag. Der obere hatte in der Mitte ein Loch, durch welches die Körner eingeschüttet und dann von dem durch einen Schaft in Bewegung gesetzten Steine zermalmt wurden. Eine Frau saß dabei und drehte die Mühle. Dieselbe Art findet sich noch jetzt bei den Fellahs von Aegypten. Größere Mühlen wurden durch Rinder und Esel in Bewegung gesetzt. (Wilkinson II. 118.)

Die Fahrzeuge

der Aegypter, welche der außerordentliche Binnenverkehr nothwendig machte, waren theils Schiffe, theils Wagen und Schleifen, theils bediente man sich zur Fortschaffung der Gegenstände und Personen auch der Lastthiere und menschlicher Lastträger.

Die Schiffe beschreibt uns Herodot (II. 96.). Die Fahrzeuge, worauf sie die Fracht fahren, sind aus einem Akanthos *) gemacht. Aus diesem hauen sie Balken von der Länge zweier Ellen, fügen sie dann wie Ziegel aneinander und bauen das Schiff auf folgende Art. Sie befestigen diese Balken um dichte und lange Pflöcke und legen dann Querbalken darüber her. Dazu nehmen sie gar keine Rippen, verstopfen aber inwendig die Fugen mit Byblos. Dann machen sie ein Steuerruder, welches sie durch den Schiffsboden durchtreiben. Der Mast wird aus einem Akanthos, das Segel aus Byblos gefertigt. Diese Fahrzeuge können aber den Fluß nicht hinaufsteuern, wenn nicht ein tüchtiger Wind geht, sondern werden vom Land aus gezogen; stromabwärts aber fährt man mit ihnen. Es ist dann ein viereckiges Bret von Tamariskenstrauch gemacht, mit einer Hürde von Rohr zusammengeflochten und wiederum ein Stein mit einem Loch, ungefähr zwei Talente im Gewicht. Hiervon läßt man nun das Bret, an ein Tau gebunden, vorne am Schiff hintreiben, den Stein an einem andern Tau hinten. So geht dann das Bret, indem die Strömung hineinfährt, geschwind vorwärts und zieht die Baris, wie das Fahrzeug benannt ist, nach sich; der Stein aber, der hinten nachgezogen wird und auf dem Grunde geht, erhält der Fahrt die Richtung. Und solcher Fahrzeuge haben sie eine große Menge, worunter einige viele Tausend Talente tragen.

Eine Sculptur im Grabe des Nevothph zu Beni Hassan (bei

*) Rosellini monumenti civili II. 40. ein Dornenbaum, acacia vera, arabisch Sant, der das arabische Gummi trägt.

Rosellini m. c. II. 39. und Taf. XL. I.) bestätigt diese Nachricht des Herodot; dort ist der Bau einer solchen Nilbarke aus Holzklötzen dargestellt. Auch werden deren noch heutiges Tages in Nubien und Oberägypten auf dieselbe Art gebaut.

Demnächst hatte man aber auch Fahrzeuge, die nach Art der Canots nur aus einem einzigen Baumstaum gemacht und ausgehöhlt waren. In den thebanischen Gräbern des Thales El-Assasif (Rosellini m. c. XL. 2.) ist der Bau eines solchen Canots aus einem Baumstamm dargestellt; man nimmt zur Aushöhlung des Innern Meisel und Schlägel, während das äußere mit der Art zugehauen wird.

Diese Schiffe waren am Vorder- wie am Hintertheil sehr aufwärts gekrümmt und hatten keinen Kiel. Die größeren hatten ein Verdeck. Einige gingen ohne Mast und ohne Steuer und wurden durch Staken, oder auch durch Schalten vom Verdeck aus vorwärts bewegt.

Größere Schiffe hatten Steuerruder und einen nicht sehr hohen Mast, an welchem das große Segel mit Tauen befestigt wurde. Außerdem saßen auf jeder Seite mehr oder weniger Ruderer, deren Schaufeln an langen Stangen befestigt waren. Sie saßen meist außerhalb und neben dem Verdeck am Bord.

Demnächst gab es auch kleine Boote für die Fischer und Prachtschiffe, welche sauber geschnitzt und reich bemalt, ein buntes stets viereckiges Segel hatten. Manche der Segel waren gestreift, andere in Schach oder Rauten gefärbt, auch mit einem andersfarbigen Rande ringsum eingefaßt; an der unteren Seite bemerkt man zuweilen Flokken oder Troddeln. Schiffe, welche bei besonderen Feierlichkeiten gebraucht wurden, waren in Bezug auf dieselben mit Sinnbildern und Sprüchen geziert (s. Rosellini m. c. Taf. CXXX. u. ff. u. Wilkinson III. 208 ff. m. Abb. auf Taf. XVI.).

Man baute auch ganz große Schiffe. So weihete Sesostris dem Gotte von Theben ein Schiff aus Cederuholz, welches 420 Fuß lang war, und ägyptische Schiffbauer fertigten dem Caligula ein Schiff für den Transport eines Obelisken.

Die kleineren Kähne wurden aus Büscheln von Nilpflanzen gefertigt, die man mit Papyrusstricken zusammenschnürte *). Sie waren so leicht, daß man sie von einem Ort zum andern auf den Schultern forttragen konnte (Wilkinson III. 185.), und gehörten, so wie die Canots aus einem Stücke, gewiß zu den ältesten Fahrzeugen im Nilthale, die sich denn auch wegen ihrer Leichtigkeit, Wohlfeilheit und Zweckmäßigkeit so lange erhalten haben und noch erhalten werden, so lange die Bedürfnisse und Umstände fortdauern, welche sie ins Daseyn gerufen haben.

*) Rosellini m. c. XXV. 1. ein Harpunirer auf Fische steht in einem etwas über Mannslänge habenden kleinen, grünen Kahn.

Wie nun der Nil die Hauptstraße des ganzen Landes war, so waren auch die verschiedenen größeren und kleineren Boote, Kähne und Schiffe die vornehmsten Fahrzeuge. Dennoch hatte man auch noch andere für das Fortschaffen von Gegenständen und das Fortkommen von Personen.

Man hatte zunächst Wagen, die man jedoch mehr im Kriege, als für den friedlichen Verkehr anwendete. Indessen kommt auf einer thebanischen Darstellung ein mit zwei Kühen bespannter Wagen vor, auf welchem eine äthiopische Prinzessin mit ihren Dienerinnen befindlich ist. Die eine derselben leitet die Zugthiere mit den Zügeln vom Wagen aus, während die andere vorn bei dem Kopfe der Thiere beschäftigt ist und vielleicht das Antreiben besorgte. (Wilkinson III. 179.) Der hier dargestellte Wagen ruht auf zwei Rädern mit sechs Speichen und war nur zum Daraufstehen, keineswegs zum Sitzen eingerichtet; die Deichsel geht zwischen den Zugthieren durch und ist mit einem Joch auf deren Nacken befestigt. Ueber dem Haupte der Prinzessin bemerkt man einen großen Sonnenschirm. Die einzelnen Theile des Wagens finden wir sehr deutlich dargestellt in den von Rosellini (m. c. Taf. XLIV.) und Wilkinson (III. 343.) mitgetheilten thebanischen Denkmalen. Das Ganze war sehr leicht und zweckmäßig eingerichtet. Wir kommen später noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Zur Fortschaffung großer Lasten, wie z. B. der Steinecolosse, oder auch von Mumien bediente man sich der Schleife, vor welche jedoch nur Menschen gespannt sind. Wir werden weiter unten die nähere Betrachtung dieser Hülfsmittel vorzunehmen haben.

Um das Getraide und andere Feldfrüchte in die Vorrathshäuser zu schaffen, bediente man sich der Esel, wie wir aus den Darstellungen bei Rosellini (m. c. XXXV. u. XXXVI.) deutlich ersehen. Die Last wurde wie noch jetzt dem Thiere auf den Rücken gepackt. Wir finden auch das Füllen bei dem Thiere, woraus hervorzugehen scheint, daß man den Esel nicht zu weiten Reisen, sondern zum Transport auf kleine Entfernungen benutzte und zwar vorzugsweise für landwirthschaftliche Zwecke.

Champollion Figeac wie Wilkinson bestätigen die Bemerkung, daß auf keinem ägyptischen Denkmal das Kameel als Lastthier erscheint, das im heutigen Aegypten doch so häufig vorkommt und ein großes Hülfsmittel des Verkehrs darbietet. Eben so wenig erscheint das Pferd als Zugthier oder Lastthier für friedliche Zwecke. Pferde und Wagen wurden nur für den Krieg in Gebrauch genommen.

Der Mensch kommt als Lastträger ebenfalls nicht häufig und für größere Entfernungen gar nicht vor. Bei den Bauten und der Anfertigung der Mauerziegel und deren Fortschaffung auf kleine Strecken finden wir die Last meist auf den Schultern getragen. Die Männer haben, wie wir auch an mehreren Ortschaften Deutschlands noch

jetzt sehen können, einen etwa 2—3 Ellen langen Stab, eine Art Joch oder gekrümmten Bogen mit Widerhaltern an beiden Enden. Von diesen hing die Last an einem vierfachen Strick zu beiden Seiten gleichmäßig vertheilt herab. (Rosellini m. c. Taf. XLIX.)

Und so bemerken wir denn, daß das Wasser, der Nil und die mit ihm in Verbindung stehenden Canäle und Seen, die wesentlichen und eigentlichen Träger des Verkehrs und Handels waren und die Schiffe in ihren verschiedenen, ihrem Zwecke entsprechenden Gestalten die vornehmsten Fahrzeuge bildeten.

Die Werkzeuge

der Menschen auf den niederen Stufen der Cultur sind sehr einfach. In den Urwäldern beschränken sie sich auf einen Stein zum Klopfen, ein geschliffenes, animalisches oder vegetabilisches Rohr zum Schneiden, das an einen dünnen Stab befestigt zum Wurfspieß und zum Pfeile wird, und aus einem in dem Stiel befestigten, geschliffenen Steingeschiebe, welches die Art bildet, womit der wilde Sohn der Natur seine Bäume fällt, die Knochen seiner Feinde zerschmettert und sein Canot zimmert.

Vermehrte Bedürfnisse vermehren die Mittel zu deren Erwerb und so finden wir, daß je höher die Cultur steigt, die Werkzeuge auch immer mehr sich ausbilden und, wie die Menschen, mehr Individualität gewinnen. Unter allen Werkzeugen aber wird die Art am weitesten ausgebildet, wie wir namentlich bei den Aegyptern sehen.

Die älteste Art ist die steinerne, mit nassem Thierfell an einem Stiel gefaßt und durch Umschnürung daran festgehalten. Wir fanden sie schon bei den Australiern (s. C.-G. Th. I. Taf. VII. h. k.) und den Nordamericanern (C.-G. Th. II. Taf. VI.). Die ursprüngliche Form, doch aus Metall, zeigen die Aerte der Kalmyken (s. C.-G. Th. III. Taf. V. 1. 2.) und der Vertatneger (s. C.-G. Th. III. 263.) so wie der Neuseeländer u. a. Völker der Südsee (C.-G. Th. IV. Taf. III. 1. u. 7.). Die mit dem Gebrauche des Eisens vertrauten Kaffern und westafricanischen Negerstämme besitzen und fertigen Aerte, die aus einer durch den Stiel gesteckten Klinge bestehen (s. C.-G. Th. III. S. 263.), eine Form, die auch den alten Mexicanern bekannt war (s. C.-G. Th. V. Taf. II. Nr. 5.), obschon sie auch noch die alte Form (das. F. 6.) beibehielten, während ihre südlichen Landsleute in Peru die Art kannten, welche vermittels einer Röhre, woran die Klinge festsitzt, auf den Stiel gesteckt wurde (das. F. 1—4.).

Die alten Aegypter nun hatten ihre Aerte je nach dem Bedarf gar mannichfaltig ausgebildet. Unstreitig bedienten sie sich in der ältesten Zeit steinerner Werkzeuge; sie behielten sie zum Theil gleich den alten Mexicanern auch noch lange Zeit bei, nachdem der

Gebrauch des Kupfers und der Bronze schon sehr bekannt war. In den Gräbern aus den Zeiten der 18. Dynastie hat man Rohrpfeile mit Steinspitzen und Holzklingen gefunden. Noch zu Herodots Zeiten bediente man sich bei der Bereitung der Mumien steinerner Messer. (Wilkinson III. 259. m. Abb.)

Die Aerte der Aegypter waren schon nach den Bedürfnissen und Zwecken der verschiedenen Handwerke eingerichtet. Zum Fällen der Bäume und zum Behauen der Balken, besonders beim Schiffsbau, hatte man Aerte, deren Klinge an den Stiel mit Bändern dergestalt befestigt war, daß die Schneide wie bei unsern Zimmer- und Holzärten parallel mit dem Stiele lief (s. Rosellini m. c. 43.). Diese Art war größer als die Hand eines Mannes und wurde mit zwei Händen geführt; sie bildet ziemlich ein gleichseitiges Viereck, nur daß die Schneide etwas länger als der am Holz befestigte Rücken erscheint (s. Taf. VI. F. 11.).

Die Wagenbauer, Bildhauer, Speermacher und andere Arbeiter, welche feinere Holzgeräthe, wie Schränke, Kisten u. dergl., fertigten, führten dagegen Aerte, deren Klinge einem kürzeren oder längeren Meisel gleicht, welcher in der Weise der Kalmyken-Ohle (s. C.-G. Th. III. S. 160. u. Taf. V. 1. 2.) mit dem Stiel verbunden ist. Der Stiel ist jedoch meist noch mehr gekrümmt und man nahm dazu einen Zwieselast, dessen längeres Ende den Griff für die Hand, dessen kürzeres den Halt für die Artklinge darbot (s. Taf. VI. 5—8.). Die Monumente (bei Rosellini m. c. Taf. 43. 44. 45.) zeigen uns mannichfaltige Bildungen, in denen die Klinge bald breit bald schmal, bald lang bald kurz, bald mehr bald minder durch Schnüre und Geflechte mit dem Stiele verknüpft ist. Diese kurzen Aerte führte man meist mit einer Hand und zwar der rechten. Ein Exemplar eines solchen Werkzeuges besitzt das Florentiner Museum; die Klinge desselben ist mittels eines Riemens fest an den hölzernen Stiel angeschnürt. (Rosellini m. c. Taf. LXVI. 12.)

Beide Werkzeuge erscheinen auch unter den Hieroglyphen; die erste Art der Art und zwar die Art, welche genau der peruanischen (s. Taf. II. Nr. 1.) so wie der unsrigen entspricht, bedeutet im hieroglyphischen Alfabethe den Buchstaben K, und das ägyptische Wort Kelebia, Art, beginnt damit. Das andere, die Art der Tischler und Holzbildhauer, kommt, meist mit der Klinge im rechten Winkel auf einem Stück Holz aufstehend, ebenfalls und zwar in mannichfaltiger Gestalt in den Hieroglyphen vor.

Der spitzige wie der breite Meisel kommt häufig in den Darstellungen von Bildhauern u. a. Handwerkern vor; er wurde wie bei uns mit der linken Hand geführt, während die rechte mit dem Klopfer darauf pochte. Der Klopfer besteht aus einem Cylinder oder Kegel, in dessen spitziges Ende ein Stiel eingelassen ist. (Rosellini m. c. XLVI. XLVIII. Dazu Wilkinson II. 181. m. Abb.)

Der Hobel war den Alten ebenfalls bekannt und er erscheint auf einem Denkmale in den Händen eines Schreiners. (Rosellini m. c. XLV. 3.) Der Mann sitzt auf einem für den Sitz ausgehöhlten Holzklotz und hat einen kurzen Stollen auf seinen Knieen, den er mit der Brust gegen den Boden stämmt. Der linke Arm lehnt sich über den etwa 1½ Elle langen Hobel weg und die linken Fingerspitzen halten das untere Ende, während die rechte Hand das obere Ende vorwärts schiebt. Bei dem Arbeiter sieht man noch die feine Axt und ein Winkelmaaß.

Die Säge erscheint auf den Denkmalen (Rosellini m. c. XLIII.) mehrfach, aber immer als Fuchsschwanz oder Sägeblatt an einem einzigen Handgriff. Wir finden größere, die man mit der rechten Hand am Griff, mit der linken auf der Klinge, um derselben mehr Nachdruck zu geben, fasset, und kleinere, die theils einen auswärts, theils einen einwärts gebogenen Rücken haben. Man sägte das Holz der Länge nach um Stäbe zu erhalten. In den Grabstätten hat man Sägen gefunden, die einen hölzernen Handgriff haben. (Wilkinson II. 181. m. Abb.) In den Hieroglyphen erscheint sie eben so. (Rosellini m. c. II. 36.)

Den Bohrer finden wir auf einem thebanischen Monument. Der Arbeiter, ein Stuhlmacher, sitzt auf einem ausgehöhlten Holzklotz, vor sich einen noch unvollendeten Stuhl, in dessen Rahmen er die Löcher für die einzuflechtenden Rohrstreifen oder Riemen einbohrt. Er hat den in einen Holzstiel gefaßten Bohrer auf das Holz gestämmt und hält denselben oben aufdrückend mit der linken Hand fest; in der rechten Hand hat er den zwei Ellenbogen langen Fiedelbogen, dessen Schnur um den mittlern Theil des Holzgriffes geschlungen ist. (Rosellini m. c. Taf. XLIII.) In den Gräbern fand man auch die Reste eines solchen Bohrers (Wilkinson II. 181.). Dabei war ein Horn, das vermuthlich das für die Werkzeuge nothwendige Oel enthalten hat.

Die in dem Museum von Leiden vorhandenen Messer und Meisel sind sämmtlich aus Bronze, wie die in unseren germanischen Grabhügeln und in den Staaten von Anahuac gefundenen Instrumente. (Leemans S. 105.)

Dieß dürften denn die vornehmsten Werkzeuge seyn, deren sich die alten Aegypter für die Bearbeitung harter Stoffe, namentlich des Holzes bedient haben.

Die Gefäße

der Aegypter zeigen, wie schon ein Blick auf die Tafeln 53 bis 62 des Rosellinischen Prachtwerkes ergiebt, in Bezug auf ihre Form eine außerordentliche Mannichfaltigkeit. Was den Stoff betrifft, so fand nicht minder große Mannichfaltigkeit statt. Sie hatten Gefäße aus

den Stoffen aller drei Reiche der Natur gefertigt: aus Erde, Stein und Metall, aus Holz, aus Pflanzenfasern, wie aus Leder und Elfenbein, Horn und Knochen.

Die Pflanzenschaalen und die Thierhörner, die Blätter und die Thierfelle sind überall die ältesten und ursprünglichsten Gefäße. Auch in Aegypten finden wir Thierstoffe angewendet, so namentlich Thierhäute zur Herstellung von Schläuchen für Wasser, Wein oder Oel, da die Schläuche bei dem Fortschaffen den wenigsten Beschädigungen ausgesetzt sind; eben so hatte man lederne Koffer für andere feste Gegenstände. Der Hörner zur Aufbewahrung von Oel und Fett, womit man Werkzeuge von Metall einschmierte, haben wir bereits gedacht. Wirkliche Trinkhörner, wie sie im Kaukasus und im germanischen Norden von Europa vorkommen, finden wir in Aegypten nicht, eben so wenig als die Nachahmung dieser Form in Thon oder anderen Stoffen.

Dagegen wurde das Elfenbein, welches in Africa so häufig vorkommt, auch gern zu Gefäßen von kleinerem Umfange angewendet. Sie waren meist sehr sorgfältig und zierlich geschnitzt und dienten vornehmlich zur Aufbewahrung von Wohlgerüchen und anderen Damenbedürfnissen.

Zu ähnlichen Zwecken nahm man auch feste und wohlriechende Hölzer. Aus Holz waren die Kästen und Schränke gefertigt, worin man Wäsche und andere Habseligkeiten aufbewahrte. Die Kürbisschaalen scheint man nicht in der Weise wie die Americaner oder Südseeinsulaner benutzt zu haben, obschon unter den Thongefäßen Formen vorkommen, welche den Kürbisfrüchten entlehnt zu seyn scheinen.

Die zahlreichsten Gefäße lieferte das Mineralreich. Man benutzte harte Steine, wie Basalt, Porphyr, Granit, Marmor, vorzüglich aber Alabaster, so wie Lava zur Anfertigung größerer oder kleinerer Gefäße, dann auch Talkstein und Serpentin, die sich wegen der Leichtigkeit empfahlen, womit man sie bearbeiten kann.

Metall, Silber, Gold, vor allem aber die Bronze war ein sehr beliebter Stoff für allerlei Gefäße, sowohl zur Verzierung der Zimmer, als für den Gebrauch im gewöhnlichen Leben. Man liebte diese Gefäße vorzüglich wohl darum, weil man an ihnen die freiesten Formen und geschwungene Henkel anbringen konnte, die in anderen Stoffen nicht so dauerhaft herzustellen waren.

Das gewöhnliche Geschirr, namentlich der ärmeren Classen, war Topfwaare. Man hatte aber auch die Topfwaare schon sowohl hinsichtlich der Form als auch der Bemalung bedeutend veredelt und die Töpferei zu einem eignen Kunstzweig erhoben. Die alten Aegypter kannten bereits die Drehscheibe, die sie jedoch nicht nach Art unserer Töpfer mit den Füßen, sondern mit der Hand in Bewegung setzten. (Rosellini m. c. Taf. 51.) Die Drehscheibe war, wie es scheint, so eingerichtet, daß sie sich sehr leicht bewegte, wenn der Töpfer

den Thon, welcher fest daran klebte, umdrehete. Eben so hatten die Aegypter den **Brennofen**, der aus einem Cylinder bestand, in welchen die Gefäße eingesetzt wurden. Die Kostbarkeit des Brennholzes gab jedenfalls Veranlassung zur Erfindung und weiteren Ausbildung desselben. Der Brennofen aber führte die Herstellung härterer Massen herbei, indem er zunächst die **Glasur** der Gefäße möglich machte. Die Glasur der americanischen Gefäße besteht aus Pflanzenharz, die der ägyptischen aber ist Steinschmelz, meist durch Salz hervorgebracht und glasartig. Die Färbung der americanischen Gefäße besteht vorzugsweise aus vegetabilischen Farben, die der Aegypter dagegen aus metallischen, in und durch das Feuer fest mit dem Gefäß verbundenen Stoffen, besonders Eisen- und Kupferoxyden, deren Herstellung nur in dem geschlossenen, durch den Ofen zusammengehaltenen und verstärkten Feuer möglich gemacht wurde. Konnten nun auch die Aegypter kein eigentliches Porzellan wie die Chinesen anfertigen, so lieferten sie doch ein sehr vortreffliches Steingut, welches durch Festigkeit der Masse, Sicherheit und Schärfe der Form vor allen übrigen ähnlichen Massen der um den Spiegel des Mittelmeeres gereiheten Völker sich auszeichnete. Das Steingut der Aegypter kommt ohnstreitig dem Porzellan sehr nahe *), denn die Masse ist oft so hart, daß sie am Stahle Funken giebt. Man hat auch Mumienbildchen mit mehrfarbiger Glasur, also eine Art Porzellanmalerei, die Glasur aber ist überaus fein aufgetragen. Der zu diesen glasirten Figürchen verwendete Thon ist wirkliche Porzellanerde. — Die Aegypter kannten übrigens das chinesische Porzellan und man hat in Aegypten mehrere, freilich nur sehr kleine Gefäße gefunden, welche wahrscheinlich mit kostbaren Wohlgerüchen gefüllt den weiten Weg aus China nach dem Nil gemacht hatten. Aus eigener Anschauung kenne ich nur das im Museum von Florenz aufbewahrte Fläschchen, welches der Masse nach den im 16. Saale der Königl. Porzellan- und Gefäße-Sammlung zu Dresden aufbewahrten, alten Tschin-Yu oder seladongrünen Porzellan gleichkommt **). Seine Form kommt den Specksteinflacons

---

*) S. Caylus sur la porcelaine des anciens Egyptiens in den Mémoires de l'académie franç. T. XXXI. S. 48. Minutoli, Reise nach dem Tempel des Jupiter Ammon S. 337. Taf. 33. Steinbüchel, Beschr. der K. K. Sammlung ägypt. Alterthümer. W. 1826. S. 77. Rosellini m. c. II. 342. Wilkinson III. 108.

**) S. Rosellini m. c. II. 337. u. Taf. LIII. 28.; meine Italica I. 108. Rosellinis Worte sind: „Piccolo vasellino di porcellana chinese; sopra una faccia del suo schiacciato corpo e dipinto un fiore; sull' altra sono dei caratteri chinesi. Questo singolar vasellino fu da me trovato in una tomba intatta di data non certa, ma che per lo stile delle cose contenutevi, si vede appartenere alle dinastie faraoniche non molto posteriori alla diciottesima.“ Herr Prof. Migliarini in Florenz erzählte mir, daß Rosellini mannichfachen Widersprüchen und Anfechtungen entgegensehend, ein förmliches Protocoll über diesen merkwürdigen Fund habe aufneh-

nahe; es ist ein plattes ovales Fläschchen mit kurzem Hals. Jede der beiden breiten Seiten hat ein weißes Feld, dessen eines mit einer Blume bemalt ist, während das andere eine Inschrift in chinesischen Characteren zeigt. Rosellini fand dieses Gefäß in einem noch unberührten Grabmale Thebens, welches mindestens der 18. Dynastie angehörte.

Der gewissenhafte Forscher J. G. Wilkinson hat diejenigen chinesischen, in Aegypten gefundenen Porzellan-Gefäße zusammengestellt, welche er gesehen. Zwei brachte er selbst nach England und eines davon wird im britischen Museum aufbewahrt. Ein viertes ist im Museum von Jersey, ein fünftes hat Lord Prudson in Coptos gekauft und befindet sich im Museum des Schlosses Alnwich. Drei andere befinden sich in England in Privatbesitz.

Bemerkenswerth ist dabei, daß alle diese Gefäße sehr klein sind, daß sie sämmtlich eine Inschrift auf der einen und eine Blume auf der anderen Seite haben. Die Inschrift des einen besagt: „Die Blume öffnet sich und schau — ein ander Jahr," und scheint sich auf den Inhalt zu beziehen. Nachdem dieser verbraucht, benutzte man das Gefäß wahrscheinlich zur Aufbewahrung des Kohl oder der schwarzen Augenschminke.

Die Aegypter waren sehr geschickt in der Glasbereitung; aus Glas fertigten sie besonders kleinere Salbgefäße. Die Art der Anfertigung ist in den Gemälden von Beni-Hassan dargestellt, die ein Alter von ohngefähr 3500 Jahr haben mögen. Man sieht die Arbeiter die lange Röhre in die glühende und geschmolzene Masse eintauchen und zum Munde führen und auf thebanischen Bildern bemerkt man, wie zwei Bläser eine große amphoraförmige Flasche blasen. (Wilkinson III. 88. Rosellini m. c. LII.) Man fertigte außer den Gefäßen aus Glas auch noch Perlen u. a. Ornamente. (Wilkinson II. 354. m. Abb. v. Glasgefäßen.)

Die Metallgefäße der alten Aegypter waren sowohl gegossen als auch getrieben; wir finden aus Metall namentlich aus Bronze Kessel, Ziergefäße aus Gold, dann aber auch Lampen, Becher und andere Schaalen.

Die Formen dieser Gefäße ersehen wir aus den Gemälden und Bildhauerarbeiten *), dann aber aus den zahlreichen den Grabstätten enthobenen Exemplaren **). Die Formen sind in der Regel sehr genau, sauber und rein ausgeführt, an größeren wie an kleineren Wer-

men lassen. — In der Form gleicht es dem bei Wilkinson III. S. 108. Nr. I. abgebildeten Gefäß von Alnwich Castle.

*) Zusammenstellung derselben in der Description de l'Egypte. Antiquités vol. I. pl. 14. u. 15. vol. II. pl. 92. Denon descr. de l'Egypte pl. 115. u. 139. Rosellini m. c. LIII.—LXII.

**) Die Gefäße der florentiner Sammlung bei Rosellini m. c. LII. Leemans mon. ég. du musée de Leiden S. 88. ff. Passalacqua S. 38.

ken, und namentlich in den gewöhnlichen Gefäßen äußerst geschmackvoll, während die großen Ziergefäße zuweilen unsern an griechische Formen gewöhnten Geschmack weniger ansprechen und durch Ornamente, die der Natur des Gefäßes zuwider sind, unangenehm ins Auge fallen. Dieß gilt namentlich von den großen, bei Rosellini nach Denkmälern dargestellten mit Thierköpfen behenkelten oder gedeckelten Vasen, wie z. B. das Gefäß (LVII. 38.), dessen Deckel ein Ziegenbockskopf, oder das (LVIII. 3.) mit Pferdeköpfen, (LVIII. 4.) mit einem Typhongesicht. Daneben erscheinen überaus zierliche Formen, wie z. B. (LVII. 11.) eine schöne Bechervase mit Henkeln, die sich den elegantesten, derartigen Formen der Chinesen an die Seite stellen darf, die schönen Vasen mit eben so zierlich, als kühn geschwungenen Henkeln (LVIII. 4. 7. 14. 39. LXII. 1.). Unter den doppelt gehenkelten Gefäßen begegnen wir abermals Formen, die manchen chinesischen entsprechen (LVIII. 17. 18.), wie andere derselben mehr dem griechischen Geschmack nahe kommen (LVIII. 41. 42.). Bemerkenswerth sind die Kessel und Schaalen auf einem mehr oder minder hohen Fuße, die meist einen hohen, weiten Hals, zuweilen auch einen nach außen abfallenden Rand haben. Wir bemerken daran die zierlichsten Ornamente, Blumen, Spiralen, Reifelungen; einige derselben haben Henkel, die bei der einen durch einen bärtigen Bockskopf mit schön geschwungenen Hörnern gebildet werden (LVIII. 38.). Der Gefäße, welche durch Gefangene getragen oder gehalten werden, haben wir schon oben gedacht.

Aus den Denkmälern ersehen wir ferner, wie reich die Bemalung dieser Gefäße gewesen ist; blau, gelb, grün, carmin, zinnober- und krapproth, schwarz und strohfarben- kommen am meisten vor; wir sehen Vasen (LIX. 1. 2. LX. 2.), welche halb carminroth, halb grün diagonal getheilt von weißen Wellenlinien überzwerch umlaufen sind. Eine doppelhenklige Flasche (LIX. 6.) ist dunkellauchgrün und mit zarten Linien in weiß, gelb und schwarz umzogen. Besonders reich ist ein Becher, dessen goldener, dachziegelartig verzierter Fuß eine Art Knospe hält, aus welcher blaue, goldgesäumte Blätter emporsteigen, die sich an den rothen Kern des Gefäßes anlehnen, um welchen ein goldner, von roth und blauen Vierecken unterbrochener Rand sich zieht (LIX. 9.).

Betrachten wir nun die Formen der wirklich noch vorhandenen Gefäße, so fällt uns namentlich die edle Einfachheit derselben angenehm auf, die weniger in den auf den Denkmälern dargestellten gefunden wird. Zweitens ist zu bemerken, daß die Mehrzahl derselben unten abgerundet ist, mithin ohne anderweite Hülfsmittel nicht freistehen konnte. Die vorherrschende Form ist die des Eies; unter den Vasen der

---

Wilkinson an mehrern Orten. Description de l'Eg. Ant. vol. V. pl. 75. 76.

LIII. Tafel bei Rosellini bemerken wir (F. 20.—22.) drei Büchsen mit weitem Halse und (24. 25.) zwei fast cylinderförmige Becher, deren einer ganz wie jene chinesischen Becher gehalten ist, deren man zwei je zwischen drei runde Vasen zu stellen pflegte. Alle diese fünf Gefäße sind aus Alabaster und zwischen vier und sieben Zoll hoch. Ein kleines mörserartiges Gefäß mit Henkelansätzen, eine kleine Büchse, eine Patera mit Stiel, mehrere Balsamfläschchen sind aus demselben Stoff. Aus Kalkstein finden wir eine ganz eigenthümlich geformte Schaale mit Henkel (LIII. 12.) so wie (LIV. 60.) eine flache Schüssel und Amphoren (43. 44.); aus Basalt kommt ein Krug mit rundem Bauch und weitem, langen Halse nebst einem schöngeschwungenen Henkel vor (LIV. 35.). Dann aus Syenit eine kleine Diota von 2 Z. 9. L. Höhe mit kleinen Erhöhungen als Henkel; aus Granit ein ziemlich ansehnlicher aber sehr einförmiger Napf (LV. 64.).

Die Gefäße aus Bronze sind nicht so häufig als die aus Alabaster. Wir sehen bei Rosellini (LIII. 30.) eine weithalsige Flasche von sehr schöner Form mit Reifen umgeben, dann (LIV. 50.) eine schöne tiefe Schaale mit hohem Rande und vergoldet, eine kleine cylindrische Vase ohne Henkel (LVI. 94.), eine weitbauchige Flasche mit seltsam gebauter Halsmündung (LVI. 95.), eine Gießkanne, deren Bauch viereckig und deren Hals einen dreifachen Ausguß darbietet.

Die Gefäße aus gebrannter Erde sind die zahlreichsten und diejenigen, deren Untertheil meist abgerundet ist. Wir treffen solche Gefäße mit weitem, wie mit engem, langem oder kurzem Halse an, mit einem wie mit zwei Henkeln, so wie sich auch die Eiform oft zur Kugel erweitert und der Rand theils wulstig, theils übergeschlagen und breit oder auch als scharfkantiger Ring erscheint, seltner aber als einfacher Ring ohne vermittelnden Hals auf dem Bauche selbst aufsitzt. Als seltenere Formen sind folgende Nummern zweier öfter angeführten Tafeln zu bezeichnen: N. 52. ein kleines eiförmiges Gefäß mit niedrigem Fußrand, über dessen Oeffnung sich — wie bei unsern Hand- und Gartenkörben — ein Henkel oder Bügel legt. N. 56. ein Becher mit breitem Fuß, mit weiter Oeffnung und steilen Wänden, licht türkisfarbig glasirt, 4 Zoll hoch. N. 53. eine 7 Zoll hohe Flasche in Gestalt eines abgerundeten Kegels, dessen breite Basis einen breiten Fußrand, dessen verjüngtes Ende einen dünnen kurzen Hals trägt, auf welchem ein mehrfach gegliederter hoher weitausladender Rand aufsitzt. N. 70. ist ein hohler Ring von der feinsten Erde, der mit einem engen Halse und zwei kleinen Henkeln versehen ein Gefäß von 5 Zoll Durchmesser bildet. N. 74. stellt eine Kugel mit engem Halse und dicht daneben angebrachten Henkeln dar. N. 75. ist kleiner aber mit Linien verziert. N. 84. ist eine kleine 2 Z. im Durchmesser haltende Kugel mit engem Hals und kleinen Henkeln zum Anhängen. N. 98. erinnert an die oben (Taf. II. F. 9.) erwähnten Doppelflaschen von Chile; es ist ein rundbauchiges

Gefäß mit weitem Halse, der auf der andern Seite zusammengedrückt einen Ausguß bildet, welches mit einer schlanken, enghalsigen Flasche durch eine Röhre verbunden wird. Die schlanke Flasche ist bedeutend länger als die weite; beide Gefäße aber haben jedes einen Henkel. N. 99. ist eine Flasche von gedrückter Kugelform mit engem kurzen Hals, Henkel und Ausgußröhre an der Seite. N. 100. ist eine Kugelflasche auf niedrigem, engen Fuß, mit engem langen Hals, der durch einen runden Henkel mit dem Bauch verbunden ist. N. 107 ist eine schöne große Vase von griechischer Form mit einem von oben nach unten gerieften Bauche.

N. 80. und 81. sind aus Porzellan und die erste zeigt vier, die andere zwei kleine Näpfchen, die auf viereckiger Platte feststehen; es waren wohl Farbennäpfchen.

Außer diesen im florentiner Museum aufbewahrten Gefäßen befinden sich auch noch anderwärts *) ansehnliche Sammlungen, worunter Teller, Tassen, Lampen, Becken, Schaalen, Schüsseln, Becher u. dergl. in gebrannten Erden, Glas, Bronze und den bereits mehrfach erwähnten Steinarten vorkommen.

Nachdem wir nun die Werkzeuge des gewöhnlichen Lebens und die Gefäße der alten Aegypter betrachtet, wenden wir uns zu den

Beschäftigungen,

womit sie sich ihren Lebensunterhalt verdienten. Wir bemerkten schon, wie der Nilstrom gewissermaaßen die Lebenspulsader des ganzen Landes, ja wie er bereits von den Alten selbst als der Schöpfer des Landes angesehen ward. Der Nil war aber auch nächstdem der Schöpfer der Aeußerlichkeiten der Cultur des Landes, die doch stets und überall die Träger und Hebel jeder höhern geistigen Cultur bilden.

Der Nil enthält zuvörderst eine Menge Fische, welche in der Urzeit die vornehmste Nahrung der Bewohner ausmachten, die aber auch bei vorgeschrittener Cultur einem großen Theil der Nation, der Schifferkaste und den Fischern, einen sichern Lebensunterhalt gewährten. Demnächst aber brachte der Nil durch seine alljährlichen Ueberschwemmungen düngenden Fruchtboden aus den Gebürgen herab. Diese Ueberschwemmungen finden überaus regelmäßig statt. In den Monaten Mai bis September fallen in den Gebürgen von Oberäthiopien anhaltende Regen, welche um die Mitte des Junius den Nil anschwellen, der in der ersten Hälfte des August in Aegypten bereits sein Bett zu überschreiten beginnt und bis Anfang October das ganze Thal dergestalt erfüllt, daß die bewohnten Plätze wie Inseln daraus hervorragen. Erst gegen Ende des October zieht sich der Strom völ-

*) Leemans S. 85. ff.

lig in sein Bett zurück und hinterläßt nun die Gefilde mit einem selten, dunkeln Schlamm bedeckt, der eine anderweite künstliche Befruchtung des Bodens überflüssig macht.

Bei der Seltenheit des Regens — der in der Thebaide wohl binnen manches Menschenlebens nur einmal fällt — bot demnächst der Nil ein gesundes und wohlschmeckendes Trinkwasser für alle lebende Wesen dar, das man für ländliche Zwecke durch Canäle und anderweite Anstalten, die wir nachher näher betrachten, auch in die vom Fluß entlegenen Gegenden leitete. Die Orte, welche dem Nil unzugänglich waren oder mit ihm nicht in Verbindung gebracht werden konnten, blieben eine steinigte oder sandige Wüste, wie sie an dem Fuße der Gebürge angetroffen wird. Die westliche Bergkette schützt Aegypten gegen die versengenden Winde aus der lybischen Wüste, während die östliche den Bewohnern das Material zu ihren Denkmälern, namentlich zu den Obelisken und Statuen lieferte *).

Wie nun der Nil die Grundlinie bildete, an welche sich die Culturerscheinungen Aegyptens anreihen, so war dieser Strom mit seinen schilfreichen und grasbekränzten Ufern in der Urzeit wohl auch der Sitz der wilden Thiere, von denen das Nilpferd und das Krokodil sich auch späterhin noch darinnen heimisch erhielten. Vor allem aber waren die Fische Gegenstand der Aufmerksamkeit **).

Wir sehen aus den Denkmälern die Fischerei mehrfach dargestellt. Sie wurde vorzugsweise, wenn sie Gegenstand des Erwerbs war, mit Netzen betrieben, von denen man auch noch Ueberreste in den Gräbern gefunden hat, wie denn das Berliner Museum ein Stück Netz mit den Senkbleien besitzt. (Wilkinson II. 21. m. Abb.)

Ein Grabkammergemälde in der Nähe der Pyramiden zeigt uns acht Männer, welche mit einem großen Zugnetze beschäftigt sind. Man bemerkt an der einen Seite die Senkbleie in Gestalt von abgerundeten Kegeln, an der andern die Schwimmhölzer als doppelte Dreiecke. Ein Mann führt auf einen Stab gelehnt die Aufsicht, ein anderer bückt sich, um das Netz im Wasser zu leiten, und je drei ziehen auf jeder Seite die Tau-Enden an und die im Netz enthaltenen Fische ans Land. (Wilkinson II. 20.) Eine ähnliche Darstellung, wo einer der beim Netz Beschäftigten im Wasser steht, theilt Rosellini (m. c. XXIV.) nach den Denkmalen von Beni Hassan mit; die Fischer tragen kurze Röcke ohne Aermel und auf dem Kopfe gestreifte Mützen.

Außer diesem großen Zugnetze, welches mehrere Personen handhabten, hatte man auch kleinere, welches ein einziger Mann führte. Ein thebanisches Bild zeigt uns einen Fischer, der ein etwa manns-

*) Ueber die Topographie des alten Aegyptens s. namentlich Sicklers alte Geogr. Th. II., wo die Nachweisungen, und Heerens Ideen Th. II. Bd. 2. S. 54 ff.

**) Ueber die Nilfische das Memoire von Geoffroy Saint Hilaire in der Description de l'Egypte. XXIV. 145.

langes viereckiges Netz handhabt, das an zwei Seiten mit Stäben versehen ist. In jeder Hand hat er einen der Stäbe und so hebt er die Fische aus dem Wasser.

Der Fischfang mit der Angel ward mehr der Unterhaltung und des Vergnügens wegen selbst von angesehenen Personen getrieben. Die Angelhaken waren an einer Leine, die man in der Hand führte, theils an einer Angelruthe befestigt. (Rosellini m. c. XXIV. Wilkinson III. 55.)

Endlich finden wir auch den Fischspeer angewendet (Rosellini m. c. XXV.), der aus einem ziemlich starken Schafte besteht, in welchen zwei Spitzen mit einem Widerhaken eingelassen sind, mit dem die Augen zweier Fische durchbohrt werden. Der Fischer steht in einem leichten Nachen aus Papyrus aufrecht.

Die Fische wurden theils frisch, theils gesalzen genossen, und wir sehen in den Grabdenkmalen (Rosellini m. c. XXV. Wilkinson III. 56.) die Zubereitung, das Ausnehmen und Einsalzen derselben. Es waren meist mittlere und große Fische, deren Gestalten Rosellini (m. c. XXV.) aus den Monumenten zusammengestellt hat. Die kleinen Zugfische (Herodot II. 93.) wurden ebenfalls gefangen und wie die größeren wohl auch an der Sonne gedörrt. Die Priester aßen keine Fische, da der Genuß derselben im heißen Clima nicht gesund ist, und wenn am neunten Tage des ersten Monats jeder Aegypter vor seiner Hausthüre einen gebratenen Fisch verzehrte, so pflegten die Priester anstatt den Fisch zu essen, denselben vor der Thür zu verbrennen. Die anderen Kasten enthielten sich ebenfalls gewisser Fischarten, namentlich der Seefische. (Plutarch, Isis und Osiris Cap. 7.; dazu Wilkinson III. 58.)

Die Fischereien waren sehr bedeutend, da die Fische wie noch heute während der Ueberschwemmung in ungeheurer Anzahl herbeikamen. Sie sammelten sich namentlich in den Seen und brachten der Regierung bedeutende Summen ein, da der Verbrauch im Volke außerordentlich war. Die Fischereien im See Möris wies der König, nach welchem er genannt wird, seiner Gemahlin als Nadelgeld an, welches täglich ein Talent Silber, also fast 1300 Thaler betrug. Man fing zwei und zwanzig Arten Fische und die Arbeiter, die sich mit dem Einsalzen beschäftigten, konnten kaum mit der Arbeit fertig werden, obschon ihrer eine große Anzahl war *).

Der Fischerei verwandt ist der Fang des Krokodils, das in einigen Gegenden als heiliges Thier verehrt wurde, während man es in anderen, z. B. in Elefantine und in der Stadt des Apollon, verspeisete. (Plutarch, Isis und Osiris C. 50.) An gewissen

*) Diodor. Sic. I. 52. Dazu Wilkinson III. 63., wo auch die Nachweisungen und Vergleichung mit der Fischerei im Mittelalter nach Abdallatif und in neuerer Zeit. Rosellini m. c. I. 231.

Tagen jagen sie deren so viel sie nur bekommen können und werfen dann die todten Körper dem Tempel gegenüber, indem sie sagen, daß Typhon dem Horos in Gestalt eines Krokodils entwichen sey. In Theben und am Möris-See wurde dagegen nach Herodot (II. 69.) das Krokodil als heiliges Thier verehrt und eines an jedem Orte gezähmt und gehalten, das man an den Ohren und Vorderfüßen mit verzierten Goldreifen schmückte. Herodot (II. 70.) beschreibt ebenfalls die Art, wie dieses Thier gefangen wurde. Vorerst wirft man einen Schweinsrücken als Köder an einem Widerhaken mitten in den Fluß, am Ufer aber hält man ein lebendiges Ferkel, welches man schlägt. Vernimmt nun das Krokodil die Stimme desselben, so geht es darnach, so wie es aber den Köder erblickt, schlingt es denselben hinunter und nun wird es an der Schnur ans Land gezogen, wo ihm der Jäger vor allen Dingen die Augen mit Schlamm beschmiert und es so ganz leicht in seine Gewalt bekommt. Ein Relief bei Rosellini (m. c. XXIV. N. 4.) zeigt uns den Jäger, der von einem Kahne aus das Thier mit der Lanze in den Nacken sticht. Besonders geschickte Krokodiljäger waren die Tentyriten*).

Das Nilpferd fand sich in Oberägypten und die Jagd desselben war eine Lieblingsbelustigung der Jagdliebhaber, welche die Grundbesitzer gern sahen, da das Thier Nachts die Pflanzungen zu verwüsten pflegt; außerdem ward die Haut zu Peitschen, Speerstangen, Schildern und Helmen verarbeitet. Die Darstellung einer Jagdscene mit dem Nilpferd findet sich auf einem, leider schon sehr zerstörten Relief von Theben**). Wir sehen hier einen Mann in einem Kahn dem Thiere entgegenfahren, das sich im Schilf auf seine Hinterfüße ins Wasser niedergelassen hat. Der Jäger hat ihm schon drei Wunden beigebracht und schwingt eben seinen Speer zum vierten Male gegen das Thier, während ein Diener demselben eine Schlinge über den Kopf zu werfen versucht; ein zweiter Diener hält noch einen Wurfspieß in Bereitschaft. Nachdem man das Thier verwundet hatte, wartete man ab, bis es durch den Blutverlust erschöpft war, und zog es dann an das Land. Es wurde also harpunirt und Wilkinson theilt noch aus andern Monumenten die Details über die Waffe mit, womit dieß geschah. Sie hatte große Aehnlichkeit mit dem uns bereits bekannten Erueinek der Grönländer (C.-G. II. 283. Wilkinson III. 72.). Man jagte es aber auch noch auf andere Art, indem sich da, wo ein Nilpferd sich zeigte, eine Menge Fahrzeuge versammelten, das Thier umringten und mit eisernen Stangen zu erschlagen suchten. (Diodor Sic. I. 35.)

Aegypten war sehr reich an Vögeln aller Art, namentlich an

*) Rosellini m. c. I. 236. Wilkinson III. 17., der auch die Notizen der Alten daselbst zusammenstellt; bes. Diodor I. 35.
**) Wilkinson II. 71.

Wasservögeln; Rosellini giebt (m. c. I. 172.) ein Verzeichniß und auf den Tafeln 8—14 die Abbildungen davon nach den alten Denkmälern nebst den hieroglyphischen Namen. Man hatte zum Fange derselben Schlagnetze und Zugnetze. Die **Zugnetze** waren sehr groß und es waren zur Handhabung derselben mehrere Personen nothwendig; man bediente sich ihrer zum Fange der Wasservögel (Rosellini Taf. VII.). Die großen viereckigen Klappnetze brauchte man zu Lande, um eine Menge Vögel zu gleicher Zeit zu erbeuten. Demnächst hatte man, um einzelne Vögel zu fangen, auch Fallen, welche meist aus runden, mit Netzwerk überzogenen Bügeln bestanden, unter welche die Lockspeise gelegt wurde und die sich dann, wenn der Vogel den Abzug berührte, schlossen. (Wilkinson III. 38. Rosellini m. c. Taf. 5.)

Sehr gewöhnlich zur Vogeljagd war der Wurfstock, der aus einem kurzen, gekrümmten Stücke Holz von 1¼—2 Fuß Länge und 1—1½ Zoll Stärke bestand und am obern Ende gekrümmt war und mit dem Bomerang der Australier (s. C.-G. I. 316.) große Aehnlichkeit hatte. Er wurde namentlich zur Jagd der Wasservögel angewendet, wobei der Jäger in einem Kahne stand und von mehreren Gehülfen, Freunden oder seinen Kindern begleitet wurde. Da man glaubte, daß die Kähne aus Papyrus nicht von den Krokodilen angegriffen würden, so bediente man sich derselben besonders zu solchen Excursionen. Damit fuhr man nun in die Röhrichte und erlegte hier die nistenden Vögel, welche die Begleiter dann einsammelten (s. Wilkinson III. 40. m. Abb.). Bogen und Pfeil brauchte man seltener zur Jagd der Vögel als zu der der **Vierfüßer**, welche gleichfalls zu den Lieblingsbeschäftigungen gehörte.

Rosellini (m. c. I. 207.) hat die jagdbaren Thiere Aegyptens zusammengestellt und (Taf. 19.—23.) abgebildet, wie sie auf den Denkmälern mit ihren eigenthümlichen Namen vorkommen. Wir bemerken darunter vorzugsweise mehrere Antilopenarten, Affen, Giraffen, Tiger und Panther, Schakal, Fuchs, Elefant, Bär, Steinbock, Gemse, wilde Rinder u. s. w. Man hielt die Thiere theils in Wildgärten, theils zog man aus in die Wüste, um sie daselbst sowohl in Netzen als einzeln oder auch in Treibjagden zu erlegen. Die Jagd war theils eine übende Belustigung der höheren Stände, theils die Beschäftigung einer besonderen Kaste, die, wie die Kaste der Schiffer und Hirten, noch aus der Urbevölkerung stammen mochte.

Die Denkmäler enthalten viele Einzelheiten in Bezug auf die Jagd. So sehen wir z. B. den Jäger eingefangenes junges Wild hereintragen, um dasselbe in den Menagerien und Wildgärten aufwachsen zu lassen. Man zog Igel, Gazellen (s. bes. die trefflich gezeichnete Gazellenkuh mit ihren Jungen bei Wilkinson III. 9.), Stachelschweine, Hasen. (Wilkinson III. 14.) Wir sehen auch die Jagd auf den **Löwen**, den man mit Bogen und Pfeil erlegte, welcher letzterer eine

steinerne oder eherne, vorn nicht spitzige, sondern breite Spitze, wie die Framea der Germanen, hatte. (Wilkinson II. 16. 18.) Wir sehen ferner den Jäger eine Methode anwenden, welche noch heutiges Tages bei den Mongolen vorkommt. Der Jäger schießt, wenn er das Wild bemerkt, einen Pfeil ab, dessen Spitze eine durchbohrte Kugel trägt, die beim Durchschneiden der Luft einen pfeifenden Ton von sich giebt. Das Wild hört es, stutzt und steht und wird von einem nachgesendeten zweiten Pfeil getroffen. Dies scheint das von Wilkinson (III. 18.) mitgetheilte Bild von Beni Hassan anzudeuten, wo wir zwei Pfeile mit rundem Knopfe in der Luft und einen breitspitzigen auf dem Bogen des in Anschlag liegenden Jägers bemerken.

Rosellini (m. c. Taf. XV.) sowohl als Wilkinson (III. 22.) theilen ein großes Treibjagen mit, welches auf den Denkmälern von Theben vorkommt und wobei früher ein Jäger auf einem Wagen zu sehen war. Unter den dargestellten Thieren erscheinen Gazellen, Strauße, Hasen, Füchse, Hyänen, Stachelschweine, Steinböcke, wilde Ochsen und Gemsen, allesammt überaus charakteristisch dargestellt. Bemerkenswerth ist, daß der Eber nicht auf den Denkmalen als ein jagdbares Thier erscheint (Wilkinson III. 21.). Eine Löwenjagd auf Wagen. s. Descr. de l'Egypte. Ant. II. pl. 9.)

Auf den Darstellungen von Beni-Hassan erscheint auch die Jagd mit der Wurfschlinge oder dem Lasso, wobei bemerkenswerth ist, daß der Jäger zu Fuße auftritt und nicht wie bei den Americanern zu Roß. Dieses, so wie das Erscheinen des Jägers in der Treibjagd auf einem Wagen, bestätigen die Ansicht, daß das Reiten auf Pferden in Aegypten ungewöhnlich war.

Als Jagdgefährten der alten Aegypter finden wir zuvörderst den Hund in mehreren Arten, welche Rosellini (m. c. T. 16. 17.) und Wilkinson (III. 32.) nach den auf den Denkmälern vorkommenden Bildern zusammengestellt haben. Wir sehen zuvörderst einen großen glatthaarigen, hochgestellten, lichtgelb und braunroth geschäckten und getiegerten Hund mit spitzem Kopfe, Stehohren und Ringelschwanze; dann denselben Hund mit einem Halsbande und von einem Manne an der Leine geführt, auch nochmals allein mit rothem Halsband und weiß mit rothen Flecken, bald größer bald kleiner. Demnächst finden wir noch den Windhund von feinem Gliederbau, mit schlankem langgestreckten Kopfe, Hängeohren und langer, nicht geringelter Ruthe. Eine dritte Art ist ein sehr starker Hund mit langem Kopfe, stehenden Ohren und herabhängender Ruthe, die niedrigen Füße sind sehr stark und das Thier, eine Hündin, ähnelt unseren Dachshunden. Ferner erscheint eine Art Hühnerhund mit Hängeohren und langer, emporgerichteter Ruthe; endlich aber eine Art Bullenbeißer, ein großes starkes Thier, mit kurzer stehender Ruthe, kurzem runden Kopfe und kurzen Stehohren. Dieß sind die verschiedenen Arten von Hunden;

man hielt sich Hunde auch als Hausgenossen, ja in gewissen Districten wurden sie als heilige Thiere verehrt.

Den Jagdpanther lernten wir schon bei dem Beduinenstamm Szleb als Gefährten des Menschen kennen (s. C.-G. IV. 141.). Er erscheint auch auf dem Triumphzuge des Königs Thotmes III., welchen Wilkinson (Th. I. Taf. 9.) und Hoskins (travels in Ethiopia p. 328.) mittheilen. Er war also den Aegyptern als solcher nicht unbekannt, wenn er auch nicht von ihnen so allgemein wie der Hund zur Jagd angewendet wurde. Rosellini (m. c. Taf. XXII.) theilt noch die specielle Abbildung des Thieres mit.

Die Viehzucht

der alten Aegypter hatte schon einen hohen Grad der Vollkommenheit und Ausbildung erreicht und erstreckte sich fast über alle Thierclassen. Man hielt und zähmte Schlangen, Krokodile, man hatte Fischbehälter, so wie man auch die enten- und gänseartigen Wasservögel so wie Störche *) zog. Die Aegypter verwandten große Sorgfalt auf die Hühner- und Gänsezucht und ließen die Eier nicht von den Thieren selbst ausbrüten, sondern besorgten dieß auf eine künstliche Art. (Diodor v. Sic. I. 74.) Auf der 30. Tafel Rosellinis sehen wir die Hirten der Gänse und Störche, welche wie die sächsischen Gänsehirten einen langen oben gekrümmten Stab haben, womit sie die Thiere am Halse fassen und aus der Heerde ziehen konnten. Die 31. Tafel aber zeigt uns die Gänseärzte. Die Hühner brütete man wie noch jetzt in langen, viereckigen Oefen aus, die durch ein gelindes, sorgfältig unterhaltenes Feuer erwärmt waren, welches aus Mist und gehacktem Stroh erzeugt wurde, eine Methode, die noch jetzt in Aegypten gewöhnlich ist. Vater Sicard fand im vorigen Jahrhundert noch 400 Brütöfen in Aegypten, deren jeder jährlich 240,000 Eier zum Leben brachte, was einen Jahresertrag von fast hundert Millionen giebt. Die jungen Hühner werden in Aegypten daher auch nicht gezählt, sondern gemessen. Die Entstehung dieser künstlichen Hühnerzucht steigt in die frühesten Zeiten hinauf **).

Von den vierfüßigen Thieren zog man Schweine, Schafe, Ziegen, Rinder, Esel und Pferde. Das Kameel aber kommt nicht vor. (Wilkinson III. 35.)

Die Schweine hielt man zwar für unreine Thiere und ihre Pfleger standen in der niederen Kaste, indessen zog man sie doch, da man sie bei den Festen der Mondgöttin und des Dionysos opferte

*) Rosellini m. c. I. 269.

**) Champollion-Figeac l'Egypte S. 196. f. Bes. aber Rozier und Rouyer memoires sur l'art de faire éclorer les poulets par le moyen de fours in Descr. de l'Egypte XI. 401. Abdallatif v. Wahl S. 126. Wilkinson, Forts. I. 135. Hackländer, Reise in den Orient I. 216.

und einen Theil des Fleisches verzehrte. (Herodot II. 47.) Auf thebanischen Monumenten sind Schweine mit ihrem Hirten dargestellt, der eine eben so gestreifte Kopfbedeckung trägt, wie wir an den Fischern bemerkten *).

Die Schafe und Ziegen hielt man Heerdenweise und wir finden sie auf den Denkmalen eben so dargestellt**). Wir ersehen daraus, daß man große Sorgfalt auf die Pflege der jungen Thiere verwendete. Man hatte Ziegen und Schafe mit hängenden Ohren, wie sie noch jetzt in Aegypten gezogen werden. Doch finden wir auch Ziegen mit aufrechtstehenden Ohren.

Der bedeutendste Theil der Viehzucht war die Rindviehzucht, die man theils zur Speise, theils zum Zuge beim Ackerbau, theils wegen der Milch und theils zur Benuzung des Leders betrieb. Der größte Theil der Hirten war bei den Rinderheerden verwendet. Die Zucht der jungen Kälber wurde mit großer Sorgfalt behandelt. Wir sehen auf den Denkmälern (z. B. bei Rosellini m. c. XXVII. 1.) die Geburt der Kühe, welche überhaupt einer sehr schönen Rasse angehörten. Der Besitzer zeichnete sein Vieh mit einem glühenden Eisen, wie es scheint, auf dem Schulterblatt. (Wilkinson III. 10. nach thebanischen Monumenten.) Wir sehen ferner das Melken des Viehes (Rosellini m. c. XXVII. 2. 3.), die Zuchtstiere mit Halsband und stattlicher Glocke (das. XXVII. 5. u. XXVIII. 1.), die Kämpfe der Stiere und die Hirten, die denselben wehren (XXVI.).

Eine Eselheerde hat Rosellini (XXX. 2.) dargestellt, wo wir die lächerlichen Sitten dieser unzüchtigen Thiere mit vielem Humor wiedergegeben finden.

In Bezug auf die Pferdezucht ist mir kein Denkmal bekannt; das Pferd, von sehr schöner, edler Rasse, kommt nur vor den Wagen, namentlich den Streitwagen, vor. Am Pfluge erblicken wir blos Stiere oder Menschen.

Rosellini (m. c. I. 270.) macht besonders auf diejenigen Darstellungen aufmerksam (Taf. XXXI.), welche auf die Thierheilkunde Bezug haben, die gewiß bei so aufmerksamen und langjährigen Beobachtern, wie die alten Aegypter waren, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden war. Man sieht dargestellt, wie einem kranken Stiere ein Heiltrank in das Maul geschüttet wird, während ein anderer, gewissermaßen Hülfe fordernd, die Zunge, die zum Zeichen der Krankheit grünlich bemalt ist, weit herausstreckt, wobei in Hieroglyphen zu lesen ist: der Arzt der Haus-Rinder. Eben so bemerkt man Aerzte der Gazellen, Ziegen und Gänse.

---

*) Wilkinson II. 34.; dazu Rosellini m. c. I. 269. und Taf. XXXIV. 1. XXX. 3. XXIV. 1. XXX. 3. I. 269.

**) Rosellini m. c. I. 259. u. Taf. XXVIII. ff.

Der Acker-, Feld- und Gartenbau

bildete demnächst die wesentlichste Aufgabe der Oekonomie des alten Aegyptens. Man bauete Futterkräuter für die Thiere, Getraide, Gemüse, Obst, Wein zur Nahrung der Menschen; man baute ferner Färbe- und Oelpflanzen, Lein und Baumwolle für menschliche Kleidung.

Der Nil hatte den größten Antheil an der Entwickelung der ägyptischen Landwirthschaft. Zunächst brachte er mit großer, stets vorauszuberechnender Regelmäßigkeit alljährlich neue düngende Fruchterde herbei, die für die Samenkörner eine weiche Geburtstätte wurde. Man konnte also den Viehdünger zu der Feuerung verwenden, was in dem holzarmen Lande dem häuslichen Leben eine große Erleichterung und dem Landmann eine große Sicherheit gewährte. Diese Ueberschwemmung aber nöthigte auch die Menschen alljährlich nicht allein für sich selbst, sondern auch für ihre Heerden, ihr Zugvieh und sonstigen Hausthiere ausreichende Vorräthe an Lebensmitteln auf die Zeit bereit zu halten, wo das ganze Land überschwemmt und Waiden und Gartenland mit Wasser bedeckt war. Der fast immer heitere Himmel zwang ferner die Menschen darauf zu sinnen, durch Kunst eine von der Natur versagte Wässerung der Wiesen, Gärten und Felder herzustellen. So wurden denn die Canäle und Seen geschaffen, die dann hinwiederum als Nebenstraßen für die Fortschaffung der Lebensmittel und anderer Erzeugnisse der Landwirthschaft benutzt werden konnten, wo der Nil zu entfernt war.

Die Viehzucht erforderte große Aufmerksamkeit auf die Erzeugung der nothwendigen Futterkräuter und Gräser. Bei dem Werthe, welchen das fruchttragende Land hatte, ist vorauszusetzen, daß man sehr sparsam damit umging und daß nicht viel Land als bloße Waide benutzt worden sey, daß man daher aber auch das Futter, wo es sich fand, fleißig sammelte *).

Der Ackerbau machte wenig Vorbereitung nöthig, da das vom Wasser erweichte Land den eingeworfenen Samen durch dessen Schwere in sich eindringen ließ. Doch kommt auch der Pflug vor und zwar mehrere Arten desselben, wie wir aus den von Rosellini (m. c. Taf. XXXII. u. XXXIII.) mitgetheilten, der Darstellung des Ackerbaues gewidmeten Tafeln ersehen. Der mit der Hand geführte Pflug **) bestand aus einem kurzen hölzernen Stabe, an welchem in einem

*) Diodor bemerkt, daß man die Schafe nach der Ernte auf die Felder zur Waide trieb und daß sie jährlich zweimal warfen. I. 36.

**) Taf. VI. Fig. 2. Dazu Wilkinson III. 248. Nachdem der Druck des 4. Bandes vollendet war, erhielt ich einen solchen Handpflug aus Neu-Seeland, dessen Stiel 2 E. 9 Z. Länge, dessen Knochen 19 Z. Länge u. 3½ Z. Breite hat.

Winkel von etwa 40 Graden ein ohngefähr zwei Ellen langes gekrümmtes Holz mit dem starken Ende angebunden war; von der Mitte des Stabes ging ein Strick nach dem krummen Holze, der demselben noch mehr Festigkeit verlieh. Ganz so sind auch einige solcher Hacken oder Handpflüge, welche in ägyptischen Gräbern gefunden und in den Museen von Europa aufbewahrt werden. An den in dem Berliner Museum befindlichen ersehen wir, daß das Holz, womit man in die Erde grub, breit und zugespitzt war. Sie haben die Gestalt der bei den Südseevölkern üblichen Handpflüge, nur daß bei diesen der Stiel aus leichtem Rohr, die Pflugschaar aber zum Theil aus schwerem und starkem Knochen gefertigt ist, der in einer hölzernen, an den Stiel gebundenen Kapsel steckt, die mit denselben durch starke Fäden verbunden ist. Diese älteste Form des Pfluges kommt denn auch in den Hieroglyphen vor. Wir sehen auf der 32. Tafel Rosellini's vier Männer, welche mit solchen Handpflügen den Boden bebauen, was eigentlich nur dann stattfand, wenn die Ueberschwemmung schon lange vorüber und die Erde wieder ausgetrocknet war, d. h. also bei der zweiten Bearbeitung des Landes, nachdem die erste Ernte vorüber war. Hinter diesen Männern befinden sich zwei Bauern mit Peitschen, welche eine Heerde Ziegen auf das bearbeitete und bereits besäete Feld treiben, um die Saamenkörner durch diese eintreten zu lassen, eine Sitte, welche noch jetzt in einem Theile Aegyptens herrscht *).

Außer dem Handpfluge hatte man einen größeren Pflug, welcher von einem Manne (s. descr. de l'Egypte. Ant. I. pl. 68.), dann dieselbe Form des Pfluges, welcher von zwei Ochsen gezogen wurde und den ein hintennach schreitender Mann mit Gewalt an zwei emporstehenden Handhaben niederdrückt, während ein nebenherschreitender Bauer die Zugthiere mit einem Stabe antreibt (s. Taf. VI. 1.).

Endlich bemerken wir bei Rosellini einen großen und schweren Pflug, welcher zwei Pflugschaaren, die parallel neben einander stehen, hat und die an einer tüchtigen Deichsel befestigt und an zwei Rinder gespannt ist. Ein Mann lenkt das Ackerzeug, hinter ihm schreitet ein Gefährte, welcher aus einem Korbe Samenkörner faßt und in großen Bogen in die Furchen streut; vor den ziehenden Kühen galoppirt ein Kalb, wodurch das Geschlecht der Zugthiere genugsam angedeutet wird.

Die 33. Tafel von Rosellini zeigt uns die Ernte. Die Schnitter fassen das Getraide unterhalb der Aehre beim Stengel mit der linken Hand und schneiden mit einer kurzen Sichel **) einen Büschel durch, welchen sie einem neben ihnen stehenden Manne übergeben, der die Aehren sodann in Bündel von etwa 1½ Fuß Durchmesser mit

*) Diodor v. Sicilien I. 36. Abbildungen der Ackerleute s. descr. de l'Egypte I. 68—71. II. 73. 90. IV. 65. 68. V. 17.
**) S. Taf. VI. 4.

einem Stricke schnürt und aufstapelt. Die Aehren sind so gelegt, daß sie auf beiden Seiten des Bündels herausragen. Der Durchschnitt der Getraidestengel geschieht etwa in Kniehöhe vom Boden, so daß also die Hälfte derselben auf dem Felde stehen blieb.

Die Aehrenbündel werden hierauf zu der Dreschtenne gebracht, welche eine eigenthümliche Form hat; sie ist nämlich von einem Wall umgeben und bildet so einen großartigen Kessel, in welchem sechs Rinder von einem Manne mit einer kurzen mehrschwänzigen Peitsche herumgetrieben werden. Dabei steht ein Mann, welcher mit einem weichen Besen an langem Stiele die Abfälle zusammenkehrt. Die von den Rindern ausgetretenen Körner sammelt man in einen Korb, der auf der Schulter eines Mannes fortgeschafft wird.

Auf der 34. Tafel von Rosellini sehen wir nun, wie das Getraide gewürfelt, dann aber in Säcken in die Getraidemagazine getragen und daselbst vermessen wird. Schon auf der vorhergehenden Darstellung bei den Schnittern bemerken wir Männer, welche die abgeschnittenen Aehrenbüschel zählen, in den Magazinen sind eben dergleichen Aufseher vorhanden *) und das Magazin selbst bestand aus Stockwerken, welche in Zimmer abgetheilt waren, deren jedes eine bestimmte Quantität Getraide fassen konnte, dessen Werth und Zahl auswendig an der Wand mit schwarzen Schriftzeichen angemerkt war. Auf der 35. Tafel aber ist ein Magazin abgebildet, welches aus zwei Reihen kuppelförmiger, kleiner Gebäude besteht, deren jedes an der Seite eine kleine Oeffnung hat, wie man sie noch jetzt in Oberägypten bei den Arabern finden soll.

Rosellini (m. c. I. 312.) macht darauf aufmerksam, daß bei der Darstellung der Dreschtenne eine hieroglyphische Inschrift befindlich ist, welche ein Lied enthält, das etwa also lautet: „Tretet von selbst, ihr Rinder, tretet von selbst, tretet von selbst das Stroh; die Ernte (gehört) euern Herren."

Die 35. Tafel enthält ferner die Darstellung eines kegelförmigen Behälters, in welchen ganze Aehren geworfen werden, um sie ungedroschen aufzubewahren. Mir scheint Rosellini's (m. c. I. 328.) Muthmaaßung, daß hier die Bewahrung des Samenkorns abgebildet sey, große Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Auf den folgenden Tafeln sehen wir nun die Ernte des Leins, der sodann in abgezählte Bündel gepackt auf dem Rücken eines Esels hochaufgestapelt ist, so daß außer dem mit dem Stock bewaffneten Treiber ein Mann nebenher geht, der die hochaufgethürmte Bürde im Gleichgewicht zu erhalten strebt. (Rosellini m. c. XL. 2.)

Die zweite Abtheilung der 36. Tafel zeigt uns die Ernte der

*) Das Bureau eines solchen Magazinaufsehers hat Rosellini (m. c. T. 35. Fig. 4.) mit allen seinen Einzelheiten dargestellt, wobei das Tintefaß, das Papierfalzbein und Schreibrohr zu sehen sind; m. c. I. 330.)

Durrha, wobei auch ein Frauenzimmer beschäftigt ist. Die Körner werden auf einer Dreschtenne von vier an den Hörnern zusammengekoppelten Ochsen ausgetreten. Ein Mann steht mit einer hölzernen dreizackigen Gabel dabei, um die langen Stengel zu wenden.

Die Baumwolle wurde ebenfalls angebaut *).

Von Wasserpflanzen benutzte man mehrere; theils zur Speise, theils zu einem wichtigen Product des alten Aegyptens, dem Papier, ward der Byblus verwendet.

Der Byblus wuchs nicht in tiefem Wasser; den Stengel kaute man des Saftes wegen, oder man schmorte ihn. Den obern Theil der Pflanze verwendete man zur Anfertigung des Papyrus, dessen in Aegypten nicht weniger als in den alten Reichen von Anahuac verbraucht wurde und worauf wir später zurückkommen.

Einer der wichtigsten Gegenstände des Landbaues in Unterägypten war der Lotos (Nymphaea Lotus und Nymphaea Nelumbo) in zwei Arten **). Wenn der Strom anschwillt und die Felder unter Wasser setzt, wachsen im Wasser viele Lilien, welche die Aegypter Lotos nennen; diese pflücken sie, dörren sie an der Sonne, zerschroten alsdann das mohnähnliche Gewächs, das mitten im Lotos steckt, und backen am Feuer Brot daraus. Die Wurzel der Pflanze ist ebenfalls eßbar und wohlschmeckend, sie ist rundlich und von der Größe eines Apfels. Auch haben sie noch andere rosenähnliche Lilien, die gleichfalls im Wasser vorkommen und deren Frucht in einem beigewachsenen Kelch von der andern Wurzel hervorkommt, fast ganz einer Wespenwabe an Gestalt vergleichbar. Darin stecken eßbare Körner, so groß wie ein Oelkern, in Menge, welche sowohl frisch wie getrocknet gegessen werden. Die Pflanzen kommen öfters auf den Denkmälern und zwar so trefflich gezeichnet vor, daß der Botaniker sie sofort erkennt ***).

Ferner baute man Zwiebeln (Rosellini m. c. I. 382. u. Taf. XL. 1.) und den Hibiscusstrauch (hibiscus esculentus), wie Rosellini (m. c. Taf. XXXIX. F. 3. u. S. 380.) nachweiset, der auch noch heutiges Tages in Aegypten gepflegt wird. Die Frucht wird gegessen, die Blätter aber haben Heilkraft. Man zog sie laubenförmig.

Von Oelgebenden Früchten pflegte man den Wunderbaum, Sesam, dessen Frucht Herodot (II. 94.) Sillikyprion nennt und die man längs der Seen und Flüsse anpflanzte.

Von Wichtigkeit war der Anbau der Feigenbäume oder Sykomoren. Ein Wandgemälde von Beni Hassan zeigt uns einen sol-

*) Rosellini m. c. I. 341., wo die Stellen der Alten gesammelt sind.

**) S. Heeren, Aeg. II. 519. u. Rosellini m. c. I. 380.

***) Z. B. Description de l' Egypte. Ant. II. pl. 90. Lotosernte. Belzoni pl. 2. Rosellini m. c. I. 387. u. pl. 40. 74. Vergl. auch Raffeneau Delile hist. des plantes cultivées en Egypte in der description de l' Egypte. Octavausg. Tom. XIX. p. 41.

chen Baum, den bereits drei grüne Affen in Besitz genommen, während zwei Männer seine Früchte abpflücken und in Körbe sammeln. Ob die Affen aus eigner Wahl und zu ihrem Vergnügen, oder auf Befehl der Herrschaft und in ihrem Berufe arbeiten, wie Wilkinson (II. 100.) muthmaßet, will ich unentschieden lassen; offenbar aber ist, daß sie vorläufig die reifen Früchte zum Munde führen, ja, daß der eine mit der Hand eine Frucht ergreift und mit der Nase die Beschaffenheit der anderen prüft.

In der von Rosellini mitgetheilten Abbildung eines Gartens bemerkt man Reihen von Palmenbäumen; es sind dieß Dattelpalmen, deren Frucht bei den Alten sehr beliebt war. (Rosellini m. c. I. 366. und Taf. XL.) In Oberägypten hatte man noch die Doumpalme*).

Daß der Wein in Aegypten beliebt und der Weinstock deshalb gepflegt wurde, haben wir schon oben bemerkt, wo wir auch inmitten einer großen Gartenanlage ein Feld mit Weinstöcken angetroffen haben. Die Weinernte finden wir mehrfach dargestellt. So auf dem großen Relief von Theben, wo ziemlich alle Beschäftigungen der ägyptischen Landwirthe dargestellt sind. Wir erblicken hier einen gewaltigen Weinstock mit seinen Trauben, welche abgenommen werden. Eine andere Darstellung hat Rosellini. Wilkinson (II. 151.) vermuthet, daß man nach der Weinernte die jungen Böcke an die Stöcke gelassen, um diese abzuweiden, und er beruft sich auf eine Darstellung von Beni Hassan, wo allerdings zwei Ziegen sich über einen Weinstock hergemacht haben, mit denen es wohl aber dieselbe Bewandniß haben mag, wie mit den Feigensammlern aus dem Affengeschlecht**).

Ueber die Zucht und Wartung der Blumen, welche so sehr beliebt waren, der officinellen Pflanzen, einiger Gemüse fehlen uns genauere Nachrichten***), daß aber der Feld- und Gartenbau mit eben so großer Liebe als Sorgfalt und Geschick betrieben wurde, zeigt uns die außerordentliche Nettigkeit und Sauberkeit der Pflanzungen, die aus den Denkmalen hervorgeht. Es ist alles so regelmäßig und ordentlich mitgetheilt, die Pflanzen sind in schöner, gerader Linie gepflanzt, die Arbeiter in gehöriger Ordnung aufgestellt, Alles ist beaufsichtigt und überwacht. Zu dieser Ordnung zwang außer der Beschränkung, welche die Kostbarkeit des Landes gebot, auch noch die regelmäßige Wiederkehr der jährlichen Ueberschwemmung. Eine gewisse Sauberkeit gestattete auch der Umstand, daß jene schweren Arbeiten des Düngens und Pflügens, welche den Landbau in steinigen

*) Histoire du palmier doum de la haute Egypte par Delile descr. de l'Egypte XIX. 11. Abdallatif v. Wahl S. 90.

**) Description de l'Egypte. Ant. I. pl. 68. Rosellini m. c. I. 365. Taf. XXXXIII.

***) S. Delile mem. sur les plantes cultivées en Eg. descr. de l'Egypte XXIX. 41. und über die wildwachsenden das. S. 23. Dazu Abdallatif v. Wahl S. 35.

oder sandigen Gegenden so sehr erschweren, in Aegypten aber durch die Nilüberschwemmung überflüssig waren und daß man daher Zeit hatte, auf das Aeußere mehr Sorgfalt zu verwenden; dazu kam noch, daß die Zeit der Ueberschwemmung dem Landmann eine mehrwöchentliche Ruhe und Erholung brachte. Während Aegypten unter Wasser stand, hörten alle Geschäfte auf und alle Welt überließ sich der Freude und dem Vergnügen, und dieß stand selbst dem Landmann bei der Arbeit stets vor Augen.

Das Nilwasser war das Lebenselement der ägyptischen Flora und wohin man dasselbe leiten konnte, da war Fülle und Segen. Daher sorgte man, dasselbe durch Canäle und Dämme in die Seen und Teiche zu leiten, um aus diesen sodann die Grundstücke gehörig bewässern zu können. In der Darstellung des großen Gartenlandes bei Rosellini (Taf. LXIX.) und Wilkinson (II. 143.) sehen wir vier Teiche und einen Canal, die von Palmen und Feigenbäumen beschattet wurden. Aus diesen Behältern schöpfte man das Wasser mit einem Gefäße, welches an einem Strick an einer langen Stange hing, welche wie ein Schlagbaum oder ein Ziehbrunnen an einem oder zwei in die Erde gestellten Pfählen sich bewegte. Bis zu dem Punkte der Ausschöpfung waren Rinnen oder Gräben in die Beete der Pflanzung geführt und in diese wurde das geschöpfte Wasser gegossen. (Wilkinson II. 4. nach thebanischen Darstellungen.) Demnächst mußte aber an diejenigen Stellen des Gartens, wohin sich keine solche Wasserleitung führen ließ, das Wasser von den Arbeitern in Gefäßen getragen werden, welche sie an Joche hingen, die sie auf den Schultern trugen. So sehen wir bei Rosellini (m. c. XL.) einen Mann, der aus einem Brunnen Wasser schöpft, hinter ihm aber ist der Graben angedeutet, in welchen er dasselbe schüttete, um es der Pflanzung zufließen zu lassen. Dieselbe Tafel zeigt uns ein im Viereck abgetheiltes Beet mit Blättern, welche eben so gut einer Gurkenart als einer Nymphäa angehören können. In der Nähe ist ein kleiner von Wasserpflanzen umrankter Wasserbehälter, aus welchem eben ein Arbeiter zwei runde, weitbauchige Gefäße gefüllt hat. Vor ihm steht in gebückter Stellung ein zweiter Arbeiter, ebenfalls mit dem Joch auf dem Nacken, welcher aus einem Gefäße Wasser in die Beetrinnen oder Furchen laufen läßt.

Die im heutigen Aegypten so üblichen Schöpfräder haben die Alten nicht gekannt, sondern sie brachten das Wasser auf die angegebenen einfachen Arten in die Pflanzungen.

Wir wenden uns nun zu den

Handwerken

der alten Aegypter und beginnen mit dem der Schmiede.

Die alten Aegypter benutzten, wie alle Völker der Erde, in den ersten Zeiten ihres Culturganges die Steine und zwar die Geschiebe

der härteren Steinarten, Basalt, Grünstein, Diorit, Jaspis, Quarz, Granit, Marmor, welche die Regengüsse aus Aethiopien in das Nilthal brachten und welche der Strom sodann auf seinem Schlamm- und Sandbette nicht allein weiter abglättete, sondern auch nach den niederen Gegenden führte. Die schönfarbigen Amethyste und Jaspisse benutzte man in späterer Zeit als Schmucksachen, die größeren, namentlich keilförmigen Basalte als Aexte und Hacken. Dem Feuerstein sah man bald seine Spaltbarkeit an und schlug Pfeilspitzen und kleine Messer daraus, die sich auch noch dann im Gebrauch erhielten, als man schon längst die Metalle zu bearbeiten gelernt hatte.

Die Aegypter kannten und bearbeiteten Gold, Silber, Kupfer, dieses rein oder mit Zinn gemischt, also Bronze, Blei und Eisen. Letzteres kommt am seltensten auch hier, wie im alten Mexico und dem germanischen Europa vor.

Das Gold erhielten sie theils auf Handelswegen aus dem innern Africa (s. C.-G. III. 274.) theils hatten sie eigenen Goldbergbau, über welchen uns der ausführliche Bericht des Diodor von Sicilien (III. 11. ff.) vorliegt, den wir schon deshalb mittheilen müssen, weil uns hier die Gewinnung des Metalls aus Erz auf bergmännischem Wege zum ersten Male entgegentritt. Diodor sagt: „An dem äußersten Ende von Aegypten, da wo Aethiopien und Arabien zusammengränzen, ist eine Gegend, die viele und große Goldbergwerke hat, woraus viel Gold mit großer Mühe und Kosten gewonnen wird. Die Erde, welche an und für sich schwarz ist, ist mit Adern von Marmor durchwachsen, der von so vorzüglicher Weiße ist, daß er alles was schimmert, an Glanz übertrifft und woraus die Aufseher über die Bergwerke das Gold durch eine Menge Arbeiter bereiten. Die Könige von Aegypten schicken die, welche Uebelthaten wegen verurtheilt wurden, oder Kriegsgefangene, wohl auch durch Hinterlist oder königlichen Zorn gestürzte Männer zuweilen allein, oft aber auch mit ihrer ganzen Verwandtschaft in die Goldbergwerke, sowohl zur Strafe als des größern Gewinnes wegen. Die dorthin geschickten, deren eine große Zahl ist, sind alle in Fesseln und arbeiten Tag und Nacht ohne Erholung. Sie haben keine Gelegenheit zu entfliehen, da die Wachen aus ausländischen Soldaten bestehen, verschiedene Sprachen reden, so daß Niemand durch freundlichen Zuspruch einen von der Wachmannschaft verführen kann. Die härteste goldhaltige Erde brennen sie in einem großen Feuer aus, machen sie dadurch mürbe und lassen sie durch Menschenhände bearbeiten. Den so mürbegemachten Stein, der nur eine weitere Bearbeitung durch Steinmeisel zuläßt, bearbeiten viele Tausende elender Menschen. Der Künstler, welcher den Stein prüft, leitet das ganze Geschäft und giebt den Arbeitern Anweisung. Diejenigen Verurtheilten, welche die meiste Körperkraft besitzen, zerhauen mit spitzigen eisernen Hämmern ohne wei-

tere künstliche Beihülfe den marmorartigen Felsen. Sie hauen die Stollen nicht in gerader Linie ein, sondern nach der Richtung der Gänge. Weil sie sich nun wegen der Biegungen der Stollen im Finstern befinden, so tragen sie Lichter, die ihnen an die Stirn befestigt sind, mit sich herum. Sie müssen oft, je nach der Beschaffenheit des Felsens, die Stellung ihres Körpers verändern und werfen die ausgehauenen Stücken auf den Boden, und diese Arbeit verrichten sie unablässig unter harter Begegnung und Schlägen von dem Aufseher. Die Knaben unter siebenzehn Jahren gehen durch den Stollen in die ausgehöhlten Felsen, holen mühsam die kleingeschlagenen Steine heraus und legen sie außen vor dem Eingang unter freiem Himmel nieder. Die, welche unter dreißig Jahren sind, nehmen eine bestimmte Anzahl dieser Steine und zerstoßen sie in steinernen Mörsern mit Eisenkeulen, bis sie so klein sind wie Erbsen. Von diesen erhalten sie nun die alten Männer und Frauen und schütten sie in die Mühlen, deren viele in einer Reihe dastehen und welche mit Kurbeln bewegt werden, an deren jeder zwei oder drei Personen stehen. Die Arbeiter sind ohne alle Kleidung und schlecht genährt, so daß sie Niemand ohne Mitleid ansehen kann. Weder der Kranke noch der Gebrechliche, weder der Alte noch das schwache Weib erhalten die mindeste Nachsicht und Milderung; alle werden durch Schläge zur Arbeit gezwungen bis sie dem Elende erliegen, so daß alle mit Sehnsucht den Tod erwarten, der sie von solchem Elend erlöset. Zuletzt nehmen die Künstler den zermahlenen Stein und legen ihn auf eine breite Tafel, die ein wenig abhängig liegt, und gießen Wasser darauf, welches die erdigten Theile auswäscht und fortschwemmt, während das Gold auf dem Brete liegen bleibt. Diese Arbeit wird öfter wiederholt, wobei Anfangs die Masse mit den Händen sanft gerieben wird. Dann drücken sie mit dünnen Schwämmen lose darauf und ziehen so alles Erdigte und Lockere an sich, so daß der Goldstaub ganz rein übrig bleibt. Endlich nehmen es andere Künstler nach Maaß und Gewicht zusammen, schütten es in thönerne Tiegel und thun eine angemessene Masse Blei, Salzkörner, ein wenig Zinn und Gerstenkleie dazu, legen einen genaupassenden Deckel darauf, verstreichen ihn sorgfältig mit Lehm und lassen es so fünf Tage und fünf Nächte unaufhörlich im Ofen sieden. Hierauf lassen sie es abkühlen und finden sodann von dem Zuschlag nichts im Tiegel, sondern nehmen das reine Gold mit wenigem Abgang heraus. — Die Erfindung dieser Bergwerke ist uralt und ihre Einrichtung schreibt sich schon von den alten Königen her."

So weit der Bericht der Alten, der uns zeigt, daß das Bergwerk ziemlich wie das unserer Vorfahren vor etwa hundert Jahren beschaffen war. Wir erkennen darin die Tag- und Nachtschichten, den Bau in Stollen, die Pochwerke und Wäschen, die Schmelzanstalt. Die Goldbergwerke wurden auch noch von den arabischen Kalifen

ausgebeutet, später blieben sie liegen, bis in neuerer Zeit der Wiederhersteller Aegyptens, Mehmed Ali, sie wieder aufsuchen ließ. Linant und Bonomi fanden sie in der Bascharinwüste, 17 bis 18 Tagereisen südöstlich von Kom Ombo am Nil.*) Das Gold findet sich in quarzigem Gestein.

Die Bearbeitung des Goldes ist auf den Denkmalen von Beni-Hassan und Theben bei Rosellini (LI. LII.) und Wilkinson (III. 222 ff.) dargestellt. Wir sehen die Schmelzer, welche den Tiegel auf einem halbrund ausgehöhlten Heerde stehen haben und mit einem Rohre hineinblasen; dann aber besonders auch die Wieger und Schreiber. Die Goldschmiede arbeiten ebenfalls mit dem Blaserohre und der Zange (Rosellini m. c. L.—LIII. Wilkinson III. 224). Die Aegypter gossen sehr viele Sachen aus Gold; wie dieß bewerkstelligt wurde, zeigt Tafel L. bei Rosellini. Wir sehen einen Heerd, aus welchem Feuerflammen emporsteigen; in diesen Heerd münden von jeder Seite zwei Röhren, welche mit einem kleinen Blasebalge in Verbindung gebracht sind, der aus zwei ledernen Schläuchen besteht. Ein Mann hat auf jeden dieser Bälge einen Fuß gesetzt. Von jedem Balge aus geht eine Schnur, die er in der Hand hält. So fand denn eine ununterbrochene Zuführung von Luftströmen in die Flamme Statt. Ueber dem Heerde sehen wir das Gefäß, worin das zu schmelzende Metall sich befand und was eine schaalenartige Form hat. Wir sehen ferner, wie die beiden Männer vom Balge herabgetreten sind und mit einer aus Drath bestehenden Schlinge oder zwei bogenartigen, mit beiden Händen an beiden Enden erfaßten Stäben das Gefäß mit dem geschmolzenen Metall fassen und aufheben. Ein drittes Bild stellt dar, wie beide Männer zu einer Art Kasten treten, in welchen eine Reihe Trichter gesteckt sind, welche jedenfalls die Mündung der Gußform berühren. In einen dieser Trichter schütten oder gießen sie das geschmolzene Metall behutsam ein. In den ägyptischen Grabstätten hat man Goldschmuck aller Art, Ringe, Armketten und Reife, Halsbänder, Ohrringe und andere Zierrathen gefunden. Auf den Darstellungen erscheinen Gold- und Silbergefäße, Statuen, aus Gold oder aus Silber und Bronze mit Gold eingelegt. In dem Grabmale des Königs Ramses III. zu Theben bemerkte man Abbildungen von goldnen viereckigen Körbchen in durchbrochener Arbeit, die den Arbeitskörbchen unserer Damen in der Form sehr nahe kommen. (Wilkinson III. 226.)

In den ältesten Zeiten und auf den Anfängen der Metallurgie wird, wie bei den Negern, das Gold immer massiv angewendet. Gar bald aber lernte man die außerordentliche Dehnbarkeit desselben kennen. Wir fanden schon bei den Mexicanern Holzornamente, welche mit dünnen Goldblättchen überdeckt sind. Das Gold ward also zu-

*) Wilkinson III. 227.

vörderst geschlagen. In ägyptischen Gräbern hat man Mumien gefunden, deren Gesicht mit feinen Goldblättchen ganz bedeckt ist. In den Sculpturen und Gemälden kommt eine sehr feine Vergoldung vor, die auch in den mosaischen Schriften mehrfach erwähnt wird also in eine sehr frühe Zeit hinaufsteigt. Man fand in den Gräbern von Theben Bronzevasen, Geräthe, Spielzeug-Statuetten und andere Gegenstände aus Metall und Holz, welche vergoldet waren. Man fand hölzerne Kasten, gemalte Kleider, Wandgemälde und Sculpturen mit Vergoldung, ja zuweilen Mumien, deren ganzer Körper unter den Bandagen vergoldet war.

Das Silber war den Aegyptern ebenfalls bekannt und es wurde in der Weise angewendet wie das Gold.

Für Geräthe und Gefäße, Werkzeuge und Waffen zum wirklichen Gebrauch im gemeinen Leben wendete man Kupfer, Bronze und Eisen an. Das letztere kommt am seltensten unter den in den Grabstätten gefundenen Gegenständen vor; die meisten Werkzeuge sind, wie die in den griechischen und altgermanischen Gräbern aus Bronze, die aus Kupfer besteht, welches mit Zinn gemischt und dadurch mehr gehärtet ist. Es scheint, daß die Alten die Kunst verstanden haben, der Bronze einen weit höheren Grad von Härte zu geben als die neuern Metallarbeiter.*) Wie die Alten diese Härtung hervorbrachten, kann man gegenwärtig nicht nachweisen; daß sie aber die Kunst besaßen, Bronze stahlhart herzustellen, beweisen viele in den Gräbern gefundene Geräthe und die Anwendung der Bronze zu Waffen, namentlich zu Schwertern, Dolchen, Lanzen und Aexten. Aus Kupfer fertigte man aber auch Schmucksachen, wie Ringe für Finger, Arme und Füße, Hals und Ohren, dann allerlei Kettchen, Anhängsel, Nadeln; man fertigte Spiegel aus Kupfer und Bronze, Gefäße, besonders Schalen, dann aber auch Statuen von besonderer Größe. Daß man die Bronze gleich von Haus aus mit jener grünen Oberfläche vermittels eines Lackes versehen, welche wir an antiken Bronzegegenständen so sehr schätzen, möchte ich bezweifeln. Wenn man antike Bronze putzt und vom Roste befreit, bemerkt man bald, daß die grüne Färbung durchaus keine gleichmäßige Dicke hat, sondern daß sie an einer Stelle bei weitem mehr als an der anderen in das Metall eingedrungen ist. Dazu kommt, daß Armringe, Halsgeschmeide und andere Schmucksachen aus Bronze jedenfalls, wie

*) Mehrere kleine Bronzestatuetten meiner Sammlung ließ ich vor mehreren Jahren mit Stiften versehen, um sie bequemer auf Holzpostamente befestigen zu können. Der Mechanicus, welcher diese Arbeit verrichtete, war erstaunt über die außerordentliche Härte des antiken Metalls und konnte durchaus nicht begreifen, wie es möglich sey, demselben diese Dichtheit zu geben. Antike bronzene Spiralringe meiner Sammlung haben eine Federkraft, welche der der modernen Stahlfedern gleichkommt.

noch heute unser unächter Schmuck, den Zweck hatten, ächten Goldschmuck zu ersetzen und vorzustellen. Man würde sonst keine Vergoldung angewendet haben. Im Gegentheile zeigen viele antike Gegenstände, namentlich Schwertklingen, die deutlichsten Spuren, daß sie lange bevor sie der Erde übergeben worden und als sie noch im Gebrauche waren, fleißig geputzt und gesäubert, oder auch durch häufigen Gebrauch abgegriffen und abgerieben worden sind. Diese Stellen würden, wenn sie von Haus aus grün gebeizt, gefärbt oder sonst mit Farbe bedeckt und lackirt gewesen wären, doch eine ganz andere Färbung, eine andere Beschaffenheit der Oberfläche haben. Das ist aber, wie ich an vielen Exemplaren, namentlich Dolchklingen, Messern, Axt- und Meiselklingen, Ringen meiner Sammlung beweisen kann, durchaus nicht der Fall. Die ausgeschliffenen und abgeriebenen Stellen zeigen eben so schöne grüne Rostüberzüge, wie die, welche weniger von dem Gebrauche angegriffen sind. Allein wir bemerken, daß die Bronze selbst sehr verschieden ist und daß man gar mannigfache Mischungen kannte und anwendete, indem das Metall bald röther, bald mehr oder weniger weißgelb ist; daher ist auch der Rost nicht von einerlei Grün und Gegenstände, die in einem und demselben Grabe gefunden werden, zeigen daher oft eine sehr verschiedenartige Färbung in der Rostfläche. Sie sind bald ganz hellgrün, wie Grünspan, und dann immer etwas dick mit einem mehligen, leicht bröckelnden Roste bedeckt; das schönste goldfarbne Metall hat auch den schönsten und dunkelsten Rost, der oft schwarzgrün, oft aber auch wie der schönste Malachit fein und dicht anliegend ist*).

Am seltensten findet sich Eisen in den ägyptischen Grabstätten, wie Rosellini (m. c. II. 301.) und Wilkinson (III. 248.) und alle anderen Berichterstatter einstimmig melden. Die mosaischen Schriften, Herodot, Diodor u. s. w. sprechen aber von dem Gebrauche des Eisens bei den alten Aegyptern in einer Weise, die uns keinen Zweifel übrig läßt, daß dasselbe dort eben so allgemein für die Arbeiten des gewöhnlichen Lebens in Gebrauch gewesen, wie es heut zu Tage bei uns der Fall ist. Wir fanden den Gebrauch des Eisens, ja die Gewinnung desselben aus Eisenstein schon auf niedern Culturstufen bei den Hottentoten und Negern. (C.-G. III. 271.) Die Aegyptischen Bergleute, so wie die Bildhauer bedienten sich desselben bei ihren

*) S. über diesen hier angedeuteten Gegenstand besonders Wilkinson II. 241. 245. 255. Rosellini m. c. II. 300. — Dann C.-G. IV. 257. Dabei bemerke ich noch, daß der Gebrauch der Bronze wohl von den kaukasischen Einwanderern mit nach Aegypten gebracht wurde und seinen Weg von Norden nach Süden genommen hat, während sich das Eisen vielleicht bereits bei der passiven Urbevölkerung in Gebrauch fand, da bekanntlich dieses Metall in ungeheurer Masse über die Erdoberfläche verbreitet ist und sich gar bald als nutzbares Material kund giebt.

Arbeiten. Dennoch kommt es seltener in Grabstätten vor als Bronze. Die Ursache dieser Erscheinung liegt meistens darin, daß das Eisen der Zerstörung durch den Rost ausgesetzt ist, wie alle jene eisernen Gegenstände beweisen, welche in der Erde gefunden werden. Auf den Schlachtfeldern des letzten Krieges finden wir Flintenläufe und starke Säbel schon ganz zerlöset und zerfallen, so daß sie sich schalig und blättrig absondern, während dünne Uniformknöpfe aus Messing sich vortrefflich unter ihrer grünen Rostdecke erhalten haben, wie die vor mir liegenden Stücke deutlich beweisen. Das Eisen verwendete man im alten Aegypten zu Aexten, Meißeln Hacken, Nägeln und in späterer Zeit auch zu Ringen.

Spinnen und Weben u. a. Handwerke

sind nächst dem Schmieden und der Wollbearbeitung diejenigen Handwerke, welche wir auf dem Wege, den die Völker in der Cultur zurücklegen, mit am frühesten antreffen. Auf den niedern Stufen finden wir die einfache Kleidung aus den Fellen der Thiere gefertigt; in der Südsee, wo es an größeren felltragenden Thieren fehlt, fertigt man Kleider aus Pflanzenhaut, indem man die Baumrinde zu einem feinen Filze macht. Wo Pflanzenwolle vorhanden ist, wie in Südamerica, lernte der Mensch gar bald, dem Beispiele der Spinnen folgend, aus dieser Wolle Fäden ziehen und sie durch Drehen haltbarer, durch Flechten stärker machen.

Das Geschäft des Spinnens ist auf den ägyptischen Denkmälern öfter dargestellt; demselben geht natürlich die Herstellung der Pflanzenwolle voraus. Wir sehen daher (Rosellini m. c. XLI.), wie man die Baumwolle durch Klopfen und Aufweichen im warmen Wasser geschmeidiger und geschickter zur Bearbeitung machte. Diese Arbeit wird durch Männer verrichtet. Die Wolle hat eine gelbliche Farbe, welche daher auch die Stoffe haben, die den Nankings von Malta und Indien gleichen.

Darauf folgte nun das Spinnen mit der Spindel, womit wir sowohl Männer als auch Frauen beschäftigt finden. Die Frauen ziehen den Faden aus einem Wollbündel, der in einem Gefäße liegt, worin er angefeuchtet ist. Sie haben sich, um den Faden desto länger ausziehen zu können, zum Theil auf eine Erhöhung gestellt und manche Frauen haben zu gleicher Zeit zwei Spindeln (Rosellini XLI.); die Männer aber führen nur eine einzige. Einer der Männer zieht seinen Faden über eine hölzerne aufrecht vor ihm stehende Gabel.

In den Gräbern hat man mehrere Spindeln gefunden, die sämmtlich aus Holz sind und einen Fuß und drei Zoll Länge und einen Würtel aus Gips oder Composition haben. Manche Spindeln waren aus Blättern von Palmen und andern Pflanzenfasern gefloch-

ten und gewebt, daher elastisch, und da sie nicht ganz glatt waren, hielten sie die aufgewundenen Fäden um so fester. Einige hatten oben eine mannichfach gestaltete Schlinge oder Schleife, um den Faden durchziehen zu können, und es sind verschiedene Arten in den europäischen Museen vorhanden. (Wilkinson III. 136. m. Abbildung.)

Gleich der Baumwolle wurde auch der Flachs geklopft und gesponnen, was wir ebenfalls auf den Denkmälern dargestellt finden (Rosellini m. c. XLI.) und was im Wesentlichen mit der Baumwolle übereinstimmt. Die Frauen ziehen den Flachs durch Steine.

Hierauf folgt nun das Weben der Stoffe, wozu man mehrere Arten Webstühle gebrauchte, die theils platt auf dem Boden lagen, theils auch aufrecht standen und mit deren Hülfe man treffliche und feine Zeuche herstellte, die auch theils einfarbig, theils gestreift, theils gescheckt oder anderweit gemustert geliefert wurden, wie wir aus den Denkmälern (Rosellini LXI. XLII. und Wilkinson III. 132 ff.) ersehen, und welches eine genaue Kenntniß der Färbestoffe voraussetzt, die sich in den Pflanzen und Fossilien des Landes vorfinden. (Wilkinson III. 131.) Man stickte demnächst auch die Kleider, namentlich die Säume, und verstand auch Tressen aus edlem Metalldrath herzustellen, eine Kunst, die wir bei den Völkern des Kaukasus angetroffen haben. (C.-G. IV. 21.) Man kannte eben so wie in Anahuac auch in Aegypten den Indigo. (Wilkins. III. 124.)

Die Producte der ägyptischen Webereien waren im Alterthum sehr berühmt und sie leisteten nicht weniger darin, als die alten Völker von Anahuac. Die Stoffe waren sehr mannichfaltig; man hatte starke, grobe und feine Wollenstoffe, die namentlich als Oberkleider benutzt wurden, da den Priestern der Reinlichkeit wegen verboten war, sie auf der bloßen Haut zu tragen; ebenso bestehen sämmtliche Mumienbandagen aus Linnen und nie aus anderem Stoff;*) die Lebenden, sofern sie nicht Priester waren, trugen auch Baumwollenstoffe. Außerdem verbrauchte man viele Stoffe zum Schmucke der Wohnungen, zu Vorhängen, zu Bett- und Stuhldecken und so fertigte man Stoffe von verschiedenartiger Beschaffenheit, je nach dem Bedürfnisse. Die Mumienbandagen waren wie die feinste Leinwand. Man hatte deren, welche auf dem Quadratzoll 152 Fäden Aufzug und 71 Fäden Einschlag zeigten.**) Man hatte Linnen, dessen Zwirn aus 365 einzelnen Fäden bestand. Man kannte die Kunst, Fäden verschiedener Stoffe zusammen zu weben, wie Baumwolle und Linnen, Gold und Linnen, und webte auch die

*) Wilkinson III. 115. nach den mikroskopischen Untersuchungen von Ure, Bauer und Thomson.

**) Wilkinson III. 125., der die Stellen der Alten, namentlich Plinius H. N. XIX. 1. ff., mit Exemplaren von antiken gewebten Zeuchen sorgfältig vergleicht und letztere ausführlich beschreibt.

mannichfaltigsten Muster auf künstliche Art hinein. Man hatte eine große Menge Arten von Geweben, die theils nach ihrer Beschaffenheit, theils nach ihrem Zwecke, theils nach dem Orte ihrer Verfertigung benannt waren. Man hatte ferner zur Reinigung und Herstellung der Gewänder mannichfache Geräthe, von denen ich nur die hölzerne Kleiderpresse des Berliner Museums erwähnen will. (Wilkinson III. 140.)

Verwandt mit der Anfertigung der Kleidung ist auch die Seilerarbeit, die bei dem großen Verkehr auf dem Nilstrom, bei der Schifffahrt und Fischerei sehr productiv seyn mußte. Man machte die Fäden für die Fischernetze aus Flachs und man hat die Nadeln gefunden, welche man zur Herstellung derselben gebrauchte. Sie waren von Holz oder Bronze. (Wilkinson III. 140. m. Abb.)

Die Schiffstaue waren ebenfalls aus Flachs und die Anfertigung derselben ist in den Denkmälern dargestellt. Wir sehen da z. B. den Seiler mit seinem Gehülfen, der die einzelnen Fäden, aus denen das Tau besteht, knieend zusammenfaßt. Der höherstehende Meister faßt sie mit beiden Händen und dreht sie um, worauf sie in eine kreisförmige Spirale gewunden werden, die durch die mehrfach darum gewundenen Enden festgehalten und in dieser Gestalt in den Vorrathshäusern aufgehängt werden. (Rosellini m. c. LXVI. und Wilkinson III. 143.)

Aus Pflanzenfasern fertigte man auch Siebe. (Wilkinf. III. 145.)

Die Lederarbeiter Aegyptens waren sehr geschickt und bildeten eine Hauptabtheilung der dritten Kaste und in Theben war ihnen ein besonderer Stadtbezirk eingeräumt. Da das Leder der Zerstörung sehr preisgegeben ist, so hat sich auch nur wenig mehr als die Kreuzbänder über den Mumien erhalten, welche vortrefflich gepreßt sind und Königsnamen von einem Alter von 3300 Jahren zeigen. Man fertigte Schuhe, Sandalen, Stuhl- und Sophaüberzüge, Bogenköcher und die Seitenwände der Wagen davon; man verzierte damit Harfen und benutzte Leder zu Dolchscheiden, Schilden und wohl auch zu Panzern, Helmen, ferner zu Wasser- und zu Weinzubern und anderen Gefäßen und Futteralen.

Man bearbeitete die Häute der Esel, Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen, der Flußpferde, aus denen man wahrscheinlich jene Peitschen machte, wie sie noch heute bei den Kaffern als Schambok erscheinen. Die Felle der Löwen und Leoparden, so wie der Girafen bearbeitete man so, daß das Haar daran blieb; sie dienten als Decken, obschon die Denkmale keinen Aegypter zeigen, der in Pelzwerk gekleidet ist.

Zur Gerberei der Felle und Häute*) bediente man sich mancher eine Schärfe enthaltenen Pflanzen, die in Wüsten wachsen;

*) Boudet notice sur ta préparation des peaux en Egypte in

die Riemer und Schuster hatten zum Schneiden des Leders ein Messer mit halbkreisförmiger Schneide, wie es unsere Gerber noch gegenwärtig haben. Sie hatten nur wenige Werkzeuge; eine Ahle, ein Stein zum Glätten des Leders, eine Art Meisel, ein Leisten waren die vorzüglichsten. Das Aushängeschild war ein gegerbtes Fell.

Die Denkmäler zeigen uns ferner die Werkstätten der Tischler, Stellmacher, Wagner und Zimmerleute, deren Werkzeuge wir schon oben kennen lernten, namentlich ihre Aexte, Hobel, Meisel und Bohrer. So enthält die 45. Tafel Rosellinis den Tischler, die 44. den Stuhl- und Gestellmacher, der mit dem Drillbohrer die Löcher in den Stuhlrahmen bohrt, indessen sein Gehülfe ein schöngeformtes Stuhlbein abglättet, von denen zwei fertige bereits zur Seite stehen. Dieselbe Tafel zeigt uns den Wagenbauer, der mit einem unsern Böttcher-Aexten ähnlichen Instrumente arbeitet. Wir sehen fertige und halbfertige Räder mit vier und mit acht Speichen, dann die gekrümmte Deichsel mit dem daran befestigten Joch für zwei Pferde, zugleich aber auch den Riemer, der den Tritt des Wagens mit einem biegsamen Lederneße bespannt. Die 43. Tafel stellt die Speermacher vor, die zuerst das Holz der Länge nach durchsägen und sodann mit der einfachen, meißelartigen Art aus freier Hand die Form des Spießes aus demselben herausarbeiten. Neben denselben arbeiten drei Männer an Bogen.

Die 45. Tafel vergegenwärtigt uns die Werkstätten der Bildhauer, die in Holz arbeiten. So sehen wir drei Männer mit der Politur einer Säule beschäftigt, deren Umfang vor ihnen an der Wand mit rother Farbe aufgezeichnet ist; andere fertigen Kanopen, Sphinxe und Mumienbilder. Die 46. Tafel zeigt ähnliche Arbeiten, dann aber auch die Anstreicher und Möbelmaler. Wir sehen hier einen Mann, der mit einem Steine die Farbe reibt, die daneben am offenen Feuer in einem Topfe gekocht und sodann warm mit einem Pinsel auf das Holz aufgetragen wird. Zwei andere Männer streichen eine Säule in weiß, grün, roth und gelbgestreiftem Muster an, und noch zwei andere bemalen eine Tafel mit Thierfiguren, während andere Statuen ausmeißeln und anmalen.

Die 47. Tafel erläutert die Art und Weise, wie die Bildhauer in Stein bei ihrer Arbeit verfuhren. Zunächst sehen wir die Ausarbeitung eines Löwen in natürlicher Größe aus gelblichem Stein, sodann die Art, wie man die größern Statuen vergoldete. Es ist eine Sphinx, wobei ein Mann mit einem Pinsel den Kitt oder das Bindemittel aufträgt. Der Vergolder selbst trägt das Gold mit einem Kissen auf den Stein auf und drückt es behutsam an. Dasselbe Blatt enthält zwei colossale Statuen aus Syenit oder

der descr. de l'E. XVIII. 2. S. 71. Wilkinson III. 155. Rosellini m. c. III. 355. und Tafel LXIV. u. LXV.

rothem Granit, deren eine fast ganz fertig ist. Die Statuen sind mit großen Gerüsten umgeben, auf denen die Arbeiter mit ihren Meiseln herumsteigen. Endlich sehen wir auch die Schleifen, die mit Ochsen bespannt die großen Steinmassen vom Flusse in die Werkstätte befördern. Je zwei Ochsen haben einen Treiber.

Bei weitem großartiger ist aber der Transport einer vollendeten Colossalstatue, welchen wir auf der 48. Tafel dargestellt finden. Man hat den Coloß auf eine Schleife gestellt und mit gewaltigen Tauen darauf befestigt. Vier Reihen Menschen je zu 41 und 43 Personen sind davor gespannt. Ein Mann steht auf dem Schooße des Colosses und leitet mit den zusammenschlagenden Händen den Tact, während ein bei den Füßen stehender Wasser auf den Boden gießt, damit sich die Schleife nicht entzünden möge; um ihn mit Wasser zu versehen, erblicken wir drei Männer, deren jeder Krüge an einem Joch trägt; andere drei Männer tragen ein großes Stück Balken nach. Die Gerichtsdiener mit Stöcken schreiten hinterdrein, um jede Unordnung zu verhindern.

Dieselbe Tafel zeigt noch die Steinmetzen, welche die Quadersteine für Gebäude zuhauen; sie führen sowohl einen Spitzmeisel, als auch einen breiten, um die Fläche gehörig abzuglätten.

Die Ziegelsteine der alten Aegypter waren von ungebranntem Thon. Ihre Bereitung durch die gefangenen Juden stellt die 49. Tafel bei Rosellini dar. Die Gefangenen müssen von einem Aegypter überwacht die Erde mit Hacken, welche den Handpflügen sehr ähnlich sind, aus dem Boden hauen. Die so gewonnene Erde trägt ein anderer auf der Schulter weiter und schüttet sie auf einen Haufen, von wo aus ein dritter die Ziegel in eine Form drückt und in Reihen so aufstellt, daß die Luft hindurchstreichen und sie austrocknen kann. Diese nassen Ziegel haben eine graue Farbe. Sind sie getrocknet, so werden sie von einem andern Juden an einem über die Schultern gelegten Joch mit doppelter, langer Schlinge, je drei Stück auf jeder Seite, fortgetragen und dicht aufgeschichtet.

Eben so ausführliche Darstellungen haben wir über die Töpferei der Aegypter auf den von Rosellini (m. c. Tf. L.) und Wilkinson (III. 164.) mitgetheilten Tafeln. Wir sehen den Töpfer, wie er an der Drehscheibe sitzt und aus dem Thone Gefäße formt. Darauf sehen wir auch die Brennöfen, welche lange, fast in die conische Form übergehende Cylinder sind, in welche die Gefäße für den Brand eingesetzt werden. Die Töpfer bildeten eine zahlreiche Classe der Bevölkerung des alten Aegyptens. Die Gefäße, welche noch erhalten sind, zeigen in Bezug auf ihre Form, Bemalung, Glasur und Verzierung große Mannichfaltigkeit; sie sind, wie namentlich unsere kleinen Gefäße, zum Theil sehr einfach und aus geringerem Material, dann aber hat man auch mehrere Prachtgefäße und überaus künstliche Formen, wie aus den oben von mir nach-

gewiesenen Abbildungen hervorgeht. Später wurden Töpferwaaren von Koptos auch ins Ausland ausgeführt.

Die Glasfabrication ist auf thebanischen Monumenten schon in dem Zeitalter des ersten Osirtasen, im 17. Jahrhundert vor Chr. Geb., dargestellt. Man bemerkt deutlich das Blaserohr. Man fertigte aus Glas Gefäße, namentlich von kleinerem Umfang, Glasperlen und unächte Steine. Man ahmte die Farben der einfarbigen nach und machte auch jene Composition, welche unter dem Namen millefiori bekannt ist und die man als ein künstlich verschmolzenes Gewebe verschiedenfarbiger Glasfäden von verschiedener Stärke mit einander oder auch mit Goldfäden bezeichnen kann *).

Unter den übrigen Handwerkern sind nun noch die Bäcker, Köche, Fleischer und die Verfertiger künstlicher Blumen zu nennen; ferner die Sandalen- und Korbflechter, die Färber, und wir müssen annehmen, daß die meisten unserer heutigen Handwerker, etwa die Uhrmacher, Schießpulvermacher und Buchdrucker ausgenommen, in den Städten des alten Aegypten zu finden waren.

Das Familienleben

der alten Aegypter bietet viele Eigenthümlichkeiten dar und die Gesetzgebung hatte auf der einen Seite große Sorgfalt auf die Erhaltung der Sittenreinheit gewendet, während manche religiöse Gebräuche damit im grellsten Widerspruche standen und offenbar eine tiefe Sittenlosigkeit befördern mußten.

Die Ehe war heilig und die Stellung der Frauen eine würdige. Seltsamer Weise hatte man das Gesetz, daß ein Jeder seine Schwester heirathen sollte (Diodor I. 27.), welches kaum einen andern Zweck haben konnte, als die Aufrechthaltung der Kasten. Man wollte verhüthen, daß die niedern Kasten, welche die höheren ernähren mußten, denselben durch Familienbande allzu nahe gerückt würden.

Die Würde der Frauen nahm das Gesetz unter seinen Schirm. Wer einer freien Frau Gewalt zugefügt hatte, der wurde entmannt; war jedoch der Ehebruch durch Ueberredung geschehen, so erhielt der Mann tausend Stockprügel und dem Weibe wurde die Nase abgeschnitten. (Diodor I. 78.) Die Frauen wurden nicht eingesperrt, sondern sie gingen auf den Markt und handelten. (Herodot II. 35.) An öffentlichen Aemtern, namentlich an der Priesterwürde, hatten sie keinen Antheil (Herodot II. 35.), obschon wir doch auch Königinnen und Priesterinnen finden. Bemerkenswerth ist das Gesetz,

*) Wilkinson III. 88. ff. Rosellini II. 308., welcher Taf. LII. eine Abbildung der Glasperlenfabrication giebt. S. John, Analysen altägypt. und römischer Gläser in Minutolis Reise nach dem Ammontempel, S. 301.

daß die Töchter verpflichtet waren, ihre hülflosen Eltern zu ernähren. (Herodot II. 35.)

Dagegen versichert Diodor (II. 27.), daß nicht allein den Königinnen größere Ehre als ihren Gemahlen gezollt worden, sondern daß auch bei den Aegyptern unter Privatleuten die Frau durch die Ehe die Herrschaft über den Mann erlangt habe, indem der Bräutigam sich anheischig machte, der künftigen Frau in allen Stücken zu gehorchen. Die Frau wurde also als die Herrin des Hauses gesetzlich anerkannt. Damit steht nun freilich eine Nachricht desselben Schriftstellers scheinbar im Widerspruch. Er sagt (I. 80.), bei den Aegyptern heirathet jeder Priester nur eine Frau, jeder andere aber so viel er nur will, während Herodot (II. 92.) im allgemeinen sagt, daß jeder Aegypter nur eine Frau gehabt habe. Es scheint demnach bei den Aegyptern dasselbe Verhältniß stattgefunden zu haben, was wir bei den Mexicanern und bei den Arabern angetroffen haben, und die Nachricht Diodors von der Herrschaft der Frau bezieht sich wahrscheinlich auf die erste Gemahlin.

Ueber die Heirathsceremonien fehlen Nachrichten; bei einem so ceremonienreichen Volke wurde indessen gewiß auch die Heirath nicht ohne mannichfache Weihen und Segnungen, Opfer und Feierlichkeiten vollzogen.

Alles was geboren wird (sagt Diodor I. 80.), muß ein Jeder erziehen, weil dem Staat eine zahlreiche Bevölkerung erwünscht ist. Keines von den Kindern halten sie für unächt, selbst ein solches nicht, welches von einer gekauften Sclavin geboren worden; denn sie glauben überhaupt, daß der Vater die einzige Ursache der Zeugung sey, die Mutter aber dem Kinde nur Nahrung und Aufenthalt gebe, wie sie denn auch unter den Bäumen die fruchttragenden die männlichen nennen. Kindermord war daher bei den Aegyptern selten und das Gesetz (Diodor I. 77.) bestimmte den Eltern, welche ihr Kind umbrachten, zwar nicht den Tod, allein sie mußten drei Tage und drei Nächte ununterbrochen im Beiseyn einer vom Gericht bestellten Wache den Leichnam in ihren Armen halten, denn es wurde nicht für billig angesehen, diejenigen des Lebens zu berauben, die ihren Kindern das Leben gegeben hatten, sondern man suchte sie vielmehr durch Schmerz und Reue von ihrem Unternehmen abzuhalten.

Der Unterhalt der Kinder (sagt Diodor I. 80.) ist bei den Aegyptern mit unglaublich wenigen Kosten verbunden. Man füttert sie mit Gekochtem, welches wohlfeil ist und wenig Zubereitung erfordert, wie die untersten Schößlinge von Rohr, die im Feuer geröstet werden können, Wurzeln und Stängel von Wasserpflanzen, die theils roh, theils gekocht und geröstet gegeben werden. Da nun auch überdem wegen des gelinden Clima die meisten ohne Schuh und ohne Kleidung gehalten werden, so belaufen sich alle Kosten, die ein Kind seinen Eltern verursacht, bis es mannbar wird, nicht höher als auf

zwanzig Drachmen (4 Thlr. 6 Gr.), und dieß ist die Ursache der außerordentlich starken Volksmenge von Aegypten.

Wir haben hier also dieselbe Erscheinung wie in den Reichen von Anahuac (C.-G. I. 39.), wo die Kinder ebenfalls nackt und nothdürftig genährt aufwuchsen. Eben so wurde auch wie in Mexico die Erziehung der Kinder von den Priestern geleitet. Sie hatten Schulen, wohin die Kinder gebracht wurden, sobald sie die nöthige Weihe hatten. Bis dahin lehrten die Eltern oder Verwandten diejenigen Kenntnisse, welche zu ihrem künftigen Lebensberufe nothwendig waren. Schreiben lernten namentlich alle diejenigen, welche sich mit den Künsten beschäftigten. Leibesübungen und Musik waren vom Unterricht ausgeschlossen, denn sie glaubten, daß in den Turnanstalten die jungen Leute nicht sowohl Gesundheit, als eine kurzdauernde und gefährliche Leibesstärke erwerben; die Musik hielten sie für unnütz und schädlich, weil sie die Seelen der Männer weibisch mache. Bei den Priestern lernten die Knaben die heilige und die gemeine Schrift, Geometrie und Arithmetik, die sie namentlich im gemeinen Leben brauchen konnten. (Diodor I. 81.)

Die Beschneidung war bei den Aegyptern heimisch, allein wir wissen nicht, wenn sie stattfand und mit welchen besonderen Feierlichkeiten sie verbunden war.

Die Kinder erfreute man durch mancherlei Spielsachen, deren einige bis auf unsere Zeit gelangt sind. So hatte man gemalte Puppen, von roher Form, andere hatten zahlreiche Perlen anstatt der Haare, andere stellten Figuren dar, an denen ein Arm oder Bein beweglich war; einige stellten Handwerker, wie teigknetende Bäcker, Wäscherinnen dar, deren Glieder sich mit Schnüren ziehen ließen. Das Leidener Museum besitzt ein Crocodil, dessen Rachen beweglich ist. (Wilkinson II. 426.)

Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und zu den Alten überhaupt war das der größten Ehrfurcht. Für Kinder, welche ihre Eltern ermordeten, war die härteste Strafe angeordnet. Dem Verurtheilten wurden mit geschärften Stöcken fingerdicke Stücken Fleisch vom Leibe gehauen und darauf ward er auf Dornen lebendig verbrannt. (Diodor I. 77.) Wenn jüngere Personen älteren begegnen, so gehen sie ihnen aus dem Weg und treten auf die Seite, stehen auch vor ihnen, wenn sie herankommen, von dem Sitze auf. (Herodot II. 80.) In einem Staate, wo, wie in Aegypten, die größte Ehrfurcht vor dem Hergebrachten statt fand, mußte die Ehrerbietung gegen das Alter wohl sorgfältig aufrecht erhalten werden. Die Kinder halfen den Eltern von Jugend auf in ihren Beschäftigungen und erwarben sich dadurch bei Zeiten Einsichten für ihren künftigen Beruf und Geschick für die Handhabung desselben. Es ist übrigens seltsam, daß wir in den Denkmalen so selten Kinder als Theilnehmer an den Arbeiten und Handlungen der Eltern dargestellt finden; sie kommen nur manchmal

als Gehülfen vor, dann in Begleitung der Frauen und erscheinen unter den Leidtragenden beim Todtencultus.

Die mehrwöchentliche Zeit der Ueberschwemmung des Landes durch den Nil, dann die zahlreichen religiösen Feste und Feierlichkeiten erhielten bei den Aegyptern einen regen Sinn für gesellige Unterhaltung, so wie die Sonderung des Volkes in Kasten ein gewisses Ceremoniell und strenge Beobachtung der Formen hervorbrachte, welche Niedere gegen Höherstehende zu beobachten hatten.

Der Gruß der Aegypter bestand darin, daß sie die Hand bis zum Knie herabsinken ließen. (Herodot II. 80.)

Sobald nun ein junger Mann fähig geworden war seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, indem er die nöthige Fertigkeit und Geschicklichkeit in seinem Geschäft oder Handwerk erworben hatte, so suchte er sich eine Gefährtin und begann seine eigene Wirthschaft. Die zahlreichen öffentlichen Festlichkeiten, der lebhafte Binnenverkehr, dann das Zusammenhalten der Kasten verschafften den jungen Leuten und deren Eltern Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen. Die ganze Einrichtung des Staates läßt vermuthen, daß die Schließung der Ehe etwa in derselben Weise stattgefunden habe, welche wir bei den Azteken angetroffen haben, daß Einwilligung der beiderseitigen Eltern, dann aber priesterliche Weihe wesentlich dazu gehörte, um eine gültige Ehe herzustellen. (S. oben S. 33. ff.)

Während nun die Priester, wie in Anahuac, auch in Aegypten sich mit einer Frau begnügten und dadurch das Beispiel der Enthaltsamkeit gaben, während die niedrigeren Kasten und die Armen aus Noth diesem Beispiel folgten, hatten Vornehme und Wohlhabende außer der ersten Gattin und Herrin des Hauses mehrere Frauen, so viel ihr Geschmack und ihre Vermögensumstände ihnen gestatteten. In solchen Familien finden sich auch Sclaven und Sclavinnen, darunter auch farbige, die aus dem südlichen und innern Africa zugeführt wurden und die ebenfalls unter dem Schutze der Gesetze standen, da der Herr sie nicht willkürlich tödten durfte. (Diodor I. 77.)

Eine merkwürdige Uebereinstimmung altamericanischer und ägyptischer Sitte finden wir auch darin, daß sich beide Nationen gewissen Fasten und Büßungen unterwarfen, deren Zweck zum großen Theil Erhaltung der Gesundheit war. Die Americaner entzogen sich häufig Blut und fasteten fleißig; bei den Aegyptern fand Aehnliches statt. Um Krankheiten vorzubeugen, sagt Diodor (I. 82.), pflegen sie ihren Körper mit Klystiren, Fasten und Brechen, zuweilen Tag für Tag, zuweilen aller vier oder fünf Tage; denn sie sagen, was bei einer jeden genossenen Speise über dem Verdauten sey, das sey überflüssig und hieraus würden die Krankheiten erzeugt; jene Kur aber hebe die Krankheiten gleich in ihrem Entstehen und diene vorzüglich zur Erhaltung der Gesundheit. Ehe sie in den Krieg gehen oder außer Landes verreisen, brauchen alle diese Kur, ohne den

Aerzten etwas dafür zu bezahlen, denn die Aerzte bekommen ihren Unterhalt aus der gemeinen Kasse. Sie verrichten die Kuren nach einem vorgeschriebenen Gesetz, welches von vielen und berühmten alten Aerzten verfaßt worden ist. Wenn sie diesen in den heiligen Büchern befindlichen Vorschriften folgen und damit gleichwohl den Kranken nicht retten können, so werden sie von jeder deshalb gegen sie angestellten Klage freigesprochen; wenn sie aber gegen diese Vorschrift handeln, so werden sie auf Leib und Leben angeklagt, weil der Gesetzgeber glaubte, daß die Einsicht nur sehr weniger Männer weiter ginge, als die seit langen Zeiten beobachtete und von den geschicktesten Aerzten angeordnete Heilart. Herodot (II. 84.) berichtet, daß jeder Arzt nur eine Krankheit zu heilen unternehme, daß für jede Art von Krankheiten besondere Aerzte und daß daher alles voll von Aerzten sey, deren einige nur den Kopf, andere die Zähne, die Augen, den Unterleib und unsichtbare Uebel zu heilen unternehmen. Wahrscheinlich war es wie in Chile, wo ebenfalls mehrere Classen von Aerzten sind, wie sich denn ja auch bei uns die Arzneikunst in die äußere und innere scheidet und dieser Arzt die eine Art von Krankheiten an Augen, Ohren, Zähnen zu seinem besonderen Studium gemacht hat und mit besonderem Glück behandelt, während ein anderer ein anderes Feld der ärztlichen Praxis bearbeitet *).

Zur Erhaltung der Gesundheit dienten, wie schon oben bemerkt, die Einreibungen des Körpers mit Fett und die Bäder; der Gebrauch von beiden war bei der Landestrauer untersagt. (Diodor I. 72.) Die Priester, als die Muster in genauer Befolgung der vorgeschriebenen Gesetze, badeten jeden Tag zweimal und zweimal jede Nacht, schoren sich auch aller drei Tage am ganzen Leibe. (Herodot II. 37.) Gleich den alten Mexicanern badeten sie in kaltem Wasser, das in großen Behältern in der Nähe der Tempel war. Aermere Privatleute badeten im freien Wasser; die Vornehmen hatten auf ihren Villen und überhaupt in ihren Wohnungen Badeanstalten, welche jedenfalls der übrigen Einrichtung entsprachen.

Konnte nun in einer Krankheit ein Arzt nicht helfen, so warf man sich, wie überall in der Welt, dem Aberglauben und denjenigen Personen in die Arme, welche ihren Lebensunterhalt aus demselben zogen, wie ja auch in unserem aufgeklärten Jahrhundert der Glaube an Wundermittel bei vielen Individuen aus allen Classen der Gesellschaft noch immer unerschütterlich feststeht.

Zuvörderst hielt man sich an die Träume. Diodor (I. 21.) meldet, daß die Aegypter von der Isis erzählen, sie habe viele heilsame Arzneimittel erfunden und große Erfahrung in der Heilkunde besessen; daher habe sie, nachdem sie die Unsterblichkeit erlangt, ihr

*) Vergl. Rouyer notice sur les médicamens usuels des Egyptiens nebst dem Droguenverzeichniß in der Descr. de l' Egypte XI. 429. S. oben S. 48.

größtes Vergnügen daran gefunden, die Menschen wieder genesen zu lassen und denen, die sie anrufen, im Schlafe Heilmittel anzugeben; die Aegypter führen viele Thatsachen für diese Behauptung an und beeifern sich, der Göttin deshalb große Ehren zu erzeigen. Sie versichern, daß sie den Kranken im Traume erscheine, ihnen Heilmittel für die Krankheit namhaft mache und daß diejenigen, welche ihrem Gebote Folge leisten, auf eine wunderbare Weise gesund würden. Viele, die von den Aerzten wegen der Hartnäckigkeit ihrer Krankheit aufgegeben worden, sollen durch die Isis erhalten, ja es sollen viele, welche den Gebrauch ihrer Augen oder anderer Glieder völlig verloren hatten, durch die Hülfe der Göttin vollkommen wieder hergestellt worden seyn. Sie soll sogar ein Unsterblichkeitspulver erfunden haben, durch welches sie ihren Sohn Horos dem Leben wiedergegeben, den sie dann in ihrer Kunst unterrichtet und welcher daher auch viele glückliche Heilungen vorgenommen habe.

Wir ersehen daraus, daß die Priester Aegyptens, die Inhaber der gesammten Erfahrungsmasse der Nation, kein Mittel unbenutzt ließen, wodurch sie sich auf der einen Seite der Nation nützlich machen konnten, während sie auf der anderen die Beherrschung derselben dadurch zu erhalten wußten.

Uebrigens waren die Aegypter, die durch die Behandlung der Leichen für die Mumifirung das Innere des menschlichen Körpers genauer kannten als alle anderen Völker der alten Welt, sehr berühmt als Aerzte und Aegypten galt im Alterthum als die hohe Schule auch der ärztlichen Weisheit.

Halfen nun weder Aerzte noch Träume, so wendete man sich an andere Gottheiten; man setzte eine bestimmte Summe zur Erhaltung der heiligen Thiere aus oder gelobte sonst etwas in die Tempel. So pflegten Eltern den Kopf ihres Kindes theilweise oder ganz zu scheeren, das abgenommene Haar mit Silber abzuwiegen und dieses den Thierwärtern zu überliefern. (Herodot II. 65.) War nun eine Heilung durch die Gottheiten erfolgt, so sendete man als dankbares Andenken ein Bild des geheilten Gliedes an den Tempel, um dasselbe darin aufzuhängen. In der Salt'schen Sammlung befand sich ein Arm aus Elfenbein; in Theben fand man einen Stein, worauf zwei Ohren abgebildet nebst Inschrift, so wie ein Ohr aus gebranntter Erde. (Wilkinson III. 395. m. Abb.)

So wie der Aegypter seine Seele ausgehaucht hatte, begann eine mit vielen Umständen und Feierlichkeiten verbundene Behandlung der Leiche, um diese wenigstens der hinterbliebenen Familie zu erhalten. Wir haben darüber zwei ausführlichere Berichte von Herodot und Diodor, dann aber eine große Anzahl wohlerhaltener Mumien, welche jene zu erläutern geeignet sind *).

*) Ueber die Mumien der Aegypter s. den Bericht des Abdallatif (D.

Sobald ein Mensch in einem Hause gestorben ist, sagt Herodot (II. 85.), der für dasselbe von einiger Bedeutung war, bestreicht sich sofort die ganze weibliche Verwandtschaft den Kopf und wohl auch das Angesicht mit Schmutz; dann lassen sie den Todten im Hause und rennen, entgürtet, so daß die Brüste sichtbar werden, durch die Straßen und schlagen sich und gleichermaßen thun auch die Männer. Es ist dieß eine Sitte, die wir überall gefunden haben (z. B. bei den Tscherkessen, (s. C.-G. IV. 36., den Arabern, das. IV. 158.).

Darauf bringt man die Leiche zu den Einbalsamirern, welche ansässig sind und sich ausschließlich mit dieser Kunst beschäftigen. Sie zeigen zuvörderst die verschiedenen Muster der Todten auf Holz gemalt; es giebt deren drei Arten, eine theuere, eine mittlere und eine geringere. Nach diesen Proben lassen sie sich von den Angehörigen sagen, in welcher Art sie den Leichnam zubereitet wünschen. Nachdem man sich über den Preis verständigt hat, gehen die Verwandten nach Hause und die Balsamirer verfahren nun folgendermaßen. Zuerst ziehen sie das Gehirn mit einem krummen Eisen durch die Nasenlöcher aus, das übrige entfernen sie durch Einschütten künstlicher Mittel. Darauf machen sie mit einem scharfen äthiopischen Steine einen Einschnitt an der Weiche und nehmen sofort die ganze Bauchhöhle aus. Haben sie diese gereinigt und Palmwein hineingeschüttet, so bringen sie geriebene Specereien hinein. Alsdann füllen sie den Bauch mit reinen geriebenen Myrrhen, mit Cassia und den sonstigen Räucherwerken, Weihrauch ausgenommen, und nähen ihn wieder zu. Haben sie dieß gethan, so legen sie ihn in Natron und verwahren ihn siebenzig Tage darin. Ist diese Zeit vorüber, so waschen sie den Todten und umwickeln den ganzen Leib mit Bändern, die aus Linnenzeug von Byssus geschnitten sind, und streichen auch Gummi darüber, dessen sich die Aegypter überhaupt anstatt des Leimes bedienen. Sodann nehmen ihn die Angehörigen in Empfang, lassen das hölzerne Abbild eines Menschen fertigen und verschließen den Todten darinnen, ihn aufrecht in dem Grabgemach an die Wand stellend.

Die mittlere Art der Todtenbereitung geschieht aber also. Sie füllen Klystirspritzen mit Cedernöl und spritzen damit die Bauchhöhle

v. Wahl S. 221. ff.); dann Joach. Strüppe de Gelhausen Consensus celebriorum medicorum historicorum et philosophorum super secretiss. ac preciosiss. quibusdam medicinis fere exoticis primumque super Mumia. Francof. ad M. 1574. 4. auch Deutsch das. mit Abbildung; die Autoren des 17. Jahrh. in Fabricii bibliographia antiquaria N. A. S. 1027. Dann folgen im 18. Jahrh. Chr. Hertzog mumiographia medica. Gotha 1716 mit Beschr. der Gotha'schen Mumie; darauf Pockoke und Niebuhr. Beckers Augusteum, Rouyer in der description de l'Egypte VI. S. 461. Rosellini m. c. III. 285. u. Taf. 126. ff. Wilkinson Fortf. II. 455. ff. G. F. Waagen, Beschr. der Münchner Mumien in den Denkschr. der Münchner Academie Th. VII. 1821. und Blumenbachs Beitr. zur Naturgeschichte. Th. II. S. 45. u. f. w.

des Todten aus, ohne ihn aufzuschneiden oder den Magen herauszunehmen, welches nach der bestimmten Anzahl Tage auf dem natürlichen Wege zurückfließt und die aufgelöseten Eingeweide und Magen mit sich bringt. Das Fleisch wird vom Natron aufgelöset, so daß an dem Todten nur Haut und Knochen bleiben. So geben sie dann den Todten wieder ab, ohne sonst etwas mit ihm zu schaffen zu haben.

Die Aermeren haben folgende Einbalsamirung. Sie schütten in die Bauchhöhle Reinigungssaft ein und legen ihn siebenzig Tage ein, worauf sie ihn wieder abgeben.

Bei angesehenen und schönen Frauenleichen gebrauchte man die Vorsicht, sie erst drei oder vier Tage nach dem Tode an die Balsamirer abzugeben, damit diese nicht etwa, wie Fälle vorgekommen seyn sollen, dieselben auf unwürdige Art mißbrauchen könnten.

Diodors Bericht (I. 91.) ergänzt den des Herodot, bezieht sich jedoch nur auf die kostbarere Art der Balsamirung.

Wenn bei den Aegyptern Jemand stirbt, sagt Diodor, so streuen alle seine Verwandten und Freunde Koth auf ihre Häupter und gehen mit Wehklagen durch die Stadt, bis der Körper begraben ist. Bis dahin bedienen sie sich weder der Bäder, noch auch nehmen sie Wein noch sonst einige andere mehr als gemeine Speise zu sich; sie ziehen auch keine frischen Kleider an. Die **Bestattungsarten** sind von dreierlei Art: die kostbarste, die mittelmäßige und die niedrigste Bestattung. Bei der ersten soll ein Talent Silbers (1281 Thlr.) verwandt werden, bei der zweiten zwanzig Minen (427 Thlr.) und die letztere soll nur überaus geringe Unkosten erfordern. Diejenigen, welche der Leiche die letzten Dienste erweisen, sind zünftige Meister, welche dieses Handwerk von ihren Eltern erlernt haben. Diese bringen den Verwandten des Verstorbenen ein Verzeichniß der Unkosten, welche in jedem Fall zum Begräbniß erfordert werden, und fragen an, auf welche Art sie die Leiche bestattet haben wollen. Wenn sie nun über alle Puncte mit einander einig geworden sind, so nehmen sie den Leichnam zu sich und übergeben ihn den Leuten, welche zur gewöhnlichen Bestattung desselben bestimmt sind. Der Körper wird auf die Erde gelegt und der sogenannte Schreiber bezeichnet zuerst auf der linken Seite, wie viel weggeschnitten werden soll. Dann nimmt der sogenannte Anschneider einen äthiopischen Stein und schneidet so viel Fleisch weg, als die Vorschrift besagt, worauf er sofort in vollem Lauf entflieht. Die Anwesenden verfolgen ihn, werfen mit Steinen nach ihm, verfluchen ihn und wollen gleichsam die ganze Versündigung an dem Körper auf sein Haupt legen; denn sie glauben, daß ein Jeder, der an dem Körper seines Geschlechts einige Gewalt verübe, Wunden mache oder demselben etwas Uebles zufüge, hassenswürdig sey; hingegen werden die sogenannten Einbalsamirer aller Ehre und Hochachtung würdig geschätzt; sie gehen mit den Priestern um und haben, als heilige Leute, einen ungehinderten Zutritt zu dem

Tempel. Wenn sie sich zur Zubereitung des angeschnittenen Körpers versammelt haben, so steckt einer von ihnen die Hand durch die eingeschnittene Oeffnung am Leichnam in die Brusthöhle und nimmt alles Eingeweide heraus bis auf die Nieren und das Herz; ein anderer reinigt das Eingeweide Stück für Stück und spühlt es mit Palmwein und Spezereien aus. Sodann bereiten sie den Leichnam zuvörderst mit Cedernöl und verschiedenen andern Sachen über dreißig Tage lang zu, worauf sie ihn mit Myrrhen, Zimmt und andern Dingen einbalsamiren, die ihn nicht allein lange erhalten, sondern ihm auch Wohlgeruch verschaffen; sodann wird er den Verwandten des Verstorbenen übergeben. Dadurch wird jedes Glied des Verstorbenen so unversehrt erhalten, daß auch die Haare in den Augenliedern und Augenbraunen sitzen bleiben und die ganze Gestalt des Körpers sich unverändert erhält und man die Bildung desselben erkennen kann. Daher denn viele Aegypter, welche die Körper ihrer Vorfahren in kostbaren Zimmern aufbewahren, diejenigen noch persönlich kennen, welche viele Jahre vor ihrer Geburt verstorben sind, und indem sie von einem jeden Körper Größe, Umfang und die verschiedenen Gesichtszüge vor sich sehen, das außerordentliche Vergnügen haben, sie gleichsam als ihre Zeitgenossen zu betrachten.

Wir lernten bereits die Art und Weise kennen, wie die Südsee-Völker die Leichname ihrer Verwandten und Freunde längere Zeit unverwest erhalten, ja wie sie aus den Köpfen ihrer Feinde sich Denkmale ihrer Tapferkeit und List bereiten *). Diese Kunst war auf das Höchste bei den alten Aegyptern ausgebildet. Sie wendeten zu diesem Zwecke alle Mittel an, die ihnen zu Gebote standen, und sie hatten es darin zu einer Fertigkeit gebracht, welche die Leichname Jahrtausende lang erhielt. Man hat mannigfache Versuche gemacht, um das Verfahren zu entdecken, wodurch die alten Aegypter diese Erfolge erreichten, aber erst die neuere Chemie hat denjenigen Stoff wieder ins Leben gerufen, welcher jene merkwürdige Erhaltung bewirkte. Es ist dieß der **Holzessig**, dessen Bereitung in Syrien und Aegypten Plinius **) ziemlich ausführlich beschreibt und dessen Herstellung der neuern Chemie wiederum gelungen ist.

Herodot kennt dreierlei Zubereitungen der Mumien; die kostbare

---

*) C.-G. I. 274. IV. 321. 348.

) Pix liqnida in Europa e teda coqnitur. — Lignum ejus concisum, furnis undique igni extra circumdato, fervet. Primus sudor aquae modo fluit canali: hoc in Syria **cedrium vocatur; cui tanta vis est, ut in Aegypto corpora hominum defunctorum eo perfusa serventur. Plin. H. N. XVI. 21. Vergl. Berzelius Lehrbuch der Chemie. D. v. Wöhler. 3. Ausg. VIII. 569. So viel ich weiß, war der Pfarrer D. J. C. E. **Lösch** in Nürnberg der Erste, welcher in dieser Stelle des Plinius den Holzessig entdeckte (s. dessen Schrift: Die ägyptischen Mumien. Nürnb. 1837. S. 10), den man gegenwärtig zur Herstellung anatomischer Muskelpräparate benutzt.

und mittlere Balsamirung und die Einsalzung. Vergleichen wir mit Herodots Nachricht die Mittheilungen von Rouyer*), welcher an Ort und Stelle eine große Anzahl Mumien untersucht hat, sowie mit Blumenbachs Arbeiten, so dürfte sich folgendes Resultat herausstellen.

Die Bereitung der Leichen wurde entweder mit Holzessig oder mit Natron bewerkstelligt und entweder der Leichnam geöffnet und die Eingeweide herausgenommen, oder er ward nicht geöffnet und die Eingeweide so wie das Fleisch auf eine andere Art dergestalt entfernt, daß von dem Körper nur Haut und Knochen übrig blieben.

Die kostbarsten Mumien sind die balsamirten. Nachdem man das Gehirn und die Eingeweide herausgenommen, der Sonne gezeigt und in ein Alabastergefäß gelegt und den Leichnam mit Palmwein gewaschen hatte, begann man den Holzessig anzuwenden und dadurch die Muskeln in einen Zustand zu versetzen, der dem des frisch geräucherten Schinken gleicht. Der Körper war biegsam, so daß man jedes Glied des Todten bewegen und in jede beliebige Lage bringen konnte. Man kreuzte entweder die Arme über der Brust oder ließ sie an Rippen und Schenkel gerad ausgestreckt anliegen. Nun brachte man in die Brust und Bauchhöhle aromatische Harze, vergoldete das Gesicht, einzelne Glieder oder auch den ganzen Körper, umwickelte die einzelnen Glieder mit handbreiten oder auch schmalen Binden von feiner Leinwand, um den Zutritt der Luft zu verhindern, nachdem man den Leib mit einem kurzen Hemd bekleidet hatte, brachte Papyrusrollen, Idole, Amulette und Schmucksachen dazu und überhüllte dann aufs Neue die Glieder mit Binden, die wohl an 600—1000 Ellen Gesammtlänge haben, wobei sie an einigen Gliedern wohl 40—50fach über einander liegen.

Die Mumien mit einem Einschnitt in der linken Seite, welche mit aromatischen Harzen bereitet sind, haben eine Olivenfarbe, die Haut ist trocken, biegsam und gleicht dem gegerbten Leder, scheint aber mit den Fibern und Knochen eine einzige Masse zu bilden. Die Gesichtszüge lassen sich deutlich erkennen und scheinen dieselben zu seyn, wie an dem lebenden Körper. Brust- und Bauchhöhle sind mit einer zerreiblichen Mischung von Harzen gefüllt, die sich in Weingeist auflösen läßt; doch ist man nicht im Stande, die verschiedenen einzelnen Harze nachzuweisen. Auf Kohlen gestreut, verbreiten sie einen dichten Rauch und sehr angenehmen Geruch. Diese Mumien sind sehr leicht, trocken und lassen sich leicht enthüllen und zerbrechen. Zähne, Haare und Augenbraunen sind ganz wohl erhalten. Einige derselben sind über dem Körper, andere nur im Gesicht, an den Geschlechtstheilen, Händen und Füßen vergoldet und diese Vergoldung kommt so häufig vor, daß sie nicht blos Eigenthümlichkeit fürstlicher Leichen gewesen

*) Description de l'Eg. VI. 461. notice sur les embaumemens des anciens Egyptiens.

seyn kann. Diese Mumien bleiben unverändert, so lange man sie an einem trockenen Orte aufbewahrt; wenn man sie aber enthüllt der Luft aussetzt, ziehen sie leicht die Feuchtigkeit an sich und verbreiten in einigen Tagen einen unangenehmen Geruch. (Rouyer a. a. O. IV. 479 f.)

Die zweite Art Mumien mit dem Einschnitt in der linken Seite sind mit Asphalt bearbeitet und ohne die aromatischen Harze. Die Farbe derselben ist schwärzlich, die Haut hart und glänzend, als wäre sie lackirt, die Gesichtszüge sind unverändert, Bauch- und Brusthöhle und Schädel mit schwarzer, harziger, harter und wenig Geruch von sich gebender Masse gefüllt. Sie kommen häufig in allen Gräbern vor, sind sehr trocken, schwer, ohne Geruch, schwer zu enthüllen und zu zerbrechen. Fast bei allen sind Gesicht, Geschlechtstheile, Hände und Füße vergoldet; sie verändern sich nicht leicht an der Luft und ziehen keine Feuchtigkeit an sich. Auch diese waren wohl vorher mit Holzessig bereitet.

Diejenigen Mumien mit dem Einschnitt in der linken Seite, welche mit Salz bereitet worden, sind theils mit Harzen, theils mit Asphalt gefüllt, aber ihr Ansehen ist verschieden von den vorigen. Die Haut hat eine schwärzliche Farbe, aber sie ist hart, glatt und angespannt wie Pergament; sie ist lose und liegt nicht wie angeleimt auf den Knochen. Harz und Erdpech, welche in der Brusthöhle sich finden, sind minder zerreiblich und geruchlos; die Gesichtszüge haben sich verändert, die wenigen noch vorhandenen Haare fallen ab, so wie man sie berührt. Diese Mumien sind sehr häufig in allen Grabhöhlen; wenn man sie der Luft aussetzt, beschlagen sie mit einem Salz.

Die Mumien ohne den Einschnitt in der linken Seite, deren Eingeweide man durch die natürliche Körperöffnung entfernt hat, sind entweder mit einem weniger reinen bituminösen Stoff, Pisasphalt, gefüllt oder blos gesalzen.

Die mit Pisasphalt bereiteten sind innen und außen von diesem Stoff überzogen, der die Muskeln, die Haut und die Knochen dergestalt durchdrungen hat, daß sie nur eine einzige dichte Masse bilden. Dieser Stoff wurde also in flüssigem und vermuthlich heißem Zustande angewandt. Diese Mumien sind die gewöhnlichsten und werden in allen Grabhöhlen angetroffen. Sie sind schwarz, hart, schwer und haben einen durchdringenden, unangenehmen Geruch; sie brechen schwer, haben weder Haare noch Augenbraunen und an keiner derselben hat man Vergoldung bemerkt. An einigen sieht man die Handfläche, die Fußsohlen, die Nägel der Finger und Zehen roth gefärbt, in der Weise, wie sich noch jetzt die Aegypter mit Henneh bemalen. Der bituminöse Stoff fühlt sich fettig an und ist minder schwarz und zerbrechlich denn Asphalt. Auf glühende Kohlen geworfen, entwickelt er einen dicken Rauch und widerwärtigen Geruch, destillirt giebt er ein reichliches, dickes, braunes Oel von stinkendem Geruch. Diese Mumien

wurden von den Arabern von Sakarah an die Europäer verhandelt und spielten in der Medizin des 17. Jahrhunderts eine große Rolle. Sie halten sich gut und bedecken sich der Luft ausgesetzt mit leichtem Salzanflug.

Sehr schlecht erhalten sind die Mumien, welche nur mit Salz bereitet sind und deren man auch verschiedene Arten hat. Einige, die noch ganz sind, haben trockne, weiße, glatte Haut, welche wie Pergament angespannt ist; sie sind leicht, geruchlos und leicht zerbrechlich. Andere haben weiße, aber biegsame Haut und erscheinen, da sie weniger getrocknet sind, etwas fettig. Man findet wohl auch in diesen Mumien Stücke einer fettigen, braunen Masse, die man Adipocire nennt. Die Gesichtszüge sind ganz zerstört, Haare und Augenbraunen ausgefallen, die Knochen lösen sich leicht von den Bändern los, sind weiß und so rein, wie präparirte Skelette. Die Binden zerfallen in Lumpen, wenn man sie anrührt. Diese Körper, die man gewöhnlich in besondern Höhlen findet, sind sehr salzhaltig.

Endlich findet man noch am Fuß der Gebirge und an den Eingängen aller Grabhöhlen viele Leichen, die nur im Sand in sehr geringer Tiefe begraben sind. Einige derselben sind blos ausgetrocknet, einige nur mit Kohle gefüllt, woraus hervorgeht, daß die Alten die antiseptische Eigenschaft der Kohle kannten, andere mit Bisasphalt leichthin bereitet. Die meisten sind in grobes Linnen oder Matten aus Palmblättern und Schilf gehüllt. Ich glaube, daß dieß die Leichen der Sclaven sind.

Die Mumien der Aegypter sind auf eine überaus kunstreiche Art mit Binden von Leinwand bedeckt, die so zierlich gewunden und verschlungen sind, daß es scheint, als habe man die Absicht gehabt, die Leichen nicht allein dadurch mehr auszutrocknen, sondern auch die Form der Musculatur und Glieder wieder herzustellen. Fast alle Mumien sind in derselben Weise umbändert und der Unterschied liegt vornehmlich nur in der Anzahl der Binden und der größern oder geringern Feinheit der dazu verwendeten Leinwand. Sie sind oft an einer und derselben Mumie von verschiedener Beschaffenheit, zum Theil gekörpert, zum Theil wie der feinste Battist. Am Leibe und an den Schenkeln findet man wohl 40—50 Windungen. Die äußern sind die schmalsten und laufen über den ganzen Körper, so daß man von Außen weder von Gesicht noch Gliedern die Form erkennen kann. Die Köpfe sind oft auf das Mühsamste übers Kreuz umwickelt, so daß oft zwischen den Kreuzungen viereckige Oeffnungen bleiben. An der von Hertzog beschriebenen Gotha'schen Mumie sah man eine gewölbte Brust mit deutlichen Warzen aus Linnenstoff bossirt *). Die Binden sind an den balsamirten Mumien durch Gummi verbunden und befestigt.

*) Blumenbach, naturhist. Beiträge II. 72. Rouyer a. a. O. S. 484.

Der einbalsamirte Körper wurde mit einem engen Hemde bekleidet, das auf dem Rücken zugeschnürt und an der Gurgel zugebunden war. An einigen findet man an Statt des Hemdes ein breites Band, welches den ganzen Leichnam umhüllt. Der Kopf ist gemeiniglich mit einem viereckigen Stück sehr feiner Leinwand bedeckt, der über dem Gesicht eine Art Maske bildet; oft ist diese aus fünf bis sechs Lagen gefertigt, deren letzte vergoldet ist. Jeder Theil des Körpers ist besonders umbändert. Von weichen Theilen ist oftmals die Zunge erhalten, an weiblichen Mumien sind die Geschlechtstheile oft vergoldet; man hat auch eine heilige Zwiebel dort eingelegt gefunden.*)

Unmittelbar auf den ersten Bändern findet man verschiedene Idole in Gold, Bronze, grünem Steingut, gemaltem und vergoldetem Holz, Papyrusrollen und andere Gegenstände, welche nicht sowohl auf die Religion Bezug haben, als vielmehr Dinge zu seyn scheinen, die dem Verstorbenen als Andenken im Leben lieb und werth waren. So fand Hertzog in der Gothaischen Mumie zweiundsiebenzig Idole u. dergl., Rouyer aber in einer Mumie im Gebürge hinter dem Memnonium von Theben einen Papyrus von bedeutender Größe, der auf fünf Tafeln des ägyptischen Prachtwerkes (Ant. II. Taf. 61—65.) abgebildet ist. Es lag zusammengerollt zwischen den Schenkeln, unmittelbar auf den ersten Bändern.

An mehreren Mumien sieht man deutlich die Spuren einer sehr gewaltsamen Behandlung durch die Balsamirer; man findet in der Harzmasse, womit der Körper gefüllt ist, zerbrochene Rippenstücke, ausgebrochene Wirbel gar häufig. (Blumenbach S. 91.)

Eine seltsame Mumie muß ich noch erwähnen, welche Abdallatif (S. 222.) beschreibt. „Glaubwürdige Freunde haben mir erzählt, da sie einmal bei den Pyramiden Nachgrabungen angestellt hätten, so wären sie auf eine versiegelte Vase gestoßen. Sie hätten dieselbe geöffnet und siehe da, sie wäre voll Honig gewesen. Als sie nun gelüstet, davon zu kosten, so wäre an dem Finger des Einen von ihnen ein Haar hängen geblieben. Dadurch aufmerksam geworden, hätten sie an dem Haare gezogen und so wäre denn ein kleiner Knabe zum Vorschein gekommen, dessen Glieder noch vollkommen zusammengehangen und dessen Leib noch ganz frisch und weich gewesen wäre. Um ihn herum hätte man noch einigen Schmuck von Juwelen und Edelsteinen entdeckt."

Man findet die Mumien meist nur in ihrer Bänderhülle und von den Särgen aus Sycomorenholz nur schwache Ueberreste, wie denn wohl nur reiche und vornehme Personen Särge erhalten haben mögen. Die eigentliche Hülle besteht aus mehreren Lagen von Lin-

---

*) Blumenbach S. 81. Rouyer S. 485.

**) Blumenbach S. 82. Rouyer S. 486.

nen, deren eine auf die andere geleimt ist. Der Sarkophag, den Thevenot besaß, bestand aus mehr denn vierzig übereinandergeleimten Lagen Linnen. Auf diesen Linnensarg ist das Bild des Todten gemalt, wie z. B. an den beiden noch uneröffneten Mumien der Dresdener Antikensammlung.

Der zweite oder hölzerne Sarg bestand aus zwei Stücken, dem obern und dem untern, die durch Holznägel oder künstlich geflochtene Linnenschnüre zusammengehalten wurden. Diese Holzsärge waren mit einer Lage Gyps oder Lack überzogen und mit Gottheiten, den Genien des Verstorbenen, Gebeten, Ceremonieen bemalt. Man findet auch Holzsarkophage, welche mit Linnen überzogen, grundirt und gemalt sind.

Steinerne Sarkophage, namentlich die von Basalt, gehören einer späteren Zeit an; die Museen von London, Paris, Leiden und Turin haben deren aufbewahrt. Leemans bemerkt, daß die basaltenen Sarkophage, die auf dem Deckel das Bildniß des Todten zeigen, wie die hölzernen, fast ausschließlich der 26. Dynastie angehören und sich durch die Feinheit der Arbeit und durch die ängstliche Sorgfalt, womit die Details der hieroglyphischen Zeichen ausgeführt sind, auszeichnen. Ein Granitsarg des Leidener Museums reicht dagegen in die 16. Dynastie hinauf.*)

Alle Sarkophage ahmen die Menschengestalt nach; die hölzernen sind meist so eingerichtet, daß sie aufrecht gestellt werden können, da der Fuß vorspringt.

So haben wir den Aegypter vom Augenblicke seines Todes bis zu der Stunde begleitet, wo er vollkommen zubereitet wiederum in die Hände seiner Familie zurückkehrte und in den Sarg gelegt wurde.

Nun meldeten die Verwandten des Verstorbenen (wie Diodor I. 92. in seinem Berichte fortfährt) den Richtern, den übrigen Verwandten und Freunden den Tag, an welchem sein Körper bestattet werden sollte. Diese Erklärung stellten sie unter den Worten vor sich: N. N. will über den See fahren. Hierauf versammelten sich die Richter, über vierzig an der Zahl, und setzen sich jenseits des Sees in einen hierzu bereiteten Halbcirkel. Das Boot ward herangezogen, welches vorher von den Leuten, welchen dieses Geschäft obliegt, ausgerüstet worden, und auf demselben steht der Fuhrmann, welchen die Aegypter in ihrer Sprache Charon nennen. Wenn nun das Boot auf den See gebracht worden, erhält ein jeder, der Lust hat, die Erlaubniß den Todten zu verklagen, ehe der Sarg

*) Die große Anzahl der Mumien und Sarkophagen des Leidener Museums s. in Leemans descr. des monumens du musée de Leiden. S. 145. ff. Es sind 6 Steinsärge, in Marmor, Kalkstein, Basalt und Granit. Holzsärge, Mumien und Mumientheile sind 103 vorhanden, außer 46 Thiermumien. Der Basaltsark phag des britischen Museums erschien in 5 Heften in fol.

mit der Leiche hineingesetzt wird. Tritt nun Jemand auf und verklagt denselben und beweiset, daß er schlecht gelebt, so sprechen die Richter ein Urtheil, demzufolge dem Leichnam das gewöhnliche Begräbniß versagt wird. Ein ungerechter Kläger aber verfällt in schwere Strafe. Findet sich jedoch kein Kläger oder ist derselbe für einen Verläumder erklärt worden, so legen die Verwandten die Trauer ab und halten dem Verstorbenen eine Lobrede, worin sie jedoch nichts von seiner Abkunft sagen, da sie glauben, daß alle Aegypter gleich edler Abkunft sind; sondern sie erzählen die Erziehung und den Unterricht, welchen er in seiner Jugend genossen, und reden von seiner Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und den übrigen Tugenden, welche er als Mann geübt, und bitten die Götter der Unterwelt, ihn zum Mitgenossen der Frommen aufzunehmen. Das Volk ruft Huzzah und hilft den Ruhm des Verstorbenen, der nunmehr die Ewigkeit bei den Frommen in der Unterwelt zubringen werde, preißen. Diejenigen, welche eigene Begräbnisse haben, legen den Körper in die dazu bestimmten Behälter; diejenigen aber, welche keine Begräbnisse besitzen, lassen in ihrem Hause ein neues Gemach erbauen, und stellen den Sarg an die stärkste Wand aufrecht. Diejenigen, welche nicht begraben werden dürfen, weil sie entweder verklagt worden, oder für Schulden verpfändet sind, setzen sie in ihrem Hause einstweilen hin und vermögende Kindeskinder lösen sie zuweilen ein und verschaffen ihnen ein anständiges Begräbniß.

Der Fortschaffung der Leiche zu der Begräbnißstätte gingen mannichfache Ceremonien voraus, die wir in den Denkmälern dargestellt finden*) und die gewissermaßen eine symbolische Darstellung derjenigen Ereignisse waren, welche der Seele des Todten in der Unterwelt bevorstanden. Eine Scene bei Wilkinson (Forts. II. 383.) und bei Rosellini (Taf. 127. 129. 131.) erinnert lebhaft an jene Sitte der Sibirier (C.-G. III. 61.), wo die Frau dem Abbilde ihres verstorbenen Mannes allerlei Ehren- und Liebesbezeigungen zu leisten hat. Wir sehen Frauen auf jenen ägyptischen Denkmalen auf ihren Knieen vor der aufrecht stehenden Mumie. Damit waren Opfer verbunden.

Vom Hause des Todten wurde die Leiche in einem besondern großen Kasten, der vielfach bemalt war und eine Oeffnung hatte, durch welche man den Kopf des Todten sehen konnte, auf einem Schlitten, welchen Rinder zogen, nach dem Ufer des Sees oder Flusses gebracht. Die Verwandten so wie die Priester geleiteten den Sarg und die Priester lasen Gebete ab. So nahete man sich den Todtenrichtern und in ähnlichem Zuge, nachdem diese Ceremonie vorüber war, der Grabhöhle selbst.

*) Rosellini m. c. Tf. 126. Vergl. mit dem von Lepsius herausgegebenen Todtenbuche Abbild. von Leichenzügen bei Wilkinson Plates 83—86.



Diese Grabhöhlen befanden sich in den Gebürgen, welche beide Seiten des Nilthales einfassen, und bildeten hier ein eigentliches Todtenland, welches an das der Lebendigen gränzte und in fortwährender Beziehung zu demselben blieb. Diese Todtenstätte erstreckt sich von Kairo bis Syene und besteht theils aus großartigen, stollenmäßig angelegten unterirdischen Grabkammern, wie sie sich in den Gebürgen finden, welches Aegypten von der lybischen Wüste trennt, theils aus schachtartigen Brunnen und Höhlen, wie z. B. in der Ebene von Sakarah, die man deßhalb das Feld der Mumien nennt und wo die Einwohner von Memphis bestattet wurden. Und diese unterirdischen Todtenstätten sind besser erhalten, als die Paläste und Tempel und man sieht noch heute die Reliefs in ihren scharfen Umrissen und die Gemälde in aller Frische der Farben.

In den viereckigen Schachten oder Brunnen, welche im Innern der Gebürge in den Felsen gehauen sind, liegen Tausende von wohlerhaltenen Mumien, die in einer gewissen Symmetrie aufgeschichtet sind. Es sind dieß die gemeinsamen Ruhestätten ganzer Familien. Daneben kamen nun auch einzelne nischenartige Behältnisse vor, welche nur eine einzige Mumie enthalten.

Die Begräbnißstätten der Reichen und Vornehmen bestanden aus einem oder mehreren Zimmern, welche mehr oder weniger mit Bildhauerarbeit oder Wandgemälden verziert waren. Diese Darstellungen sind aus dem Landleben, dem Verkehr, den häuslichen Beschäftigungen entnommen und gewähren noch jetzt die deutlichsten Aufschlüsse über das alte Aegypten. Schon Diodor (I. 51.) bemerkt, daß die Aegypter bei weitem mehr Fleiß auf die Ausschmückung ihrer Todtengrüfte, als auf die ihrer Wohnhäuser verwendeten, weil sie letztere nur als den Aufenthalt für dieses kurze Leben, jene aber als die ewigen Wohnungen derjenigen ansahen, welche die unermeßliche Ewigkeit im Schatten der Unterwelt zubrachten.*)

Sie schmückten diese Todtenzimmer mit Scenen aus dem wirklichen Leben aus, legten auch die Geräthschaften, so wie den Schmuck derselben bei und alle diejenigen Amulette und Dinge, welche den Verstorbenen während des Aufenthalts auf Erden lieb gewesen waren. Die Priester waren die Besitzer der Begräbnißstätten, hatten stets deren in Vorrath und zur Auswahl eingerichtet, so daß der Käufer nur noch sein Portrait und seinen Namen darin anzubringen brauchte. Es fand also ungefähr dasselbe Verhältniß Statt, wie bei unsern Kirchhöfen, wo einzelne Personen und ganze Familien sich die künftige Ruhestätte von der Kirche lösen.

Die Gräber der Vornehmen bestanden gemeiniglich aus einem Stollen von 20—70 Fuß Tiefe. Zu beiden Seiten waren nun klei-

*) S. eine Bemerkung der Frau von Minutoli in ihren souvenirs d'Egypte II. 78.

nere Kammern angebracht, in welchen die Mumien der Familienmitglieder beigesetzt wurden. Nachdem dieß geschehen, vermauerte man diese Kammern oder Zellen und verschloß den Stollen selbst mit einer hölzernen Thüre, welche außen mit einem Siegel aus Nilschlamm geschützt war. Ueber diesem Stollen befanden sich andere Zimmer, welche die Sculpturen und Gemälde enthielten und wo sich die Freunde und Verwandten der Todten von Zeit zu Zeit versammelten und mit den Priestern den Todtencultus und die Opfer feierten.*)

Die Grabgebäude waren theils aus Ziegeln und Stein gebaut, theils in den Felsen gehauen; letzteres zog man, wenn es sonst die Lage der Ortschaft gestattete, immer vor, wie denn auch die in den Felsen gehauenen Gräber die elegantesten in der Anlage und die reichsten in der Ausschmückung so zu Theben, wie in anderen Theilen von Aegypten sind. Nur in der Nähe der Pyramiden findet man die Gräber von Wohlhabenden aus Mauerwerk aufgeführt.

Die Grabmäler der Armen hatten keine Oberstuben, sie wurden in die gemeinsamen Stollen oder Schachte gelegt. Der Sandmumien, welche den Knechten oder der ärmsten Kaste angehörten und die in Matten gehüllt in den Sand verscharrt wurden, haben wir schon gedacht.

Vornehme Leute verwandten große Kosten auf die Herstellung prachtvoll eingerichteter Grabhäuser und selbst der Arme strebte darnach, nach seinem Ableben ein möglichst anständiges Begräbniß zu erlangen. Der größte Luxus hatte sich in der 26. Dynastie, zur Zeit des Amasis entwickelt, so daß die Grabmäler mancher Privatleute jener Zeit die der älteren Pharaonen an Pracht bei weitem übertrafen. Einige Grabmäler hatten am Eingang schöne Gärten, die sorgsam bewässert wurden. Wilkinson (Forts. II. 401.) fand selbst in der sterilen Thebaide Fruchtboden, den man zu diesem Zwecke aus der Ferne hergebracht und vor den Grabhäusern aufgeschüttet hatte. Je älter die Grabmäler, desto einfacher sind sie auch und desto geringer ist ihr Umfang.

In den Wänden der Grabkammern waren die Statuen und Reliefs der Verstorbenen, meist aus Kalkstein und bemalt aufgestellt. Wir sehen hier den Hausvater sitzend mit seiner Gattin, entweder die Götter anbetend, oder auch die Todtenopfer und Ehrfurchtsbezeigungen ihrer Verwandten empfangend. Gemeiniglich ist eine Inschrift beigefügt, welche eine Weihung an die Götter, ein Gebet für den Verstorbenen, seinen Namen, seine Würden und seine Ver-

*) Rouyer in der descr. de l'E. VI. 471. ff. Wilkinson, Forts. II. 392. Jomard descr. des hypogèes de la ville de Thebes. descr. de l'E. III. 1. ff. Jollois u. Devilliers über die Hypogäen im Gebürge von Syut. Taf. IV. 125. nebst den Plänen u. Durchschnitten auf der Tf. 43 ff. Tom IV. der Kupfer.

wandtschaft enthält. Bisweilen ist auch Geburts- und Todestag, so wie das Alter desselben beigefügt. Die meisten Stelen sind in vertiefter Arbeit und aus Kalkstein von zwei bis vier Fuß Höhe. Die Statuen, immer Mann und Frau und bemalt, sind in gleicher Größe. Die Museen von Wien, München und Berlin besitzen mehrere derselben. Das Leidener Museum hat deren 134. (S. das Verzeichniß derselben bei Leemans S. 263 ff.)

Bei der Bestattung spielten die Priester eine große Rolle; sie verkauften die Stätte, wo der Todte ruhen sollte, und weiheten dieselbe durch Ceremonien besonders dazu ein; zu ihnen gehörten ferner die Leute, welche den Leichnam des Todten einbalsamirten; die Priester übergaben demnächst die Papyrusrollen, welche den künftigen Gang seiner Seele darstellten und die wie ein geistlicher Polizeipaß anzusehen sind; die großartigsten derselben besitzt das Museum von Turin, sie stammen aus der glänzenden Epoche des 15—13. Jahrhunderts vor Christi Geburt, welche überhaupt am fruchtbarsten für diese Literatur gewesen ist. Später werden die den Leichen mitgegebenen Papyrusrollen immer dürftiger, bis sie in dem ptolomäischen Zeitalter zu kurzen Auszügen zusammenschwinden.*) Sie gaben ihnen wohl auch Amulette und Idole bei. Sodann ordneten sie die Opfer an, welche an seiner Leiche gehalten wurden, und begleiteten sie auch nach seiner letzten Ruhestätte, wo sie fortfuhren, Opfer, Gebete und Segnungen über ihn darzubringen — gerade so wie wir bei den alten Azteken die Priesterschaft als die treuen Begleiter der Menschen von der Geburt bis zur Grabstätte gefunden haben.

Das gesellschaftliche Leben

der Aegypter trug, wie alle übrigen Einrichtungen des Landes, den Stempel der priesterlichen Herrschaft; es waren die Formen des geselligen Lebens eben so gemessen und bestimmt. Die Vergnügungen bestanden in Spielen mit Würfeln oder auf Bretern, in Gastmälern, Lustfahrten auf dem Nil, Besuchen und Gesellschaften, worin Tänzerinnen und Sängerinnen, so wie Ringer und Gaukler auftraten.

Die Gemälde und Reliefs der Grabkammern geben uns auch hierüber erwünschten Aufschluß. So erblicken wir auf den Wandbildern von Theben, wie von Beni Hassan (Wilkinson I. 44. und II. 417.) ein Spiel mit den Händen, welches offenbar der M o r r a der Italiener gleicht. Ein anderes R a t h e s p i e l mit drei Personen theilt

*) Das Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphischen Papyrus zu Turin mit einem Vorworte zum erstenmale herausgegeben von Richard Lepsius. Lpz. 1842. 4. Dazu der große Papyrus in der description de l'Eg. Antiq. Pl. T. II. pl. 61—65. u. pl. 67. ff. Die kleinen Mumienfiguren aus Holz oder Linnenpappe waren meist die Hüllen dieser Todtenbücher.

Wilkinson (m. Abb. II. 422.) mit, dessen Wesen jedoch nicht deutlich zu erkennen ist.

Hiernächst finden wir ein ganz eigenthümliches Spiel, das entfernt an das Bambusspiel der Neger (C.-G. III. 302.) erinnert. Wir sehen zwei Männer in knieender Stellung vor einem Gefäße, neben welchem ein Gestell zu sehen ist, in dem scheinbar mehrere Stäbchen stecken. (Rosellini m. c. Tf. 103.)

Die Bretspiele mit Steinen von zweierlei Farbe kommen ebenfalls vor (Rosellini m. c. Tf. 103. Wilkinson I. 44. und II. 415.). Wir sehen die Bretsteine als Kegel sowohl, wie sie zu Anfang des Spieles jede Farbe beisammen und durch einen Zwischenraum von der anderen getrennt, aufgestellt sind, als auch in ihrer Vermischung während des Spieles. Die Kegel waren von grüner oder gelber Farbe und Wilkinson (II. 418.) hat einen solchen aus Holz aus Aegypten mit nach England gebracht. Dieses Bretspiel, über dessen Einzelheiten freilich die Nachrichten fehlen, wurde von Vornehmen wie von Geringen gespielt und auf den Darstellungen der Mauern des Palastes des Königs Ramses III. zu Theben erblicken wir den König, wie er dasselbe Bretspiel mit Damen seines Harems spielt. (Wilkinson II. 420.)*)

Die Würfel wurden schon von den Griechen als eine ägyptische Erfindung betrachtet und es sind deren aus Elfenbein und ganz in unserer Art, mit sechs Seiten und ein bis sechs Puncten, in Aegypten gefunden worden. (Wilkinson II. 424. m. Abb.)

Ferner finden wir zwei Männer, deren jeder mit beiden Händen einen Stock führt, welcher in ein hakenförmiges Ende ausläuft. Jeder steckt den Stock durch einen Reifen und erfasset des Andern Haken. Doch ist nicht zu ersehen, welche Absicht dabei obwaltete. (Wilkinson II. 423.)

Die jährlich zu bestimmter Zeit stattfindende Nilüberschwemmung gab Veranlassung, daß manche Arbeiten des Landbaues, der Viehzucht, ja zum Theil Handel und Verkehr unterbrochen wurden. Den dadurch eintretenden Stillstand in den Geschäften benutzte man vornehmlich zur Abstattung von Besuchen und zu geselligen Zusammenkünften, Gastmälern und Lustbarkeiten, welche wir auch in den Denkmälern mit sichtbarer Liebhaberei dargestellt finden.

So sehen wir den einen Gast in seinem Wagen ankommen, umgeben von seinen Dienern, deren einer vorausritt, um durch Anklopfen an das Thor die Ankunft seines Herrn zu melden, während im Hause des Wirthes bereits einige Gäste sich niedergelassen haben und hier durch Musik und Gesang von einigen Mädchen unterhalten werden.

*) Das Museum von Leyden enthält eine große Anzahl Bretsteine aus Talkstein, glasirtem Steingut, Cornalin, Agat, Serpentin, Krystall, buntem Glas, Elfenbein in runder, Würfel- und Kegelform. Leemans S. 132.

Die Gäste haben eine Blume in der Hand, woran sie riechen. (Wilkinson II. 211.) Nachdem nun der Gast eingetreten und sich niedergelassen hatte, erschienen Diener, welche sein Haupt mit Wohlgerüchen salbten und seinen Hals mit Blumengewinden umgaben. (Abb. bei Wilkinson II. 214. u. 393.)

Mittlerweile, daß man die Ankunft der anderen Gäste abwartete und die Speisen in der Küche bereitete, wurden die Anwesenden auf mannichfache Art unterhalten. Wir sehen auf derartigen Darstellungen Männer und Frauen beisammen und wie bei uns in bunter Reihe sitzen. Vor allen Dingen bemerken wir (Wilkinson Taf. XII.) eine große Fülle von Blumen und in der Küche sehen wir neben den Fleischern und Köchen einen Mann, der mit großer Aufmerksamkeit verschiedene Blumen zu einem Strauße ordnet, während im Gesellschaftszimmer schöngeschmückte Mädchen in ziemlich durchsichtigen langen Kleidern Blumen in großen Vasen überreichen, indessen andere auf der Guitarre spielen. Im Küchenraume erschallt gleichermaßen Musik von Guitarre und Harfe.

Darauf reichte man den Gästen Wein in Schalen (Wilkinson Abb. II. 390. und 393.). Die Gäste aber sitzen auf Stühlen. Wir bemerken auch Kinder, wie denn die eine Darstellung (Wilkinson T. XII.) uns einen Mann neben einer Dame zeigt, der sich mit einem Knaben beschäftigt, den er auf dem Schooße hat; unter dem Stuhle der Dame erblicken wir die fragmentarische Gestalt eines Thieres, dessen sichtbare Füße einer Gazelle angehört zu haben scheinen, die an das Stuhlbein angebunden ist.

Mittlerweile ist die Tafel servirt worden und die Gäste setzen sich nun zum Essen. Nach und nach treten dann die verschiedenen Sänger, Tänzer, Musiker und Kraftspieler auf, welche den Gästen zur Belustigung dienen sollen.

Musik und Tanz übten die vornehmen Aegypter und Aegypterinnen eben so wenig als die Osmanen, denn sie hielten es wie diese unter ihrer Würde und der Sittlichkeit nachtheilig *). Dafür gab es wie im heutigen Orient Personen, welche gegen Lohn die Gesellschaft mit diesen Künsten unterhielten und in dieser Absicht bandenweise im Lande umherzogen.

Aus den Denkmalen ersehen wir, daß Musik und Tanz von denselben Personen ausgeübt wurden und daß dieselben meist weiblichen Geschlechts waren und zum Theil wohl aus weiter Ferne nach dem gesegneten Aegypten zogen; wir finden wenigstens fremdartige Hautfarbe und fremdartige Tracht an einigen dieser Künstlerinnen.

---

*) Schilderung der modernen ägypt. Tänzerinnen in Frau v. Minutoli mes souvenirs d'Egypte II. 86. Hackländer, Reise in den Orient II. 229. f.

So sehen wir z. B. bei Rosellini (m. c. T. 96.) Mädchen von sehr schlanker Taille und schöngeformten Gliedern mit einer Physiognomie, welche an die der indischen Bajaderen erinnert; ähnlich sind denselben die rothbraunen Mädchen mit ägyptischem Gesicht, großen schwarzen Augen und reicher Fülle eines schwarzen Haares, das bis auf die Schultern herabfällt. Sie haben große Ohrgehänge, bunte Blätterkränze um Stirn und Hals und Busen und oben auf dem Scheitel des Kopfes hohe durchbrochene Kämme. Sie kauern mit untergeschlagenen Füßen; drei derselben singen und klatschen in die Hände, deren Nägel licht gefärbt sind; die vierte bläst auf einer doppelten langen dünnen Pfeife. Sie tragen lange faltenreiche Gewänder.

Dieselbe Tafel Rosellinis stellt eine Gruppe von sechs Tänzerinnen und zwei Kindern dar; die Tänzerinnen haben lichtere Gesichter von der Farbe des Thons, woraus die altgriechischen schwarzglasirten Vasen gemacht sind; sie tragen langes, feingelocktes Haar, das in großer Fülle auf die Schultern fällt, und darin hochaufstehende Kämme, deren Bügel mit rothen Haarbüscheln geschmückt ist, die Anführerin aber noch einen Kranz in blau, roth und weißem Muster. Sie tragen sämmtlich lange farblose weite, jedoch an die Taille sich anschmiegende Gewänder von feinem Stoff mit kurzen bis an die Ellenbogen reichenden weiten Aermeln und weiß- und blaugestreiften Halskragen. Die Anführerin hat durch ihren Kamm noch einen Baumzweig gesteckt und bei sich zwei ganz nackte Kinder, einen Knaben mit geschornem Kopfe und ein Mädchen mit dichtem bis an die Ohren reichenden Haar und Ohrringen. Das Mädchen hält in der linken Hand einen Baumzweig empor. Die Anführerin selbst hält in der linken eine braune kegelförmige Trommel, auf deren gelbes Fell sie mit der rechten Hand schlägt. Von ihren Begleiterinnen führen zwei viereckige (s. Taf. VIII. Fig. 4.) und eine ein rundes Tamburin, d. h. Gestelle mit Fell bespannt; zwei führen nur Baumzweige. Sie alle zeigen eine wiegende, schwebende Bewegung (s. auch Wilkinson II. 329.).

Eine dritte Reihe derselben Tafel zeigt uns vier Mädchen, je zwei in männlicher und zwei in weiblicher Tracht. Erstere haben kurzes Haar oder schwarze Hauben- und kurze grün-, roth-, blau-, gelb- und weißgestreifte Röcke, welche von der Hüfte bis an die Knie reichen; die beiden gegenüberstehenden Mädchen tragen längere, enge, weiße Frauenröcke und die eine derselben langes volles Haar, die andere kurzes, aus welchem vom Wirbel ein bis in die Mitte des Rückens ragender dünner Haarzopf herabreicht. Alle vier haben dreifarbige Halsbänder und blaue Ringe um Knöchel und Handgelenke. Die in männlicher Tracht schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, die beiden andern haben die Arme bis in die Höhe des Gesichts erhoben; dieß scheinen Erzählerinnen zu seyn.

Tafel 98. bringt uns vier andere Gruppen zur Anschauung. Die erste (R. m. c. III. 94.) sind fünf lichtgelbe Frauen in langen bis auf die Knöchel vom Halse herunterfließenden Gewändern mit kurzen Aermeln; um den Hals haben sie blaue und rothe Bänder und durch die Kleider schimmern blau-, weiß- und rothgemusterte schmale Gürtel durch, welche sie auf dem blosen Leib um die Hüften tragen. Die Köpfe sind glatt geschoren und die erste, in knieender Stellung, hat an der sichtbaren linken Seite der Schläfe vier dünne lange einzelne Locken. Alle tragen große, weiße, vielleicht elfenbeinerne Ohrringe. Die mittelste führt das Tamburin (Taf. VIII. 4.). Die letzte Tänzerin hat ebenfalls, aber sechs lange Locken an der linken Seite des Kopfes.

Eine andere Gruppe besteht aus sechs Frauen mit Gürteln, langen Gewändern und breiten Halsbändern wie die vorigen; sie tragen aber langes Haar, welches in dünne Zöpfe endigt, Kopfringe und Kämme, so wie große Ohrringe. Die hinterste schlägt den Tact mit den flachen Händen, die zweite spielt eine dreisaitige Laute mit gekrümmtem Halse, die nächste bläst die lange Doppelpfeife; es folgt eine Lautenspielerin (Taf. VIII. 3.) und eine mit der siebensaitigen Lyra. Den Schluß bildet ein Mädchen, das auf der dreizehnsaitigen aufrechtstehenden Harfe spielt.

Dieselben Instrumente mit Ausnahme der krummhalsigen Laute finden wir in der dritten Gruppe mit ähnlichem Kopfputz und langen Gewändern. Sie besteht aus vier weißgelben Frauen und zwei nackten braunen Frauenzimmern, die beide mit einem gelben, buntgestickten Hüftengürtel geziert sind. Die kleinere klatscht in die Hände und scheint mit den Füßen eine tactmäßige Bewegung zu machen. Die größere spielt eine langhälsige Laute und ist mit einem schönen breiten Halsband und am linken Armgelenk mit breitem Ringe verziert.

Eine interessante Gruppe **blinder Sänger** theilt Wilkinson (II. 239. m. Abb.) nach einer Darstellung in Alabastron mit. Voran kniet ein Harfenspieler, der sein siebensaitiges Instrument vor sich auf den Boden gestämmt hat. Hinter demselben finden sich in gleicher Stellung zwei und fünf blinde Sänger, welche die Hände vor sich hinaushalten und ihre Lieder mit Bewegungen der Arme begleiten.

In dieser Weise wurden also durch Gesänge und Vorträge von Liedern, durch Saitenspiele mancherlei Art, ferner durch Tamburine und die langen doppelten Pfeifen die Gäste im Innern der Häuser unterhalten.

Auf den Straßen fehlte es ebenso wenig an Tänzen, die von allerlei Musik begleitet wurden; hier aber scheinen die Aufführungen mehr durch Männer als durch Frauen bewerkstelligt worden zu seyn. Bei einer solchen Scene bemerken wir leichtgeschürzte Männer, von deren Ellenbogen lange Doppelketten oder rasselnde Behänge ausge-

hen; der eine hat einen großen Ring um das rechte Armgelenk, ein anderer um beide Armgelenke, alle aber tragen Halsgehänge, die wahrscheinlich beim Tanze einen rasselnden Ton von sich gaben. Sie haben große Ohrringe und vom glattgeschorenen Kopfe erheben sich ein bis drei Haarbüschel. Der mittelste Musicus schlägt eine etwa 3 Fuß lange, cylindrische, an den Enden abgestumpfte Trommel mit den Händen. Einer der Männer hat eine Art Harfe (wie Taf. VIII. Fig. 6.).

Das Gastmahl selbst, als dessen Vorläufer und Begleiter diese Tänze, Musiken und Gesänge erscheinen, ist in mehreren Grabkammern dargestellt. Man brachte die Speisen auf niedrigen Tischen herein und die Gäste saßen, vielleicht bei den unteren Ständen auf niedrigen Sesseln dabei. Messer und Gabel kannte man nicht, wohl aber den Löffel, der meist aus Elfenbein und Holz war (Abb. Wilkinson II. 403.). Ein Grabbild von Theben (bei Wilkinson II. 401.) zeigt uns die Gäste je zwei an einem niedrigen Tisch, von denen der eine ein Diener zu seyn scheint, der dem Gaste die Speise vorschneidet und zulangt. Vor und nach dem Essen fand bei dem so reinlichen Volke der Aegypter ganz gewiß eine Waschung der Hände statt.

Eine ganz eigenthümliche Sitte war die, über welche Herodot berichtet (II. 78.). In ihren Gesellschaften bei den Reichen trägt einer nach dem Essen immer einen Todten im Sarge herum, der aus Holz verfertigt und in Malerei und Arbeit so gut wie möglich abgebildet ist, immer eine oder zwei Ellen lang. Er zeigt ihn dann jedem Gast und sagt: „Sieh auf diesen und so iß und trink und sey fröhlich; denn ein solcher wirst du nach deinem Tode seyn." Darauf bezieht sich denn auch die eine Darstellung bei Wilkinson (II. 410.).

Außer den gemischten Gesellschaften, wo Männer und Frauen beisammen waren, finden sich unter den Denkmalen auch Darstellungen, wo wir nur Frauen unter sich bemerken. So theilt Wilkinson (II. 367.) ein Bild mit, wo mehrere Damen, die jedoch der Classe der Tänzerinnen angehören dürften, über ihre Ohrringe eine lebhafte Unterhaltung pflegen. Aus höheren Ständen scheinen indessen jene Damen zu seyn, welche (Wilkinson II. 167. m. Abb.) ein kleines Weinfrühstück unter sich abhalten. Sie kauern am Boden, im leichten Hauskleide und haben schöne Blumen in den Händen, deren Arom jedoch durch die Gewalt des Weines übertroffen wird, so daß die eine sogar ihre Dienerin zu Hülfe rufen mußte, um das sinkende Haupt nur einigermaßen aufrecht zu halten, während der Wein bereits seinen Rückweg wieder angetreten hat.

Daß auch Männern dergleichen und noch ärgeres widerfahren konnte, beweisen anderweite Darstellungen (Wilkinson II. 168.) von Beni Hassan. Wir sehen die weinmüden Zecher im Stande vollkommenster Hülflosigkeit durch verständige Diener vom Schlachtfelde

abtragen. Den einen haben drei Männer wie einen todten Mann auf ihre Köpfe genommen, der andere aber wird durch zwei Diener an Schultern und Füßen sanft davon getragen. Daß der Wein übrigens des Menschen Herz erfreue, daß er deshalb bei einem freundschaftlichen Mahle nicht fehlen dürfe, war auch in Aegypten anerkannt und wir sehen in den Grabgemälden verschiedene Arten Flaschen und Trinkschaalen.

Außer den Tänzen und Gesängen belustigten sich die Aegypter auch noch an den anderen Spielen, welche sie vor sich und ihren Freunden aufführen ließen und worüber die Grabdenkmale abermals interessante Einzelnheiten enthalten, welche Rosellini auf den Tafeln **100—103** zusammengestellt hat. Wir sehen hier Männer wie Frauen in den mannichfaltigsten Bewegungen und Stellungen ihre Kraft und Gewandtheit entfalten. So erblicken wir zunächst drei Ballspielerinnen mit Haarzöpfen, engem Weiberrock und blauen Hals-, Fuß- und Armbändern. Sie stehen sich gegenüber und haben in jeder Hand einen schwarzen Ball, während zwei andere Bälle zwischen ihnen in der Luft schweben, so daß im Ganzen acht Bälle in Thätigkeit sind. Neben ihnen sind noch andere Ballspielerinnen, welche Bälle in einer gewissen Ordnung den Weg durch ihre Reihe machen lassen und während der Ball an einer andern Stelle ist, sich rückwärts überbeugen, über einander wegspringen und den Beweis von außerordentlicher Gelenkigkeit geben. Während sie auf dem Rücken ihrer zu Boden gebeugten Gespielinnen verweilen, wechseln sie Bälle, warauf sie wahrscheinlich die Stellung einnehmen, welche jene vorher gehabt hatten, und ihre Geschicklichkeit im Ballwechselspiel zeigen (s. auch Wilkinson II. 329.). Andere springen, indem sie ein Knie oder Bein an den Leib ziehen, hoch in die Luft und es mag eine Reihe so lebhaft bewegter, aufmerksamer Mädchen gar keine unangenehme Augenweide abgegeben haben. Man hat auch Bälle aus Leder in den Gräbern gefunden; der eine in Salts Sammlung ist aus zwei Stücken Leder zusammengenäht; ein anderer ist aus Irdenwaare und bunt glasirt. (Wilkinson II. 432.)

Ein besonderes seltsames Spiel sehen wir (Rosellini m. c. Taf. **101.**) durch fünf kurzgeschürzte Frauen mit wunderbar in die Höhe gebundenen steifen Zöpfen ausgeführt. Die eine faßt die andere, welche am Boden kniet, bei dem Haarbusch, während zwei andere sich überrücks niederbeugen und eine fünfte mit ausgestreckten Händen dahinter steht.

Eine andere Gruppe zeigt zwei Männer, welche zwei Mädchen an den Armen halten, die sich mit den Fußzehen aneinander stämmend rückwärts überhängen. Wahrscheinlich machte die ganze Gruppe in dieser Stellung eine kreisende Bewegung.

In ähnlicher Weise scheinen zwei Männer zu arbeiten, die sich Rücken an Rücken zu Boden gesetzt haben, während der andere seinen

rechten Arm in den linken des Nachbars einhakt. (Rosellini m. c. Taf. 102. 2.) Ein anderer Gaukler steht mit verschränkten Armen kerzengerade auf dem Kopfe. Andere üben den Kampf mit der Faust und mit Stöcken (Taf. 103.); noch Andere werfen Messer in einen hölzernen Klotz. (Dazu Wilkinson II. 433. ff.)

Endlich hielt man sich eben so wie am Hofe Montezuma II. auch Zwerge und ungestaltete Personen, jedoch mehr zur Belustigung, wie deren mit verdrehten Füßen auf den Denkmalen von Beni Hassan erscheinen. (Wilkinson II. 436.)

Bei den öffentlichen Festen, die meistens religiöser Bedeutung waren und sich auf die Geschichte der Götter und Könige bezogen, kamen auch Fischerstechen und Stierkämpfe vor, namentlich vor dem Tempel des Vulcan zu Memphis.

So finden wir denn das Privatleben der Aegypter in vielfacher Hinsicht reich ausgestattet; das Familienleben bildet die Grundlage und die Monogamie wird vom Priesterstand durch Lehre und Beispiel empfohlen; der Frau ist eine würdige Stellung in der Gesellschaft angewiesen, dem Hausvater auch nach dem Tode ein ehrenvolles Andenken gesichert. Die Familien leben unter einander in geselligem Verkehr und würzen ihre Zusammenkünfte und Gastmähler durch Musik, Gesang und allerlei Augenweide. Auch hier tritt uns der Sinn für Ordnung und Sauberkeit entgegen, den wir schon bei Betrachtung der häuslichen Einrichtung, wie der Felder und Gärten des alten Aegyptens antrafen.

Wir wenden uns nun zum

öffentlichen Leben

der alten Aegypter, wie sich dasselbe in der Blüthezeit des Reiches gestaltet hatte. Wir finden hier Erscheinungen und Staatsformen, welche mit denen von Anahuac auf eine merkwürdige Weise übereinstimmen. Im Thale von Mexico wie im Nilthale hat die Natur viel für das Gedeihen der Menschen gethan und dort unterstützte ein See, hier ein Strom die Bemühungen der Landleute. In Mexico wie in Aegypten finden wir ferner eine tapfere eingewanderte Herrscherfamilie mit ihren Genossen, welche der activen Menschenrasse angehörte und welche mehr durch Ueberlegenheit ihrer geistigen Kraft als durch leibliche Uebermacht und Waffen die passive vorgefundene Urbevölkerung sich unterwarf und namentlich durch religiöse Institutionen in willigem Gehorsam sich erhielt. Im Thal von Mexico wie im Nilthal bildeten sich ursprünglich mehrere kleine Reiche, die lange selbstständig neben einander bestanden, auch durch neu einwandernde active, aber minder cultivirte Heerhaufen in ihrer Entwickelung unterbrochen wurden, endlich aber in ein einziges großes Reich zusammenflossen. In beiden Erdtheilen ist die Nation in drei große Classen geschieden: die herr-

chende, unmittelbar von der activen Einwanderung abstammende, die der Priester und des Kriegsadels, welcher auch der König angehörte, und die passive, zur Cultur erzogene der Handwerker, welche in mehrere Kasten oder erbliche Stände zerfiel, die wir als gemeine Freie bezeichnen können. Eine dritte Classe bildeten diejenigen passiven Urbewohner, welche durch die Lage ihrer Wohnstätten und Lebensart am allgemeinen Culturgange der Nation mindern Antheil nehmen konnten, aber dennoch nicht außerhalb des Gesetzes standen. Außer den Staatseinrichtungen sind namentlich die religiösen Einrichtungen Aegyptens in merkwürdiger Uebereinstimmung mit denen der alten Azteken in den Priestercollegien, den Priesterschulen, in den Büßungen und Uebungen, in den feierlichen Aufzügen und Opfern, bei denen auch Menschen bluten mußten, in den großartigen Tempeln und Pyramiden, die am Nil wie am See von Chalco noch heutiges Tages Zeugniß von dem großartigen Sinne und der Technik jener Nationen geben. Wir finden große Aehnlichkeit in der Darstellung der Ideen in der Malerei und Sculptur, in der Liebe zu den Wissenschaften, nur mit dem Unterschiede, daß die Vorsehung den Entwickelungsgang der Azteken gewaltsam unterbrach, während die Völker am Nil sich frei und ungehindert entwickeln konnten, so daß ihre Formen sich abrundeten und milderten und die barbarischen Menschenopfer allgemach ganz verschwanden oder in symbolische Darstellungen sich auflöseten.

Aegypten galt bei den Völkern der griechischen Welt für das glücklichste Land der Welt, für den Sitz jeglicher Gesittung und Weisheit. Die Aegypter sagten, daß sie die besten Gesetze unter allen Völkern gehabt, eine Behauptung, welche sie dadurch zu beweisen suchten, daß Aegypten über viertausend siebenhundert Jahre von Königen beherrscht worden und zwar größtentheils von einheimischen, und dabei das glücklichste Land in der Welt gewesen sey. Dieß würde aber nicht möglich gewesen seyn, wenn die Einwohner nicht die besten Gesetze und Gebräuche gehabt hätten und wenn ihre ganze wissenschaftliche Erziehung nicht die beste gewesen sey. So sagt Diodor von Sicilien (I. 69.).

In Aegypten, wie im alten Mexico, ja wie überall, wo die activen Herrscher Staaten begründeten, war nicht Laune oder Willkür der Könige, sondern das Gesetz die oberste Macht des Staates und die erhabene Bestimmung des Königs war die Aufrechthaltung und Geltendmachung desselben.

Die Könige der Aegypter, sagt Diodor (I. 70.), betrugen sich nicht wie die anderen Alleinherrscher, die alles nach ihrem Wohlgefallen thun, ohne eine Weisung anzunehmen, sondern bei ihnen war Alles durch gesetzliche Vorschriften geordnet, nicht allein die Verwaltung der Gerechtigkeitspflege, sondern auch die Hofetikette und die Tafel. Unter ihrem Hofgesinde war kein gekaufter oder geborner Sclave, sondern es bestand aus lauter Söhnen der angesehensten Prie-

ster, die über zwanzig Jahr alt und am beßten unter ihren Landsleuten erzogen waren, damit der König, der so vortreffliche Kammerdiener hatte, die ihm Tag und Nacht zur Seite waren, sich mit keinen schlechten Sachen beschäftigen möchte. Denn kein Fürst geht mit schlechtem Betragen zu weit, wenn er nicht Leute hat, welche seinen Begierden förderlich sind. Alle Stunden, sowohl des Tages als der Nacht waren eingetheilt, in welchen der König auf alle Wege, das was ihm in den Gesetzen vorgeschrieben war und nicht was ihm gut dünkte, thun mußte. Sobald er des Morgens aufgestanden war, mußte er zuerst die aus allen Orten eingegangenen Briefe vornehmen, damit er nach eingezogener genauer Nachricht von allem, was in seinem Reiche vorging, Alles nach Gebühr entscheiden und verrichten könne. Hierauf mußte er sich waschen und die Reichsinsignien nebst einem prächtigen Kleide zum Schmuck seines Körpers anlegen und sodann den Göttern opfern. Wenn das Opfer zum Altar gebracht war, so mußte der Oberpriester, der neben dem Könige stand, indessen das Volk im Kreise sich rundum reihete, mit lauter Stimme beten, daß die Götter dem Könige, der Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen ausübte, Gesundheit und alles Gute geben möchten. Sodann mußte er einzeln alle seine Tugenden preißen und sagen, er beweiset Ehrfurcht gegen die Götter und Milde gegen die Menschen; er ist enthaltsam, gerecht und großmüthig; er hält sein Wort, theilt gerne mit und ist überhaupt Herr aller seiner Begierden. Er belegt Vergehungen mit geringeren Strafen als sie verdient haben und giebt denen, die sich verdient gemacht, Belohnungen, die größer sind als das Verdienst. Wenn er dieß und andere ähnliche Dinge in seinem Gebet angeführt hat, legt er zuletzt auf die Vergehungen den Fluch, so daß er zwar den König von aller Beschuldigung ausnimmt, aber alles Böse, allen Schaden und jede Strafe auf seine Diener und Rathgeber wälzt. Dieß that er in der Absicht, um theils den König zum religiösen und gottesfürchtigen Leben zu reizen, theils um ihn an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen, nicht durch bittere Erinnerungen, sondern durch reichliches Lob, was vorzüglich zur Tugend anfeuert. Wenn nun hierauf der König das Eingeweide eines geopferten Kalbes beschaut und dargebracht hatte, so verlas der Staatsschreiber aus den heiligen Büchern nützliche Rathschläge und Thaten berühmter Männer, damit der oberste Regent die schönsten Entwürfe beherzigen und so vorbereitet an die ihm obliegenden Regierungsgeschäfte gehen möge. Es war aber nicht allein die Zeit bestimmt, wo er Bescheide geben und Urtheile fällen mußte, sondern auch die, wo er sich erging, sich badete, bei seiner Gemahlin sich aufhielt, und überhaupt für Alles, was im menschlichen Leben vorgeht. Ueberdem war es Sitte, daß der König einfache Nahrungsmittel genoß und nur Kalbfleisch oder Gänsefleisch zu sich nahm, auch vom Wein nur ein bestimmtes Maas trank, welches weder Völlerei noch Trunkenheit

veranlassen konnte. Ueberhaupt war Alles, was zur Diät gehörte, so mäßig angeordnet, daß es das Ansehn hatte, als wenn nicht ein Gesetzgeber, sondern der beßte Arzt diese Vorschriften gegeben hätte, der sein ganzes Absehen auf die Gesundheit richtete.

Wenn es aber wunderbar scheint, fährt Diodor fort, daß der König in Ansehung seiner täglichen Speise nicht völlige Gewalt hat, so muß es noch viel wunderbarer scheinen, daß er weder über eine ganz gemeine Sache ein Urtheil fällen noch einen Bescheid geben, noch auch Jemand aus Zorn, Muthwillen oder anderer, ungerechter Ursachen bestrafen kann, sondern so, wie es die Gesetze, die über dieses und jenes gegeben sind, anordnen. Dieß ist ihnen auch nicht im mindesten verdrießlich oder ärgerlich, daß sie sich in allem nach der Sitte fügen müssen, sondern sie glauben vielmehr umgekehrt, daß sie das glücklichste Leben führen, denn sie meinen, daß andere Menschen unvernünftiger Weise ihren natürlichen Leidenschaften nachhängen und vieles thun, was ihnen Schaden oder Gefahr verursacht; ja daß öfters Viele voraussähen, daß sie fehlen würden und nichts desto weniger schlecht handelten, von Liebe, Haß oder irgend einer andern Leidenschaft überwältigt; sie aber, die ein Leben befolgten, welches von den klügsten Männern vorgeschrieben worden, könnten nur in die geringsten Versehen fallen. Weil nun die Könige eine solche Gerechtigkeit gegen ihre Unterthanen beobachteten, so hatte auch das Volk eine solche Zuneigung gegen seine Herrscher, welche alle Liebe der Blutsverwandtschaft übertraf. Denn nicht allein die Körperschaft der Priester, sondern überhaupt alle Aegypter waren nicht so sehr für ihre Weiber, Kinder und Güter besorgt, als für die Sicherheit ihrer Könige. Demnach erhielten sie sehr lange unter den erwähnten Königen ihre bürgerliche Verfassung und waren, so lange jene Gesetze in Kraft blieben, glücklich. Ueber dieses herrschen sie über sehr viele Völker und besaßen großen Reichthum; sie schmückten das Land mit nicht zu übertreffenden Werken und Gebäuden und die Städte mit vielen und kostbaren Zierrathen.

Auch das, was nach dem Tode geschah, zeigte nicht wenig von dem Wohlwollen des Volkes gegen seine Könige, denn eine Ehrenbezeigung, welche einem erwiesen wird, der das Angenehme davon nicht mehr empfindet, enthält ein unverwerfliches Zeugniß der Wahrheit. Sobald ein König gestorben war, stellten alle Einwohner Aegyptens eine allgemeine Trauer an, zerrissen ihre Kleider, verschlossen ihre Tempel, stellten ihre Opfer ein und feierten keine Feste zwei und siebenzig Tage lang. Dagegen bestreuten sie ihre Häupter mit Koth und Männer sowohl als Weiber bekleideten sich bis unter die Brüste mit klarer Leinewand, gingen in Haufen von 200—300 herum, sangen zweimal des Tages einen melodischen Klaggesang, ehrten den König mit Lobpreißungen und wiederholten seine Tugenden. Unterdessen genossen sie weder Speise von Thieren noch von Getraide und

enthielten sich alles Weines und aller Pracht; keiner bediente sich der Bäder, Salben oder eines weichen Lagers, ja sie unterstanden sich nicht einmal der Liebe zu pflegen; jeder war voll des tiefsten Schmerzes, wie wenn ihm ein geliebtes Kind gestorben wäre, und brachte die zwei und siebenzig Tage in Trauer zu. Während dieser Zeit hatten sie nun alles, was zum Begräbniß gehört, prächtig zubereitet und am letzten Tage setzten sie den Sarg, der den Körper enthielt, vor den Eingang des Grabes und stellten nach dem Gesetz ein Gericht über den Verstorbenen und die Thaten, welche er im Leben verrichtet, an, wobei ein Jeder die Freiheit hatte, als Kläger aufzutreten. Die Priester priesen sein Lob und rechneten Alles her, was er Gutes gethan hatte, und das zu vielen Tausenden zu seiner Leichenbegleitung versammelte Volk hörte zu und stimmte mit ein, wenn er wirklich gut gelebt hatte; wo aber nicht, so überschrie dasselbe die Priester. Viele Könige sind auf diese Weise durch den Widerspruch des Volkes eines glänzenden und gebührenden Begräbnisses beraubt worden. Daher pflegten die Könige nicht allein aus den vorgedachten Ursachen gut zu handeln, sondern auch aus Furcht vor der Beschimpfung ihres Körpers nach dem Tode und des immerwährenden bösen Namens. — Dieß war das wichtigste von dem, was in Ansehung der alten Könige Sitte war. (Diodor I. 70—72.)

So sehen wir hier den König in ähnlicher würdiger Stellung wie in den alten Reichen von Anahuac, als den Wächter und Vollzieher der Gesetze und insofern als den Stellvertreter der Götter selbst, wie er auch durch sein Beispiel der Lehrer aller Tugenden war und namentlich durch seine Mäßigkeit und Milde allen vorleuchtete. Ihm gehörte ein Drittheil des Landes, woraus er die Kosten seiner Hofhaltung bestritt. Als daher, nachdem die Herrschaft befestigt war, Menes zum Throne gelangte und sich ein gewisser Luxus eingeschlichen hatte, sah man ein, daß man auf diesem Wege fortfahrend die altehrwürdige Stellung verlieren würde und kehrte daher zur alten Einfachheit der Lebensweise zurück. Es hatte nämlich König Tnepoachthus, Vater des weisen Bokchoris, einen Kriegszug nach Arabien unternommen und dabei gingen ihm in dem wüsten, wilden Lande die Lebensmittel aus. Nachdem er einen Tag lang Mangel ausgestanden, war er genöthigt, mit ganz gemeiner Kost, wie sie gewöhnliche Leute genießen, vorlieb zu nehmen. Sie gefiel ihm, er verwarf den Luxus und verwünschte den König, der zuerst die Ueppigkeit eingeführt hatte. Die Umgestaltung in Speise, Getränk und Lagerstätte lag ihm so sehr am Herzen, daß er jene Verwünschung in den heiligen Büchern im Jupitertempel zu Theben niederschreiben ließ oder wie Plutarch sagt, in eine Säule einzugraben befahl *).

Bedenken wir nun, wie das mexicanische Reich in Verfall gerieth,

*) Diodor I. 45. Plutarch, Osiris und Isis C. 8.

nachdem Montezuma II. jenen unsinnigen Luxus eingeführt hatte, welcher die Kräfte und den Wohlstand der Nation erschöpfte, so erkennen wir in Bokchoris einen der größten Wohlthäter seines Volkes und einen der weisesten Fürsten.

Dennoch aber war der König von ganz besonderem Glanze umgeben, wie wir nachher aus den Denkmalen nachweisen werden. Die Königswürde war erblich vom Vater auf den Sohn, indessen kommen auch weiblich Herrscher in den Königreihen vor; eine Priestersage (bei Diodor I. 43) meldet indessen, daß in alter Zeit der Thron nicht erblich gewesen, sondern denen eingeräumt worden sey, welche sich am meisten um das Volk verdient gemacht hätten, und Plutarch (Isis und Osiris C. 9.) hat eine weitere Nachricht, derzufolge die Könige entweder aus dem Soldaten- oder aus dem Priesterstande gewählt wurden, indem jener wegen der Tapferkeit, dieser wegen der Weisheit besonders Ansehn und Würde hatte. Der aus den Soldaten gewählte König wurde dann sogleich unter die Priester aufgenommen und in derjenigen Weisheit unterrichtet, die fast in lauter dunkle Fabeln und Erzählungen eingehüllt ist, welche nur einen schwachen Schimmer der Wahrheit von sich geben *).

Der Hofstaat des Königs erforderte indessen eine große Räumlichkeit und so waren denn die Paläste der Könige von großem Umfang und mit aller Pracht ausgestattet. Die schönen Prachtsessel, die großen Prachtvasen, die Federwedel und alle jene Prachtgeräthe, deren wir bereits gedacht haben, gehörten meist den königlichen Palästen an. So zeigt uns ein Bild der thebanischen Gräber den goldenen Tragsessel mit goldener Fächerdecke, worauf der König in seinem schönen, faltenreichen, langen Gewande sitzt, geschmückt mit der helmartigen Krone, an deren Rand über der Stirn eine Schlange emporsteigt. Der König hat an der rechten Hand einen rothen Armring, sehr reichen Halsschmuck und in der Hand den Herrscherstab. (Rosellini m. c. II. 447. Taf. LXXV.) Als Armlehne der linken Seite dient ein Isisbild mit dem Nilschlüssel und gesenkten Fittigen, vor ihm steht der menschenköpfige Sperber mit der Sonnenscheibe, der Geist des Osiris. Zur Seite am tragbaren Thron ist die Sphinx mit dem Pschent oder der königlichen Mithra und darunter als Sinnbild der Kraft der Löwe angebracht. Die Sphinx aber war stets das Sinnbild desjenigen Faraonen, dessen Gesichtszüge sie trug. (Rosellini m. c. II. 178.).

Die größte Pracht entfaltete sich aber in den Gräbern der Faraonen, wo ihre Leichen in steinernen Sarkophagen beigesetzt waren, die meist ganz mit Sculpturen bedeckt sind. Man hat die Pyramiden als die eigentlichen Königsgräber bezeichnen wollen, weil in einigen

*) Vergl. oben S. 61. ff. die Erblichkeit des aztekischen Throns, die mit der Wählbarkeit verbunden war.

derselben in der That Könige begraben sind; allein wir dürfen sie eben so wenig wie die americanischen Pyramiden blos als die Grabstätten der Könige betrachten, obschon die Leichname einiger Herrscher darin aufbewahrt wurden. Die Gräber der Könige waren eben so wie die der Privatpersonen theils in Stein gehauen, theils aus Ziegeln und Steinen aufgeführt.

Unter die interessantesten Ueberbleibsel altägyptischer königlicher Grabespracht gehören die Königsgräber von Theben, die sich westlich vom Nilthal in dem Innern der hier etwa 300 Fuß steil emporsteigenden Gebürgskette finden, welche aus Kalkstein besteht. Das königliche Theben hatte, wie jede Stadt Aegyptens, ihre Grabkammern da wo der Nil nicht hinaufreichen konnte, wenn er aus seinen Ufern trat. Dem Thale zunächst waren die Grotten der Privatleute in einer Ausdehnung von zwei Stunden und in mehrern Reihen über einander, so daß Costaz *) von einem Puncte aus 205 Oeffnungen bemerken konnte, was jedoch bei weitem noch nicht die Hälfte aller vorhandenen war. Von hier aus gelangt man durch eine Bergschlucht von einer französischen Meile Länge in den Eingang des Thales, welches den Weg zu den eigentlichen Königsgräbern enthält. Das Thal war ursprünglich geschlossen und es mußte ein künstlicher Eingang dazu gemacht werden. Es ist ganz steil und dergestalt den Sonnenstrahlen ausgesetzt, daß am 2. September 1799 zwei der Begleiter des General Desaix, der die Gräber besuchen wollte, dort vor Hitze umkamen. Aus dem Thale der Gräber führt ein enger und steiler in den Felsen gehauener Gang auf die Hochfläche des Gebürges, von wo aus man eine entzückende Aussicht in das Nilthal, die Ruinen von Theben und das fruchtbare Land hat. So waren die Königsgräber der Hauptstadt zwar nahe, aber dennoch überaus unzugänglich.

Zu Strabo's Zeit kannte man eilf Königsgräber; die französischen Ingenieurs Jollois und Devilliers, die mit Napoleon in Aegypten waren, entdeckten noch eine zwölfte.

Diese Königsgräber sind nach einem und demselben Plane angelegt und man hat sie sich als eine lange Reihe von Galerien und Sälen verschiedener Größe vorzustellen. Einer der Säle zeichnet sich durch die Sorgfalt aus, welcher auf seine Ausschmückung verwendet ist, und dort ruhte der Leichnam des Königs.

Die Königsgräber sind nicht alle gleich groß oder gleich prachtvoll. Die Länge derselben wechselt von 49 bis 369 Fuß; einige sind vollendet und mit Zierrathen bedeckt, während andere aus dem gröbsten bearbeitet noch nackt dastehen. Das schönste aller Grabmäler nannten die Franzosen die Katakombe der Har-

*) Costaz description des tombeaux des rois, in der description de l'Egypte. Tom. III. p. 181. Dazu Atlas Vol. II. pl. 1. ff.

fen; sie ist leicht zugänglich und in großen Dimensionen erbaut, reich an wohlerhaltenen Gemälden. Bemerkenswerth ist dabei, daß der Architect bei der Ausführung der Grabgebäude von seinem ursprünglichen Plane abgehen und einen Haken schlagen mußte, da der Stein ihm Schwierigkeiten in den Weg legte.

Das Ganze dieses Grabmales besteht aus einer langen Reihe von Galerien und Sälen, welche durch dicke Scheidewände von einander getrennt sind, die man vom gewachsenen Felsen hat stehen lassen und in der Gestalt der Mauer behauen hat. Diese Mauern werden durch Thüren durchbrochen, welche angenehme Verhältnisse haben und mit Ausnahme einer einzigen eine Enfilade bilden. Die Thürgewände und Stürze sind trefflich und scharf geschnitten und reich verziert.

Die verschiedenen Grabkammerabtheilungen bilden nicht eine ganz gleiche Grundfläche; der Boden der Galerien ist oft abschüssig oder auch aufsteigend und in der Mitte ist ein Zimmer, welches tiefer liegt als die anderen und von wo aus sich die Grundfläche aufs Neue erhebt.

Der Grabsaal zeichnet sich durch seine Größe aus, die Decke ist gewölbartig ausgehauen und durch acht Pfeiler unterstützt. Am Eingang steht ein Sarkophag aus Rosengranit von Syene und von bedeutender Größe; schlägt man mit einem Hammer daran, so klingt er wie eine Glocke und die dunkeln Hallen und Säle wiederholen den traurigen Ton. Von dem Deckel fand man nur ein Bruchstück, von der darin enthaltenen Mumie gar nichts.

Um bis zum Saale der Harfen zu gelangen, wo jener Sarkophag stand, mußte man zehn Thüren durchschreiten, welche, wie der grüne Rost noch beweiset, mit Flügeln verschlossen waren. Von zwölf Katakomben waren damals sechs Sarkophagen bereits verschwunden oder zerstört. Der erwähnte Sarkophag war so groß, daß er nicht durch das Eingangsthor des Thales transportirt, sondern von der Höhe des Gebürges an den Seitenwänden desselben herabgelassen worden seyn mußte.

In jeder Ecke des Grabsaales befindet sich eine Thür, welche in ein kleines Zimmer führt, worin man viele Mumienreste findet, welche wahrscheinlich der Familie des hier bestatteten Königs angehörten. Von dem Saale führt eine enge, aber über 20 Meter lange Galerie in mehrere Gemächer, welche wohl eine ähnliche Bestimmung hatte, wie jene vier Eckzimmer. Alle diese Räume sind mit Gemälden reich verziert, die Mauern, die Decken, die Pfeiler wie der kleinste Winkel, und alle diese trefflich erhaltenen Gemälde befinden sich auf einer dünnen Lage von Gips, da der Kalkfels sehr blätteriges Gefüge hat und horizontale Schichten bildet; dennoch hat der Gipsüberzug sich trefflich erhalten und die Reliefs sind ganz scharf. Die gute Erhaltung verdanken diese Sculpturen und Farben der gleichmäßigen,

trocknen Temperatur der Luft, welche in diesen unterirdischen Räumen herrscht.

Eine zweite Gräbergrotte nennt man nach den darin entdeckten Darstellungen die Katakombe der Metempsychose. Es ist die einzige Gruft im Thale, welche zwei große Grabsäle enthält, welche dem großen Sale der Harfengrotte ähneln und eine von acht Pfeilern getragene gewölbte Decke haben. Der erste dieser Säle ist in der Mitte der ganzen Anlage; er liegt tiefer als die übrigen Gemächer und man muß auf geneigter Fläche hinabsteigen. Um den ganzen Saal zieht sich ein vortretender Säulenfuß, welcher den Pfeilern als Grundlage dient und auf welchem man rings um den ganzen Saal gehen kann.

Eine dritte Grabkammerreihe nennt man die astronomische Katakombe; sie ist dem Eingange des Thales am nächsten. Der Sarkophag bestand in einer in den Felsen gegrabenen Grube, die mit einer aus Granit gehauenen Mulde bedeckt war. Die Decke ist ebenfalls im Gewölbe ausgehauen, blau gemalt und mit Sternen besäet. Diese Katakombe ist vielleicht die älteste in der ganzen Reihe des Thales.

In diesem Thale war es auch, wo Belzoni jenen Prachtsarkophag aus dem reinsten orientalischen Alabaster von 9 F. 5 Z. Länge und 5 F. 7 Z. Breite entdeckte, der gegenwärtig das britische Museum ziert.

So waren die Grabstätten der Könige von Theben beschaffen, die wie im Leben auch im Tode über ihre Mitmenschen erhaben, einer besondern Ehrfurcht genossen. Wie die Könige der alten Americaner waren auch die Aegyptischen durch ihre Herkunft als Göttersöhne bezeichnet und daher stand ihnen zunächst in der Ordnung des Staates:

Die Priesterkaste*),

welche durch Lehre und Beispiel dem Volke Ehrfurcht für die Götter und deren Abkömmlinge, die Könige, und Mäßigkeit im Genuß des Erdenlebens einzuflößen suchte. Die Priester bildeten die erste Kaste des Staates; sie waren die Rathgeber des Königs, wie die Krieger seine irdische Macht schirmten. Die Priesterwürde war erblich und zwar an die bestimmten Tempel gebunden, so daß ein Priester des Vulcans zu Memphis nicht in das Priestercollegium von Heliopolis eintreten konnte. Jeder Tempel hatte seine Ländereien — wie in Mexico —, wovon die Priester unterhalten wurden. Die Zahl der Priester war unbestimmt, da sie von der Fruchtbarkeit der das Collegium bildenden Familien abhing. Jedes Priestercollegium hatte seinen Oberpriester, dessen Würde ebenfalls erblich war; sie heiratheten unter sich; das Beispiel Josephs **), der eine Tochter des Oberprie-

*) S. Heerens Ideen. Aeg. S. 127. Wilkinson I. 257.
**) Genesis 41. 45.

sters zu Heliopolis heirathete, beweiset, daß wohl auch andere als geborene Priester in den Orden eintreten konnten, wenn sie sonst durch geistige Eigenschaften dazu befähigt waren und dem Collegium somit Nutzen zu bringen versprachen. Auf solche Weise recrutirte sich die herrschende Kaste, so führte sie ihrem Körper frische Kräfte zu, so erhielt sie im Volke das Streben rege ihr anzugehören und so befestigte sie, indem sie die edelsten Elemente der Nation an sich zog, ihre Macht. Es ist dieß eine Erscheinung, die wir auch in der Südsee wie in Mexico gefunden haben (C.-G. IV. 329.). Die Priesterkaste war nach ihren Beschäftigungen getheilt in Richter, Aerzte, Zeichendeuter, Baumeister, Balsamirer und demnach in eine gewisse Rangordnung gegliedert, bei welcher jedenfalls auch ein Avancement möglich war. Sie war also die erste Classe der Erb-Aristokratie, mithin die angesehenste im Staate, die Inhaberin aller Erfahrung, die Bewahrerin der Geschichte des Landes und außerdem die Vermittlerin zwischen den Göttern und dem Volke. Sie war die erste Rathgeberin, ja Leiterin des Königs, der ihr angehörte und wenn er nicht geradezu in ihr geboren worden, besonders von ihr aufgenommen und zum Mitgenossen geweihet wurde. Wie in Anahuac war der Tempel der Mittelpunct des Staates, Residenz des Königs und jedenfalls auch Citadelle und Zeughaus, Schatzkammer und Mittelpunct des ganzes Volkes.

Die Priester lebten von dem Grundeigenthum, was ihnen erblich gehörte und welches sie an die Laien verpachteten; dadurch waren diese von den Priestern abhängig; die Priester waren auch Grundeigenthümer des Gebürges, welches die Grabstätten enthielt. Die Einkünfte bestanden in gewissen Abtheilungen vom Ertrag, in einer Art Zehnten, der theils zur Bildung und Vermehrung des baaren Tempelschatzes verwendet, theils an die Familien vertheilt wurde und ihren Lebensunterhalt bildete. Wenn Herodot (II. 28.) sagt, daß man den Priestern täglich so viele Gerichte von denjenigen Fleischarten, die sie nach ihren Grundsätzen essen dürfen, bereite und ihnen auch Wein gebe, daß sie von ihrem Privatvermögen nicht zusetzen dürfen, so bezieht sich das wohl auf diejenigen Priester, welche eben den Dienst im Tempel hatten. Außerdem lebten sie im Schooße ihrer Familien, im Genusse ihres Privatvermögens und von den Einkünften, welche nach Maaßgabe ihrer Stellung auf sie fielen. Die Aemter der Priester waren nach unserer Redeweise theils weltliche, theils geistliche. Die ersteren besorgten die Landesverwaltung, das Steuerwesen, die Rechtspflege; der Hierogrammateis oder Staatssecretair stand an der Spitze dieser Beamten.

Die geistliche Abtheilung hatte den Tempeldienst, die Leitung der Opfer- und Festzüge, so wie Bau und Ausschmückung der Tempel und Gräber und die Weihung derselben, die Leitung der Begräbnisse, die Balsamirung; wahrscheinlich hatten sie auch die Weihungen der

Ehen, schon um im Klaren über den Stand der Bevölkerung zu bleiben. Wir sahen oben (aus Diodor I. 92.), daß die Familie den Tod eines ihrer Mitglieder bei den Richtern anzeigen mußte. Bei weitem wichtiger mußte es diesen seyn zu wissen, wenn die dem Staate neuen Bürger geboren waren und wenn neue Verbindungen eingegangen worden, welche demselben neuen Zuwachs versprachen. So hatte man bei den Tempeln, wo sich die Archive befanden, jedenfalls genügende Geburts- und Sterbelisten.

Eine andere Abtheilung der Priester besorgte den Unterricht der Jugend, vor allem die Bildung der eigenen Kaste und der königlichen Familie. Diese Abtheilung der Priesterschaft war die Inhaberin der Künste und Wissenschaften und aus ihr gingen Baumeister, Bildhauer, Modelleurs und Maler, Schreiber, Mathematiker, Astronomen, die Feldmesser u. a. Gelehrte hervor.

Vernehmen wir nach dieser Einleitung Diodors (I. 73.) Bericht über die Priesterkaste Aegyptens.

Das ganze Land war in drei Theile getheilt, wovon die Priesterschaft den ersten Theil besaß, welche bei den Einheimischen in der größten Ehre stand, sowohl weil ihnen die Religionspflege oblag, als auch weil diese Männer vermöge ihrer Erziehung die meiste Klugheit zu den Geschäften besaßen. Aus den Einkünften dieses Landes bestritten sie alle Opfer in ganz Aegypten, besoldeten ihre Unterbedienten und zogen das zu ihrem eigenen Unterhalt Nöthige heraus. Denn sie glaubten, daß weder der Verehrung der Götter etwas abgehen dürfe, sondern daß dieselbe immer von einerlei Leuten und auf gleiche Art verrichtet werden müsse, noch auch daß es denen, welche für Alle sorgten, an irgend einem Bedürfniß fehlen müsse. Denn überhaupt sind die Priester diejenigen, welche die wichtigsten Entwürfe machen und dem Könige theils als Gehülfen, theils als Lehrer und Führer zur Seite sind, indem sie theils vermöge ihrer astronomischen und Opferdeutekunst das Zukünftige vorhersagen, theils aus den in ihren heiligen Büchern verzeichneten Thaten die gemeinnützigen vorlesen. Denn nicht ein Mann oder eine Frau versehen den Priesterdienst wie bei den Griechen, sondern in Aegypten beschäftigen sich ihrer viele mit den Opfern und der Verehrung der Götter und lehren ihren Kindern die menschlichen Geschäfte. Sie sind von allen Abgaben frei und an Ehre und Gewalt die Nächsten nach dem Könige.

Die Kriegerkaste

war die nächste nach der der Priester und sie besaß den zweiten Theil des Grundeigenthums, dessen dritten Theil der König inne hatte. Sie sind, sagt Diodor (I. 73.), zum Dienste des Staates im Kriege bereit und haben dieses Land, damit sie, die sich den Gefahren aussetzen, die stärkste Zuneigung gegen das Land haben möchten, wovon sie selbst einen Theil besitzen, und sich dieserhalb gerne allem Fürchterlichen, das der Krieg mit sich bringt, unterziehen. Denn es würde

widersinnig seyn, diesen Leuten die Erhaltung des ganzen Landes anzuvertrauen, wenn sie in dem Lande selbst nichts beträchtliches hätten, wofür sie kämpfen sollen. So können sie sich vermehren, so daß das Land keiner fremden Kriegsmacht bedurfte. Nicht minder wurden sie, indem sie ihre Bestimmung von ihren Vorfahren ererbten, durch die tapfern Thaten ihrer Väter zur Tapferkeit angereizt und von Jugend auf Liebhaber des Kriegswesens, so daß sie sowohl durch Muth als durch Erfahrung unüberwindlich wurden.

Die Kaste der Krieger war aber (nach Herodot II. 165. 166.) in zwei Abtheilungen geschieden, in die Hermotybier und in die Kalasirier, deren erstere nicht über 160,000 Mann, letztere 250,000 Mann stark waren und besondere Districte inne hatten, wo sie ganz ihrem kriegerischen Berufe lebten. Die beiden Heeresabtheilungen lebten in bestimmten Districten und zwar die Hermotybier im westlichen, die Kalasirier im östlichen Unterägypten. Von jeder Abtheilung war noch ein Nomos in Mittel- und Oberägypten, nämlich Chemmis und Theben, besetzt. Wir kommen später bei der Betrachtung des ägyptischen Kriegswesens auf diesen Gegenstand zurück.

Der König mit den beiden obersten Kasten der Priester und der Krieger waren also die Grundherrn des Landes.

Herodot (II. 164.) nennt uns die übrigen Kasten in folgender Ordnung: Rinderhirten, Schweinehirten, Gewerbsleute, Dolmetscher und Steuerleute. Diodor (I. 74.) kennt nur noch drei: Hirten, Ackerleute und Handwerker, über deren Beschäftigung er also zu berichten fortfährt.

Die Ackerleute pachten für eine geringe Summe das urbare Feld von dem Könige, den Priestern und Soldaten und beschäftigen sich beständig mit der Bearbeitung desselben. Und weil sie von Kindheit auf bei den Geschäften des Ackerbaues erzogen worden, so haben sie an Erfahrung vieles vor den Ackerleuten anderer Nationen voraus. Denn sie haben die allergenaueste Kenntniß von der Natur des Landes, der Ueberschwemmung durch den Nil, den Zeiten der Saat und der Einführung der Früchte, welche sie theils aus den Beobachtungen ihrer Vorfahren, theils aus eigner Erfahrung erlernt haben. — Auf gleiche Weise verhält es sich mit den Hirten, die die Wartung des Viehes von ihren Vätern gleichsam ererbt haben und ihre ganze Lebenszeit mit der Viehzucht zubringen. — Auch die Handwerke werden bei den Aegyptern mit großem Fleiße getrieben und sind zu dem gehörigen Grade von Vollkommenheit gebracht. Denn die Aegypter sind die einzigen, bei welchen die Handwerksleute weder zu einer eignen Handthierung, noch zu einem Amt im Staate zugelassen werden, außer dem Geschäft, was ihnen im Gesetz bestimmt ist und was sie von ihren Vorfahren ererbt haben.

Diese Kasteneintheilung des Volkes aber dürfen wir nicht etwa als eine durch ein Gesetz plötzlich ins Leben gerufene Maaßregel der

Regierung ansehen; sie war vielmehr das Resultat der allmäligen Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Nation.

Als die kaukasischen Stämme, welche Aegypten besetzten und eroberten, ins Land kamen, fanden sie bereits eine Bevölkerung vor, welche sich schon der vorhandenen Erwerbsquellen bemächtigt hatte. Diese waren vornehmlich die Jagd und die Fischerei, die Anfänge des Ackerbaues, wie wir sie etwa bei den nordamericanischen Jägerhorden gefunden haben, und etwas Viehzucht.

Von diesen Urbewohnern mußten bei der Besitznahme des Landes diejenigen am meisten und am ersten mit den Eroberern in Berührung kommen, welche am innigsten an das Land selbst geknüpft waren, also die Ackerbauenden, während die Jäger und Fischer den Eindringlingen leichter entweichen, sich in die unwegsamen Gegenden zurückziehen und sich daselbst allgemach zu Hirten heranbilden konnten.

Die Ackerbauenden aber schlossen sich an die neuen Herren an und aus diesem Anschließen und Zusammenleben bildete sich außer dem Priester- und Kriegerstand der activen Rasse ein dritter Stand, der der Landbauer und der Handwerker, während die Hirten, namentlich die Schweinehirten, durch ihren Aufenthalt in den Sümpfen von der Cultur fern gehalten wurden und diejenigen, welche unmittelbar von den Erzeugnissen des Nil gelebt hatten, die Fischer, den wachsenden Verkehr auf demselben als Bootsleute besorgend, ihrer rohen Lebensart wegen ebenfalls der Nation etwas ferner standen.

Wenn wir in den Priestern und Kriegern ursprünglich die kaukasischen, activen Einwanderer finden, so erkennen wir in den Hirten und Schiffern die eingeborne passive Rasse; aus der Vereinigung derselben entstanden die Handwerker und Landbauer.

Die Kaste der Handwerker bildete die Bevölkerung der Städte; die Vortheile, die sie hier genossen, hielten sie fest und sie erfreuten sich eines gewissen Wohlstandes. Dürfen wir annehmen, daß Reichthum oder Talent auch dem nicht in der Kaste gebornen Manne Eintritt in den Priesterstand zu verschaffen vermochten, so wird namentlich der Stand der Handwerker derjenige gewesen seyn, aus welchem am ehesten noch ein Uebertritt in die höhere Kaste möglich war, wie ja auch bei uns der Stand der Gewerbtreibenden und Handwerker die meisten Gelehrten, Künstler und Beamten zu liefern pflegt. Zudem brauchte die Priesterkaste ja zur Ausführung ihrer Bauten, zur Anfertigung der Geräthe stets die Handwerker und wenn sich die Priester nicht selbst mit solchen Arbeiten befassen wollten, mußten sie unter den Handwerkern jedenfalls solche haben, denen Blicke in das Innere ihrer Tempel gestattet waren, die deßhalb wenigstens theilweise in ihre Mysterien eingeweiht seyn mußten und vielleicht in dem Verhältnisse zu den Priestern standen, wie die Laienbrüder zu den römisch-katholischen Klöstern. Die ägyp-

tische Priesterschaft hatte gewisse Grade, deren unterste jedenfalls in dem Mittelstande Wurzel geschlagen hatten. Dieser Mittelstand umfaßte also die Handwerker, welche Nahrungsmittel, Kleidung, Schmuck, Wohnstätten, Fahrzeuge, Handwerkszeuge, Gefäße und Geräthe anfertigten und den Handel besorgten. Sie wurden wie die alten Mexicaner in den Schulen gebildet, welche die Priester leiteten, und für sie war auch eine Schrift erfunden, womit sie ihre Correspondenz und Bücher führten, wenn ihnen auch die Einsicht in die hieratische Schrift vielleicht fremd blieb.

Die Landleute oder Bauern waren die zweite Abtheilung der untern Kaste, oder wenn wir von der Priesterkaste als der ersten beginnen, die vierte. Sie hatten die Ländereien, welche sie für sich bearbeiteten, in Pacht und wohnten in offenen erhöheten Plätzen beisammen. Alljährlich wurde ihnen, wenn die Nilüberschwemmung vorüber war, von den Feldmessern ein Stück Land des Königs oder der beiden obern Classen zugemessen. Sie hatten feste Sitze, Gehöfte mit Scheunen, wo sie während der Ueberschwemmung das Futter für ihr Vieh, so wie ihren eignen Bedarf aufbewahrten. Wir sehen aber auch große Anlagen, Landgüter mit Gebäuden für bedeutende Vorräthe, ja was noch mehr ist, wir sehen dabei eine Anzahl Aufseher, welche das Eingebrachte notiren, dann andere, welche die Summe aller Vorräthe in ihre Bücher eintragen.

Da nun der Bauer kein Grundeigenthum hatte, keine größern Landestheile erblich erwerben konnte, da aber ferner dennoch offenbar große Landgüter vorhanden waren mit Getreidefeldern, Wiesen für die Heerden der Rinder, Obstbau, Weingärten, Gemüse- und Leinfeldern und jeglichem Zweige der Oekonomie, so mußten diese entweder dem Könige, oder den Priestern oder auch dem Kriegsadel angehören und für diese bearbeitet werden.

So scheint es denn, daß ein Theil des dem König und den beiden Oberkasten angehörigen Landes zu großen Gütern eingerichtet war, während ein anderer alljährlich vermessen und an einzelne Bauern ausgegeben wurde. Vielleicht wurden die Königs- und Tempeldomainen in Erbpacht gegeben, vielleicht haftete an einzelnen Bauerfamilien ein gewisser Landbezirk und vielleicht waren diese Bauern in zwei Abtheilungen geschieden, die Ackerbauer, auf deren Gütern der Feldbau, und die Rinderhirten, bei denen Viehzucht, namentlich Rinder-, Schaf-, Hühner- und Gänsezucht, die Hauptbeschäftigung war, und es scheint die Kaste der Rinderhirten des Herodot die von ihm nicht namentlich aufgeführten Ackerleute zu umfassen.

Die Kaste der Schweinehirten, welche Herodot nennt, lebte in den Marschländern des Delta und war wie das Thier, welchem sie ihre Pflege widmete, unrein und verachtet. Es war der Rest der passiven Urbevölkerung, die sich hier zurück gedrängt hatte. Sie durften kein Heiligthum betreten, Niemand nahm von ihnen oder

gab einem derselben eine Tochter; sie lebten also unter sich. (Herodot II. 47.) Ob nun ihr Gebiet ebenfalls alljährlich vermessen und ausgethan worden, ob sie ihre Ländereien in Erbpacht hatten, das läßt sich nicht unterscheiden, dagegen scheint ihnen eine Abgabe in Schweinen obgelegen zu haben, welche alljährlich beim Osirisfeste geschlachtet wurden.

Eine der niedrigen Kasten waren die Steuerleute oder Schiffer, welche den Verkehr auf dem Nilstrome zu besorgen hatten und vom Fischfang lebten. Obschon sie mitten im lebendigsten Verkehr sich bewegten, so erhielt doch ihre unstäte Lebensweise, die schwere Arbeit, die sie verrichteten, diese Leute auf einer Stufe der Bildung, welche etwa der unserer Schiffzieher und Matrosen gleich kommen mochte.

Endlich nennt uns Herodot noch eine Menschenclasse als ein besonderes Element der ägyptischen Nation, die Kaste der Dolmetscher. Als nämlich König Psammetich vor seinen Feinden ins Marschland fliehen mußte, landeten Jonische und Karische Seeräuber, die die Küsten plündern wollten. Der König bewog sie durch große Versprechungen in seine Dienste zu treten und mit ihrer Hülfe machte er sich zum Herrn von ganz Aegypten. Diesen und allen, welche ihm treuen Beistand geleistet, gab er Ländereien zu beiden Seiten des Nils unterhalb Bubastis, an der pelusischen Mündung. Er gab ihnen sodann ägyptische Knaben zur Erziehung und von diesen stammen die ägyptischen Dolmetscher, welche späterhin Amasis nach Memphis übersiedeln ließ. (Herodot II. 153. 154.)

Aus diesen Bestandtheilen war das ägyptische Volk zusammengesetzt, in verschiedene Abtheilungen je nach Abstammung und Beschäftigung geschieden. Diese Scheidung war allgemach entstanden und wurde festgehalten, da sie den Herrschenden eine Uebersicht über die Kräfte der Nation gewährte und die Erhebung der Abgaben und die Vertheilung des Unterrichts erleichtern mußte.*)

Alle Mitglieder dieser Kasten waren freie Leute. Man hatte indessen auch Sclaven, welches theils Kriegsgefangene, theils aufgekaufte Menschen waren. Unter diesen letztern befanden sich namentlich Neger. Sie waren durch das Gesetz vor willkührlicher Mißhandlung geschützt und wer einen Sclaven todtschlug, ward wiederum zum Tode verurtheilt. Man wollte, bemerkt Diodor (I. 77.), die Leute durch die Fürsorge für die Sclaven gewöhnen, sich noch viel weniger an einem Freien zu vergreifen. Das Verhältniß dieser Sclaven scheint ganz demjenigen gleichzukommen, welches wir bei den Beduinen gefunden haben (C.-G. IV. 196.). Die Sclaven

*) S. über die Kasteneintheilung bes. Heerens Ideen II. 2. 139. Wilkinson I. 236 ff.

wurden mild behandelt, lebten in der Familie als Diener, ja es wurden sogar Kinder, welche mit einer Sclavin erzeugt waren, für ebenbürtig angesehen. (Diodor I. 80.) Wahrscheinlich war es auch den Sclaven möglich gemacht, sich die Freiheit durch treue Dienste, Fleiß und Sparsamkeit zu erwerben.

Nachdem wir nun die Classen des ägyptischen Volkes betrachtet haben, wenden wir uns zu den Staatseinrichtungen desselben und zwar zuvörderst zu der Verwaltung des Staatseinkommens, das außer dem königlichen Lande noch aus den Goldbergwerken und Fischereien ergänzt wurde. Auch aus den Ziegeleien und Papierfabriken, so wie vielleicht den thönernen Münzen erwuchsen dem Könige Einkünfte.

Das Land war in Kreise getheilt oder in Nomen, wie die Griechen sie nannten, deren jedem ein Vorsteher vorgesetzt war; die anderweite Eintheilung in Land des Königs, der Priesterschaft und der Krieger kennen wir schon. Diese Nomen schlossen sich an eine größere Stadt an, die hinwiederum ihrem Haupttempel ihren Ursprung verdankte. Sesostris hatte sechs und dreißig Nomen gebildet, allein die Eintheilung wurde späterhin mehrfach verändert und belief sich in der Römerzeit auf drei und fünfzig. Bevor Sesostris zum Herrn von ganz Aegypten sich erhoben, bestand das Land aus mehrern kleinen Staaten, von denen Theben und Memphis die Centralpuncte der Cultur wie der Macht wurden.

Außer den königlichen Beamten hatten nun auch noch die Priester die ihrigen, die in den Haupttempeln ihren Sitz hatten, so wie sie den Schatz oder die Hauptcasse bewahrten. Die Einsammlung der Abgaben machte ein ansehnliches, schriftkundiges Personal nothwendig, das wir denn auch mehrfach auf den Denkmälern dargestellt und namentlich erwähnt finden. Hierher gehören vorzüglich die Notarien und Wäger, welche die als Münzen dienenden goldenen Ringe abwägen.

Der Nomarch oder Kreishauptmann besorgte die Austheilung des Landes, die Erhaltung der Canäle, die Oeffnung und Schließung der Dämme. Er hatte die Aufzeichnung der Geburten und Todesfälle, die Haltung der Steuerregister; seiner Obhut war auch die Polizei anvertraut. Man sah nicht gern, wenn Fremde in Aegypten erschienen, weil die Priesterschaft gerade von dieser Seite eine Erschütterung ihrer Macht am meisten fürchten mußte; sie stellte daher auch ihrem Volke das Meer als eine unheilbringende, feindselige Macht dar. König Psammetich hatte mit Hülfe der Hellenen sich zum Herrscher von Aegypten gemacht. Amasis von Sais bewies sich denselben ebenfalls freundlich gesinnt. Er wies den Griechen, die nach Aegypten kamen, die Stadt Naukratis zum Aufenthalt an, wenn sie sich im Lande niederlassen wollten; denen aber, welche nur Schifffahrt zu treiben beabsichtigten, gab er Plätze zur Errich-

tung von Altären, deren auch mehrere griechische Städte, wie Chios, Theos, Rhodos, Halikarnassos und andere, errichtet hatten und unterhielten. Vor Alters aber war Naukratis der einzige offene Hafen. Kam nun ein Reisender zu irgend einer andern Nilmündung in das Land, so mußte er schwören, er komme nicht aus freiem Willen daher und dann mußte er auf demselben Schiff zur kanobischen Mündung fahren. Wehte jedoch widriger Wind, so mußte er seine Waaren in Flössen um das Delta herumführen, bis er endlich nach Naukratis gelangte. (Herodot II. 178 f.)

Die Polizei über die Eingebornen war ebenfalls, namentlich Behufs der Abgaben so wie der Verhinderung von Verbrechen wegen, sehr aufmerksam. Ein Gesetz des Amasis schrieb jedem Aegypter vor, alljährlich beim Kreishauptmann zu erscheinen und sich über seinen Erwerb und Lebensunterhalt auszuweisen. Die Umgehung dieses Gesetzes wurde mit Todesstrafe geahndet. (Herodot II. 177. Diodor I. 77.)

Das Gerichtswesen der Aegypter war gleichfalls nach den Kreisen geordnet und die Könige verwendeten große Sorgfalt darauf. Es bestanden Landrichter, dann aber ein großes Justizeollegium, wie wir dasselbe auch in Mexico gefunden haben, und die oberste gesetzgebende Instanz war der König. Dieser ernannte aus den berühmtesten Städten die besten Männer zu allgemeinen Richtern, indem er aus Heliopolis, Theben und Memphis je zehn Richter erwählte. Wenn nun diese dreißig zusammengetreten waren, so wählten sie unter sich den besten und ernannten ihn zum Gerichtspräsidenten. Die Stadt, welcher er angehörte, wählte sodann an seine Stelle einen andern. Diesen Richtern war vom König eine hinlängliche, dem Vorsitzenden aber eine reichliche Besoldung zum Lebensunterhalt ausgesetzt. Als Zeichen seiner Würde trug er um den Hals an goldener Kette eine kleine aus Edelsteinen geschnittene Gestalt, welche sie die Wahrheit nannten.*) Sobald er dieses Zeichen angethan, begann die Sitzung. Die Gesetze waren in acht Büchern abgefaßt und lagen neben den Richtern. Wer als Kläger erschien, mußte die Einzelheiten seiner Beschwerde genau angeben, den Verlauf der Sache erzählen und den Schaden taxiren, welcher ihm zugefügt worden. Der Beklagte mußte hierauf die schriftlich abgefaßte Klage seines Gegners annehmen und ebenfalls schriftlich darauf antworten und darthun, daß er das Beschuldigte gar nicht gethan, oder wenn er es gethan, daß er daran nicht unrecht gehandelt, oder wenn er ungerecht gehandelt, daß er doch nur geringe Strafe verdiene. Darauf antwortete der Kläger und der Verklagte

*) Die Abbildung dieser Thmei bei Wilkinson II. 27. 28., letztere mit geschlossenen Augen. Es sind Doppelbilder, das eine mit abwärts gesenkten Flügeln, das andere mit dem Nilschlüssel, beide weiblichen Geschlechts.

rechtfertigte sich aufs Neue. Nachdem die streitenden Parteien zweimal ihre Schriften gewechselt, stimmte das Gericht ab und der Vorsitzende hing einem der beiden Streitenden das Bild der Wahrheit um. Auf diese Art, fährt Diodor (I. 76.) fort, pflegen die Aegypter alle Gerichte zu halten, weil sie glauben, daß durch den mündlichen Vortrag der Advocaten viel Dunkelheit über das Recht verbreitet werde.

Die Gesetze der Aegypter erwuchsen gleichmäßig mit ihrer gesammten Cultur. Als ältesten Gesetzgeber nannte man den Mneues, einen Mann von großem Geiste, der zuerst das Volk überredete, geschriebene Gesetze anzunehmen und zu befolgen. Er versicherte, Hermes habe sie ihm gegeben als Quellen großen Glückes. Der zweite Gesetzgeber soll Sasyches gewesen seyn, ein Mann von vieler Einsicht, der vorzüglich den Gottesdienst mit vieler Sorgfalt geordnet und die Feldmeßkunst und Astronomie gelehrt haben soll. Als dritten Gesetzgeber nennt man den Sesoosis, der nicht allein unter allen ägyptischen Königen die berühmtesten Kriegsthaten gethan, sondern auch die Gesetzgebung für die Soldaten veranstaltet und alles, was zum Kriegswesen gehört, angeordnet haben soll. Der vierte Gesetzgeber soll Bokchoris gewesen seyn, ein weiser und durch Verschlagenheit sich auszeichnender Mann, der Alles, was die Könige betrifft, angeordnet und den Abschnitt von den Verträgen ins Reine gebracht haben soll. Er soll in seinen Urtheilssprüchen so viele Einsicht bewiesen haben, daß viele seiner Entscheidungen ihrer Vortrefflichkeit wegen noch bis zu unseren Zeiten in Andenken erhalten worden. Nach ihm soll Amasis die Gesetze vorgenommen und diejenigen Verordnungen gemacht haben, welche die Statthalter der Provinzen und die ganze innere Einrichtung Aegyptens betreffen. Der sechste Gesetzgeber war Darius, des Xerxes Vater, der sich in die Lehren der ägyptischen Priester einweihen ließ. (Diodor I. 94. 95.)

Wir sehen also die Könige als die Gesetzgeber und als die letzte Instanz bei den Entscheidungen, mithin als die Rechtsquelle, die Priester als Bewahrer der Gesetze und den Staatsgerichtshof als die handhabende Behörde.

Von den Gesetzen haben Herodot und Diodor (I. 77. ff.) uns mancherlei interessante Einzelnheiten erhalten, obschon letzterer namentlich nur das hervorhebt, worin sie von den Gesetzen anderer Völker abweichen.

Zuvörderst, sagt er, war bei ihnen auf den Meineid die Todesstrafe gesetzt, weil die Meineidigen zwei der größten Verbrechen begehen, da sie die Ehrfurcht gegen die Götter verletzen und unter den Menschen die stärkste Stütze aller Treue und des Glaubens umstießen.

Jemand, welcher auf dem Wege im Lande einen Menschen hatte umbringen oder sonst einige Gewaltthätigkeit leiden sehen und

ihm nicht geholfen hatte, wenn er es doch vermocht, der war des Todes schuldig. Wenn aber Jemand aus wirklichem Unvermögen nicht zu helfen vermochte, der mußte nun doch auf alle Fälle die Straßenräuber anzeigen und gegen ihr Verbrechen als Kläger auftreten. Wer dieß unterließ, der wurde nach dem Gesetz mit einer gewissen Anzahl Schlägen bestraft und mußte drei Tage lang hungern.

Die, welche Jemand fälschlich angeklagt hatten, mußten das leiden, was dem fälschlich Verklagten als Strafe bestimmt gewesen wäre, wenn man ihn verurtheilt hätte. Das Gesetz über die jährliche, schriftliche Anzeige über das Gewerbe eines jeden kennen wir schon.

Wenn Jemand einen freien Menschen oder auch nur einen Sclaven umbrachte, dem bestimmten die Gesetze den Tod, indem sie theils hierdurch bewirken wollten, daß nicht der Unterschied des Standes, sondern die Folgen der Handlungen alle von schlechten Thaten abhalten möchten, theils durch die Fürsorge für die Sclaven die Leute gewöhnen wollten, sich viel weniger auf keinen Fall an den Freien zu vergreifen.

Die Gesetze über Kinder- und Elternmord kennen wir bereits (s. o. S. 314.).

Die schwangern Frauen, welche zum Tode verurtheilt waren, wurden nicht eher hingerichtet, als bis sie geboren hatten, weil man es für ungerecht hielt, daß das, was nicht gesündigt hatte, mit der Verbrecherin gleiche Strafe leiden sollte und daß für das Verbrechen des Einen Zwei büßen sollten.

Das Kriegsgesetz betrachten wir später; es war ganz darauf berechnet die Ehre der Krieger anzuspornen. Den Staatsverräthern, welche dem Feinde wichtige Geheimnisse mitgetheilt, mußte die Zunge ausgeschnitten werden. Denen, welche falsche Münze prägten, Maaß und Gewicht verfälschten oder Siegel nachmachten, desgleichen den Geheimschreibern, welche falsche Bescheide ausfertigten oder etwas von dem Inhalt der Schrift auslöschten und falsche Schriften unterschoben, mußten beide Hände abgehauen werden, damit ein Jeder an dem Theil seines Körpers bestraft würde, womit er gesündigt hatte und lebenslang den Schaden für sich tragen, auch Andern als warnendes Beispiel dienen möge.

Die Gesetze über die Ehe, welche Diodor uns mittheilt, kennen wir bereits (s. o. S. 313.).

Die Gesetze über Verträge sollen von Bokchoris herrühren. Sie verordneten, daß, wenn Jemand etwas ohne Handschrift geborgt hat und die Schuld ableugnet, er durch einen Eid sich davon reinigen könne. Diejenigen, welche auf Handschriften Geld ausgeliehen hatten, durften das Capital durch die Zinsen nicht weiter als bis zum zweifachen vergrößern. Das Eintreiben der Schulden durfte nur von dem Vermögen der Schuldner geschehen, aber ihre Person auf

keine Weise haftbar seyn, indem der Gesetzgeber glaubte, das Vermögen müsse denen gehören, die es entweder erworben oder durch Schenkung von den rechtmäßigen Besitzern erhalten hätten, die Person aber gehöre dem Staat, damit derselbe die ihm gebührenden Dienste im Kriege wie im Frieden erhalten könne. Denn es sey widersinnig, wenn ein Soldat, der für sein Vaterland in Gefahr ginge, Schulden halber von seinem Gläubiger in Verhaft genommen werden und wenn um der Habsucht einiger Privatpersonen willen die gemeine Wohlfahrt in Gefahr gerathen sollte.

In Ansehung der Diebe hatten die Aegypter ein ganz besonderes Gesetz. Es verordnete, daß die, welche dieses Gewerbe treiben wollten, sich bei dem Oberdieb einschreiben lassen und das Gestohlene demgemäß gleich auf der Stelle zu ihm bringen mußten. Die, welche den Verlust erlitten hatten, mußten auf gleiche Art bei ihm ein Verzeichniß der gestohlenen Sachen schriftlich eingeben, mit Beifügung des Ortes, des Tages und der Stunde, wo es verloren worden. Und da auf diese Art Alles sehr leicht wiedergefunden ward, mußte der Bestohlene den vierten Theil des Werthes erlegen und konnte dagegen seine Sachen selbst wieder in Besitz nehmen. Denn, da es doch einmal unmöglich war, daß alle sich des Diebstahls enthalten sollten, so erfand der Gesetzgeber dieses Mittel, wodurch gegen ein zu erlegendes geringes Lösegeld das Ganze gerettet werden konnte *).

Ein anderes merkwürdiges Gesetz führte Asychis ein, das der Stockung im Geldverkehr seinen Ursprung verdankt haben soll. Es ward geboten, daß man den Leichnam seines Vaters zum Pfand hergebe und so eine Schuld aufnehme, dadurch aber der Darleiher Herr über die Gruft des Schuldners werde. Wollte nun der Schuldner seiner Verpflichtung nicht nachkommen, so würde weder er noch ein Mitglied seiner Familie nach dem Tode ein Begräbniß erlangen. (Herodot II. 136.) Diodor (I. 92.) fügt bei, daß diejenigen Mumien, welche aus dieser oder einer andern Ursache kein Begräbniß finden konnten, in dem Hause aufbewahrt wurden, bis oft erst die vermögenderen Kindeskinder sie wieder einlösen und ihnen ein anständiges Begräbniß verschaffen konnten.

Außer diesen Nachrichten, welche die Schriftsteller über die Rechtspflege der alten Aegypter mittheilen, enthalten die Darstellungen auf den Denkmälern noch manche schätzbare Illustrationen. So sehen wir z. B. in einem thebanischen Bilde bei Wilkinson (II. 33.) die kreishauptmannschaftliche Expedition; der expedirende Secretair sitzt am Boden mit dem Schreibmaterial und hinter ihm steht der Gerichtsdiener im langen Amtskleide mit dem Stocke. Dabei stehen drei Ka=

*) Der Schech oder Fürst der Diebe ist im modernen Constantinopel wie in Kairo noch jetzt vorhanden und Scheik el Haramir genannt. S. Wilkinson II. 47.; vergl. damit C.=G. IV. S. 175.

ften mit Deckeln, welche wahrscheinlich die Casse enthalten. Von der Seite nahet sich nun eine Reihe Männer, deren Vorderste den Beamten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machen. Ihnen schreitet ein Mann mit einer Art Fahne voran, welche jedenfalls den Bezirk anzeigt, aus welchem diese Männer herkommen. Jedenfalls war die Zeit dieser jährlichen Gewerbsteuerlistenfertigung genau bestimmt und es mußte ein Bezirk nach dem andern, eine Ortschaft nach der andern mit ihren Vorstehern erscheinen.

Ein anderes, ebenfalls thebanisches Bild bei Wilkinson (II. 34.) scheint die Aufnahme des Protokolls über irgend eine Gerichtsverhandlung darzustellen. Die Schreiber sitzen an ihrer Stelle, der Gerichtsdiener führt den einen heran, der eine tiefe Verbeugung macht, zwei andere stehen harrend hinter ihm.

Wilkinson (II. 35.) theilt aus Youngs Schrift (hieroglyphical litterature p. 65.) nach einem Papyrus aus der Zeit Ptolomäus Alexander I., der sich auf den Verkauf eines Landgrundstückes zu Theben bezieht, folgende Personalbeschreibung mit: „Pamonthes, fünfundvierzig Jahr alt, von mittler Gestalt, dunkler Farbe und hübscher Figur, kahl, mit rundem Gesicht und gerader Nase; Snachomeneus, etwa zwanzig Jahr alt, mittler Gestalt, bleicher Gesichtsfarbe, mit rundem Gesicht und gerader Nase; Semmuthis Persinei, an zwei und zwanzig Jahr alt, von mittler Gestalt, bleicher Gesichtsfarbe, rundem Gesicht, flacher Nase und stillem Betragen, und Tathlyt Persinei, etwa dreißig Jahr alt, von mittler Gestalt, bleicher Gesichtsfarbe, rundem Gesicht und gerader Nase — diese vier Kinder des Petezsaïs, ein Lederarbeiter aus Memnonia, so wie Nechutes, der kleinere, der Sohn des Asos, etwa vierzig Jahr alt, mittler Gestalt, bleicher Gesichtsfarbe, muntern Betragens, mit langem Gesicht und gerader Nase und einer Narbe auf der Mitte seines Vorderhauptes."

Die Strafen bestanden, wie wir sahen, in der Todesstrafe, in Strafarbeit, in Verbannung und in Stockprügeln. Letztere sehen wir bei Wilkinson (II. 41.) und Rosellini (m. c. 123. 124.) mehrfach abgebildet. So halten z. B. zwei Gerichtsdiener den Sträfling am Boden ausgestreckt, indessen ein dritter mit einem etwa drei Fuß langen Stocke den Hintern desselben bearbeitet. Wir sehen ferner auch eine Frau, welche eine Tracht Stockprügel erhält, allein sie ist nicht an den Boden hingestreckt, sondern sie kniet in ihr Schicksal ergeben und züchtig da; der Gerichtsdiener hält sie am Kopfe und schlägt auf Schultern und Rücken, vor ihr stehend.

Ein Bild aus einem Grabe an den Pyramiden bringt uns zwei Arbeiter, welche mit der Politur eines Bettgestelles beschäftigt sind, zur Anschauung, wobei sich aber ein Gerichtsdiener befindet, der den einen mit dem Stocke schlägt.

Bei Rosellini (m. c. 124.) ist dargestellt, wie die Gerichtsdie-

ner einen Menschen erdrosseln; zwei halten seine Hände, zwei den Strick, den ein anderer um seine Gurgel schlingt, indem er das Knie auf seine Brust stämmt.

So finden wir denn in Aegypten das Privateigenthum so wie die Person gegen feindliche Angriffe geschützt, die Staatsabgaben geordnet und alles in einem Zustande der Regelmäßigkeit.

Verkehr und Handel

war in dem alten Aegypten sehr blühend und es war demselben die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber, wie wir oben gesehen haben, in hohem Grade zugewendet. Das schriftliche Verfahren, welches wir bei der Verwaltung der Provinzen, bei der Rechtspflege gefunden haben, gab dem Handel eine gewisse sichere Basis.

Diese Schreibseligkeit brachte aber auch eine gewisse Umständlichkeit in den Verkehr, welche allerdings ihren guten Grund in dem Charakter der Nation hatte, die, gleich den Beduinen (C.-G. IV. 173.), im Handel unendlich verschmitzt und schlau war und stets die größte Lust hatte, vortheilhafte Geschäfte zu machen. Man brauchte Zeugen über Zeugen, um in der Sache ja recht sicher zu gehen, und die noch vorhandenen Käufe und Contracte, wenn auch aus der griechischen Zeit, geben dafür die triftigsten Belege.

Solche Käufe und Contracte begannen mit dem Namen des regierenden Königs; es folgten die Namen des Gerichtspräsidenten und des Beamten, der die Urkunde abfaßte. Dann beginnt der Kaufcontract mit dem Namen des Verkäufers, seiner Personalbeschreibung sowie Verwandtschaft; es folgt Ausdehnung und Beschaffenheit des Grundstückes, dessen Lage und Gränzen; es schließt mit dem Namen des Käufers, seiner Verwandtschaft und Personalbeschreibung, nebst der Kaufsumme. Der Verkäufer gelobt dann, jenen im ungestörten Besitz zu lassen, und es werden noch andere Zeugen beigefügt. Zuweilen erkennt der Verkäufer den Kauf in folgenden Formeln an: „Alle diese Dinge habe ich Dir verkauft, sie sind Dein, ich habe von Dir die Kaufsumme dafür erhalten und mache nun fernerhin keinen weitern Anspruch an Dich, und wenn Dich Jemand in Deinem Besitze stören will, so will ich mich dagegen setzen; auch will ich, wenn es nicht anders gehen sollte, ernste Mittel deßhalb ergreifen, oder auch ich will Dich dafür schadlos halten." Wilkinson theilt ebenfalls aus Young einen vollständigen Kaufcontract aus der Zeit des Ptolemäus und der Cleopatra mit, welchen sechszehn Zeugen unterschrieben haben. Eben so viele Zeugen kamen bei Verträgen vor, welche eine Summe von 400 Kupferstücken betreffen.

Ursprünglich war der Handel und Verkehr der Aegypter unter

*) Wilkinson II. 53. nach Young hieroglyphic literature p. 70 ff.

sich und mit den Nachbarn bloßer Tauschverkehr in wirklichen Producten und Waaren, allgemach mußte sich aber ein Medium finden und es hat in Aegypten gewiß schon in sehr früher Zeit eine Art Geld gegeben*), was in edlem, werthvollen Metall bestand, dem der Staat eine bestimmte Gestalt gab.

Dieses Geld bestand in goldenen und silbernen Ringen**), wie sie noch jetzt in Sennar und den benachbarten Gegenden geführt werden. Wilkinson (II. 11.) weist ihr Vorhandenseyn aus den Denkmälern nach; da sich jedoch kein derartiges baares Geld in den Städtetrümmern, Tempeln und Gräbern vorgefunden, weiß man auch nicht, ob diese Goldringe mit irgend einem Gepräge, Wappen oder Zahl- und Schriftzeichen versehen waren, um ihnen allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Es wurde übrigens das Geld gewogen und insofern war, wenn anderweit das Metall selbst nicht verfälscht war, eine Prägung minder nothwendig. Für den kleinen Verkehr auf den Märkten, für Auszahlung der Tagelöhne an Schiffer, Viehtreiber, Handarbeiter, Lastträger war eine Art Scheidemünze gewiß vorhanden, wenn wir auch nicht wissen, worin sie bestanden; die sogenannten Scarabäen aus glasirtem Steingut, namentlich aber auch jene viereckigen, zum Theil mit Regentennamen bezeichneten durchbohrten Platten aus demselben Stoff dürften noch am ehesten dazu gedient haben; sie kommen in sehr großer Masse vor. Die Durchbohrung, um sie in gewisser Anzahl in größerer Menge anreihen zu können, spricht wohl für diese Ansicht, da ja auch die Chinesen ihre Scheidemünze aus Kupfer anreihen.***)

Die Gewichte und Waagen erscheinen oft in den Denkmälern; letztere haben große Aehnlichkeit mit unsern Standwaagen; bei Rosellini (m. c. LII.) und Wilkinson (II. 10.) sehen wir mehrere. Die Waage ist mannshoch, ein beweglicher Querbalken trägt an jeder Seite an drei Stricken eine Waagschale; neben der einen stehen in einem Behälter die zu wiegenden Gegenstände, neben der andern die Gewichte, welche meist in liegenden Thierfiguren, namentlich Schafen, bestehen. Oben in der Mitte des Waagebalkens sitzt ein Hundsaffe, von dessen Fuße die Zunge der Waage herabhängt, welche ein Mann sorgsam beobachtet. So sind auch die Waagen beim Todtengericht in den Todtenbüchern beschaffen (z. B. Lepsius S. 50. Rosellini II. 288. Champollion Figeac Eg. anc. S. 282).

Die Waagen standen jedenfalls unter der öffentlichen Aufsicht, eben so wie Maas und Gewicht für trockene und flüssige Dinge, da,

*) Vgl. damit C.-G. III. 321. und oben die aztekische Münze S. 77.

**) Die gallische Münze waren ebenfalls Ringe.

***) Ob sich die bei Diodor (I. 78.) erwähnten Falschmünzer auf die metallenen Münzen oder die andern siegelartigen Münzen beziehen, dürfte noch näher zu erörtern seyn. Vgl. Champollion Figeac l'Egypte S. 232.

wie wir oben sahen, das Gesetz sich desselben angenommen hatte und Fälscher bestrafte.

Der Verkehr und Handel des alten Aegyptens beschränkte sich vornehmlich auf das Inland und war sehr bedeutend; er bestand in Getreide, Eiern, Linnen, Baumwolle, Töpferwaaren, Lederarbeiten und was sonst im Lande erzeugt und verbraucht wurde.

Aber es fand auch nach Außen ein nicht unbedeutender Verkehr statt, durch welchen der Ueberfluß an den Landeserzeugnissen in die Fremde geführt wurde, worunter das Getreide und die Linnenwaaren*) obenanstehen; später kam das Glas dazu. Aus der Fremde aber bezog Aegypten das, was das Land verweigerte; so erhielt es aus dem Süden Elfenbein, Gold, Sclaven, aus Arabien kostbare Räucherwerke, aus Indien Gewürze, aus Griechenland und Phönicien Weine, aus den africanischen Wüsten Salz. Nebenbei kamen kostbare Thierfelle, namentlich von Panthern, dann Straußen- und andere Federn, die zum Schmuck der Fächer und Sonnenschirme gebraucht wurden, ferner feine Hölzer zum Bau der Häuser und Anfertigung der Hausgeräthe, so wie das zu der Bereitung der Mumien nothwendige Erdharz und der Cedernholzessig aus dem Auslande.**) Ja wir sahen oben, daß sogar Producte des fernsten Ostens, wie chinesische Porzellangefäße, nach Aegypten gelangten, sey dieß nun über Indien oder zu Lande über die Steppenwege und die Emporien am schwarzen und caspischen Meere geschehen.

Der Verkehr im Binnenlande fand meist auf dem Nil statt und nicht allein des Ackerbaues wegen, sondern auch um dem Verkehr eine sichere Base anzuweisen, hatte schon seit alter Zeit eine Regulirung des Flusses Statt gefunden. In Oberägypten, dem Theile des Landes, welcher am frühesten cultivirt war, bedurfte es keiner großen und künstlichen Anstalten, um den Strom dem Lande dienstbar zu machen, wohl aber war dieß im Niederlande der Fall. Mit dem Vorschreiten der Landescultur von Süden nach Norden begann auch die Cultivirung desselben, denn die Ufer werden flacher, der Gang des Wassers langsamer, die Geschiebe, Sand und Schlamm kommen daher eher zur Ruhe und mindern die Kraft der Strömung. Wie überall, z. B. in der toscanischen und römischen Maremma, wo ein Strom aus den Gebürgen in die See geht, bilden sich an der Gränze des süßen und des salzigen Wassers Sümpfe, welche eine Fülle von Rohr- und andern Wasserpflanzen erzeugen, die Mündung aber immer mehr einengen und eine der menschlichen Gesundheit überaus feindselige Luft hervorbringen.

---

*) Herodot III. 105. Dazu Heerens Ideen S. 580 ff. Rosellini m. c. III. 158.

**) Die Cedernhölzer und die daraus bereiteten chemischen Producte kamen aus Kleinasien, wo sie bekanntlich einheimisch sind.

Die anwachsende Bevölkerung drängte sich dem Laufe des Flusses nach und der roheste Theil der Bevölkerung wurde bei diesem Drange vorangeschoben. Daher finden wir in den Niederungen die Hirten. Je mehr nun die Bevölkerung zunahm, desto kostbarer wurde der Fruchtboden. Es galt denselben ebenfalls zu mehren, indem man den Strom an Puncte hinleitete, wo er durch sein Wasser nutzen konnte, also durch Canäle, und ihn von dem Fruchtboden abhielt, wo er schaden konnte, oder da festhielt, wo man seiner bedurfte, also durch Dämme. Der Nil fließt zuvörderst bis fünfzehn deutsche Meilen vor seinem Eintritt in das Meer als eine einzige Wassermasse dahin; hier aber, bei Kerkasoros, theilt er sich zuvörderst in zwei Hauptarme, von denen zwei, die kanobische im Westen und die pelusische im Osten, die vornehmsten Mündungen waren. Das dazwischenliegende, von den Griechen bekanntlich das Delta genannte Land wurde theils durch natürliche, theils durch künstliche Stromzweige vielfach getheilt, von denen noch fünf als Hauptmündungen galten, so daß man im Ganzen von sieben schiffbaren Mündungen des Nil spricht;*) jene fünf waren nach den an ihnen gelegenen Städten benannt von Osten nach Westen die tanitische, mendesische oder bubastische, phatnische oder bukelische, sebennitische und bolbitinische. Sie waren von dem Strome selbst angegeben, durch die Kunst aber geregelt, indem man parallel mit denselben noch andere Wasserbetten angebracht, auch einige, namentlich im westlichen Theile, durch Zwischen- und Quercanäle unter sich in Verbindung gesetzt hatte. So war also dem Wasser ein regelmäßiger, sicherer Ausgang bereitet.

Ein anderer großer Canal war von der pelusischen Mündung in das rothe Meer gegraben, welchen Nekos, der Sohn des Psammetich, angelegt, Darius fortgesetzt und Ptolemäus der Zweite vollendet hatte. (Diodor I. 33. und Strabo XVII. 1.)

Längs der Westseite des Flusses von Diospolis ($25\frac{1}{2}$ Grad n. Br.) bis zu dem See Mareotis zog sich ein großer Canal hin, welcher mancherlei Abzweigungen hatte, die zum Theil mit dem Flusse selbst wieder in Verbindung standen und zuvörderst (im 30. Grade) den See des Möris speiseten. Strabo's Ansicht, daß dieser See ursprünglich ein Theil des mittelländischen Meeres gewesen, aber bei der Aufhöhung zurückgeblieben sey, ist nicht unwahrscheinlich, obschon die Sage berichtet, daß er ein Werk der Kunst sey. Herodot (II. 149.) meldet, daß der See im Umfang 3600 Stadien und in seiner größten Tiefe fünfzig Klaftern gehabt habe. Er erstreckte sich von Norden nach Süden und war lang hingestreckt. Mitten im See war eine Insel, auf welcher zwei Pyramiden stan-

*) S. die gesammelten Stellen der Alten in Sicklers Geogr. II. 589. Darunter bes. die genaue Beschreibung der Mündungen bei Strabo XVII. I.



den, deren jede fünfzig Klaftern über das Wasser hervorragte und eben so tief auch unter den Spiegel hinabreichte. Auf beiden throneten steinerne Statuen. Das Wasser ward durch einen Canal aus dem Nil hereingebracht,*) so daß während der Nilüberschwemmung der Wasserstand des Sees am höchsten war. Er bildete also einen Binnensee, der etwa eine halbe Tagereise von Memphis entfernt war und einen Marktplatz für die am Ufer liegenden Ortschaften darbot.

Nördlich vom Mörissee, zunächst der kanobischen Mündung, war der See Mareotis, eigentlich ein von Canälen durchzogener Sumpf von 3½ geogr. Meilen Länge und 1¾ geogr. Meilen Breite. Auch auf der Ostseite des Delta's gab es ähnliche Seen.

Auf solche Weise war die Wassermasse des Nils durch das ganze Land verbreitet und genöthigt, der Bevölkerung auch als Handelsstraße zu dienen. Durch Dämme und Schleußen und fortwährende aufmerksame Beobachtung, wozu die Nilmesser, die von der Insel Elefantine an den Fluß begleiteten, besonders dienten, erhielt man diese Wassermasse stets im Zaume.

Die zahlreichen Canäle, ja der Nil selbst, als Aegyptens Hauptwasserstraße, machten Landstraßen überflüssig und es gab daher nur kleine Fußsteige. Eben so überflüssig waren die Brücken, welche die jährliche Ueberschwemmung ohnehin stets zerstört haben würde. Dennoch finden wir (Rosellini m. st. **50.**) im Triumphe des Königs Menephtah I. eine Brücke dargestellt. Allein dieß war wohl kaum etwas anderes als eine Schiffbrücke, die für den Zweck des Triumphes eigens errichtet war.

An die Ufer des Nils lehnten sich nun die zahlreichen Städte und Ortschaften, von denen Theben, Memphis und Sais die berühmtesten waren. Die Gesammtzahl der beträchtlichen Städte und Flecken in den ältern Zeiten des ägyptischen Reiches giebt Diodor (I. **31.**) auf achtzehntausend, unter Ptolemäus Lagus aber auf dreißigtausend, die Einwohnerzahl auf sieben Millionen für die Blüthezeit, auf drei Millionen zu seiner Zeit.

Der Verkehr nach Außen wurde von der Priesterschaft nicht gern gesehen. Gestattete nun auch das Bedürfniß keine vollkommene Abschließung nach Außen, so gab man doch selten den Eingebornen Erlaubniß, eine Reise ins Ausland zu unternehmen, ja man suchte ihnen durch Glaubensartikel dieselbe möglichst zu verleiden. Die Priester bezeichneten Osiris als Nilstrom, die Isis als Erde und den Typhon als die See, welche den Nilstrom verschlingt. Den Untergang des Nil beklagten sie in Liedern und sie verabscheuten das Meer, wie das Salz, welches sie Schaum des Meeres nannten. Sie

*) Jomard mémoire sur le lac de Moeris comparé au lac du Fayoum in der descr. de l'Egypte VI. 154. so wie für die ältere Literatur Allgem. Welthistorie. D. v. Baumgarten I. 409.

sprachen daher mit keinem Steuermann, weil dieser auf der See fährt und seinen Unterhalt davon zieht, stellten kein Salz auf ihren Tisch und verabscheuten die Fische. Den Haß drückten sie durch das Bild eines Fisches aus. (Plutarch Isis und Osiris. C. 32.) So suchten sie durch Lehren, welche sie der Jugend einprägten und jedenfalls ausführlich und zweckmäßig weiter ausführten, den Eingebornen an seine Heimath zu fesseln. Sie unterstützten diese Gesinnung durch die Verachtung, womit sie ihre Zöglinge gegen den Fremden erfüllten; diese Verachtung mußte dadurch unterhalten werden, daß alle Ausländer, welche nach Aegypten kamen, von den Priestern sehr eingeschränkt gehalten und übermüthig behandelt wurden, daß die Reisenden selbst eine außerordentliche Ehrfurcht gegen die Priester, deren Werke und Lehren offenbarten und sie so in ihrem Dünkel noch bestärkten. Ferner hatten die Priester ihre Zöglinge an eine Lebensweise und an Formen und Ceremonieen gewöhnt, die sie im Auslande kaum durchführen konnten. Sie hatten aber ihre Zöglinge mit jener knechtischen Furcht vor den Strafen für solche Uebertretungen erfüllt, wie wir es nur bei den Südsee-Insulanern, Mexicanern und andern von der theokratischen Aristokratie unterjochten Nationen immer finden.

So kam es auch, daß die Aegypter keine Seeschiffe und keine Schifffahrt hatten, da die Priester wohl einsahen, daß nichts geeigneter ist, den menschlichen Geist aus den Fesseln des Aberglaubens zu befreien, als das Leben auf der freien See. Dazu kam aber noch, daß die Aegypter kein Bauholz für große Seeschiffe hatten und daß es den Seehandel treibenden Nationen jener Zeit eben recht war, daß die Aegypter keine Concurrenz mit ihnen eröffneten.

Von Seiten der ohnehin mit der Priesterschaft innig zusammenhängenden Staatsgewalt wurde der Verkehr mit dem Auslande eben nicht sehr begünstigt, weil die leichtgeschaarten Beduinen im Osten von Unterägypten durch gebahntere Wege zu wiederholten Einfällen verleitet werden konnten. Dazu kam, daß die Seefahrer jener Zeit meist arge Seeräuber waren — und so hielt sich Aegypten möglichst lange auf den Seiten gegen das Ausland verschlossen, von wo es feindseligen Einfluß zu befürchten hatte. Gegen Süden und Osten hin fand dagegen der früheste Handelsverkehr statt, der durch Caravanen betrieben wurde.*)

So führte eine Straße von Theben nach dem Lande der Garamanten oder Fessan und von da in das Gebiet von Carthago und zu den Atlanten. Die Waaren wurden durch die Nomaden in

*) S. Heeren über die Handelswege des alten Africa in s. Ideen Th. II. 2. S. 437. Dazu Rozière de la géographie comparée et de l'ancien état des côtes de la mer rouge considerées par rapport au commerce des Egyptiens dans les différens ages in der descr. de l'Egypte VI. 251. ff.

ziemlicher Regelmäßigkeit geführt. Eine zweite Haupthandelsstraße ging von Theben nach Aethiopien über Meroe. Eine dritte erstreckte sich von Oberägypten nach dem arabischen Meerbusen, eine vierte von Meroe nach derselben Richtung. Die fünfte Handelsstraße war die von Memphis nach Phönicien.

Indessen richtete doch schon Necho, im 7. Jahrh. v. Chr. Geb., seine Aufmerksamkeit auf die offene See. Sein Vater Psammetich hatte sich mit Hülfe griechischer Seeräuber zum Herrn von Aegypten gemacht und ihnen eine Niederlassung im Delta gewährt. Necho war denselben nicht minder freundlich gesinnt und er lenkte den Blick auf das Ausland. Er faßte den Plan, das rothe Meer mit dem Mittelmeere zu verbinden, wurde jedoch von der Priesterschaft durch eine Weissagung darin unterbrochen. Für diesen Zweck hatte er eine Voruntersuchung veranstaltet und dadurch eine Umschiffung von Africa bewirkt. Allein erst unter dem triukflustigen und fröhlichen Amasis, der durch seine frohe Laune gegen die düstern Lehren der Priesterschaft gewappnet war, kam der Verkehr mit den Ausländern auf der Seeseite in lebhaften Gang. Er wies die Stadt Naukratis am kanobischen Arme des Nils zu ihrem Aufenthaltsorte an, wenn sie sich häuslich niederlassen wollten, und gestattete den griechischen Staaten an gewissen Orten Tempel zu gründen, eine Gelegenheit, die diese auch mit großer Begierde ergriffen; die Beschränkungen, welche anfangs auferlegt wurden, verschwanden allgemach und der Verkehr belebte sich so sehr, daß der Wohlstand Aegyptens sich schnell hob. Damals, sagt Herodot (II. 177.), soll Aegypten im höchsten Segen gestanden haben, sowohl in dem was der Fluß dem Lande, als was das Land dem Menschen leistet, und es habe im Ganzen zwanzigtausend Städte gehabt.

So trat denn Aegypten in die Reihe der Staaten, welche um die Ufer des mittelländischen Meeres gereiht Producte und Ideen austauschten. Wir werden später auf die Folgen zurückkommen, welche diese Verhältnisse mit sich führten.

Das Kriegswesen

des alten Aegyptens beruhte in seiner Kriegerkaste, welche, wie wir oben sahen, den dritten Theil des Landes als ihre Domaine besaß und die mit der Priesterkaste zusammen die Erbaristokratie des Landes bildete. Die Kriegerkaste stammte ursprünglich von den Helden her, welche das Land der passiven Urbevölkerung abgenommen hatten und für ihre Dienste mit jenen Ländereien belohnt worden waren, jedoch auch die Verpflichtung hatten, immerfort zum Schutze des neuen Vaterlands bereit zu seyn. Es ist dieß ein Verhältniß, welchem wir noch öfter begegnen werden, wie wir denn Aehnliches bereits in der Südsee und in Mexico gefunden haben. Die ägyp-

tische Kriegerkaste *) theilte sich in zwei Abtheilungen, die Hermotybier und die Kalasirier, welche gewisse Districte des Landes inne hatten. Die ersteren waren in der Zeit ihrer größten Macht einhundertsechzig, die letzteren aber zweihundertfünfzig Tausend Mann stark. Keiner von ihnen durfte ein Handwerk lernen und ihre Bestimmung war der Krieg, welche vom Vater auf den Sohn erbte. Sie wurden auch demgemäß erzogen, wie wir denn auch in den Denkmälern junge Leute finden, welche sich im Pfeilschießen nach der Scheibe üben. Diodor bemerkt, daß die übrigen Kasten nicht in körperlichen Uebungen unterrichtet wurden, ja daß man es gefährlich hielt und nachtheilig für ihre Gesundheit. Die ganze Waffenkenntniß war also in der Kriegerkaste einheimisch.

Die Kreise der Hermotybier waren die von Busiris, Sais, Chemmis, Papremis, die Insel Prosopitis und halb Natho; die der Kalasirier waren Theben, Bubastis, Aphthis, Tanis, Mendes, Sebennys, Athribis, Pharbathis, Thmuis, Onnphis, Anysis und Myekphoris oder die der Stadt Bubastis gegenüberliegende Insel.

Jeder dieser Krieger hatte zwölf auserlesene Felder steuerfrei, deren jede Seite hundert Ellen lang war. Jährlich mußten tausend Mann von jeder Abtheilung an den Königlichen Hof als Leibwache ziehen. Diese bekamen jeder täglich fünf Minen Gebäck, zwei Minen Rindfleisch und vier Arosteren Wein, was etwa eine Kanne macht.

Dieß war die Kriegsverfassung der alten Aegypter, deren Hauptmasse, wie wir sahen, in Unterägypten, der schwächsten Seite des Reiches lag. Zugleich hatte man sie dadurch von denjenigen Gegenden entfernt, welche der vornehmste Sitz der höhern Landescultur waren, und ihnen Ländereien angewiesen, welche indessen für die Erzeugung der Lebensbedürfnisse sehr fruchtbar waren.

Als nun Sesostris sein großes Heer von 670,000 Mann ausrüstete, reichten diese Truppen nicht aus; er warb also Männer von vorzüglicher Stärke an, theilte dieselben in Abtheilungen und setzte diesen über ein tausend siebenhundert geübte Krieger als Führer vor. (Diodor I. 64.) Sesostris theilte auch das Land in Kreise und gab nachher denen, welche mit ihm gekämpft hatten, Land zur Belohnung.

Nun fragt es sich — sind die obengenannten Hermotybier und Kalasirier erst zur Zeit des Sesostris als Kriegerstand ins Leben gerufen worden, oder stammt diese Einrichtung aus früher Zeit? Im Wesentlichen bleibt sich indessen die Sache freilich ganz gleich. Ja die Thatsache, daß Psamentich späterhin die griechischen Seeräuber, welche ihn unterstützt, mit Lande belohnte, ist im Grunde nur eine Wiederholung derselben Erscheinung.

---

*) Herodot II. 164. ff. Dazu Heeren, Ideen II. 2. 134. Wilkinson I. 282.

Wir haben also hier wie in Mexico eine Art stehenden Heeres, das zum Schutze des Landes gegen äußere Angriffe diente und deßhalb an den schwächsten Puncten desselben seine Garnison hatte. Ueber die Verfassung, Beginn und Dauer der Dienstzeit haben wir keine Nachrichten, wohl aber theilt Diodor (I. 78.) uns ein Bruchstück des Kriegsgesetzes mit: Das Kriegsgesetz bestimmt denen, die ihre Fahnen verlassen oder den Befehl ihres Anführers nicht erfüllen, nicht den Tod, sondern die äußerste Schande; wenn sie aber in der Folge die Schande durch Tapferkeit wieder austilgten, so erhielten sie ihre vorige Ehre wieder. Dieß geschah-theils deswegen, weil der Gesetzgeber die Schande zu einer größern Strafe machen wollte als den Tod, damit er alle daran gewöhnen möchte, die Schande für das größte Uebel zu halten; theils weil er glaubte, daß die Hingerichteten dem Publicum nichts nützen könnten, da hingegen die unehrlich gemachten viel Gutes bewirkten, aus Begierde wieder ehrlich zu werden.

Diodor giebt freilich nicht an, in welcher Weise die Pflichtvergessenen gestraft wurden, ob körperliche Züchtigung, oder ob Degradation, Versetzung oder irgend eine andere Art von Ehrenstrafe angewendet wurde.

Die Denkmäler bringen in dieser Beziehung keine Erläuterung, wohl aber zeigen sie uns, wie die Mitglieder der Kriegerkaste sich übten. (Rosellini m. c. Taf. CXI.—CXVI.) Wir sehen alle Arten des Ringens, das in der alten Welt beim Kampfe im Handgemenge, wo Mann gegen Mann focht, von besonderer Wichtigkeit war. Die Ringer sind bis auf einen um die Lenden geschlungenen Gurt ganz nackt; wir sehen sie stets paarweis und das Hauptbemühen ist offenbar den Gegner vorzüglich durch Wendungen, Handgriffe und Fußstellungen zu Boden zu werfen.

Die ägyptische Kriegsmacht bestand aus den beiden Abtheilungen der Kriegerkaste oder den einheimischen Truppen und den Bundesgenossen. In Bezug auf ihre Bewaffnung theilte sie sich in die Infanterie und die Streitwagen, denn die Reiterei, welche in früher Zeit vorhanden war und deren Sesostris 24,000 Mann hatte, kam in Wegfall, nachdem das Land durch die zahlreichen Canäle für Pferde minder zugänglich geworden. Man sieht freilich nicht ein, wie die Streitwagen, deren jeder noch mit zwei Pferden bespannt war, die Hindernisse überwinden konnten, welche der Reiterei unübersteiglich waren. Indessen ist gewiß, daß auf den Denkmälern fast gar keine Reiter, und die wenigen, welche vorkommen, in den Schaaren der Feinde erscheinen *).

Die Infanterie, theils leichte, theils schwere, war in Schaa-

*) Die Beweise bei Wilkinson I. 289., der ebenfalls die biblischen Stellen anführt, welche der Reiter erwähnen.

ren abgetheilt, welche regelmäßig in Gliedern von bedeutender Tiefe aufmarschirten, wie wir denn in den thebanischen Bildern *) eine Schaar Speermänner erblicken, welche in acht Pelotons je zu eilf Mann erscheinen. Diese Speerträger fochten in Masse und bildeten den Kern der Infanterie, wie etwa unsere Musketiere. Diese Infanterie führte lange Spieße, große, den halben Mann bedeckende Schilde, welche die Form eines mitten quergetheilten Ovals hatten, die Rundung nach oben, und noch eine kurze Waffe, wenn sie ins Handgemenge kamen.

Wir finden nun aber auch Infanterie mit Schwertern und Rundschilden, welche nicht in solchen Massen auftrat und wahrscheinlich als leichte Truppen für die Eröffnung des Kampfes, zum Recognosciren und zu derartigem Dienste verwendet wurde.

Ferner bemerken wir auch Infanterie mit Bogen und Pfeil ohne Schild, aber mit Streitaxt, kurzem krummen Schwert oder Stab bewehrt. Sie kommt ebenfalls in kleinen Haufen vor (Rosellini m. c. CXXIV.).

Endlich sehen wir die zweispännigen Streitwagen, deren jeder einen Roßlenker und einen Bogenschützen trägt.

Der Anführer des ganzen Heeres war der König, der auf dem Streitwagen steht und auch selbst als Bogenschütz am Kampfe Theil nimmt. Die einzelnen Heerhaufen wurden durch Oberste, Hauptleute, Schaar- und Zugführer geleitet, deren besonderen Beruf und Namen wir nicht kennen; es läßt sich jedoch erwarten, daß dieß Alles sehr genau und zweckmäßig geordnet war.

Die verschiedenen Abtheilungen hatten verschiedene Feldzeichen, deren die Denkmäler eine große Mannichfaltigkeit darbieten und die zum Theil in Thiergestalten, Krokodilen, Rehen, Vögeln, zum Theil in anderweiten heiligen Sinnbildern bestehen. Diodor (I. 86.) bemerkt als Ursache der so großen Verehrung, welche die Aegypter den Thieren erweisen, die Dankbarkeit. Die zweite Ursache, welche man angiebt, sagt er, ist, daß die Aegypter ehemals, wegen der Unordnung in ihrem Kriegsheer, in vielen Schlachten von ihren Gränznachbarn überwunden worden und deswegen auf den Einfall gekommen wären, ein Signal vor der Fronte der Heerschaaren zu führen. Sie hätten also Bilder derjenigen Thiere gemacht, welche sie jetzt verehren, solche auf Speere gesteckt, welche die Anführer getragen hätten, und hierdurch hätte nun jeder erkennen können, zu welcher Heerschaar er gehöre. . . .

Diese Feldzeichen, deren wir auch bei den Azteken gefunden haben, sehen wir theils in der Hand der Infanterieführer, theils auch an den Streitwagen befestigt. Bei den Soldaten aus der Kriegerkaste

*) Wilkinson I. 293. Rosellini m. c. XCV. CVI. CVII.

bezogen sie sich wahrscheinlich auf ihre Standquartiere und stellten die Wappen derselben dar *).

Da im Schlachtgewühl der Feldherr nicht im Stande ist, mit seiner eignen Stimme den Gang der Bewegungen zu leiten, so bediente man sich, wie eben auch bei den Mexicanern, gewisser Instrumente, namentlich der Trompete und der Trommel, die übrigens nothwendig ist, um eine marschirende Schaar in gleichmäßigem Schritt zu erhalten. Daß die Aegypter gleichen Tritt beobachteten, sehen wir ganz deutlich aus den Schlachtgemälden. Die Trompete war aus Metall, vielleicht vergoldetem Kupfer oder Bronze (Rosellini m. st. XCV CII. Wilkinson I. 291.). Der Trompeter war unbewaffnet, eben so wie der Trommelschläger, der für gewöhnlich sein Instrument über dem Rücken hängen hatte (Rosellini m. st. CXVI. 4.), wenn er aber sie schlug, was mit beiden Händen geschah, so hing sie ihm quer über den Leib. Die Trommel war aus Holz und hatte die Gestalt eines an beiden Enden abgeschnittenen Cylinders (Wilkinson II. 260. ff.). Außerdem wurden auch im Heere eine Art Klapper oder Becken angewendet, die vielleicht in der Art der chinesischen Tamtams aus Metall waren (Wilkinson II. 260).

Die Aufstellung der ägyptischen Heere scheint aus dem großen Schlachtgemälde an der nördlichen Wand der Grabhöhle von Ipsambul, welches eine der Thaten des König Ramses III. darstellt, hervorzugehen. Wir sehen die schwere Infanterie in mehrern Reihen aufmarschirt und hinter und vor ihnen Streitwagen. Wahrscheinlich eröffnete die leichte Infanterie den Kampf, die schwere Infanterie rückte in sehr tiefer Schlachtordnung nach, sodann aber öffneten sich die Pelotons und die Streitwagen fuhren hindurch und hinaus ins Schlachtfeld.

Der Feldherr selbst, umgeben von seiner schöngekleideten Garde, wirkte nicht blos durch seine Befehle, welche seine Adjutanten und Signalisten an die betreffenden Stellen beförderten, sondern namentlich auch durch sein Beispiel, sein tapferes Einstürzen auf den Feind und durch Zuruf. Wir sehen so Ramses III. auf seinem Streitwagen Bogen und Pfeil handhabend, dann auch die Schlachtsichel und die Streitart schwingend, nachdem er den Feind ereilt, dem er dann den Kopf vom Rumpfe schneidet.

Es ist verhältnißmäßig nur Weniges und Unsicheres, was wir über die Verfassung, Verpflegung und Gliederung, über die Transportmittel, die Art der Lagerung der alten ägyptischen Heere wissen.

---

*) Rosellini m. c. CXXI. und Wilkinson I. 294. haben solche Feldzeichen zusammengestellt. Letzterer hat deren 19 Stück. Es ist vielleicht zufällig, daß diese Anzahl mit den 18 Standquartieren der Kriegerkaste übereinkommt, wo dann das 19. bei Wilkinson mit N. 17. bezeichnete Zeichen als die große Fahne des gesammten Heeres gedeutet werden könnte.

Mehr Auskunft geben uns die Denkmäler über die **Bewaffnung** derselben.

Der ägyptische Soldat war wie der mexicanische nur sehr leicht bekleidet, da schon das Clima eine dichte und die Glieder verhüllende Kleidung unerträglich und überflüssig machen mußte. Der gemeine Soldat ging barfuß, er erscheint auf allen Bildern ohne Sandalen oder Schuh. Um den Leib trug er die breite, vorn übergeschlagene Binde, in deren Form und Farbe jedoch ziemliche Mannichfaltigkeit, je nach der Waffengattung, zu welcher er gehörte, geherrscht zu haben scheint. So sehen wir (bei Rosellini m. c. CXVII.) Bogenschützen mit dunkelrothen Schürzen, welche mit einer schwarzen Schnur gegürtet sind, an welcher vorn acht schwarze Kugeln herabhängen. Um die Brust haben dieselben Schützen lichtgelbe Bandeliere, die einen Gurt bilden, oberhalb dessen sie über die Schultern reichend sich kreuzen, etwa wie bei unserer mit Seitengewehr und Patrontasche bewaffneten Infanterie. Sie gehen barfuß.

Dem ähnlich ist die Tracht der schweren Infanterie; auch sie erscheint barfuß und in kurzem Schurz; Brust, Arme und Rücken sind bloß. Eine Abtheilung derselben (bei Rosellini m. st. CXXX.) hat jedoch den Unterleib durch ein langes schmales dreiseitiges Blatt geschützt, das aus festem Stoff, etwa Leder, gemacht zu seyn scheint. Einige Truppen führen ein Trageband, was von der rechten Schulter herabgeht und den Schurz am Gurt festhält. Dann finden wir auch Bogenschützen mit längeren, faltigen Kleidern, so wie die Garden unmittelbar in der Nähe des königlichen Kriegswagens in schönen Waffenröcken einherschreiten, dergleichen auch die Soldaten auf den Kriegswagen führten.

Einige Truppen, namentlich die Wagenmänner, führen **Panzer**, welche zweierlei Art sind. Die erste bedeckte nur Brust und Rücken und bestand aus schmalen Schienen, welche horizontal Brust und Rücken umfaßten. Die anderen aber bestanden in langen bis auf die Knie reichenden, Schultern und Nacken umschließenden schmalen, buntgemalten Schienen, welche wie Dachziegel auf das Kleid geheftet waren (s. unsere Taf. VII. 4.). Diese Schienen waren aus Metall und mit Bronzenägeln auf dem darunter befindlichen Stoff befestigt *). Die Reihen der Schienen, die nicht über einen Zoll Breite und etwa drei Zoll Länge hatten, waren abwechselnd grün, roth, gelb und blau gemalt. Der Stoff, auf welchen sie genietet waren, konnte kaum etwas anderes als Leder seyn. Der Panzer bestand aus zwei Theilen, dem hinteren und dem vorderen, die an der Seite zusammengebunden wurden. Im Orient so wie in Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert finden wir ähnliche Panzer, deren mehrere im historischen Museum zu Dresden aufbewahrt werden.

*) Wilkinson I. 332. u. pl. 3. Dazu Rosellini m. c. CXXI.

Die Kopfbedeckung der Soldaten war sehr einfach: eine an den Kopf anschließende, den Nacken deckende Helmkappe (unsere Taf. VII. 12.), die meist streifig bemalt war und zum Theil oben auf dem Wirbel ein Paar kleine Büschel hatte *). Der Helm war wie die ganze Rüstung sehr leicht und wurde namentlich von den Wagenkriegern getragen; die Färbung desselben war verschieden. Die Anführer hatten Helme von Erz. (Herodot I. 151.) Im Leidner Museum ist ein eiserner Helm.

Der Schild wurde von der schweren Infanterie wie von den Wagenkriegern geführt. Die gemeinste Art war ein in der Mitte der Quere nach durchschnittenes Oval und war aus Holz und mit Rindshaut überzogen, deren Haar nach Außen gewendet war. An mehreren bemerkt man einen Rand, wohl aus Metall, der mit Nägeln befestigt ist. Die Innenseite hatte einen Henkel und daran einen Riemen, an welchem man den Schild auf den Rücken hängen konnte. Bemerkenswerth ist, daß man den Schild gerade umgekehrt trug, als wir im europäischen Mittelalter finden, indem die abgerundete Seite nach oben gekehrt ist. Auf einigen Schildern finden sich Metallschienen oder Metallplatten befestigt, sogenannte Schildnabel, mit denen man die Geschosse des Feindes aufzufangen suchte. Einige sind so groß, daß sie die ganze Gestalt des Kriegers bis an den Hals decken, andere bei weitem kleiner. An einigen bemerken wir an der Stelle des Schildnabels ein Loch im Schilde, durch welches der Soldat auf seinen Gegner zielen konnte und das mit einem radartigen Gitter bedeckt ist. Solche Schilde führte die Garde Ramses III. Diese Schilde sind halb so hoch als der Mann, sehr breit und haben einen blau, roth und gelben Rand, das runde Loch ist mit gelbem Gitter gedeckt. Diese Garde hat längere Kleider, Sandalen, kurze Lanzen und Streitärte, die Kopfbedeckung ist eine bis auf die Schultern reichende Haarfülle. Einige tragen auch kleine Schnurrbärte, alle aber Schienenpanzer. (Rosellini m. c. CI. CII.)

Eine andere Abtheilung dieser Garde hat ebenfalls Sandalen, Panzer, Schnurr- und auch Backenbärte (dieß jedoch nur um anzuzeigen, daß sie schon lange in dem anstrengenden Feldzuge verweilt hat, wo sie keine Zeit hatte sich zu rasiren), kleine Kappen mit einer Art Hörnern an der Seite und oben auf dem Gipfel eine große Scheibe oder Kugel. Sie führen Schwerter und schwarze runde Schilde mit zwei Henkeln für Hand- und Vorderarm und mit etwa zwölf gelben Buckeln. (Rosellini m. c. CI.) Wir treffen aber auch im Heere Infanteristen mit runden Schilden, Helmen und kurzen Spießen und Schwertern an. (Rosellini m. r. CVI.)

*) Abb. bei Wilkinson I. 331. Rosellini m. c. CXXI. Leemans S. 100.

**) Abb. bei Wilkinson I. 298. ff. Rosellini m. c. CXVI. ff. Dazu die Schlachtbilder in den monumenti storici.

Einige Schilde der Wagenführer (Rosellini m. r. CIII.) sind mit Tigerfell überzogen, oder wenigstens so bemalt. Hier werden sie stets vom Rosseienker geführt, der damit die feindlichen Geschosse auffängt, indessen der Streiter seine Pfeile absendet. (Rosellini m. r. XCVII.)

Eine Art Schild im Großen ist das Werkzeug, womit sich einige Soldaten einer belagerten Festung nahen, um mit einem ungeheuer langen Spieße die Feinde von den Zinnen herabzustechen. (Rosellini m. r. CXVIII.)

Die Angriffswaffen der alten Aegypter waren Spieß, Wurfspieß, Pfeil und Bogen, Schleuder, Keule, Streitart, Schwert, Säbel und Dolch, also sämmtliche vor Erfindung der Feuerwaffen übliche Stücke.

Der lange Spieß kommt indessen nur selten vor und an seiner Stelle steht für die schwere Infanterie der kurze Speer, der etwas unter Mannslänge und mit einer großen, rautenförmigen Metallspitze versehen ist. Diesen Speer führen auch die Garden des Königs (Rosellini m. c. C.) so wie dieser selbst. Das Berliner Museum besitzt eine Speerspitze aus Bronze, die auf das Holz aufgesteckt und durch einen Nagel daran festgehalten wurde. (Wilkinson I. 314.) Die Garden des Königs Ramses III. führen dagegen Speere, welche in das Holz eingelassen und durch umwundenen Drath darin festgehalten worden zu seyn scheinen. Einen besonders zierlichen, wie es scheint aus dem Ganzen und zwar aus Metall gearbeiteten Speer führt König Ramses III. Das der Spitze entgegengesetzte Ende ist bunt gemalt und mit einer Kugel verziert, durch welche ein Faden geht. (Rosellini m. r. LXXXIII.)

Die Wurfspieße hatten mannichfaltigere Formen. Der Stiel war kürzer und lief oft in eine Spitze aus, die durch keine Erhebung unterbrochen wurde. Meist war er indessen mit metallner Spitze versehen, die theils eine Blattform theils eine vierkantige Gestalt hatte, zuweilen auch mit längeren oder kürzeren Widerhaken versehen war. An einigen Wurfspießen war die Spitze sehr kurz und fast wie ein gleichseitiges Viereck, an anderen ungewöhnlich schmal und lang und es scheint große Mannichfaltigkeit sowohl in den Spitzen als in der Bemalung der Schäfte stattgefunden zu haben. (Wilkinson I. 312 ff. u. 406.; s. unsere Taf. VII. F. 8. u. 9.)

Die Pfeile der Aegypter waren sehr mannichfaltig und von 22—34 Zoll Länge. Der Schaft war aus knotigem Rohr, wie die im 3. Bande der C.-G. Taf. VII. 8. 9. abgebildeten Negerpfeile, welche mit halbovalzugeschnittenen Federn befiedert sind, theils aus Holz mit und ohne Befiederung und an der Spitze wie an der Kerbe mit zierlichen Reifchen bemalt. (Rosellini m. r. LXXXI.) Die Pfeilspitzen waren von hartem Holz, Knochen und Elfenbein, Feuerstein oder Metall, unter denen wir auch (bei Rosellini m. c. CXVIII.) eine

Form antreffen, welche an die Framea der alten Germanen erinnert, indem die Metallklinge nicht in eine Spitze sich verjüngt, sondern vielmehr eine meiselförmige, breite Schneide bildet*). Es herrscht überhaupt große Mannichfaltigkeit in der Form der Pfeile und die Aegypter nahmen die Verbesserungen und Erfahrungen ihrer Nachbarn wie ihrer Feinde willig auf, wie sie denn überhaupt große Sorgfalt auf Ausbildung dieser Waffengattung verwendeten. Bemerkenswerth ist, daß sie für den Krieg die steinernen Spitzen beibehielten, die Ursach aber war vermuthlich, daß sie bei weitem billiger waren als die metallnen. Der Verbrauch der Pfeile im Kriege war etwa dem der Flintenkugeln unserer Infanterie gleich und so würden bronzene Spitzen allerdings eine sehr kostbare Munition abgegeben haben. Die Holzspitzen liefen konisch zu, die steinernen aber waren platt und dreiseitig und zum Theil als Meiselschneide gefaßt. (Rosellini m. c. CXVII. Wilkinson I. 309. m. Abb.) Die bronzenen Pfeilspitzen waren theils platt, wie die der Kalmyken (E. = G. III. Taf. I.), zum Aufstecken wie zum Einlassen in den Schaft, theils vierkantig, mit Widerhaken; auch hatte man deren, welche aus drei oder vier mit den Rücken aneinander gesetzten Klingen bestanden, welche Wunden verursachten die unsern Bajonettstichen an Gefährlichkeit nichts nachgaben. (Wilkinson I. 310. Abb.)

Die Pfeile hatte der Mann in einem Köcher, den er an einem Riemen über der Schulter trug, wie unsere Soldaten die Patrontasche. Er ward so gehangen, daß man leicht zu den Pfeilen gelangen konnte. Der Köcher war mit einem Deckel versehen. Das Leidener Museum enthält einen Köcher von cylindrischer Form, der aus Stroh und Palmenblättern geflochten ist und ein sehr feines linnenes Tragband hat; die Höhe ist 86, der Durchmesser 13 Centimeter. (Leemans 101.; s. unsere Taf. VII. 1. u. 3.)

Die auf den Denkmälern abgebildeten Köcher sind durchgehends bunt gemalt, meist grün; das untere Ende ist abgerundet und mit Metall geschützt, der Deckel ist oben abgeplattet und aufgesteckt. Bei den Führern besteht derselbe in einem Löwenkopf. (Rosellini m. c. CXVIII.) Die Wagenkrieger hatten den Köcher an der Seite ihres Wagens befestigt und mit dem Bogenfutteral gekreuzt. An dem Wagen Ramses III. (Rosellini m. r. LXXXI.) sind am Pfeilköcher noch zwei kurze Wurfspeere angesteckt. Uebrigens war die Oeffnung des Pfeilköchers am Wagen allemal nach hinten, die des Bogenfutterals dagegen nach vorn gerichtet, beide aber theils an der linken theils an der rechten Seite des Wagens befestigt. (Rosellini m. r. LXXXI.

*) Wilkinson I. 306. ff. Leemans S. 101. Dabei Klingen aus hartem Holz, die eine steinerne Spitze hatten. Passalacqua S. 27. Metallspitzen bei Wilkinson I. 310. Ramses III. mit goldner Pfeilspitze bei Rosellini m. r. LXXXI.

LXXXII. LXXXIV.) Vielleicht hatte man an beiden Seiten Köcher mit Bogen und Pfeilen und somit Vorrath.

Der **Bogen** der Aegypter bestand aus einem runden Stück Holz von 5—5½ Fuß Länge, das in der Mitte am stärksten sich nach beiden Seiten verjüngte. Ein in Theben gefundener Bogen ist fünf Fuß lang und ebenso einfach wie die Bögen der Neger von Venguela (C.-G. III. 344.). Solche Bogen erscheinen auch auf den Monumenten (Wilkinson I. 305. Rosellini m. c. CXVII., unsere Tafel VII. F. 109.) und sie sind in der natürlichen lichtgelben Holzfarbe gemalt. Die Sehne besteht aus gleichfarbigem, gedrehetem Pflanzenstoff und ist ziemlich stark.

Bei weitem schöner sind nun die Bogen, mit welchem der König Ramses III. auf seinen Denkmälern dargestellt ist. Der Bogen auf Taf. LXXXI. bei Rosellini m. r. besteht aus mehreren Theilen. Das Mittelstück, welches die linke Hand umfaßt und worauf der Pfeil aufgelegt wird, ist, gleich den Bogen der Sibirier (C.-G. III. 10.), aus zwei Theilen zusammengesetzt, dem inneren aus gelbem, dem äußeren aus schwarzem Stoff, also aus leichtem Holz und Horn oder hartem Holz. An dieses Mittelstück sind zu beiden Seiten grüne bemalte Stücken angesetzt, die sich unten in eine verjüngte, aber am Ende rückwärtsgekrümmte Spitze endigen, die mit Tigerfell überzogen zu seyn scheint, wenn sie nicht aus schwarzem mit Gold eingelegtem Stoffe besteht. Die Sehne ist schwarz, glatt und sehr dünn.

Außer diesen sehen wir auf anderen Tafeln (Rosellini m. r. LXXXII. ff.) in der Hand des Königs und seiner Garden eine verschiedene Form des Bogens. Der Bogen, der gleichfalls etwa fünf Fuß lang ist, besteht aus zwei ganz geraden in der Mitte am stärksten Theilen, die aber hier nicht gekrümmt sind, sondern in einem stumpfen Winkel auf einander stoßen, so daß es auf den ersten Anblick scheint, als sey der Bogen in der Mitte geknickt. Daß dieß jedoch keineswegs gemeint sey, beweisen die Tafeln bei Rosellini (m. r. LXXXII.), wo die Wagenkrieger und (Taf. XV.) die Fußgarde eben vorrücken und den so gestalteten, mit der straffen Sehne bespannten Bogen in der linken Hand führen. Dieser Bogen ist halb schwarz, halb gelb. Der Bogen des Königs (Taf. LXXXIV.) so wie der eines ihn begleitenden Fußgardisten besteht aus gelbem Stoff, da aber, wo der Winkel ist, sieht man an der Außenseite eine schwarze Platte auf- und eingelegt.. Auf Taf. LXXXVI. ist dieß noch deutlicher; hier bemerken wir auch die Spitzen des Bogens; sie sind ebenfalls schwarz und auf das gelbe Holz gesetzt, dieses aber mit seinen rothen Bünden versehen. Die schwarze Platte ist wahrscheinlich Horn oder sonst irgend ein härterer, sehr biegsamer Stoff. Diese Bogen haben eine außerordentliche Aehnlichkeit mit denen, welche die Ostindienfahrer von Sincapore nach den europäischen Häfen, namentlich Havre de grace mitbringen; das Exemplar, welches ich besitze, ist

genau zwei Ellen sieben Zoll lang, fast zwei Zoll breit und einen halben Zoll dick, abgeplattet, unten spitz zulaufend. Es besteht aus zwei Theilen, die in der Mitte übereinander greifen und daselbst mit Baumwollenfäden dicht überwunden sind. Der Stoff ist Rohr, dessen etwa drei Stück neben einander liegen und welche mit Haut überzogen und auf jeder Hälfte mit sechs Bünden zusammengeschnürt sind. Der Bogen hat eine ungeheure Spannkraft. Vielleicht lernten die Aegypter, die ursprünglich den einfachen africanischen Bogen hatten, diese Art auf ihren Heerzügen kennen und führten dann denselben bei den Garden ein.

Der Bogenschütze hatte auf dem Marsch den Bogen unangespannt in einem Futteral, was das Mittelstück bedeckte, oder auch blos in der Hand. Die Wagenkrieger hatten überzwerch dem Pfeilköcher das Bogenfutteral zur Seite außen am Wagen befestigt. Es war weit offen und faßte die große Hälfte der Waffe in sich und war wie der Köcher bunt gemalt, verziert, auch wohl mit kostbaren Stickereien und Beschlägen versehen.

Gleich den Wilden des Waldes u. a. Völkern schirmten auch die alten Aegypter, doch nicht allgemein, das linke Handgelenk gegen den Anschlag der losfahrenden Bogensehne mit einer besondern Vorrichtung. Die Pfeilschützen zu Fuß (Rosellini m. c. CXVII.) haben an beiden Vorderarmen breite gelbe Ringe. Dagegen entbehrt die bogenführende Abtheilung der Fußgarde dieses Schutzes. Wohl aber sehen wir am Bilde des Königs (Rosellini m. r. LXXXI.) einen überaus kostbaren Armschutz, der aus einer goldnen Platte zu bestehen scheint, deren Ränder mit kostbaren Steinen eingefaßt sind. Am Handgelenk schneidet der Rand rund ab, er steigt dagegen am innern Vorderarm in einem ovalen Bogen empor. Der rechte Arm ist nur mit dem einfachen bunten Ringe geschmückt.

Wenn der Schütze den Bogen spannen wollte, so stellte er denselben gerade vor sich, zwischen seine Füße mit dem einen Ende, drückte mit dem linken Knie und dem linken Arm den Bogen nach außen und schlang mit der rechten Hand die Sehne um das obere Ende des Bogens fest. Darauf faßte er mit der vollen linken Hand die Mitte des Bogens, legte mit der Rechten den Pfeil darauf, brachte die Kerbe auf die Sehne, zog sie nach der Brust und entsandte so sein Geschoß.

Die Mitglieder der Kriegerkaste übten sich von Jugend auf im Zielschießen und hatten deshalb runde wie viereckige Scheiben. (Wilkinson I. 39. 304. Rosellini m. c. CXVII. und Description de l'Egypte. Ant. II. 45.)

Die Schleuder bestand aus einem ledernen Riemen oder Band, welches in der Mitte breit nach beiden Enden spitzig zulief. In der Mitte lag der Stein. Der Schütz schwang sie einigemal um

den Kopf und ließ dann den Stein seinem Ziele zusaußen. (Wilkinson I. 316. m. Abb.)

Die **Keule** findet sich auch in Aegypten; sie wurde vornehmlich von den Bogenschützen zu Fuß und zu Wagen, also von den leichten Truppen geführt und bestand einfach aus einem schlichten Stück harten Holzes von 2—2½ Fuß Länge, das an einem Ende ein wenig gekrümmt war und im Handgemenge gute Dienste leistete. (Wilkinson I. 329. m. Abb.)

Eine besondere Keule mit einem großen Knopfe sehen wir auf dem Bilde Ramses III. (Rosellini m. r. LX.); sie erinnert sehr an die Negerkeule, die ich C.-G. III. Taf. VII. F. 7. mitgetheilt habe, doch ist der Stoff, aus welchem sie gemacht, aus dem Bilde nicht ersichtlich. Am Handgriff hatte sie zum Schutze der Finger einen von oben nach unten reichenden metallnen Haken, wie der Bügel an unseren Pallaschen, der jedoch nach unten offen war. Zuweilen faßte man die Keule ober- und außerhalb des Bügels an. (Wilkinson I. 327. m. Abb.; s. unsere Taf. VII. F. 5.)

Die Denkmäler von Theben bringen noch eine andere Form der **Keulen** zur Anschauung, welche minder selten als die vorige gebraucht wurde und dem mittelalterlichen **Flegel** entspricht. Sie scheint aus mehreren Stäben bestanden zu haben, welche in der Nähe des ebenfalls durch einen Bügel geschirmten Handgriffs mit mehreren Fäden zusammengeschnürt, am Schlagende aber mit einem schweren metallnen Beschläge beschwert waren. Diese Waffe führten die Infanteristen wie die Wagenkrieger. Sie scheint sehr gewichtig gewesen zu seyn und ihrer Stärke wegen auch ausdauernd gegen darauf geführte Hiebe. (Wilkinson I. 327. Rosellini m. c. CXXI. bunt.)

Dieser Waffe verwandt ist die **Streitaxt**, deren mehrere Formen vorkommen. Die Streitaxt war kurz, ebenfalls 2—2½ Fuß lang und hatte einen starken Stiel. Die eine Art hatte die Form der Holz- und Zimmermannsart; der Stiel war gekrümmt, oben am äußern Bogen war die Klinge oder das metallene Blatt mit dem Rücken eingelassen und durch lederne Riemen am Stiele festgeschnürt, der außerdem noch mit Riemen umwunden war, theils um ihn besser fassen zu können, theils um demselben mehr Festigkeit zu geben. Das Blatt war oft gravirt, oft durchbrochen und mit mythologischen und kriegerischen Scenen verziert. (Wilkinson I. 323. u. 406. m. Abbildungen nach theban. Bildern und Exemplaren der Salt'schen und Athanasischen Sammlungen.) Auf einem Bilde Ramses III. (bei Rosellini m. c. CII.) sehen wir solche Aexte in den rechten Händen der Schildträger der königlichen Garde, während die Linke Schild und Speer führt. Die Schneide ist vorn abgerundet. Die ganze Gestalt erinnert an die altnorwegische Art.

Eine andere Form besteht aus einer halbmondförmigen Schneide, welche parallel an einem starken Stiele befestigt ist. Die Klinge hat

an der Rückseite zwei halbkreisrunde Ausschnitte, so daß drei Spitzen entstehen, womit sie in das Holz eingelassen und theils durch Bänder, theils durch Nieten daran befestigt ist, eine Form, die einige Abweichungen darbietet, indem die Klinge bald länger, bald kürzer, bald mehr oder weniger rundgeschweift ist. (Wilkinson I. 325. und unsere Taf. VI. F. 10.)

Eine dritte Form der Streitart sehen wir meist in der Hand des Königs; es ist dieß ein kurzer Stiel, woran eine große Kugel ist, aus welcher sich oben eine halbeiförmige Klinge entwickelt, deren runde Seite die Schneide enthielt (s. Wilkinson I. 325. m. Abb.). Diese letztere Form der Streitart war wohl die Blüthe dieser Waffe und jedenfalls sehr gefahrbringend, da die Kugel die Kraft des Schlages bedeutend vermehren mußte. (S. Taf. VII. F. 14.)

Eine Fortsetzung und weitere Ausbildung dieser Waffe finden wir in dem krummen, kurzen Säbel, der so oft in der Hand der Soldaten wie der Feldherrn und Könige erscheint. Es ist dieß eine kurze, breite, muthmaßlich eiserne Klinge, welche unten breiter wie an der Spitze, etwas gekrümmt an einem metallenen Stiele oder Handgriff befestigt ist, auch einen knopfartigen Ansatz zur Parirstange hat. Ja wir finden sogar die vorgenannte Streitart mit so kurzem Stiele, daß sie den Uebergang zu dieser Waffe macht (s. Rosellini m. r. CXI. CXII.). Einmal erscheint sie ganz seltsam, fast wie unsere Zimmermannsbeile (Rosellini m. r. LXVIII.). Für gewöhnlich ist die Klinge blau, der Griff gelb, einmal aber erscheint die Klinge des Königs roth (Rosellini m. r. LXXIX.). Man nennt sie Sichel, aber mit unrecht, da dieses Werkzeug seine Schneide allemal auf der innern concaven Seite hat, der ägyptische krumme Säbel aber, dessen alter Name Shopsh oder Khopsh war, immer auf der Außenseite geschärft ist, wodurch sich denn ja auch die krummen orientalischen Säbel stets von den Sichel- und Sensenklingen unterscheiden. (Wilkinson I. 321. m. Abb. auf pl. 3. Rosellini m. c. CXXI. und unsere Taf. VII. 13.) Nicht zu übersehen dürfte seyn, daß wir (s. C.-G. III. 348. Taf. VII. 1.) diese Waffe, wenn auch nur in roher Gestalt, bei den Negern fanden.

Eine weitere Ausbildung des krummen Säbels ist jene einschneidige, breite, am Ende etwas gekrümmte Waffe von Stahl mit gelbem Griff, welche auf den Denkmalen vorkommt und welche große Aehnlichkeit mit einem Faschinenmesser der modernen Artillerie hat. (Rosellini m. c. CXXI. Wilkinson I. pl. 3. u. unsere Taf. VII. F. 2.)

Das Schwert der Aegypter war dagegen gerade, zweischneidig, in der Mitte mit einer Rinne versehen, am Griff etwa handbreit und nach der Spitze zu sich verjüngend. Es war von Kupfer und auf der Klinge gravirt. Die Länge war etwa 3 Fuß. Es wurde ohne Scheide getragen. Der Griff war, wie an allen Schwertern der alten Welt und des Orients, kurz und theils mit allerlei Linien, theils

mit eingelegter Arbeit verziert; an dem Knopfe war ein Riemen befestigt, den der Soldat um die Hand schlingen konnte. Wir sehen das Schwert nur in den Händen der königlichen Garde. (Wilkinson I. 320.) Rosellini m. c. CI. u. CXXI., wo die Klingen der Schwerter theils roth, theils grün, der Griff aber immer gelb gemalt ist, während die Schwerter der Gardisten, Klinge wie Griff, ganz roth gemalt sind (s. unsere Taf. VII. F. 11.).

Außer dem Schwert finden wir ebenfalls bei der Garde wie beim Monarchen selbst den Dolch, der die Gestalt des Schwertes hat; die Klinge ist roth, der Griff gelb gemalt. (Rosellini m. r. CII.) Der Dolch wird ohne Scheide im Gürtel über dem Panzer getragen. Man hat auch Dolche in den Ruinen gefunden. Die Klinge war sieben bis zehn Zoll lang und etwa anderthalb Zoll breit; mit dem Griff hatte die ganze Waffe zwölf bis sechszehn Zoll Länge. Der Griff war meist mit eingelegter Arbeit versehen. Die Klinge ist am Handgriff etwas dicker als am Ende und das Erz, woraus sie geschmiedet, von der trefflichsten Beschaffenheit. Einen der interessantesten Dolche besitzt die Berliner Sammlung. Die Klinge ist von Bronze und zweischneidig, der Griff in Gestalt einer Axtklinge aus Elfenbein und mit Silber an der Klinge befestigt, übrigens aber mit kleinen Goldnägeln verziert; acht große Goldnägel halten die Klinge und die Silberfassung am Elfenbeingriffe fest. Dazu gehört eine lederne Scheide, welche jedoch nur die eine Seite der Waffe ganz bedeckt, wahrscheinlich diejenige, welche dem Körper nicht zugewendet war. (Passalacqua S. 28. Wilkinson I. 320. m. Abb.) Auch das Leidener Museum besitzt einen Dolch mit Bronzeklinge und einen Holzgriff, der mit Gold verziert ist. (Leemans S. 102.)

Dieses sind die Waffen, welche wir bei den alten Aegyptern antreffen. Wir sehen, daß sie jede Waffenart, die sich als brauchbar bewährt, angenommen hatten, sey es nun, daß sie dieselbe selbst erfunden, oder daß sie dieselbe bei ihren Nachbarn oder bei ihren Feinden entdeckt hatten.

Wir erwähnten bereits, daß die Aegypter keine Reiterei hatten, obschon die Geschichtsschreiber berichten, daß im Heere des Sesostris sieben und zwanzigtausend Reiter gewesen. Die Denkmäler stellen uns keine Reiter dar, desto häufiger erscheinen die Streitwagen, auf deren Herstellung und Ausschmückung große Sorgfalt verwendet wurde.

Die Wagen waren aus Holz, wie wir denn in den Sculpturen deren Anfertigung dargestellt finden. (Rosellini m. c. XLIV. Wilkinson I. 345.) Ein glücklicher Zufall hat einen ziemlich vollständigen Kriegswagen auf unsere Tage gebracht; er befindet sich im Museum zu Florenz, ist aber, da er aus Birkenholz gefertigt, vielleicht ein Beutestück aus den Kriegen mit Nordasien.

Die Kriegswagen waren sämmtlich aus Holz und sehr leicht und

zierlich gebaut; die Achse war so breit, daß zwei Mann darauf neben einander Platz hatten. An ihr war die Deichsel befestigt, die nach oben gekrümmt und oben mit einem breiten Joch versehen war, welches auf den Rücken der Pferde aufgelegt wurde. Die Räder hatten gemeiniglich sechs Speichen. Auf der Achse ruhte zuvörderst ein Rahmen, der ein aus Lederriemen geflochtenes und angespanntes Netz festhielt, worauf die Füße der Krieger auftraten. Als Vorderlehne diente ein Bügel, der mit Querstäben und Leder noch mehr befestigt war. Hinten war der Wagen offen, so daß die Krieger nach Belieben und ohne Hemmniß auf- oder abspringen konnten. Der Schwerpunct war nicht in der Mitte der Achse, sondern mehr nach vorn, also zwischen Rädern und Pferden. Die Vorderlehne bildete ein Halbrund und war meist sehr schön mit Malerei verziert. An den Seiten hing Bogenfutteral und Pfeilköcher. Die Räder scheinen mit Metall beschlagen gewesen zu seyn, wenigstens bemerkt man, da wo die Speichen in dem Umkreis des Rades sitzen, besondere Bünde, welche die beiden Reifen, die das Rad bilden, zusammenhalten. Von der Vorderlehne des Wagens ging eine Schlinge herab, in welcher die Deichsel ruhete, so daß sie nicht vorn herabfallen konnte.

Das Joch an der Deichsel wurde auf ein sattelartiges Polster befestigt, das auf dem Rücken der Pferde ruhete und durch einen Bauchgurt und Brustriemen am Körper der Rosse befestigt war. Die Rosse selbst, einer sehr edlen Rasse angehörig und meist braun von Farbe, mit gestutzten Mähnen und langen vollen Schweifen, waren mit einer buntgestreiften oder gemusterten Decke bekleidet, welche vom Hals bis zur Schwanzwurzel reichte und unter dem Bauche an drei oder zwei Stellen geheftet oder mit bunten Bändern gebunden war; auch der Hals des Pferdes war bekleidet. Auf der Decke ruhete der Sattel mit dem Joch; der Sattel endete in eine Spitze, durch welche die Zügel gingen. Der Zaum war bunt und mit der Trense verbunden, der Zügel meist roth gefärbt. So erscheinen die gewöhnlichen Streitwagen, welche ein zur linken Hand stehender Schildträger lenkte, auf dessen rechter Seite der Bogenschütze stand. So sind die gemeinen Kriegswagen eingerichtet. (Rosellini m. r. CIII.)

Der Kriegswagen des Königs ist bei weitem prachtvoller, die Lehne ist schön geschweift, an der Seite lehnt sich ein Löwe auf die Brustwehr, dessen Schweif hinten aus in zierlichem Bogen eine Art Lehne bildet. Die Seitenwände prangen im schönsten Farbenschmuck. Die Satteldecke des Pferdes ist mit goldgesticktem Rande versehen, der Sattel ebenfalls vergoldet; auf demselben ruht eine goldene Scheibe, an welcher der Zügel befestigt ist; der Nacken des Rosses ist mit einer Crista gekrönt, welche die kurzgeschorenen Mähnen bilden, Halsdecke und Wagenschmuck der Rosse zeigen reiche Goldverzierungen; runde Beschläge und Schuppen oder Franzen. Auf dem Scheitel des Pferdes ist ein Löwenkopf befestigt, über welchem bunte Federbüsche em-

vorragen. (Rosellini m. r. CII.) Die Metallarbeit an dem Kopfe einiger Pferde ist außerordentlich gediegen und die Haube besteht aus Tigerfell. (Rosellini m. r. C.)

Besonders belehrend ist diejenige Tafel bei Rosellini (m. r. LXXXIV.), welche uns den König vorwärts fahrend auf seinem Wagen darstellt. Er hat keinen Rosselenker, in der linken Hand hält er den indischen Bogen und den rothen Zügel des linken Pferdes, in der Rechten die Karbatsche, den goldenen oder ehernen krummen Säbel und den anderen Zügel. Der Federbusch der Rosse bildet eine breite Crista, welche aus einer Haube von Tigerfell emporsteigt. Ein zahmer Tiger mit Mähne rennt als Begleiter neben den Pferden her. An den Rädern sieht man deutlich, daß der Umfang des Rades aus zwei Reifen besteht, die durch Schienen zusammengehalten werden. (Rosellini m. r. XXXXIV.)

Nicht minder belehrend ist die Darstellung (Rosellini m. r. LXXXI.) des im Galopp anrückenden, im Anschlag liegenden Königs, woran wir deutlich die Zäumung sehen. In diesem Bilde ist das Holzwerk an Deichsel und Rädern zinnoberroth gefärbt; die Nabe ist gelb. Von der Vorderlehne geht eine Metallstange nach der Deichsel, welche eine Art Galerie trägt. Der König, der beide Hände zu Bogen und Pfeil braucht, hat die Zügel an seinem Gürtel befestigt.

Bevor der König den Wagen bestieg, wurden die Pferde von zwei Männern und die Zügel von einem Dritten gehalten. (Rosellini m. r. CII.)*) Zur Antreibung der Rosse hatte man die gerade **Peitsche** aus Thierhaut (s. unsere Taf. VII. 6. 7.).

Diese Kriegswagen machten einen wesentlichen Theil der altägyptischen Heeresbewaffnung aus und begleiteten das Heer, dessen Kern die Infanterie war, auf allen Seiten.

Wo sich dem Fortschritte des siegreichen Heeres Festungen entgegenstellten, da wurde zuvörderst ein Angriff mit Pfeilen gemacht und es rückten dann, von den Bogenschützen gedeckt, die Soldaten an, welche Leitern herbeischafften, um die Mauern zu ersteigen. Man schloß, wenn dieß nicht gelang, die Festung von allen Seiten ein und begann sodann den Mauern mit Maschinen zuzusetzen. Diese **Mauerbrecher** bestanden aus einem bedeckten Gerüste, in welchem ein Balken in der Schwebe dergestalt aufgehängt war, daß seine Spitze etwas nach oben emporstand. Er wurde von mehrern Leuten in Bewegung gesetzt und man versuchte die Mauern dadurch zu erschüttern, indessen die Bogenschützen ein lebhaftes Schießen auf die Brustwehr unterhielten, um die Belagerten zu verhindern, den arbeitenden Balken durch Stricke oder Stangen abzufangen, zu verbrennen oder sonst wie unwirksam zu machen (s. die Abb. bei Wilkinson I. 360.). Von

*) Vergl. noch über die Kriegswagen Wilkinson I. 335. Rosellini m. c. III. 232. ff. u. Atlas Taf. CXXII. mit Beschr. III. 263.

Zeit zu Zeit wurde die Escalade wiederholt und während die Soldaten die Leitern herbeischleppten, schaarten sich die Schildträger und bildeten die Schildkröte, d. h. das erste Glied und die Flügelmänner drängten sich zusammen und bildeten aus ihren Schilden eine geschlossene Wand, während die folgenden Glieder die Schilde über den Kopf nahmen und ein dicht geschlossenes Dach damit herstellten. Auf dieses Dach stieg dann eine andere Abtheilung, welche gleichermaßen ihre Schilde schloß oder auch mit Bogen und Lanze die Feinde angriff, die ihrerseits sich mit allerlei Geschossen wehrten. (Abb. bei Wilkinson I. 362.)

War nun durch die Schlacht und durch Belagerung ein fremdes Volk überwunden und die erste Wuth vorüber, so gingen Soldaten auf dem Schlachtfelde herum, welche den Todten die rechte Hand, die Zunge oder die Zeugungsglieder abschnitten, auf Haufen zusammentrugen, ihre Anzahl aufschrieben und sodann dem siegreichen Feldherrn übergaben. Man schonte das Leben der Gefangenen in Aegypten nicht minder als in Mexico, da man die Gefangenen zu den öffentlichen Arbeiten verwenden konnte. Sie wurden zusammengetrieben, gefesselt und so mit in die Heimath genommen; eben so verfuhr man mit dem Kriegsmaterial, Wagen, Pferden, Waffen u. dergl., und bewahrte diese Beute in einem abgegränzten mit Schilden umstellten und von Wachen beschirmten Raume bis zum Abmarsch sorgfältig auf. Das besiegte Volk mußte dem Sieger huldigen.

Das heimkehrende Siegesheer führte die Beute mit sich und zog in strenger Ordnung nach der Heimath zurück. In jeder Stadt, wo das Heer eintraf, ging ihm das Volk entgegen und wurde von den Priestern und Beamten, welche grüne Büsche, Palmzweige und Blumen trugen, mit lautem Zuruf begrüßt. Die Priester prießen dann den König, zählten seine edlen Thaten auf. Nachdem man in der Hauptstadt angekommen, begann man ein großes Dankfest im Haupttempel vorzubereiten. Hierher wurden die Beutestücken und die Gefangenen gebracht und auf den Mauern ausgestellt, um das Volk zur Dankbarkeit gegen die Götter zu entflammen. Das Heer selbst war dabei aufgestellt und während die Priester die Opfer und religiösen Ceremonien verrichteten, hielt jeder Soldat einen Baumzweig in der Hand und hatte dabei seinen Schild abgelegt. (Wilkinson I. 399. ff.)

Nachdem wir nun im Allgemeinen das Kriegswesen der alten Aegypter in seinen Grundzügen aufgestellt, wenden wir uns zur nähern Betrachtung einiger Denkmäler, welche über einige Einzelheiten nähere Auskunft geben, wobei Rosellini's Prachtwerk (monumenti reali oder storici) zur Grundlage dienen wird.

Wir beginnen mit den Thaten des Königs Mnephtah I., wie sie auf der äußeren Mauer von Karnak dargestellt sind (Rosellini m. r. III. 319. Taf. XLVI. bis LXI.) und welche fünf Siege dessel-

ben über fünf asiatische Völker enthalten. Die erste Darstellung zeigt uns die Fürsten des Reiches Ludin und zwar aus der Gegend Romenen, welche dem König, der neben seinem Kriegswagen steht, ihre Huldigung darbringen; in der Ferne ist eine Festung zu sehen, die als ein zwei Stockwerke hohes, mit Zinnen versehenes Gebäude dargestellt ist. Darunter sehen wir den Sturm des ägyptischen Heeres auf ein feindliches, welches sich in wilder Flucht theils in einen Wald, theils unter die Mauern einer Festung zurückzieht; unter den Feinden bemerkt man auch Reiter.

Darauf folgt (Taf. XLVII.) die Darstellung des Königs, der mit eigner Hand die Gefangenen bindet und dann zwei Reihen derselben an zwei Stricken festhält und indem er auf seinen Streitwagen springt, mit sich fortführt, wobei in Hieroglyphenschrift die Worte stehen: Die Großen des Landes Ludin von dem König fortgeführt — —. (Rosellini m. r. III. S. 330.)

Im nächsten Bilde erscheint der siegreiche König im Tempel zu Theben und bringt jene Herren von Ludin der thebanischen Götterdreiheit Amoure, Mut und Chons dar, vor denen er herrliche Vasen und Geräthe aus den kostbarsten Metallen, die er dem Feinde abgenommen, hinstellt. Die Inschrift sagt, daß der König seinem Vater Ammon diese Vasen von Silber, Gold, Schmelzwerk, Kupfer und jeglichem Edelstein, die er dem Lande Ludin abgenommen, darbringe für den Sieg, den er ihm gewährte. — Die Romenen des Landes Ludin tragen langes Haar, lange Bärte und lange Kleider.

Die nächste Darstellung (XLVIII. 2.) zeigt den Sieg des Königs über die Nation Scios im Lande Ludin, welche kurze Röcke, kurze Bärte, kahle Köpfe haben und Barets tragen. Die Inschrift sagt, daß die Scios im Lande Kanana (Kanaan) wohnten. (Rosellini m. r. III. 341.) Es folgt aber noch eine Schlacht (XLIX. 2.), wo die Kananaten in das Gebürge vertrieben werden. Auf der nächsten Tafel (L.) sehen wir den Sieger, der viele Reihen gefesselter Feinde an der Leine hat, auf seinem Kriegswagen den Bogen in der Linken, die Karbatsche und den Sciopsc in der Rechten seinen Triumphzug nach dem Vaterlande antreten. Von dem offnen Hintertheile des Wagens hängen drei feindliche Köpfe herab. Er trägt keinen Helm, sondern nur das Zeichen der königlichen Würde, die aufgerichtete Schlange über der Stirn, zum Zeichen, daß der Krieg beendigt ist. Hinter dem königlichen Wagen folgt ein Fahnenträger und ein anderer Officier. Der königliche Zug nahet sich einem mit Krokodilen gefüllten und wie es scheint überbrückten Strome, dem Nil; die Brücke ist an beiden Seiten mit Gebäuden und Thoren besetzt, besteht jedoch nur aus einem einfachen das Wasser durchschneidenden langen Viereck, ohne Andeutung von Bogen oder Geländer*), die also nicht sowohl

*) Singolare e unica, per quanto io sappia, tra le rappresentanze

eine stehende feste Brücke, als vielleicht eine eigens für den Triumphzug aufgeschlagene Schiffbrücke war.

Auf der andern Seite des Stromes sehen wir das ägyptische Volk zahireich versammelt, um den heimkehrenden Göttersohn zu empfangen. Die obere Reihe stellt die Priester dar, welche Blumenbüschel tragen und sich tief verneigen; die untere Abtheilung wird von Civilbeamten gebildet, welche Truppweise, je nach ihren Collegien, beisammen stehen; die vordere Reihe derselben ist auf die Kniee gesunken. Sie alle erheben die Hände. Dabei ist eine lange Inschrift, welche den Stand und die Glückwünsche der versammelten Anwesenden ausdrückt. (Taf. LI. Rosellini m. r. III. 363.)

Das letzte Bild (LII.) zeigt uns den König, wie er in der Linken den Bogen, die Krone auf dem Haupte, den Köcher an der Rechten, zwei Reihen Gefangene von Canaan und vier Reihen Gefäße dem auf dem Throne sitzenden Ammonre darbringt.

Die 53. Tafel zeigt uns, wenn auch nur sehr fragmentarisch, den Sieg des Königs über das Volk Otsk im Lande Omar. Auch hier erblicken wir eine feindliche Festung, den König aber mit dem Wurfspieß kämpfend; vor ihm fliehen die Rinderheerden der Feinde und ihre Schaaren nebst dem Führer auf dem Streitwagen.

Es folgen nun die Siege und Triumphe des Königs Meneftah I. über die Nation Tohen im Lande Ludin. (Taf. LIV—LVI.) Hier sehen wir den König mit dem Sciopsc in der rechten Hand auf die Feinde einstürmen, über seinem Haupte schwebt die Siegesgottheit der Aegypter, der Geier der Suan, ihm entgegen. Er hat eben den feindlichen Führer durchbohrt und springt sodann vom Wagen, um ihn vollends zu tödten. Hierauf sehen wir den König, dem der Siegesvogel nun nachfolgt, auf dem Streitwagen, vor sich zwei Reihen gefangener Führer von Otsk. Hinter ihm hängen vom Wagen drei feindliche Häupter herab. Endlich (LVI.) erscheint der König mit zwei Reihen Gefangener und vielen kostbaren Gefäßen vor Ammonre, Mut und Scions. (Rosellini m. r. 380 f.)

Die nächste Darstellung, Meneftahs I. Sieg, Triumph und Opfer über die Nation Sceto von Ludin (LVII—LIX.), übergehe ich, da sie ziemich dieselben Gegenstände darbietet.

Nicht minder interessante Details bieten die Darstellungen von den Thaten Ramses II. (1579 v. Chr. Geb.) im Tempel und der Grotte von Beitualli in Nubien dar, deren Abbildungen wir ebenfalls Rosellini (m. r. LXV—LXXV. und Erklärung m. r. Tom. III. Abth. 2. S. 1. ff.) verdanken.

---

egiziane e l'imagine di un ponte che qui manifestamente figurasi in quello spazio vuoto di linee ondulate, che traversa il Nilo. Rosellini m. r. III. 362. Die dabei stehende Hieroglyphe bedeutet Verbindung der Wässer.

So sehen wir denn zuvörderst in prachtvoll colorirter Tafel den König einen Aethiopen mit der Streitart enthaupten. Der König ist nur leicht mit dem faltenreichen kurzen Schurz und einer leichten weißen Mütze bekleidet, an welcher über der Stirn die Schlange emporsteigt. Um den Hals hat er einen reichen, bunten, breiten Schmuck, um das Handgelenk der rechten einen einfachen Ring, am linken Handgelenk aber eine breite Stulpe gegen den Anschlag der Sehne. Die linke Hand, welche auch den gekrümmten Bogen aus zweierlei Holz hält, faßt den in die Knie gesunkenen Aethiopen im lichtgelben, leichten, kurzen, schöngesäumtem Rocke am Schopf, während die Rechte die schwere Streitart schwingt. Die Schrift sagt, daß dieser Besiegte dem Lande Kusci, dem Stamme der Verkehrten, wie die Feinde allemal genannt werden, angehöre. (Rosellini m. r. III. 2. 10.)

Hierauf folgen nun die asiatischen Siege dieses Königs. Bemerkenswerth scheint in diesen Darstellungen, daß wir als Kriegsgefährten des Königs einmal einen Hund finden, der auf einen knieenden Feind losfährt, welchen der König eben beim Schopfe nimmt, um ihn mit dem Sciopsc zu enthaupten. (Taf. LXVI.) Der Hund hat ein Halsband. In der Darstellung Ramses III. (Taf. LXXXIV.) bemerken wir einen Löwen, der neben dem Wagen des Siegers einherrennt. Auch Ramses II. scheint einen solchen gehabt zu haben, denn da, wo er auf dem Throne steht und Abgesandte empfängt, liegt zu seinen Füßen ein Löwe, welcher um die Vordertatzen Armbänder hat (Taf. LXV. und Text III. 2. 14.). Die Inschrift sagt: „Das ist der Löwe, der dich o König in deinen Schlachten begleitet.“

In den folgenden Tafeln sehen wir nun den König von der Siegesgottheit Suan umschwebt, den Sciopsc in der Hand und die Feinde fliehend. Es erscheint ferner (Taf. LXVIII.) der König mit dem Sciopsc in colossaler Gestalt vor einer Festung, deren Commandanten er mit der Linken beim Schopfe faßt. Die Insassen heben zum Zeichen der Unterwerfung die Hände empor, während des Königs Sohn Amenhiemtefhbur mit der Art in das Gebälk derselben einhaut. Endlich sehen wir den König mit der Art auf der Schulter, drei Feinde mit der Linken beim Schopfe haltend, auf einem Haufen Feinde stehen, die wie auf der vorigen Tafel jeder ein Kreuz am Halse tragen.

Die folgenden Tafeln (LXXI.—LXXV.) zeigen uns nicht die kriegerischen Scenen, sondern eine Ausstellung der eroberten Gegenstände, nachdem ein feindliches Land, Aethiopien, Kuse, bezwungen worden. Der König sitzt in einer Art Capelle auf dem Throne, mit den Zeichen seiner königlichen Würde und göttlichen Abkunft, namentlich der Sonnenscheibe und den Ammonshörnern, auf seinem Helme, in der Hand das Scepter und das Lehnszeichen oder den Nilschlüssel. Er ist reichgeschmückt, langgekleidet und trägt Sandalen.

Eine Inschrift von vier Reihen nennt seine Titel, z. B. „Herr der obern und untern Gegend, welcher Aegypten ordnet, der die fremden Länder züchtigt, welcher, um die Befehle Ammons auszuführen, die Länder von Ludin mit Krieg umgeben hat; leuchtender Horus; Wächter der Jahre, groß durch Siege; welcher Aegypten durch seine Siege in Freude versetzt hat; König, der da ist Herr der Großmuth; großer Geist, wie der Vater To-tenenen; Herr der Lobpreisungen; Herr von Aegypten; Sonne, Wächter der Gerechtigkeit; Sohn der Sonne in Wahrheit und wie die Sonne verehrungswürdig; Herrscher der Herrschenden; Amonmai Ramses, Liebling des Amonre; Herr der Throne der Welt; allezeit Lebendigmacher."

Vor ihm steht sein Sohn Amenhiemteshbur, der auch bereits seinen Antheil an erhabenen Titeln hat und welcher „Fahnenträger zur Linken des Königs, Staatssecretair der Gerechtigkeit, sein Liebling, Jüngling, königlicher Sohn, Erstgeborner von seinem Stamm, Amenhiemteshbur, wahrheitredender Mann" genannt wird.

Dieser stellt nun seinem Vater die reiche africanische Beute dar, welche in zwei Reihen aufgestellt ist; die obere Reihe präsentirt der Königsohn, die untere drei Herolde oder Ceremonienmeister. In der obern sehen wir einen Tisch, welcher vier knieende Statuen mit erhobenen Händen zwischen verschiedenen Pflanzen und außerdem eine Menge goldene Ketten trägt. Dahinter steht der besiegte König von Kusc oder Aethiopien in einem Costüm, welches ganz dem ägyptischen gleicht; zwei Knaben unterstützen ihn in seinem Jammer und der eine derselben hat eine Trinkschale. Es ist „der Königssohn von Kusc, Amenemoph, Sohn des wahrhaften Poeri." Seine Gestalt kommt in der untern Reihe nochmals vor und hier trägt er auf der Schulter Ketten, Pflanzen und Thierfelle und erhebt zum Unterwerfungsgruß die Rechte. In der obern Reihe sehen wir eine Ausstellung von Ringen, Gefäßen, Thierfellen, Bogen, Geräthen, Straußenfedern, Elefantenzähnen, kostbaren Stoffen u. dergl. Dann folgt ein langer Zug gefesselter Sclaven und eine ganze Reihe africanischer Thiere, welche von Eingebornen geführt werden. Ein Mann trägt ein kostbares Holz, wohl Ebenholz, auf der Schulter und auf dem Arme ein Tigerfell, während ein Affe auf seiner Schulter sich an seinem Kopfe festhält und ein Jagdpanther neben ihm herschreitet. Ein anderer hat eine junge zarte Gazelle im Arm, ein dritter führt eine Giraffe am Strick; unter den folgenden Thieren bemerken wir einen Löwen mit Halsband, noch einen freigehenden Jagdpanther, Hunde, Affen, Antilopen, einen Strauß, dann Frauen mit kleinen Kindern in einem Tragkorb, dessen Band sie wie die Americaner um die Stirn gelegt haben. Besonders seltsam nehmen sich zwei Paar Stiere aus, deren große Hörner sich an der Spitze gabelförmig theilen und zwischen denen auf dem Scheitel ein Menschenkopf aufsitzt, so daß dies den Obertheil eines die Arme zum Gebet

emporhebenden Menschen darstellt. Die übrigen Mitglieder des Zuges, welche mit den Thieren nicht beschäftigt sind, tragen große Stücken Ebenholz, Röhre und Thierfelle.

Die ansehnlichsten Kriegsgemälde bieten uns die bemalten Sculpturen der großen Grabhöhle von Ipsambul, welche die Thaten Ramses III. oder Sesostris darstellen, der im Jahre 1565 vor Chr. Geb. seinem Bruder Ramses II. nachfolgte und schon als Kronprinz an den Siegen seines Vorgängers thätigen Antheil genommen hatte. Wir finden die Bilder bei Rosellini zum Theil in den natürlichen Farben wiedergegeben. (Taf. LXXIX. bis CIII.)

Gleich die erste Tafel zeigt uns den König im leichten Kleide mit dem goldnen Helm, in der Rechten die Streitaxt, in der Linken den indischen Bogen und am Vorderarm die Bogensehnenstulpe, auf dem Rücken den buntgemalten Pfeilköcher. Er hat eilf knieende Krieger von allen Farben beim Schopfe vor der blaugemalten Statue des Amon niedergedrückt. Amon hat in der Linken den goldnen Scepter, mit der Rechten hält er den Sciopsc dem Könige hin, d. h. er verleiht ihm Stärke, während hinter dem Haupte des Königs die Siegesgottheit Suan Roset, der Geier, flattert, und über ihm die Sonnenscheibe mit den beiden heiligen Schlangen. Rosellini (m. c. III. 2. 93.) übersetzt die bei Amon stehende Hieroglyphe also: „Anrede des Amonre, des Herrn der Throne Aegyptens: hier ist der Sciopsc, schmettre nieder mit ihm; dir gewähren wir zu unterwerfen im Theile des Mittags, zu besiegen auf der Seite der Mitternacht und in die Flucht zu treiben die Menschen des verkehrten Stammes, zu welchem Theile der Welt sie auch gehören mögen, auch auszubreiten dein Gebäude (d. h. die thebanische Königsburg) bis zur Gränze von Chemi (Aegypten) nach Masgabe der Unterstützung des Himmels in der doppelten Herrschaft (Ober- und Unterägypten). Eine zweite Inschrift bei dem Zeichen des Phre sagt: „Anrede des Phre: hier ist der Sciopsc, schlage nieder, bändige und führe in Sclaverei die Männer, welche zu jedem fremden Lande gehören, durch die Macht, welche dir dein Vater Phre gegeben hat, der Mittelpunct der Wohnung des Amonmai Ramses."

Wir sehen also deutlich, wie die Könige als die Göttersöhne betrachtet und wie sie von den Göttern aufgefordert wurden, die Feinde zu bezwingen, wozu sie ihnen die Waffe in die Hand gaben.

Wenn das erste Bild die Einleitung zu den Darstellungen bildet, so enthalten die folgenden die weiteren Thaten.

Zuvörderst begegnet uns (Taf. LXXX.) eine Art Fort, das auf einem Felsen liegt und aus zwei mit Zinnen gekrönten Stockwerken besteht, in deren unteres zwei Thüren führen. Die Besatzung wird bereits von den Pfeilen des im Streitwagen heranrasenden Königs getroffen und ihre Rinderheerde flieht nebst den bogenführenden Hirten am Fuße des Berges. Den Kriegswagen und die übrigen Ein-

zelheiten der nächsten Tafel (LXXXI.) habe ich schon oben beschrieben. Hinter dem König folgen seine drei Söhne, ebenfalls auf Kriegswagen. Sie tragen weiße, weite, an der rechten Seite der Brust geschnürte Gewänder. Ihre Hinterköpfe und die Schläfe sind rasirt, aber vom Scheitel hängt ein dicker bis auf die linke Schulter reichender Schopf herab, der in der Gegend der Ohren mit einem breiten Goldringe umfaßt ist. Sie führen indische Bogen und jeder hat einen Wagenlenker, der in der Rechten den großen Schild hält; ihre Namen nennt die Inschrift: Amenhiscjopsef, Ramses und Phrehitefhbur.

Das nächste Blatt (LXXXIII.) stellt den König dar, wie er einen Fürsten der Nation Tohen mit der Lanze durchbohrt, und die Inschrift wiederholt alle Namen der von Menphtah I. besiegten Nationen. Die Lanze hat Mannslänge, Spitze und Schaft sind aus einem Stück, das obere Ende bunt gereift und mit einer eisernen Kugel versehen, von welcher eine große Schlinge herabhängt. Auf dem Rücken trägt der König den Köcher. Die Heimkehr des Königs, der Zug der Gefangenen und die Darbringung derselben an Amonre, Phre und Muth bilden den Schluß dieser Darstellung.

Es folgt nun im Grabgebäude des Ramses die Darstellung des Krieges gegen die Sceto-Nation, wovon die 87. Tafel Rosellini's eine allgemeine Uebersicht darbietet. Das Bild zerfällt in drei Haupttheile; den obern, welcher den Schlachtangriff und den Sieg des Königs darstellt, und zwei untere, kleinere, deren erster das Lager des Heeres, deren zweiter den König in seiner Siegerpracht vergegenwärtigt.

Die erstere größere Abtheilung gliedert sich in zwei zusammenhängende Gruppen; die erste zeigt zunächst die mit Wasser umgebene Festung, welche die Aegypter von allen Seiten mit ihren Streitwagen umschwärmen, und die zweite den König, wie man ihm die Trophäen vorlegt, bevor er auf seinem Streitwagen nach der Heimath zurückkehrt.

Die Festung liegt an einem die ganze Länge des Bildes durchschneidenden Strome, der zunächst der Mauer einen diese umschließenden See bildet. Die Festung selbst besteht aus einem von vier Thürmen umgebenen, mit Zinnen gekränzten Gebäude, welches ganz mit Bewaffneten angefüllt ist und zu welchem von der einen Seite noch ein Thor führt. Rings um die Festung sehen wir feindliche Infanterie mit langen Spießen und in langen Röcken und eine große Anzahl Streitwagen, auf welche der König nebst seinen Wagen einstürmt. Der König schießt seine Pfeile und unter seinen Rossen und Rädern so wie hinter ihm liegen bereits viele todte Menschen und Pferde. Auf der andern Seite der Festung erblicken wir den Anführer der Feinde auf dem Streitwagen und mehrere Lastthiere. Ramses ist schon dem Graben der Festung nahe und im Wasser

liegen bereits mehrere Menschen und ein Streitwagen, dessen Pferde in wilder Flucht ins Wasser rennen, während ihr Lenker durchbohrt vorn überstürzt.

Während auf der linken Seite des Bildes der Kampf wüthet, sehen wir auf der rechten ägyptische Soldaten, welche gefesselte Gefangene herbeiführen, und Beamte, welche abgeschnittene Hände auf Haufen zählen, indessen andere die Anzahl derselben aufschreiben; der König steht dahinter auf seinem von zwei Beamten gehaltenen Wagen, wobei zwei andere Sonnenschirme über ihn halten und ein Trompeter die Signale des Königs verkündet.

Dieß ist der Inhalt der obern größern Abtheilung. Die untere zeigt uns zuvörderst auf der linken Seite eine dicht gereihte Schaar von 80 Mann in zehn Gliedern aufmarschirt. Es sind Aegypter in Helmen, mit großen viereckigen Schilden und mannslangen Spießen. Hinter und neben ihnen folgen Streitwagen. Von dieser Heeresmacht umgeben und gedeckt erblicken wir das Heerlager der Aegypter. Es ist ein großes Viereck, um welches die Schilder der Soldaten auf den Seiten eine Umzäunung bilden. Wir sehen hier mancherlei Kriegsbedarf, Transportwagen, abgezäumte Pferde, liegende Rinder, Soldaten ohne Waffen, ein Pferd an der Tränke, aufgehangene Feldkessel, Soldaten, welche sich balgen oder spielen, Waffen putzen, exerciren, dann aber auch einige Abstrafungen, endlich zur rechten die Feldcapelle, in welcher fünf Mann im Gebete mit erhobenen Armen knieen.

Daran stößt nun unmittelbar zur Rechten die dritte Abtheilung des Gemäldes, welches uns den König auf dem Throne zeigt, umgeben von seinen Garden und Beamten, deren Kleidung und Waffen wir oben bereits kennen lernten. Wir sehen zweimal den Streitwagen des Königs, einmal mit dem großen Feldzeichen geschmückt, dessen vornehmster Theil der Geier der Siegesgottheit Suan ausmacht. Der König selbst sitzt auf dem Throne und läßt sich von einigen Beamten eine Sache vortragen, welche die beiden in der Nähe knieenden blangekleideten Männer (feindliche Spione) betrifft, welche mit Stöcken gezüchtigt werden. Dabei ist eine große Hieroglypheninschrift, deren Text Rosellini (III. 2. 137 ff.) übersetzt und sodann in kurze Worte zusammenfaßt. (Rosellini m. r. III. 2. S. 152.) Das bekriegte Volk waren die Sceto, deren Festung Otsc genannt war, und wohnte in Mesopotamien.

Wir betrachten endlich noch die Denkmäler Ramses IV. (Sethos), der im J. 1454 vor Chr. Geb. zur Herrschaft gelangte, welche sich an der östlichen Seite von Theben bei Medinet-Abu befinden. Zuvörderst sehen wir den Monarchen nur mit der Mütze, einem einfachen Halsring und Sandalen bekleidet auf dem Throne, vor ihm eine gleichermaßen gekleidete Dame; er genießt des Friedens in seinem Harem. Darunter aber erscheint er als Zerschmetterer der

Völker; der Gott Phtah Sokari reicht ihm den Sciopse und die Geier der Siegesgottheit Suan umschweben sein Haupt, vor ihm knieen zwei africanische Gestalten. Darunter ist eine Reihe Gestalten mit langem Bart und Haar, um den Hals einen Strick und die Hände auf den Rücken gebunden; den Unterleib und die Füße decken Schilder mit folgenden Namen: Land von Tirana, Torobust, Otu...., Nebroana, Hirna..., Robinit, Snauansopburo, Ofiro, Ro (menen?) und Aeiha. Diese befinden sich an dem Eingange. Die Kriege und Triumphe des Königs befinden sich an der äußern Umfassungsmauer des Palastes zu Medinet-Abu.*) Sie stellen seine Thaten gegen die asiatischen Nationen Fekkaro und Robu dar. Wir erblicken hier den Kriegszug, welchen eine mit Schild, Helm, Lanze und Streitart bewaffnete Schaar eröffnet, deren Führer den Sciopse in der Rechten trägt. Nun folgt ein Kriegswagen mit Köcher und Bogenfutteral, auf welchem die Heerfahne aufgepflanzt ist, welche in einem von der Sonnenscheibe gekrönten Widderkopfe auf hoher Stange besteht; zwei mit Kopffedern geschmückte Rosse führen den Wagen, den ein Jüngling lenkt. Darüber liest man: „Rede des Amonre, des Königs der Götter: ich gehe vor dir her, o mein Sohn, Herr der beiden Welten, Sonne, Wächter der Wahrheit, Freund von Ammon, dir gewähre ich durch die Länder der barbarischen Feinde als Sieger zu schreiten, mit deinem Muth ihre Fürsten zu schlagen; ich ziehe und schreite voraus auf den Wegen in das fremde Land von Tomh und werde sie durcheilen vor deinen Rossen."

Dem Wagen folgen Bogenschützen, welche die Streitart und den Sciopse führen, und hinter diesen König Ramses IV. auf dem Streitwagen, im Helm und die Karbatsche in der Hand, zur Seite zwei Sonnenschirme, hinter ihm in der Luft die Siegesgeier. Bei seinen Pferden sieht man einen Hund mit Halsband. Eine lange Inschrift preiset den König.

Die nächste Tafel (CXXV.) zeigt uns nun die Ausrüstung des Heeres, wobei die colossale Gestalt des Königs die Oberaufsicht führt. Er steht unbewaffnet an einem Altar. Die Inschrift sagt: „Es spricht der König und ihm antworten die Führer; es kommen vor dein Angesicht die Bogenschützen und die Rosse, um deine Herrschaft zu verherrlichen.". Hinter dem König erblickt man zwei Sonnenschirmträger. — Entfernt vom König bläset ein Trompeter, dann folgt eine Reihe, deren Mittelpunct drei Feldzeichen bilden, viereckige Tafeln auf hohen Stangen mit Straußenfedern geschmückt; dabei knieen dreizehn Unbewaffnete und sechs andere stehen, dem Könige zugewendet und die Arme wie zum Gebet oder Schwur erhoben, da.

*) Descr. de l'Egypte. Ant. Tom. II., wo auch mehrere der von Rosellini (m. r. Taf. 123. ff.) mitgetheilten Reliefs.

Darunter ist das Zeughaus dargestellt. Hier liegen mehrere Bündel Lanzen, worauf Helme gestürzt sind, Bogen, Sciopsee, andere Klingen und eine Reihe Köcher. Zwei Männer vertheilen die Waffen an die herbeikommenden Soldaten, welche im Herantreten sich zierlich verneigen und dann in Ordnung abgehen. Dabei steht: „Nehmet die Waffen des Herrn von Aegypten, der Sonne, des Wächters der Gerechtigkeit, den Ammon liebt."

Die unterste Abtheilung des Bildes stellt einen von zwei Schirmträgern und Wachen begleiteten Kriegsführer dar, vor dem einige Männer auf den Knieen liegen und auf welchen noch mehrere Trupps Unbewaffneter zuschreiten, um, wie Rosellini vermuthet, sich beim Heere einschreiben zu lassen.

Die nächste (CXXVI.) Tafel zeigt das Heer auf dem Marsch, dem der König, vollständig bewaffnet, auf dem Streitwagen folgt. Voraus geht, in Gliedern von sechs Mann, die Infanterie, mit Helm, Schild, Lanze und Dolchen; die Kriegswagen fahren nach. Die zahlreichen Inschriften bieten außer den bekannten Titulaturen und Redensarten nichts Bedeutendes, wobei zu verwundern, daß die Redeweise der Aegypter bei der schwerfälligen Schrift doch so weitläufig, ceremoniös und nichtssagend ist.

Die nächsten folgenden Tafeln (CXXVII. und CXXVIII.) versetzen uns auf das Schlachtfeld. Wir sehen den König pfeilschießend auf dem Wagen und die Feinde von Fekkaro mit Federkronen, ihre Karren, welche volle Räder ohne Speichen haben, die von vier Ochsen gezogen werden, mit sich führend.

Nachdem der Feind geworfen, hat der König sein Heer aufs Neue geordnet und führt es weiter; er zieht nun durch ein sumpfiges oder Küstenland, wo, wie die Inschrift sagt, „die Löwen zahlreich waren und die Gegend schrecklich machten." Der König aber ist dargestellt, wie er vom Streitwagen aus mit Pfeilen und Wurfspießen zwei Löwen verwundet, während die Soldaten ihm zur Seite marschieren. (Taf. CXXIX.) Im nächsten Bilde (CXXX. und CXXXI.) ist der König mit dem Heere an der See angelangt, er hat seinen Streitwagen verlassen und nimmt an einem S e e t r e f f e n Antheil, dem einzigen, welches in den ägyptischen Denkmälern dargestellt ist. Er steht am Strande auf den Leichen der Feinde und schießt Pfeile ab; vor ihm sehen wir einen Zug ägyptischer Bogenschützen. Die Feinde gleichen in ihrem Costüm denen, welche in der vorhergegangenen Landschaft besiegt wurden.

Die Schiffe bestehen aus gewölbten Kähnen, deren Schnabel ein Löwenkopf verziert; oben haben sie ein Verdeck, unter welchem an der Seite je acht Ruder hervorragen; am Hintertheil sitzt der Steuermann mit langem Steuerruder. Sie haben sämmtlich nur einen Mast, auf welchem oben ein Mastkorb wie der Kelch einer Blume angebracht ist und worin ein Mann Wache hält. Unter

dem Mastkorbe befindet sich die Segelstange. Die Aegypter kämpfen mit Bogen und Pfeil und Kolben; die Feinde unterscheiden sich durch die Federkronen und Rundschilde.

Am Ufer sind ägyptische Soldaten beschäftigt, die Feinde zu binden; dabei stehen Officiere in langer Tracht, die Schilde und Köcher auf dem Rücken. Der eine trägt eine Art Börse, der andere ein Gefäß mit einem Henkel und Deckel, worin ein krückenstockartiges Instrument steckt.

Die Schlacht ist vorüber und wir sehen nun (CXXXII. CXXXIII.) den König in langem Kleide auf der Tribune stehen, wie die Fahnenträger ihm das Resultat des Treffens anzeigen und der Wagen bereits angespannt hinter ihm wartet. Oben ist eine Citadelle, ein Thurm mit Zinnen und der Inschrift: „Mokatiro, Wohnstätte von Ramses," aus welchem Officiere Gefäße, Säcke und Waffen heraustragen; Fahnenträger, Beamte mit Stöcken und Soldaten stehen auf der andern Seite. Eine andere Gruppe zeigt uns Beamte, welche abgeschnittene Hände zählen und aufschreiben, so wie unbewaffnete, barhäuptige Männer in langen Kleidern, welche Waffen, Binden, flache Gefäße u. dergl. tragen und vielleicht Chirurgen oder Aerzte darstellen, an denen es im ägyptischen Heere gewiß nicht fehlte. Die fragmentarische Inschrift enthält die Rede des Königs an das Heer, worin er auch von Belohnungen spricht und seine Stärke preiset.

Zuletzt (CXXXIV.) führt der König die Gefangenen in den Tempel der thebanischen Götterdreiheit, Amonre, Muth und Scions. In der Inschrift ist dann auch der Name des bekriegten und besiegten Landes: Tekkaro enthalten.

Rosellini (CXXXV. — CXXXVIII.) theilt noch mehrere Darstellungen mit, welche die Bekriegung und Niederlage der Robu enthalten, von denen ich jedoch nur die Abbildung namhaft machen will, welche die Vorführung der Gefangenen vor den auf dem Wagen sitzenden König betrifft. Hier werden nicht bloß an drei Stellen Hände gezählt und notirt, sondern auch noch andere Glieder. Ich habe schon früher diese noch jetzt in Ostafrica heimische Sitte erwähnt (C.-G. III. 353. nach Caillaud III. 32.).

Die Verstümmelung der Feinde, dann die an den Kriegswagen aufgehängten Köpfe, ferner die Sitte, die Bilder der Gefangenen auf Sandalen abzubilden, sie gefesselt als Träger und Henkel an Gefäßen und Meublen darzustellen, zeigt von der großen Verachtung, welche die ägyptische Priesterkaste dem gemeinen Volke gegen alles Fremdländische beizubringen wußte. Die Feinde werden in den Lobschriften immer das verkehrte Geschlecht, Barbaren oder Libyer genannt, die man unterwerfen und niederschmettern, vernichten, unterjochen müsse, wozu Amonre den Königen selbst den Sciopsc in die Hand giebt. Die Könige führen dann die Gefangenen in die Tempel, wo sie in frühster Zeit wahrscheinlich geschlachtet wurden. Viel-

leicht ist die so gewöhnliche Darstellung, wie der König einen oder mehrere Feinde beim Schopfe auf den Boden drückt und ihnen mit der Streitart den Hals durchzuhauen im Begriff ist, der Ueberrest solcher Menschenopfer, die man, seitdem eine höhere Cultur eingetreten war, fortan nur symbolisch vollzog, die man aber auch deßhalb auf den zu Ehren der Sieger errichteten Denkmalen nicht weglassen durfte. In Mexico wurde diese Ceremonie noch thätlich erfüllt; sie würde gewiß auch dort allgemach abgeschafft worden seyn, wenn es noch einen Monarchen gegeben hätte, wie den edlen Nezahualcojotl, und wenn der Cultur- und Lebensgang dieser Nation nicht ein so gewaltsames und trauriges Ende genommen hätte.

Die Religion

des alten Aegyptens und die geistliche Verfassung des Landes *) sind in ein solches Gewebe der widersprechendsten Nachrichten gehüllt, daß eine klare Darstellung derselben sich nur aus den Monumenten selbst, namentlich aus den hieroglyphischen Inschriften erst später wird herstellen lassen, wenn der ganze noch erhaltene Vorrath derselben, chronologisch und topographisch geordnet zur unbefangenen Einsicht aufgebreitet seyn wird.

Wir haben bei Betrachtung der ägyptischen Religion zunächst zu beachten, daß dieselbe nach den Kasten sowohl- als nach den Ortschaften, die sich um die Tempel gereihet haben, eine verschiedene gewesen ist. Diese Verschiedenheit nach den Ortschaften, diese Mannichfaltigkeit der Religionsformen haben schon die Alten, Herodot wie Plutarch, bereits bemerkt und auf ihre Weise zu erklären versucht Jede Classe der altägyptischen Bevölkerung hatte ihre besonderen Gottheiten, an welche sich wieder besondere Sagen, Gebräuche, Feste, Opfer knüpften. Je tiefer die Stellung der Bekenner war, desto roher waren auch ihre religiösen Begriffe, religiösen Sitten. Die gemeinen Scenen, die dem priapischen Cultus eigen waren, erinnern an die wilden nächtlichen Tänze der Neger, an die Reisfeste der betrunkenen Nordamericaner und an die tollen Maskeraden der Waldindier.

Die Religion der Priester als der gebildeten Classe war auch diejenige, welche am meisten geläutert war; allein sie gaben dieselbe in ihrer reinen Gestalt nicht dem gemeinen Haufen Preis, da dieser sie doch nicht begriffen haben würde. Um nun aber doch ihren Einfluß auf das Volk darüber nicht zu verlieren, mußten auch die Prie-

*) S. bes. J. C. Prichard, Darstellung der ägyptischen Mythologie. D. v. L. Haymann. Bonn 1838. 8. Wilkinson Fortsetzung. Champollion Figeac Egypte S. 254. ff. Rosellini monumenti dell Egitto e della Nubia. Parte III. mit Atlas, bes. der Denkmale wegen, und die Description de l'Egypte. Antiquités wegen der Bauwerke. Die Uebersicht der schriftlichen Quellen am beßten bei Prichard, Einleitung S. 1—15.

ster einen äußerlichen Cultus beibehalten, geistliche Aufzüge, Darstellungen, Maskeraden, Feste und dergl. öffentlich aufführen, worüber sie unter sich und wenn sie allein waren, wohl eben so lachten, wie die römischen Auguren im Zeitalter des Cicero und die Eries der Südsee, wenn sie mit Europäern zusammenkommen.

Ferner ist zu beachten, daß jeder Haupttempel nicht blos sein eigenes Gebiet, sondern auch seine eigene Sagen und Gottheiten hatte, die ursprünglich aus den Gründern dieser Tempel entstanden waren. Es war ein Cultus der Vorfahren, dessen Anfänge wir in der Polarzone wie bei den Negern fanden und der seinen Urgrund in der allen lebenden Wesen einwohnenden Dankbarkeit gegen Wohlthäter und Pfleger hat und sich in mannichfaltigen Formen kund giebt, wie in der Errichtung und Erhaltung von Grabstätten, von Erinnerungsfesten, von Namengebung, als Jahrbuch u. s. w.

So lange Aegypten noch in verschiedene kleinere Staaten zertheilt war, bestanden diese verschiedenartigen Tempel selbstständig neben einander, ja sie standen sich wohl gar zu Zeiten feindselig gegenüber. Die Priester standen in dieser Zeit dem Volke an Bildung näher, ihre Erfahrung war noch nicht so reich, ihre Abstraction noch nicht so geübt. Sie nahmen daher von den materiellen Religionsansichten wohl auch mehr bei sich auf und ihre eigenen Ideen vermählten sich eher mit denen des Volkes. Das Volk blieb seiner Natur nach bei seinem einmal eingeführten Cultus, dessen scheinbare Aeußerlichkeiten ihm Unterhaltung und Genuß gewährten, die Priester aber in freierer Stellung schritten in ihrer Erfahrung wie in der Abstraction vorwärts. Ihre Ansichten läuterten sich und es bildete sich daraus ein Cultus, den sie nicht öffentlich dem Volke zeigten und den sie in ihren geheimen Zusammenkünften immer weiter fortbildeten.

Je mehr nun das Land angebaut wurde, je näher die Wohnsitze und Gebiete zusammenrückten, desto mehr mußten die verschiedenen Religionsformen mit einander in Conflict gerathen; die materiellen Cultus schlossen sich ihrer materiell-stabilen Natur nach immer mehr in sich ab, während die das Element des Fortschrittes in sich tragenden einander sich um so mehr näherten, und so sehen wir endlich das gemeine Volk von Aegypten in eine Unzahl materieller Religionssecten zerspalten, während die Priesterschaft eine gemeinsame, ihr eigenthümliche Philosophie sich erzeugte, welche sie an gewisse äußere Formen knüpfte, die das äußere Band der kostbaren Schale bildeten und wovon das an lärmende Feste, tolle Gelage und oft sehr rohe Harlekinaden gewöhnte Volk keine Ahnung hatte.

Die Priesterschaften Aegyptens aber bedurften nach Außen hin eines Cultus, der sie als ein Ganzes, als eine einzige Kaste bezeichnete, und dieß war der Cultus des Ammonre und seiner Kinder, des Isis und des Osiris — der historischen Götter des ganzen Landes. Diese wurden in ganz Aegypten von allen Priestern

verehrt, neben ihnen aber hatte man noch einige **Naturgottheiten**, wie die Gottheit der Sonne und des Mondes, der Elemente, namentlich des Feuers und des Wassers, zu denen endlich noch die **moralischen Gottheiten**, wie die der rächenden Wiedervergeltung, Buto, der Weisheit und geistigen Kraft, Neith, und andere kamen. Da nun jeder ägyptische Haupttempel seine eigene Gottheit hatte, so entstanden in dem fortgesetzten Bestreben, die verschieden Sagen jener Gottheiten unter sich in Einklang zu bringen, neue Erzählungen und neue Lehren; man suchte Verwandtschaften unter den Göttern hervor und brauchte Mittelwesen, ja man bediente sich des Mittels, aus den Namen und Eigenschaften gewisser Götter die Person von anderen zu erkennen und betrachtete manche Gottheiten gewissermaßen als Verkleidungen von anderen. Und so entstand denn allgemach die unendliche Fülle ägyptischer Götterformen.

Treten wir nun diesen Erscheinungen näher, so begegnen wir zuvörderst der **Religion des gemeinen Volkes**, deren wesentlicher Inhalt der materielle Thier- und Bilderdienst ist, dem wir bereits auf niedern Stufen der Cultur begegneten *).

Ueber den **Thierdienst** der Aegypter haben wir die umständlichen Berichte von Herodot (II. 65. ff.) und Diodor von Sicilien (I. 83.). „Aegypten," sagt Herodot (II. 65.) „ist eben nicht thierreich, so viel sie aber deren haben, die sind sämmtlich heilig, wovon ein Theil unter den Menschen lebt, der andere nicht. Wollte ich jedoch sagen, weßwegen die heiligen Thiere geweiht sind, so würde mich das auf die göttlichen Dinge führen, die ich auszusagen mich sehr scheue." Diodor ist weniger ängstlich in dieser Beziehung und giebt die geheime Lehre an, welche die Priester darüber hatten. Man glaubte nämlich, Osiris Söhne, Anubis und Makedon, hätten Helme gehabt, deren einer mit Hunds-, der andere mit Wolfsfell überzogen war. (Diodor I. 18.) Die Priester suchten auf solche Weise die Volksreligion mit der ihrigen zu vermitteln. Auch die Verständigeren im Volke suchten sich darüber Rechenschaft zu geben und fanden die Ursache des Thiercultus theils in andern Göttersagen, theils in der Nutzbarkeit der Thiere für den Menschen. (Diodor I. 86. 87.)

Einer jeden Art von Thieren, welche verehrt wurden, war ein gewisser Landstrich geheiligt, welcher ausreichende Einkünfte für ihren

---

*) Die Thiersagen der Nordamericaner s. C.-G. II. 161., der Kamdschadalen das. S. 329., der Lappen das. III. 100. Für uns sind diesmal die Thiersagen und der Thierencitus der Neger am wichtigsten, welche gewisse Thiere, namentlich die Schlangen, für den Sitz göttlicher Wesen ansehen, denen sie Tempel errichten, Priesterinnen und Wärter halten; sie verehrten auch Schnecken, Crocodile, Ziegen, Schafe, Leoparden, Elefanten (s. C.-G. III. 262. ff.) Dazu die alte Thieranbetung der Peruaner vor der Zeit der Incas s. oben S. 175.

Unterhalt und ihre Pflege gewährte. Außerdem erwuchsen den Thieren noch besondere Zuschüsse aus der Sitte, der zu Folge die Eltern ihren Kindern, wenn sie eine Krankheit in Folge der Anrufung der Götter glücklich überstanden haben, die Haare abscheeren, sie gegen Gold und Silber abwägen und dieses den Thierwärtern überreichen. Die Wärter rufen nun die Habichte mit lauter Stimme herbei, zerschneiden Fleisch und werfen es ihnen im Fluge hin, bis sie es annehmen. Den Katzen und Ichneumonen brocken sie Brot in Milch oder zerschneiden Nilfische, locken sie ebenfalls herbei und setzen es ihnen vor. In gleicher Weise erhält jedes Thier das seiner Gattung angemessene Futter. Die Aegypter treiben aber diesen Thierdienst ganz öffentlich und die Pfleger sammeln für ihre Thiere förmlich Almosen; sie zogen mit dem Zeichen, woraus man ersah, welcher Art Thiere sie dienten, in den Städten und auf dem Lande umher und das Volk begrüßte diese Sammler mit Verbeugungen und erwies ihnen alle Ehre.

Wenn eines der heiligen Thiere starb, so wurde es nicht minder betrauert als ein Mensch. Starb ein Hund oder eine Katze, so trauerte die Familie. Wer ein heiliges Thier todtschlug, wurde am Leben gestraft. Ja es hatte dasselbe Schicksal sogar derjenige, der eine Katze oder einen Ibis unvorsätzlich tödtete, denn das Volk rannte sogleich zusammen, behandelte den Thäter auf das grausamste und tödtete ihn oft ohne Urthel und Recht. Wenn daher Jemand das Cadaver eines dieser Thiere auf der Landstraße antraf, so blieb er in der Ferne stehen, schrie und wehklagte und betheuerte, daß er das Thier todt gefunden hätte. Diodor (I. 83.) war Augenzeuge, wie das Volk einen Römer zur Zeit des Königs Ptolemäus, wo man den anwesenden Italienern außerordentlich schmeichelte, abstrafte, weil er, obschon ohne böse Absicht, eine Katze erschlagen hatte. Die Großen, welche der König abschickte, wagten nicht für ihn zu bitten.

In einem Hause, wo ein todter Hund gefunden wird, scheeren sich alle Bewohner am ganzen Körper und stellen Trauer an; wenn Wein, Getraide oder sonst etwas von Lebensmitteln in den Zimmern liegt, worin eines von den Thieren verschieden ist, so wird Niemand dasselbe genießen. Verstorbene Stiere wurden begraben und ihre Knochen dann nach Atarbechis im Delta abgeholt (Herodot II. 41.). Befinden sie sich auf einem Kriegszuge in einem anderen Lande, so nehmen sie die Katzen und Habichte mit nach Aegypten, auch wenn sie selbst Mangel an Lebensmitteln leiden. Verstorbene Thiere werden mit großen Kosten balsamirt und wahrhaft unsinnige Summen darauf verwendet; so soll die Bestattung des Apis zu Memphis hundert Talente, 128,125 Thlr., gekostet haben. Es sind noch manche Thiermumien, namentlich Crocodile, Katzen und Ibis auf unsere Tage gekommen; die letzteren wurden in langen conischen Krügen aus Nil-

schlamm bestattet, den anderen machte man kostbare Särge *). Man hatte Katzensärge aus Holz, welche die Gestalt einer sitzenden Katze mit viereckigem Fußgestell hatten, denen es nicht an buntgemaltem Halsband fehlte. Im Leidener Museum ist der Sarg eines Hasen, der eine viereckige Kiste mit Säulen an den Ecken bildet, und ein Ibissarg aus Kalkstein.

Im See Möris hielt man heilige Crocodile, in Mendes einen Bock, in Memphis den Apis, anderwärts Löwen. Diese Thiere hatten besondere Gebäude und heilige Höfe und ihnen dienten angesehene Männer, die ihnen das kostbarste Futter gaben, Semmelmilch, Grütze in Milch gekocht, Honigkuchen, gekochtes oder gebratenes Gänsefleisch; andere erhielten rohes Fleisch, anderen fing man Vögel und berücksichtigte überhaupt ihre Lieblingsgerichte. Man gab den Thieren warme Bäder, salbte sie mit den besten Salben, räucherte sie fortwährend mit den kostbarsten Wohlgerüchen. Sie hatten schwellende Kissen zum Lager, ja sogar anständigen Schmuck. Jedem Thiere suchten sie ein schönes Weibchen und pflegten sie auf das sorgfältigste.

Das vornehmste unter den heiligen Thieren war der Apis oder der schwarze Stier von Memphis; war ein Apis gestorben, so gingen die Priester umher und suchten ein schwarzes Kalb, welches die nöthigen Zeichen an seinem Körper hatte. Die Priester brachten dasselbe nach Nilopel, wo es vierzig Tage lang blieb und gefüttert wurde. Dann wurde es in eine Gondel mit vergoldeter Cajüte gebracht und nach Memphis in den Tempel des Phtha oder Vulcan geführt. Die Frauen dürfen den Apis nur in seinen Tag sehen; dann aber treten sie an ihn heran und entblößen sich vor ihm. Später dürfen sie ihm nie nahen. Die Priester hatten nachmals den Osiris mit dem Apis in Verbindung gebracht und ihm somit ihren Stempel aufgedrückt **).

In Heliopolis hatte man ebenfalls einen heiligen Stier, Namens Mneuis, den einige als Sohn des Apis bezeichneten und den die Priester ebenfalls mit der Mythe von Isis und Osiris in Verbindung gebracht hatten. Es war Mneuis ebenfalls von schwarzer Farbe und besonderer Zeichnung.

Ein dritter heiliger Ochse war Basis oder Bakchis und Basch, dessen Sitz in Hermonthis war ***).

In Mendes vertrat die Stelle des Stieres der Bock. Die Men-

---

*) Das Museum von Leiden (Leemans S. 193.) besitzt Mumien von Hundsaffen, Hunden, Katzen, Hasen, Lamm, Ibis, Crocodil, ein altes und mehrere Junge, Schlangen und Fischen. Ueber den heiligen Thierhof von Khardassy in Nubien s. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon S. 413.

**) Herodot III. 28. Diodor I. 85. Wilkinson, der auch eine Abbildung des Apis nach einer Bronze hat (2. Series I. 347. ff.) und die Nachrichten der Alten über sein Aussehen sorgfältig vergleicht, auch die Hieroglyphen desselben angiebt.

***) Wilkinson 2. Series II. 198.

dessen waren überhaupt Verehrer der Ziege, noch mehr aber der Böcke. Herodot war Zeuge, wie sich in jenem Tempel eine Frau öffentlich dem heiligen Thiere hingab. (Herodot II. 46.)

In Oberägypten verehrte man dagegen die Schafe, besonders in Elefantine und Theben, während man sie in Unterägypten verzehrte. In der Thebaide hatte die Priesterschaft die Schafe mit einer ihrer größten Gottheiten, der Neph, in Verbindung gebracht. Man fertigte dort Bronzeamulets des Schafes für den Privatcultus und balsamirte die Thiere ein, wenn sie verstarben. (Wilkinson Forts. II. 191.)

Der Hundsaffe ward vornehmlich in Hermopolis verehrt, auch in Theben, welche eine besondere Abtheilung für die Affenmumien unter ihren Grabstätten hatte. (Wilkinson Forts. II. 130.) Der Hundsaffe war dem Thot geheiligt, dessen heilige Stadt Hermopolis war.

Die Spitzmäuse waren in Butos sowohl als in Theben heilige Thiere, wurden ebenfalls mumisirt und waren der Buto heilig.

Der Hund war gleichermaßen ein heiliges Thier und wurde vorzüglich in Kynopolis verehrt; er soll aber von dem Fleische des Apis gefressen haben, den Kambyses erschlagen ließ, und welches kein anderes Thier berührt hatte, und sich dadurch um seine Heiligkeit gebracht haben. Bemerkenswerth ist, daß einst die Bewohner von Oxyrhinchus und Kynopolis mit einander in einen Krieg geriethen, weil erstere einen Hund erschlagen und gegessen hatten; die von Kynopolis verspeiseten aus Rache einen Fisch, den ihre Gegner als heilig verehrten. Der Hund wurde übrigens da, wo er auch nicht gerade als ein heiliges Thier angebetet wurde, immer als ein freundlicher Jagdgesell und Hausgenosse angesehen, wie wir denn denselben auch als Kriegsgefährten des Königs Ramses IV. angetroffen haben. Die Priesterschaft ehrte ihn als Leibwächter von Osiris und Isis und namentlich erzählte sie, daß er die Göttin getreulich begleitet und vor wilden Thieren beschützt habe, als sie den Leichnam ihres ermordeten Gemahls suchte. Deßhalb wurden an Isisfesten Hunde vor dem Feierzuge hergeführt und deßhalb trug Anubis einen Hundeskopf. Die meisten Hundemumien fand Wilkinson in der Gegend von Theben. (Wilkinson Forts. II. 138. ff.)

Der Wolf war das heilige Thier einer nach ihm benannten Stadt Lykopolis in Oberägypten, wo man noch jetzt Wolfsmumien in kleinen ausgehöhlten Grabkammern im Felsen findet; die Priester brachten den Wolf mit der Sage von Osiris in Verbindung, der in Wolfsgestalt Isis und Horus in ihrem Kampfe gegen Typhon unterstützte. (Wilkinson Forts. II. 145. ff.) Fuchs und Schakal finden sich gleichfalls mumisirt in der Thebaide und in Abbildungen als

Masken des Anubis und eines der vier Genien des Amenti's in den Denkmälern.

Der Ichneumon wurde in Herakleopolis verehrt, da er durch Zerstörung der Crocodileier den Landleuten und Schiffern wesentlichen Nutzen brachte. Noch jetzt findet sich der Ichneumon in jener Gegend in der Nachbarschaft von Kairo am häufigsten. Der Ichneumon kommt als Mumie, in den Gemälden von Theben wie von Memphis und in Bronze war. (Wilkinson Forts. II. 149. ff.)

Die Hauskatze genoß durch alle Theile Aegyptens eine allgemeine Verehrung, der Hauptsitz ihres Cultus blieb jedoch die Stadt und Umgegend von Bubastis, wo der Tempel der Mondgöttin Pasht, der Tochter der Isis, war. Dort finden sich auch die Begräbnisse für die Katzenmumien und dort wurden sie am prächtigsten bestattet. Die Katze war so geehrt, daß, wenn in einem Hause Feuer auskam, die Bewohner sich wenig um den Verlust ihrer Habe kümmerten, aber ängstlich für das Leben ihrer Katzen sorgten und eine Reihe um das Feuer bildeten, damit die Thiere nicht in die Flamme springen möchten. Die Katzenmumien findet man in Theben, wie auch in Unterägypten, oft in Gesellschaft von Hundemumien. (Wilkinson Forts. II. 161.)

Der Löwe wurde in Leontopolis verehrt und war von der Priesterschaft sowohl mit dem ägyptischen Herkules, als mit der Sonnengottheit in Verbindung gebracht, wie er denn auch als Sinnbild der Stärke auf den Kriegsgeräthen der Faraonen vorkommt. In Leontopolis hielt man Löwen, denen man auch Thiere zum Zerreißen überließ, um ihrem Blutdurst Genüge zu leisten. Löwenmumien hat man nicht gefunden. (Wilkinson II. 169.)

Das Nilpferd wurde in Papremis im Delta verehrt, in Oberägypten dagegen gejagt. Es scheint mir dieß ein Beweiß für das hohe Alterthum seines Cultus, dessen Anfang also in die Zeiten fiel, wo Unterägypten nur noch von den rohen Ueberresten der ungemischten Urbevölkerung bewohnt wurde. In Papremis hatte es die Priesterschaft mit dem Kriegsgotte in Verbindung gebracht, während es im übrigen Aegypten als Eigenthum des Typhon angesehen wurde. (Wilkinson Forts. II. 177.)

Unter den Vögeln wurden der Habicht und der Ibis vor allen anderen geehrt und gepflegt; beide waren von der Priesterschaft anerkannt worden, wie die Habichtsmasken beweisen, mit welchen mehrere Gottheiten, wie Ammonre, Pthah, Chons, Horus u. A., bekleidet erscheinen. In Heliopolis wurde er namentlich als Bild der Sonnengottheit geehrt. Auf der Insel Philä hielt man den Habicht im Käfig und pflegte ihn. Habichtmumien kamen um Theben häufig vor. (Wilkinson Forts. II. 204.)

In ganz Aegypten war der Ibis ein heiliges Thier und die Priester hatten ihn dem Thot gewidmet, weshalb er auch im Heilig-

thume dieses Gottes in Hermopolis besonderer Verehrung genoß. Wer den Ibis erschlug mußte sterben. Ibismumien sind häufig. (Wilkinson Forts. II. 217.)

Unter den Vögelmumien finden sich, jedoch nicht häufig, Gänse.

Die Verehrung des Crocodils war wie die des Nilpferdes nur auf Unterägypten eingeschränkt; der vornehmste Sitz war der See des Möris, dann Athribis oder Crocodilopolis in der Thebaide. An anderen Orten jagte man das Thier und stellte demselben eifrig nach. Strabo (XVII.) sah in Arsinoe das heilige Crocodil; sein Gastwirth ging mit ihm an den See, worin das Thier gepflegt wurde. Er nahm vom Tische einen Kuchen, gebratenes Fleisch und eine Flasche Honigmeth mit sich. Sie fanden das Thier am Ufer liegen. Die Priester gingen hinzu, zwei öffneten seinen Rachen und der dritte steckte das Backwerk und das Fleisch hinein, worauf er das Getränk einschüttete; das Thier aber sprang in den See und schwamm an das jenseitige Ufer. Als noch ein anderer Fremder herzukam, welcher gleiche Opfergaben brachte, nahmen ihm die Priester dieselben ab, gingen um den See und reichten dem Thiere das Mitgebrachte auf gleiche Weise. Man schmückte die Ohren der Crocodile mit Ringen und legte ihnen auch dergleichen um die Vorderfüße. Die Priester hatten das Crocodil mit der Sonne in Verbindung gebracht. (Wilkinson Fortsetzung II. 229. ff.) In Tentyris, Apollinopolis, Herakleopolis und der Insel Elefantine wurde das Crocodil als ein Symbol des bösen Wesens, Typhon, verabscheut.

Die Schlangen wurden auch in Aegypten vom Volke mit besonderer Verehrung betrachtet und namentlich die Natter (coluber natrix) gezähmt in den Wohnungen gehalten, so daß sie auf ein mit den Fingern gegebenes Zeichen herbeikam und nach Tisch sich einen Leckerbissen holte. Auch warnte man Nachts das Thier in ähnlicher Weise, wenn Jemand im Finstern im Hause umherging. Die Schlange ward Thormuthis genannt. Nächstdem war die Schlange das Zeichen der Königswürde, daher wir an den Helmen und Kronen immer vorn über der Stirn eine sich emporrichtende Schlange sehen.

In Melite hatte die Schlange Parias, die dem Gott der Heilkunde geweihet war, einen besondern Tempel, Priester und Diener und einen besondern Tisch und eine Kiste. Man hielt sie in einem Thurme und die Priester fütterten sie mit Kuchen, die aus feinem Mehl und Honig gemacht waren, welche sie in das Behältniß legten. Man durfte nicht das Thier sehen, sondern legte das Futter hin, das am nächsten Tage gewöhnlich verzehrt war. Ein alter Priester, der die Schlange gern sehen wollte, trug ihr einst das Futter hin und entfernte sich wieder bis zu dem Augenblick, wo er meinte, daß das heilige Thier nun wohl dem Futter sich nahen werde. Jetzt öffnete er heftig die Thüre des Gemaches, worauf die Schlange mit deutli-

chem Unwillen sich entfernte. Bald darauf wurde der Priester wahnsinnig und starb, nachdem er sein Verbrechen bekannt hatte.

Eine Art Giftschlange, welche Wilkinson (Forts. II. 241.) mit der Cobra de capello vergleicht und die gegenwärtig Nashir genannt wird, brauchen die Psyllen zu ihren Beschwörungen, nachdem sie derselben die Giftzähne ausgebrochen oder das Gift mit heißem Eisen ausgebrannt haben. Sie werden drei bis vier, ja sechs Fuß lang und lassen sich leicht zähmen; sie fressen Mäuse, Frösche und verschiedene Reptilien und leben in der warmen Jahreszeit in den Gärten, im Winter schlafen sie in ihren Höhlen. Man hat in der Nekropolis von Theben viele solcher Schlangen mumisirt gefunden.

Unter den Fischen war der Oxyrrhinchus, Phagrus und Lepidotus verehrt und man findet sie in Abbildung und als Mumien. (Wilkinson II. 248. m. Abb.)

Das heilige Insect der Aegypter war der Scarabäus, der in Abbildung, in Stein und Steingut sehr häufig vorkommt und auch mumisirt angetroffen wird. In den Städten Memphis und Heliopolis war er mit dem Sonnencultus und dem Phtah in Verbindung gebracht. (Wilkinson dorts. II. 255.; dazu Ehrenberg und Hemprich Reisen I. 71.)

Die Priester hatten dadurch, daß sie die heiligen Thiere mit ihren Sagen und ihrem Cultus in Verbindung gebracht hatten, die Herrschaft über dieselben sich angeeignet. Ja sie zeigten dem Volke ihre Ueberlegenheit über dieselben bei gewissen Gelegenheiten ganz offenbar. Wenn nämlich die große Dürre einfiel oder tödtliche Seuchen anzogen oder irgend eine andere tödtliche Landplage sich einstellte, so führten die Priester des Nachts einige der geheiligten Thiere in größter Stille bei Seite, erschreckten sie erst durch Drohungen und wenn dieses unwirksam blieb, so schlachteten und opferten sie dieselben wirklich. Ferner warfen sie bei Beerdigung des Apis einige Thiere mit in das Grab. (Plutarch, Isis und Osiris 72.) Die Sage (Plutarch a. a. O.), daß die Seele des Typhon, des Feindes von Osiris und Isis, in die verschiedenen Thiere gefahren, welche ebenfalls die Priester verbreiteten, bezeichnete gewissermaßen die Thiere als dämonische Wesen; dadurch aber, daß sie als Sinnbilder, ja als Masken der höheren, guten Götter angewendet wurden, werden sie als Diener und Knechte derselben bezeichnet. Und so wurde das Volk stets an seine Abhängigkeit von den guten, durch die herrschenden Kasten hereingebrachten Götter erinnert. Die Thiere, selbst die so sehr verehrten Kühe und Stiere wurden den Göttern zu Ehren geschlachtet und geopfert. Namentlich schlachtete man die braunrothen Stiere, welche die Farbe des Typhon an sich trugen; ja in früher Zeit soll man sogar

*) Eine systematische Uebersicht aller in der ägyptischen Mythologie vorkommenden heiligen Thiere giebt Wilkinson Forts. II. 116. ff.

Menschen von dieser Farbe am Grabe des Osiris geopfert haben. (Diodor I. 88.)

Als anderweite Ueberreste der alten Volksreligion dürfen wir nächst dem Thiercultus auch die Zauberei annehmen, die wir bei allen Nationen angetroffen haben und die überall in dem Bestreben besteht, die unsichtbaren, dem Menschen feindselig und hemmend in den Weg tretenden Mächte zu bekämpfen oder zu besänftigen.

Die vornehmsten Zauberer waren die Psyllen oder Schlangenbeschwörer, so wie vielleicht die Pfleger und Wärter der übrigen Thiere. Die Psyllen finden sich noch jetzt in Aegypten und in Cairo sollen im J. 1820 noch dreihundert gelebt haben. Sie beschworen die Schlangen, zähmten sie und richteten sie zu ihren Gaukeleien ab, ließen sie tanzen und erhielten sich also beim Volke in Ansehen und die Priester duldeten diese Leute, da sie dieselben nicht ganz unterdrücken konnten, ebenso wie sie auch dem Volke gewisse lärmende Feste gestatteten, bei denen es eben nicht sehr anständig herging. So wurde das Fest des Dionysos durch ganz Aegypten auf eine sehr unanständige Art gefeiert, wobei die Frauen Bilder mit beweglichen Gliedern umher trugen (Herodot II. 48.), wie beim Fest der Buto in Bubastis. Dort strömten alljährlich siebenmalhundert Tausend Menschen zusammen. Es schifften Weiber und Männer zusammen auf Flößen. Die Weiber hatten Klappern, andere Flöten, die übrigen sangen und klatschten in die Hände. So oft sie auf ihrer Wasserfahrt an eine Stadt kamen, stießen sie ans Land; das Klappern und Singen dauerte hier fort; die einen hohnnecken die Weiber der Stadt mit Geschrei, die andern tanzen, stehen auf und entblößen sich. So machen sie es in allen Städten, die längs des Flusses liegen. In Bubastis angelangt, begehen sie das Fest mit großen Opferungen und es wird dabei mehr Wein getrunken als im übrigen ganzen Jahr zusammen. Nach dem Opfer folgt eine allgemeine Schlägerei von Männern wie von Weibern. In Sais wurde das Fest der Minerva alljährlich durch eine allgemeine Erleuchtung gefeiert, was in den übrigen Städten nachgeahmt wurde. In Papremis wurde dem Kriegsgotte eine großartige Schlägerei aufgeführt, an der auch die Priester Theil nahmen und wobei wohl sogar einige Leute todt auf dem Platze blieben. (Herodot II. 59—63.) Wie es beim Feste des Pan zu Mendes herging, haben wir schon oben angedeutet.

Solche Ungebührlichkeiten und Ausgelassenheiten gestatteten aber die Priester dem Volke wohl namentlich auch darum, weil eben dagegen der prachtvolle und würdige Cultus, den sie übten, desto glänzender hervortrat und um so größeren Eindruck auf die Menge hervorbringen mußte.

Besonders tiefen und dauernden Einfluß erhielt sich die Priester-

schaft durch die Feierlichkeiten, welche bei allen Leichenbegängnissen mehr oder minder umständlich abgehalten wurden, und durch die Sagen und Lehrsätze, welche sie daran knüpften. War schon im Leben ein großer Theil des ägyptischen Volkes von der Priesterschaft abhängig, so war es ohne Ausnahme ein Jeder, so wie er aus dem Erdenleben ausschied. Die Familie übergab den entseelten Leichnam alsbald den priesterlichen Todtenbestattern, die ihn zubereiteten, während sie das Schicksal der Seele den Ueberlebenden in deutlichen und umständlichen, mit Abbildungen versehenen Büchern vor die Augen stellten. In diesen Büchern, welche den Mumien beigegeben wurden, sah man zunächst den Leichenzug selbst, das Schiff, welches die Mumie über das Wasser vor die Todtenrichter bringt, dann die Todtenopfer und endlich die Grabdenkmale. Dahinter tritt der Verstorbene hervor in das Jenseits und betet den Sonnengott Ra an; dann beginnt er seine Wanderungen, auf denen er durch typhonische Thiere geängstigt wird, bis er endlich in den himmlischen Gegenden anlangt und heimisch wird. Es ist dargestellt, wie er auf den himmlischen Gewässern schifft, ackert, säet, erntet, drischt, wobei zu bemerken, daß es in jenen Gegenden eben so wenig an Wasser fehlt, wie im Lande des Nilstromes. Als besonders wichtig ist das Gericht über die Todten im Saale der doppelten Gerechtigkeit umständlich dargestellt. Man sieht das Innere einer großen Halle mit Thürflügeln zu beiden Seiten. Links thront Osiris, der auf der Brust das Täfelchen trägt, das gemeiniglich das Bild der Gerechtigkeit enthält; in den Händen trägt er den Hirtenstab und die Geisel als Zeichen der Herrscherwürde. In einem Gefäße vor ihm ist ein Stab aufgepflanzt, an welchem ein geflecktes Fell aufgehängt ist. Dem Osiris gegenüber tritt zur Pforte der Verstorbene ein, der den göttlichen Herrscher um Aufnahme in diesen Ort bittet und seine Ansprüche auf diese Ehre in kurzem darlegt. Die Göttin der Gerechtigkeit, Maut, die Straußenfeder auf dem Kopfe, empfängt ihn. In der Mitte des Ganzen sieht man die aufgerichtete Waage, auf welcher der Hundsaffe des Thot sitzt. Anubis, mit Schakalmaske, steht bei der einen Waagschale, auf welche eine kleine Statue der Ma gesetzt ist; mit der anderen Waagschale ist der Verstorbene selbst beschäftigt. Es steht darauf ein Gefäß, das Sinnbild des Herzens und mit dem Worte Heti (Herz). Horus, mit der Sperbermaske, sieht nach dem an einem Faden herabhängenden Gewicht, welches auch die Form des das Herz bezeichnenden Gefäßes hat. Vor der Waage steht der ibisköpfige Thot, der Rechtfertiger des Osiris, des Horus und aller gerechten Verstorbenen, der Gott der Weisheit und der Schrift, Herr der göttlichen Worte. Er verzeichnet das Resultat der Wägung. Dabei sitzt ein weibliches Nilpferd mit offenem Rachen auf einem Postamente vor dem Opfertische, über demselben stehen die vier Begleiter des Osiris und oben in einer Reihe die zwei und vierzig Beisitzer beim Gerichte desselben, vor denen

der Verstorbene nochmals in anbetender Stellung erscheint *). Endlich waren ja auch die Priester die Grundherren der Todtenstätten.

Nach diesen Bemerkungen über die Volksreligion wenden wir uns zur Betrachtung der Priesterreligion, deren Grundlage die Verfassung der

Priesterschaft

war. Wir fanden, daß das ganze Grundeigenthum von Aegypten in drei Theile zerfiel, deren einer der Priesterkaste gehörte, welche die Inhaberin aller geistigen Cultur war; sie war sehr zahlreich und die Mitgliedschaft war erblich. Sie war frei von Abgaben.

Besondere Sorgfalt wendete die Priesterkaste auf die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder, da sie die gesammte Rechtspflege, Staatsverwaltung, den öffentlichen Unterricht, die Heilkunde, die Künste und Wissenschaften inne hatte. Sie war im ägyptischen Volkswesen die Seele und die Inhaberin aller Macht und Gewalt, indem selbst der König und durch diesen die Kriegerkaste unter ihrer Oberleitung stand.

Die Priesterschaft zerfiel in mehrere Grade, die nach und nach erworben werden mußten und deren unterste in den Schulen ertheilt wurden. Die Laufbahn des Priesters begann mit der Erlernung der Elementarkenntnisse und des niederen äußeren Dienstes in den Tempeln und bei den Opfern, Ceremonien und Festen. Die Fliegenwedler, Wassersprenger, Pedelle, Ausrufer, Fahnenträger, die Opferthierschlächter, die Leute, welche die Reinigung der Tempel, heiligen Geräthe und Kleider besorgten, bildeten wahrscheinlich die untere Classe. Eine zweite Classe waren vielleicht die Künstler, namentlich die Baumeister, Bildhauer, Maler, Vergolder, Musiker, Balsamirer, Schreiber und anderweite für die Tempel in Anspruch genommenen Gewerken. Höher standen dann die Lehrer, Feldmesser, Sternkundigen, die Archivare und Chronisten, dann die als Richter, Einnehmer und Rechnungsführer verwendeten Priester. Die Oberpriester der Tempel, Kreishauptleute, Oberrichter und königlichen Räthe bildeten die höchste Classe, deren Haupt der Oberpriester, Piromis, der edle und gute, der College des Königs war.

Jedes Mitglied der Priesterkaste gehörte zu einem der Tempel und war wie dieser einem Gotte gewidmet. Der Tempel brachte ihm seinen Lebensunterhalt und außerdem konnte jede Priesterfamilie Privatvermögen erwerben, wovon sie vielleicht die Ausbildung und Beförderung ihrer Kinder zu höheren Graden besorgte. Es ist nicht denkbar, daß sich die Gliederung einer Gesellschaft aufrecht erhalten läßt, wenn die Erlangung von höheren, einträglichen Stellen nicht an den Besitz höherer Geistesbildung geknüpft wäre, die eben

*) Nach Lepsius Todtenbuch.

nur durch größere Mittel zu erlangen ist. Auf solche Weise aber wurde das geistige Leben und die Thätigkeit der Mitglieder angeregt. Es war nächstdem die Erlangung gewisser höheren Grade an gewisse Altersjahre geknüpft, dadurch aber war dafür gesorgt, daß es nie an Personen für den niedern Dienst und für die Unterstellen fehlte.

Die unteren Grade besorgten den äußeren Dienst in dem Tempel, Reinigung der Locale, Herbeischaffung der Opfergeräthe und Opfergegenstände; sie bildeten die Massen bei den Processionen, Chören und Tänzen und für diesen niederen und äußeren Tempeldienst war denn auch das weibliche Geschlecht anwendbar, das überdem seinen Unterricht in den Priesterschulen erhalten mußte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Aegypten eben so wie in Mexico mit den Tempeln Erziehungsanstalten und Collegien verbunden waren, in denen die männliche und weibliche, namentlich dem Priesterstande entsprossene Jugend Erziehung und Unterricht genoß und den Tempeldienst mit versah. Am thebanischen Amontempel war ein Collegium heiliger Frauen, welche das Orakel besorgten (Herodot II. 54. Diodor I. 47.) und des Gottes Kebsweiber genannt wurden. Es fanden sich darunter hochgestellte Frauen, ja Prinzessinnen und Königinnen.

Andere Frauen und Jungfrauen wurden bei den heiligen Ceremonien als Trägerinnen von Blumen und als Sistrumspielerinnen *) verwendet. Vielleicht waren Gebäude und Collegien, worin sie wohnten, Asyle für Priesterwittwen und Waisen und woselbst sie namentlich die Orakel besorgten, die ja in der ganzen alten Welt wie in der modernen immer als ein Eigenthum der Frauen erscheinen. Eine berühmte Wahrsagerin war Athyrtis, die Tochter des Sesostris, die ihren Vater ermunterte, die Herrschaft der Welt zu erstreben, und die aus ihren Träumen, aus Opfern und Himmelszeichen die Zukunft zu erforschen verstand. (Diodor I. 53.) Auch werden in den ägyptischen Inschriften, wie Wilkinson (I. 261.) nachweiset, mehrere Priesterinnen und Korbträgerinnen der Königinnen und Königstöchter namhaft gemacht, welche die letztere bei ihren Opferungen unterstützten.

Der Priesterstand war erblich und auch an den bestimmten Tempel geknüpft; erblich war jedoch keineswegs der Grad und jeder mußte von unten anfangen. Bei Erlangung der höheren Grade fand dann vielleicht auch ein Uebertritt aus einem kleineren in einen größeren Tempel statt, da doch unter den Tempeln wie unter den Gottheiten selbst eine gewisse Rangordnung stattfand. So war in Theben der Amon, in Memphis der Phtah, in Heliopolis Re die erste Gottheit, mithin auch die Priester derselben die ersten.

*) Abbildungen solcher Priesterinnen mit Blumen und Sistrum bei Wilkinson I. 260.

Einen hohen Rang nahmen die Propheten oder Verkündiger des göttlichen Willens, die Sprecher ein; sie hatten die meisten Kenntnisse in den göttlichen Dingen, in den Gesetzen, im Götterdienst und sie hatten auch die Oberaufsicht über die geistliche Verwaltung und Einkünfte. „Die Oberpriester, Propheten und die, welche Zutritt haben ins innere Heiligthum, die Götter zu bekleiden, die Fahnenträger, die heiligen Schreiber und die übrigen Priester," dieß war die Rangordnung der Geistlichkeit von Memphis, wie sie die Inschrift von Rosette angiebt.

Die Priesterschaft behauptete ihre höhere Stellung nicht allein durch ihre Kenntnisse, sondern auch durch ihre Lebensweise. Sie zeichnete sich wie die mexicanische durch Mäßigung und Reinlichkeit vor der übrigen Bevölkerung aus. Aller drei Tage schoren die Priester den ganzen Leib, badeten sich täglich zweimal und zweimal jede Nacht; in ihren Geräthen wie in ihrer Kleidung übten sie die größte Sauberkeit und Reinlichkeit. Ihre Kleidung war nur von Linnen, nicht von Thierwolle, ihre Schuhe nur von Papier, nicht von Leder, damit sie in keiner Weise mit den Thieren in Berührung kommen möchten. Sie beobachteten neben dem noch eine Unzahl Pflichten und Rücksichten. Fische und Bohnen genossen sie gar nicht, beide waren unrein, eben so Schweinefleisch. So lange sie im Tempel den Dienst verrichteten, gaben sie nichts für ihre Nahrung aus, sondern erhielten diese im Tempel selbst; sie bestand in heiligem, geweiheten Gebäck, Rind- und Gänsefleisch und Rebensaft in reichlichem Maaße. (Herodot II. 37.) In den Tempelschulen wurde die Grundlage der Priesterweisheit gegeben; mit jedem Grade wurde die Lehre reichlicher, bis auf den höchsten Graden dem Priester die ganze Fülle der Erkenntniß zu Theil wurde. Das Aufrücken in den Graden war mit mannichfachen, strengen Prüfungen verknüpft, welche der Einweihung vorausgingen und über welche der Zögling das tiefste Stillschweigen gegen Ungeweihete beobachten mußte. Selbst der König mußte sich diesen Prüfungen unterwerfen, ehe er den Thron besteigen und Mitglied der Priesterschaft werden konnte, was er als Haupt des Staates werden mußte.

Der Unterricht in den Priesterschulen war ein doppelter: einmal für die Kinder aus der Kriegerkaste und dem Volk, dann der für Priesterkinder. Letztere lernten die beiden Schriftarten, die heilige und die gemeine, Geometrie, Arithmetik und Astronomie. Besonders große Sorgfalt verwendeten sie auf Beobachtung der Natur, wozu sie von Jugend auf angehalten wurden.

Die Tracht der Priester zeichnete sich im gemeinen Leben nur durch Einfachheit und Sauberkeit aus, bei den Ceremonieen aber war sie äußerst reich und prachtvoll und je nach der Gottheit und deren Sinnbildern eingerichtet. Sie hatten dann reichen Schmuck angelegt und ließen sich Federwedel und Sonnenschirme vorantra-

gen; nächstdem wurden auch die Götterbilder in den Processionen mit herumgeführt.

Die Sitze des Götterdienstes waren

die Tempel

mit den Wohnungen der Priester und den Palästen der Könige, wo denn auch die Archive und Bibliotheken, so wie die Schatzkammern angelegt waren, in der Weise, wie wir es bei den Azteken gefunden haben. Diese Wohnstätten der Priester waren die ersten cultivirten Puncte des Landes und wie in Mexico erhob sich auch hier aus der Mitte derselben eine Pyramide, als der sichtbare Sitz der Gottheit und ihres Stellvertreters und Nachfolgers, des Königs, dem sie daher ursprünglich auch mehrmals als Grabstätte diente.

Die Pyramiden gehören ihrer Form nach zu den ältesten Denkmälern, die aus den einfachen Formen der Morais (C.-G. IV. 377.), der viereckigen über den Erdboden heraustretenden Steintribunale erwachsen sind.

In Aegypten selbst herrschte über ihren Ursprung und ihr Alterthum eine verschiedene Ansicht; die allgemeinste war, daß die Könige sie zu ihrem eignen Andenken erbaut hätten; Diodor (I. 63.) meldet, daß sie zu seiner Zeit einigen dieser Denkmale ein Alter von tausend, anderen von viertausend und einhundert Jahren zugeschrieben hätten. Man war also durchaus nicht im Besitz einer diplomatischen Nachricht über ihr Alterthum, ja man wußte sogar nicht einmal, für welchen Zweck diese Steinmassen aufgehäuft worden wären, da bei fortschreitender Cultur eine gegliederte Baukunst ins Leben getreten war. Diese Pyramiden sind daher auch ganz schmucklos, keine Zeile alter Hieroglyphen, kein Bildwerk ist an ihnen zu bemerken; kahl und nackt streben die vier Seiten aus der breiten viereckigen Basis himmelan und endigen in eine kleine viereckige Fläche, die zur Zeit des Diodor einen Fuß ins Gevierte hatte. Die größte Pyramide, die das Alterthum als die älteste bezeichnete, lag von Memphis drei und dreiviertel deutsche Meile westlich nach Lybien zu. Die Grundfläche hatte auf jeder Seite 700 Fuß und die Höhe betrug 600 Fuß. Man erzählt sich, daß die Steine dazu aus weiter Ferne, aus Arabien, herbeigeschafft und daß der ganze Bau vermittelst aufgeworfener Erdwälle bewerkstelligt worden wäre, weil zu dieser Zeit noch keine Maschinen erfunden waren. Und was das seltsamste ist, fährt Diodor (I. 63.) fort, so ist von dem Bau eines so großen Werkes selbst keine Spur, weder von einem Wall, noch von dem Behauen der Steine zu sehen, so daß es das Ansehen hat, als wenn der Bau nicht durch Menschenhände nach und nach zu Stande gebracht, sondern als wenn das ganze Werk gleichsam von einem Gott auf einmal in den Sand dahingestellt worden wäre. Des-

wegen wagen es einige Aegypter, Erzählungen hiervon zu erdichten, die in das Wunderbare gehen. Ueber die Namen der Erbauer wawaren die Aegypter, wie Diodor (I 64.) versichert, durchaus nicht einig, denn einige Schriftsteller legten sie dem Chembes von Memphis, Kephren und Mykerinus, andere dem Armäus, Amasis und Inaron bei. Nicht mindere Verschiedenheit herrschte in den Ansichten über den Zweck dieser Gebäude und es verhielt sich damit zur Zeit des Diodor, wie es sich jetzt in Europa mit den Ansichten über die cyclopischen Mauern, die Hünenbetten und manche andere Werke verhält, welche über die Zeit der schriftlichen Nachrichten hinausliegen. Man bezeichnete sie namentlich als Werke königlichen Uebermuthes und als Grabstätten, bewunderte die riesenhafte Arbeit, welche sie gekostet, die Masse von Zwiebeln, Rettigen und andern Speisen, welche dabei aufgegangen, nannte die Anzahl der Arbeiter und knüpfte mancherlei Sagen daran (Herodot II. 124.), wie es stets da ergeht, wo die einfache geschichtliche Nachricht verloren gegangen ist. Im J. 1196 v. Chr. G. rieth man dem ägyptischen Herrscher Osman Ben Jussuf (Saladins Sohn), die Pyramiden zerstören zu lassen; eine Menge Arbeiter rückte dazu aus, allein nachdem sie acht Monate gearbeitet und die Oberfläche der kleinsten Pyramide zerstört hatten, kehrten sie abgemattet zurück und überließen diese Werke ihrem Schicksale. (Abdallatif. D. v. Wahl. S. 177.)

Es sind aber solcher Pyramiden südwestlich von Memphis noch gegen vierzig erhalten. Die größte derselben ist die erste Pyramide von Gizeh, welche die französische Expedition genau beschrieben hat; die zweite öffnete und besuchte Belzoni, eine andere, von Sakara, Minutoli.*) Die Steine der größten waren zehn bis zwanzig Fuß lang und fünf bis sechs Fuß hoch, trefflich behauen und vortrefflich gefügt. Sie waren massiv und enthielten im Innern nur ganz kleine schmale Gänge nebst einer kleinen Kammer, die zu großen Versammlungen durchaus nicht geeignet war. Die Benutzung des Innern konnte also unmöglich der Zweck dieser Wunderbauten seyn; dagegen spricht ihr Aeußeres ihre Bestimmung genugsam aus. Wie die großen Tempel der aztekischen Hauptstädte können auch die Pyramiden der alten Aegypter kaum etwas anderes gewesen seyn als die Mittelpuncte der Königs- und Priestersitze. Von ihrem Gipfel konnte man nicht allein in eine unendliche Ferne hinaussehen und so bei Zeiten jeden nahenden Feind erblicken, sondern sie waren auch geeignet, den herannahenden Fremden als Wegweiser zu dienen. Vor allem aber waren sie geeignet, einer großen Menschenmasse, die sich

*) Descr. de l'Egypte. Ant. V. Jomard obs. sur les pyramides, das. IX. 419., sowie Contelle das. IX. 261. Belzoni narrative, m. Abb. Minutoli, Reisen zum Tempel des Jupiter Ammon. S. 295. m. Abb. Hackländer, Reise in dem Orient II. 220. über die Pyramiden von Gizeh.

um ihren Fuß versammelt hatte, die öffentlichen Ceremonieen, Opfer und Processionen sichtbar zu machen und sie so daran Antheil nehmen zu lassen, wie wir beim aztekischen Tempeldienst gesehen haben.

Jetzt stehen die Pyramidengruppen freilich nackt und kahl und ohne weitere Umgebung als die colossale Sphinx da, allein in der Urzeit waren sie mit anderen Gebäuden umschlossen, wie denn Belzoni an der zweiten Pyramide einen Tempelanbau nachgewiesen hat.

Ganz deutlich aber erscheint die eigentliche Form der Pyramiden in denen, welche im alten Staate von Meroe, namentlich in Assur und Nuri (16—17 Grad nördlicher Breite) östlich vom Nil theilweise noch vorhanden und von Cailliaud*) beschrieben worden sind. Diese Pyramiden sind schlanker als die an der Westseite des Nils in Unterägypten und nicht massiv gemauert, sondern nur an den vier Seiten mit Stufen bekleidet, welche eine ziemlich steilansteigende Treppe bilden, deren Rand mit einer Einfassung versehen ist, die von oben bis unten als glatte, scharfe Kante die vier Seiten der Pyramide stützt. Ziemlich nahe dem Gipfel der Pyramide enthält die Vorderseite eine Nische, in welcher vielleicht das Götterbild aufgestellt war. An diese Vorderseite lehnt sich nun eine Doppelmauer an, welche einen Hof einschließt, zu dem man von Außen durch ein zwischen zwei Pylonen angebrachtes Thor gelangt. Diese beiden Pylonen aber stellen gewissermaßen wiederum kleine Pyramiden dar und haben wie die große auch eine Nische an ihrer Vorderseite. Dieser Vorhof ist bald länger bald kürzer, d. h. der ursprüngliche, ein gleichseitiges Viereck bildende Vorhof wurde durch den Anbau von einem oder mehreren andern verlängert, je nach dem Bedürfniß.**) Auch bei diesen äthiopischen Pyramiden erscheint die Spitze abgestumpft und bietet somit Raum für Aufstellung von Altären oder Menschen dar.

So dürften uns denn in den Pyramiden von Unterägypten und Aethiopien die ursprünglichsten Tempel erhalten seyn; bei fortschreitender Cultur verließ man jedoch diese allerdings colossalen Formen und es bildete sich sodann eine andere Bauart aus, die, wie es scheint, aus der Sitte hervorging, den Todten in den Felsengebürgen Höhlen auszugraben. Diese Bauart entfaltete sich am herrlichsten in Theben und in den Denkmälern von Karnak ist uns noch einer der schönsten Ueberreste derselben enthalten. Das characteristische dieser Tempelbauart sind zunächst an den Eingängen die Pylonen, welche man wohl als Abkömmlinge der Pyramiden bezeichnen kann; aus einer ein oblonges Viereck bildenden Grundfläche steigen, nach

---

*) Cailliaud voyage à Méroe, au fleuve blanc. Atlas Taf. 36 ff.

**) Vergl. damit die Abbildungen der alten Pyramiden auf der Insel Java in den antiquarian architectural and landscape illustrations of the history of Java pl. 36. u. 37. von Rafflis.

oben sich verjüngend, die vier Seiten empor, welche oben eine Plattform umschließen. Zwischen diesen Pylonen befindet sich das Eingangsthor, durch welches der Eintretende in den Vorhof gelangt, wo er die colossalen Statuen ägyptischer Götter und Könige erblickt. Andere Vorhöfe enthielten die colossalen Statuen der den hier verehrten Göttern heiligen Thiere, so der Ammontempel von Theben Widderstatuen. Dann folgte der Tempel, dessen Allerheiligstes und Innerstes von andern Sälen und Galerien umgeben war, deren tragende Säulen theils mit Götterhäuptern, theils mit Pflanzenornamenten verziert waren.

In der Nähe des Haupttempels von Theben (Karnak)*) war der Königspalast, der mit demselben durch eine Doppelreihe von Sphinxen, den Sinnbildern der Faraonen, verbunden war und dessen Eingang durch jene Obelisken oder schriftbedeckten Spitzsäulen aus rothem Granit bezeichnet war, dergleichen mehrere schon seit den Zeiten der ersten römischen Kaiser nach Europa geschafft worden sind.**)

Wie nun der Tempel für den Dienst der Götter bestimmt war, für die Opfer und Festzüge, so war der Königspalast nicht allein zur Wohnung des Königs, sondern auch zum Empfange der Gesandten, zu den Sitzungen des Staatsraths und der großen Gerichte und anderer öffentlicher Staatsacte bestimmt, und so sehen wir denn den Tempel neben dem Reichspalast, wie Heeren (S. 277.) sehr glücklich diese Königsburgen bezeichnet, wie wir den Oberpriester neben dem König finden.

Die Paläste wie die Tempel sind innen, wie an der Außenfläche, mit Sculpturen bedeckt, welche in den ersten die Thaten der Könige, in den letztern die Verehrung der Gottheiten darstellen. Den Zugang zu den Tempeln bilden Reihen der den Göttern geheiligten Thiere, vor dem Palaste der Könige aber sind die Sphinxe in Reihen hingelagert, d. h. die Portraits der königlichen Vorfahren, welche mit dem Leibe eines Löwen vereinigt sind. Auch bemerkte man noch in dem Style der Paläste mehr zierliche und gefällige Formen, während die Tempel in strenger Würde gehalten sind.

Die Grundform dieser öffentlichen, geistlichen wie weltlichen Gebäude ist den Grottenbauten entsprossen, die Gebäude sind im Verhältnisse zu ihrer Höhe lang, nehmen daher einen sehr großen Flächenraum ein und schmiegen sich der Localität an. Auch bemerkt

---

*) Grundriß der ganzen Anlage in der descr. de l'Eg. Ant. Tom. III. pl. 16. mit dem Detail auf den folgenden Tafeln.

**) Zoega de origine et usu obeliscorum. Romae 1797. fol. Champollion Figeac, Abbildung und Beschreibung des nach Paris geschafften Obelisken von Luxor. Lpz. 1834. 8. m. Abb. des Obelisken, Grundriß und Ansicht des Palastes von Luxor.

man deutlich, daß sie allgemach eines neben dem andern entstanden sind und daß man dann später diese einzelnen Theile durch Säulengänge, Statuenreihen oder Mauern verbunden hat.

Eine eigene Erscheinung sind die sitzenden Colosse, deren zwei an der Außenseite des von Amenoph III. (1680 v. Chr. Geb.) zu Theben erbauten Palastes aufgestellt waren. Sie sind jetzt sehr zerstört, aber immer noch sechszig Fuß hoch und zeigen Spuren der sorgfältigsten Bearbeitung.*) Sie waren aus einem Steine gehauen. Die eine stellte die Mutter des Königs Tmau-Hem-Va, die andere seine Gemalin Taja vor.

Die innere Einrichtung dieser Tempel erkennen wir am beßten aus den schönen Abbildungen des französischen Prachtwerkes**) und es bestanden demnach die großen Säle für den innern Tempeldienst aus Hallen,***) deren mit platten Steinen geschlossene Decken durch kräftige Pfeiler und Säulen getragen wurden, welche ebenfalls mit Sculpturen dicht bedeckt waren und ahnungsvolle Schatten durch diese innern Räume verbreiteten, wo dann der Gottesdienst mit seinen Opfern, Anrufungen, Räucherungen und übrigen Gebräuchen vollzogen wurde.

Die große Ausdehnung der ägyptischen Tempel erklärt sich durch die große Anzahl des darin beschäftigten und dabei wohnenden Personals, der Priester, ihrer Gehülfen, ihrer Schüler, der Vorrathshäuser u. s. w. Die Tempel nahmen daher auch nicht den Platz dicht am Strome ein, wo sie durch den täglichen, lebendigen Verkehr gestört worden wären oder denselben auch wohl unterbrochen hätten. So war der Tempel des Ammon von Theben auf der Höhe gelegen und mit den Todtenstätten durch Straßen verbunden und von hier aus beherrschte er die tiefer liegenden Gegenden, von deren Bewohnern er mit der größten Ehrfurcht betrachtet wurde und die ihn stets im Auge hatten.

Die Tempel wurden nicht allein auf das sauberste und solideste verziert, sondern auch stets auf das sorgsamste gepflegt und rein erhalten. Für diesen Zweck waren aus der Kaste der Priester besondere Pfleger und Baumeister angestellt, die fortwährend am Tempel arbeiteten und stets für dessen Erweiterung, Ausbau und Fortbildung sorgten. So finden wir in dem Hofe des großen Tempels von Karnak (Theben) ein ganz freistehendes Thor,†) welches

*) Descr. de l'Eg. Ant. Tom. II. pl. 20. Champollion Figeac Egypte p. 70. f. m. Abb.

**) Bes. Ant. Tom. II. pl. 3. ff. Tempel von Medinet Abu westlich vom Nil. — pl. 33. Grundriß des sogen. Memnonium u. 37. die innere Halle mit buntgemalten Reliefwänden.

***) Descr. de l'Eg. Ant. III. bes. pl. 21., wo der große Prachtsaal, und pl. 42.

†) Descr. de l'Egypte. Ant. T. III. pl. 51.

über 62 Fuß hoch und mit den schönsten Sculpturen auf das reichste geschmückt ist. Es ist durch eine Doppelreihe von 22 Widderstatuen mit dem 130 Fuß entfernten Tempel in Verbindung gesetzt. Diesen Character eines steten, fortschreitenden Wachsthums tragen alle die großen ägyptischen Tempelgebäude an sich, daher wir auch an ihnen jene Symmetrie vermissen, die wir aus der modernen Casernen-Architectur gewohnt sind, deren Abwesenheit aber auch den Gebäuden des europäischen Mittelalters wie denen des alten Aegyptens einen eben so großen Reiz gewährt und sie so überaus malerisch macht.

Zu den äußerlichen Bedingungen der ägyptischen Religion und Götterverehrung gehörten wesentlich

die Opfer,

die einen großen Theil des reichen Einkommens der Priesterkaste ausmachten. Sie bestanden in den Erstlingen der Feldfrüchte, der Heerden, in auserlesenen erwachsenen Thieren, in der Urzeit aber auch in Menschen.

Wir lernten den grausamen Cultus der Südseeinsulaner und Mexicaner kennen, dessen Ursprung sich auf den steten Kriegstand der Nationen zurückführen läßt und den wir, wenn auch noch nicht durch die Religion verklärt, bei allen Völkern finden, die in einem steten Kriegszustande leben.

Daß man in der alten Zeit auch in Aegypten Menschen geopfert, geht zunächst aus mehreren Sagen hervor. Diodor erzählt (I. 88.), daß in alten Zeiten Menschen, welche von der nämlichen Farbe wie Typhon gewesen, also braunroth, von den Königen bei dem Grabe des Osiris geopfert worden seyn sollen. Eben so pflegte man „sonst" in der Stadt der Elithyia einige Menschen, welche typhonische hießen, lebendig zu verbrennen und die Asche derselben mit Wurfschaufeln in die Luft zu streuen; das geschah öffentlich in den Hundstagen. (Plutarch, Osiris und Isis 73.) Auch im Auslande war dieser blutige Opferdienst bekannt *), in den thebanischen Königsgräbern, namentlich im Harfensale, findet sich derselbe bildlich dargestellt **). Es sind nämlich abwechselnd rothe und blaue Menschen mit abgeschnittenen Köpfen abgebildet. Die Opfer sind in den peinlichsten Stellungen gefesselt und die Henker haben Messer, womit sie die Köpfe abschneiden; das Blut spritzt umher und dazwischen liegen zerschnittene Schlangen.

*) Vergl. Prichard S. 301. ff., wo die gesammelten Stellen der Alten.

**) Description de l'Egypte. Ant. II. pl. 85. u. 86. Costaz im Text III. 198. Wilkinson Forts. I. 269. II. 341. Heeren S. 266. — Vergl. oben S. 99. ff., über die mexicanischen Menschenopfer, und C.-G. III. 371.

Ich habe bereits oben meine Ansicht über die Bedeutung der Darstellung des Königs ausgesprochen, welcher eine Anzahl gefangener Feinde beim Schopfe gefaßt und auf die Knie gedrückt hat, während er mit der Rechten den Sciopsc oder die Streitart gegen den Hals derselben schwingt. Ich sehe darin eine Andeutung der Sitte, der Gottheit, welche den König gegen die Feinde des Landes bewaffnete und ihm die Siegesgottheit zur Begleitung gab, nach errungenem Siege ein Opfer darzubringen, die übrigen Gefangenen aber gefesselt ihr in dem Tempel vorzuführen. Endlich scheint noch eine Andeutung der ehemaligen Menschenopfer in der Darstellung zu liegen, welche das Siegel der Opferpriester enthielt, das wir alsbald kennen lernen werden (S. 412. Note).

Vielleicht fanden auf den Pyramiden von Gizeh und Sakarah eben solche Blutscenen statt, wie auf der von Mexico und Chalco in America; allein dem ägyptischen Reiche war es von der Vorsehung gestattet, seinen Culturgang bis auf die Stufe fortzuführen, wo mildere Sitten eintraten und der blutige Opferdienst aus den Tempeln verbannt wurde. Vielleicht hatte man in der Zeit der Menschenopfer dieselbe Sitte wie in Mexico, das zuckende Herz dem Feinde aus der Brust zu nehmen und der Sonne darzureichen, wie man nachmals den verstorbenen Menschen gleichfalls das Herz aushob und der Sonne emporzuhalten pflegte.

Waren nun auch Menschenopfer im alten Aegypten Sitte, so wurden sie doch sehr früh abgeschafft und nur Thiere und Pflanzen, Speisen, Wohlgerüche und Wasser den Göttern dargebracht, geschlachtet und zu ihren Ehren aufgestellt und verzehrt.

Zu allen Opfern scheint der Weihrauch, eben so wie in Mexico, wesentlich gehört zu haben und man nahm dazu Myrrhen und eine eigens gefertigte Mischung von sechszehn Stoffen, welche Kuphi hieß; man nahm dazu Honig, Wein, Traubenbeeren und mehrere Holzarten und Kräuter. Man hat dergleichen in den Gräbern gefunden und chemisch untersucht. (Wilkinson Forts. II. 338.)

Diese Wohlgerüche brachte man in einem Gefäßchen dar, welches an einem langen Stiel befestigt eine Art Löffel bildete; der Stiel war bald gerade bald gekrümmt und endete sich in fingerartige Spitzen, welche den Napf wie eine Hand umschlossen, in welchem die Kohlen oder die Flamme waren. Auf der Mitte des Stieles befand sich ein anderer Napf, worin der Weihrauch lag, und das Ende des Stiels war ein Sperberkopf mit der Sonnenscheibe. Den Weihrauchvorrath verschloß man in einer Metallbüchse. (Wilkinson Forts. II. 340. m. Abbildungen.)

Die Opfer wurden mit großer Sorgfalt dargebracht und die Thiere vorher genau von den Sphragisten geprüft. Wenn ein Stier geopfert werden sollte, so ward er vorher genau untersucht, ob ein schwarzes Haar an demselben war; der Priester, dessen Amt dieß war,

stellte das Thier erst aufrecht hin, dann legte er dasselbe auf den Rücken, betrachtete auch die Zunge und die Schwanzhaare und erst, nachdem er es rein gefunden, umwickelte er dessen Hörner mit Byblus, strich Siegelerde auf und drückte sodann seinen Ring*) darauf. Das Opfer eines ungezeichneten Stieres wird mit dem Tode bestraft. Das also geprüfte Opferthier ward nun zu dem Altare geführt und hier ein Feuer angezündet, Wein über dasselbe gesprengt, die Gottheit angerufen und der Stier geschlachtet. Darauf wird demselben der Kopf abgeschlagen und die Haut vom Körper gezogen; über den Kopf aber wird eine lange Verwünschung ausgesprochen; er wird dann entweder in den Fluß gestürzt oder, wo es Griechen giebt, an diese verkauft. Ihre Verwünschung lautet dahin, daß, wofern über sie, die Opfernden, oder über ganz Aegypten ein Unheil kommen solle, es auf diesen Kopf übergehen möge. So wird mit allen den Göttern geweiheten Thieren verfahren. Nachdem der Stier abgezogen, wird gebetet und der Stier ausgeweidet; Fett und Eingeweide bleiben im Leibe; dann werden Schenkel, Schultern und Hals abgeschnitten, der Leib mit reinen Broten, Honig, Rosinen, Feigen, Weihrauch und Myrrhen gefüllt, mit Oel begossen und verbrannt. Während das Opfer brennt, schlagen sie sich, dann aber wird von den Ueberresten ein Mahl aufgetragen. Kühe werden nur der Isis geopfert. (Herodot II. 40. ff. Dazu Wilkinson Forts. II. 346. ff.)

Die Vögel (und unter diesen opferte man vorzugsweise Gänse) wurden auf einer Art Säule dargebracht, die oben herausstehende Spitzen hatte, wodurch das Opferthier, dem man den Hals umgedreht hatte, fest lag. (Wilkinson Forts. II. 353. m. Abb.) Die Vögel wurden mit den Federn dargebracht.

Das Blut floß auf den Altar oder an den Boden am Fuße desselben. Die einzelnen Theile, wie Schenkel, Rippen, wurden sauber ausgeschält auf den Altar aufgelegt. Bei dem Schweinsopfer, welches der Mondgottheit dargebracht wurde, legte der Opfernde, nachdem das Thier geschlachtet worden, die Schwanzspitze, die Milz und das Darmnetz zusammen, umhüllte es mit allem Speck vom Bauche des Thieres und brachte es dann als Brandopfer dar; das übrige Fleisch wurde am Vollmond gegessen. Arme opferten Schweine, die sie aus Teig buken. Am Vorabend des Dionysosfestes schlachtete Jedermann vor seiner Thür ein Ferkel, das er sodann dem Schweinehirten überließ. (Herodot II. 47. f.)

Außer Thieren opferte man in den Tempeln noch Wein, Oel, Bier, Milch, Kuchen, Getraide, Salben, Blumen, Früchte

*) Wilkinson Forts. II. 352. theilt das Siegel nach der Beschreibung Plutarchs und der Hieroglyphen mit: Es waren zwei sich gegenüber knieende bärtige Gefangene, denen das Messer an der Kehle stand.

und mancherlei andere Erzeugnisse des Bodens. Man findet von diesen Gaben ganze Verzeichnisse in den Hieroglyphen mit Angabe des Monatstages und der Gottheit, welcher sie gewidmet waren. Neben der Bibliothek des Königs Osymandyas waren die Bilder aller Gottheiten befindlich, denen der König auf gleiche Weise die Geschenke bringt, welche einem jeden gebühren, auch waren die Opfergaben verzeichnet. Er wollte dadurch dem Osiris und seinen 42 Beisitzern zeigen, wie fromm und gerecht er gelebt habe. (Diodor I. 49.)

König Ramses ist in seinem Grabgebäude dargestellt, wie er den Weihrauch in den obenbeschriebenen Löffel darbringt und wofür die Gottheit ihm ein langes, reines und glückliches Leben verheißet. Der Wein ward in Gefäßen dargebracht. Die Opferkuchen waren rund, eiförmig oder dreieckig oder auch zusammengerollt und gefalten; andere hatten die Gestalt von Blättern, Blumen, Thieren, Crocodilköpfen oder fantastische Formen. Es war gewöhnlich, sie mit Samenkörnern zu bestreuen. (Wilkinson Forts. II. 365.) Der Wein ward gewöhnlich in zwei Gefäßen dargebracht und bei jedem Opfer ward vorher Wein auf den Altar ausgegossen, so wie auch nachher das Opfer mit Wein überschüttet wurde.

Blumen wurden sehr häufig dargebracht, einzeln sowohl als in Sträußern, die sehr sorgfältig zusammengelegt und gebunden waren. Lotus, Papyrus, Winden wurden vorzugsweise geopfert. Dabei wurde die Frucht oder Blume beachtet, die mit der Sage der Gottheit in besonderer Verbindung stand. Die Persea war der Athor, die Sycomore der Netpe, die Pfirsich dem Harpokrates geheiligt. An Gräbern des Osiris pflanzte man Tamarisken, die von den Priestern gepflegt und begossen wurden (Wilkinson Forts. II. 262. m. Abb.). Wir finden in den Denkmälern die einzelnen Pflanzen sowohl, als Zusammenstellungen derselben auf Opfertischen, wo sie schön neben und übereinander geordnet erscheinen. (Wilkinson Forts. II. 367. 374. m. Abb.)

Die Betenden erscheinen theils stehend mit erhobenen Händen an dem Altare, theils vor demselben auf ein Knie niedergelassen, die rechte Hand aufs Herz gelegt, die linke emporgehoben; theils auch auf den Boden niedergestreckt. (Wilkinson Forts. II. 375. ff. mit Abbildungen.)

Der ägyptische Gottesdienst nahm überaus viel Zeit in Anspruch und wurde mit möglichster Pracht abgehalten. Es fanden sehr häufig Processionen statt, eine Menge Ereignisse des gemeinen Lebens wurden durch religiöse Handlungen verklärt, welche die Priesterschaft anordnete und leitete, daher denn die Erlernung des sehr gegliederten Ceremoniels eine Hauptbeschäftigung der angehenden Priester seyn mußte.

Eine der feierlichsten Handlungen war die „Procession der Kisten," die theils in Gestalt einer Canopenvase theils als Kiste

oder Boot erscheinen. Dieses wurde mit Entfaltung einer großen Pracht von den dafür bestimmten Priestern an langen Stangen auf den Schultern in den Tempel getragen und hier auf einen Stand oder Altar niedergelegt, bis die nöthigen Ceremonien dabei verrichtet waren, und dann von einer anderen Abtheilung der Priester wieder zurückgetragen. Bei gewissen Festen wurde der Heiligenschrein der Gottheit allein getragen, bei anderen folgten mehrere von anderen Gottheiten oder der des Königs, wenn er dem Lande oder der Priesterschaft eine besondere Wohlthat erwiesen hatte. In der Inschrift von Rosette heißt es: Man habe beschlossen, daß dem Könige Ptolemäus aus dankbarer Anerkennung an dem sichtbarsten Orte eines jeden Tempels eine Statue errichtet werden solle, welche die Statue Ptolemäus des Vertheidigers von Aegypten zu benennen sey. Dabei soll die vorsitzende Gottheit dargestellt werden, welche dem Könige den Schild des Sieges überreicht. Ferner sollen die Priester zu dreien Malen eines jeden Tages bei den Statuen den heiligen Dienst verrichten, wie bei den Festen anderer Götter. Es soll in dem angesehensten Tempel dem König ein Bild und ein goldener Schrein aufgerichtet werden und bei den anderen Schreinen im Allerheiligsten aufbewahrt werden. Bei großen Festen aber, wenn die Procession der Heiligenschreine stattfindet, soll auch der des Gottes Epiphanes mitgeführt und auf demselben zehn goldene Königskronen mit der Schlange an jeder derselben, in der Mitte aber die Doppelkrone, der Pschent, womit er gekrönt worden, auf den Schrein aufgestellt werden.

Man trug bei diesen Processionen die Bilder der Gottheiten, des gefeierten Königs und seiner Vorfahren auf den Schultern mit herum. Bei jeder Trage waren zwölf oder sechszehn Priester, welche ein Geistlicher, dessen höherer Rang durch eine von dem einen Schlafe herabhängende Locke angedeutet war, leitete; oft führten auch zwei Priester den Zug an. Sie hießen Sem. Bei der Rückkehr in den Tempel wurde der Heiligenschrein mit Federn und Blumen reich geschmückt, die Opfergaben vor denselben aufgebaut und der König mit der Königin, welche das Sistrum in der Hand hielt, brachten die Dank- oder Weihopfer dar. An den Heiligenschreinen oder Booten waren die Sinnbilder des Lebens und der Beständigkeit oder der heilige Sonnenkäfer mit zwei großen Flügeln der Gottheit Thmei, der Treue, angebracht. (Wilkinson Forts. II. 271. m. Abb. Dazu Rosellini monumenti del Culto Atlas.)

Eine andere große Feierlichkeit veranlaßte die **Einweihung eines Tempels** oder einzelner Theile desselben, wobei der König mit thätig war und große Aufzüge stattfanden. Clemens von Alexandrien*) beschreibt eine solche Procession: „Bei den feierlichen

*) Stromat. VI. S. 633. der sylburg. Ausg.

Processionen der Aegypter gehen gewöhnlich dem Zuge voraus der Sänger, der ein musicalisches Sinnbild in der Hand trägt. Seine Pflicht soll seyn, zwei Bücher des Hermes in der Hand zu tragen, deren eines Götterhymnen, das andere Lebensvorschriften für den König enthält. Ihm folgte der Horoskop, mit dem Zeitmesser in der Hand und dem Palmzweig, dem Sinnbilde der Sternkunde, dessen Pflicht es war, die vier Bücher des Hermes über diesen Gegenstand vorzutragen. Nach ihm kam der Hierogrammat mit Federn und Papyrus, Tintengefäß und Schriftrohr in den Händen. Sein Amt ist die Schreibkunst und Erdkunde, auch die Lehre von den heiligen Geräthen, Gewicht und Maas und die heiligen Gebräuche vorzutragen. Ihm folgten die Stolisten mit dem Würfel der Gerechtigkeit und der Weiheschaale. Er kennt Alles, was auf die Erziehung Bezug hat und auf die Auswahl der Opferthiere, die in zehn Büchern gelehrt werden, welche von der den Göttern schuldigen Ehrenbezeigungen, den Opfern der ersten Früchte, Hymnen, Gebeten, Processionen und Feiertagen handeln. Ihm folgt der Prophet, der über alle heiligen Pflichten die Aufsicht führt."

Diese Stelle wird durch ein großes Relief im Palaste Ramses III. zu Theben (in Medinet Abu) trefflich erläutert, welches die Krönungsfeierlichkeit des genannten Königs darstellt. (Wilkinson III. 287. u. Taf. 76.)

Wir sehen hier den König auf dem Throne, an welchem ein Löwe, eine Sphinx und ein Habicht, das Sinnbild des Königs als Phra, steht. Hinter ihm steht die Doppelgestalt der Treue und Gerechtigkeit mit ausgebreiteten Flügeln. Zwölf ägyptische Prinzen oder Königssöhne mit ihren Stirnbinden und Straußenfedern und in langen, faltigen Gewändern tragen den Königsthron auf ihren Schultern an langen Querstangen. Beamte führen an langen Stielen die Federwedel und Mitglieder der Priesterkaste halten die Waffen und Insignien des Monarchen. Es folgen vier andere Priester und sechs Königssöhne, hinter welchen zwei Schreiber und acht Beamte aus der Kriegerkaste schreiten, welche Stühle und Fußschemmel tragen. In einer Reihe daneben sehen wir noch mehr Prinzen, Priester und Krieger mit Fahnen und Schreibgeräth. Den Schluß bilden einige bewaffnete Gardisten. Vor dem Throne her schreiten, wie die ersten in vorwärts gebeugter Stellung, zunächst sechs Beamte mit Scepter, Krummstab und Insignien, Stäben und Streitäxten, so wie ein Schreiber, welcher aus einem Buche vorliest, vor welchem drei Prinzen und ein Officier mit Streitärten und Fahnen hergehen. Dem König zunächst erblicken wir zwei Priester, welche in der Hand den Opferlöffel haltend dem König Weihrauch opfern. Den Zug eröffnen Sänger und Musiker mit Trompete, Trommel und Doppelpfeife. Dieß ist die erste Abtheilung der Krönungsceremonie, der Einzug des Königs in den Tempel.

Die zweite Abtheilung stellt zuvörderst den Amun Khem, Amoure, den Schöpfer, dar. Die Statue des Gottes, der mit der Hand die Geißel schwingt und die hohe Doppelkrone auf dem Haupte trägt, steht auf einem Gestell unter einem Baldachin und vor derselben sind Blumen, Gefäße und andere Opfergaben aufgestellt. Vor ihr steht der König mit der Helmkrone und opfert im Opferlöffel Weihrauch, während er in der andern Hand Wein aus drei Gefäßen ausgießt. Ueber dem König schwebt der Geier der Siegesgöttin.

In der nächsten, dritten Abtheilung bewegt sich die Procession wieder vorwärts. Die Statue von Amun Khem ist auf einer mit reichgesticktem Tuch belegten und mit einem Palankin bedeckten Trage aufgestellt, welche von zwei und zwanzig Priestern getragen wird, von denen man nur die Köpfe und die Füße sieht. Federwedel und Fahnen umgeben die Götterbahre und hinter derselben wird von Priestern der mit gesticktem Tuch behangene und mit Opfergaben bedeckte Tisch des Gottes getragen. Vor der Bahre schreitet der König unter der Krone der niedern Gegend, in jeder Hand einen Scepter, über seinem Haupt schwebt der Siegesgeier, vor ihm schreitet der weiße Stier mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern und der Binde auf dem Nacken, vor diesem aber opfert ein Priester in dem Opferlöffel den Weihrauch.

An der Seite sehen wir die Königin mit auf der Brust gefalteten Händen und einem Schreiber, welcher ein großes Buch vor sich hat. Sie ist blos Zuschauerin und nimmt keinen Antheil an der Ceremonie.

Hierauf folgt ein großer Zug von Priestern, welche die Fahnen und heiligen Sinnbilder, heilige Gefäße, Ständer mit Vasen und die Bilder der Vorfahren des Königs tragen. Dann sehen wir die Vögel der vier Himmelsgegenden und zwei Priester vor aufgerichteten Standarten, auf deren Fußgestelle sie mit hammerartigen Instrumenten klopfen — der König aber steht diesen zugewendet mit den Sceptern in der Hand und der Doppelkrone von Ober- und Unterägypten auf dem Haupte, über welchem auch hier der Siegesgeier schwebt. Hinter ihm steht ein Priester, welcher eine lange Anrufung vorliest.

Darauf folgt eine Abtheilung, in welcher der König, umschwebt vom Siegesgeier, mit der goldenen Sichel sechs Kornähren von den Halmen schneidet, die ihm ein Priester darreicht und die ein anderer an die Gottheit weihet. Hier ist auch der weiße Stier mit den Vorfahren des Königs, deren Namen beigeschrieben sind. Die Königin steht ebenfalls in der Nähe, ohne jedoch Theil an der Ceremonie zu nehmen.

Die Krönung selbst wurde durch die Priester besorgt, welche Kleid und Maske der Götter trugen. So zeigt uns ein Relief (Wilkinson pl. 78.) den König Ramses den Großen zwischen den Göt-

tern, welche ihm die Doppelkrone aufsetzen, und ein anderes (Wilkinson Forts. II. 268.), wie Amonre dem König die Geißel und den Krummstab als Zeichen der Herrscherwürde überreicht. Vor dem Antritt eines Feldzugs übergaben in ähnlicher Weise die Götter ihrem Sohne die Streitaxt oder den Sciopsc. Auf den Obelisken von Karnak und anderen sieht man den Gott, wie er dem vor ihm knieenden König die Krone auf das Haupt setzt und ihm die Herrschaft der Welt verheißet.

So war denn auch die Salbung der Könige eine alte ägyptische Sitte; wir sehen bei Wilkinson (pl. 77.) Horus und Thot über Amenoph III. aus zwei Vasen Leben und Reinheit ausgießen. Die Geißel, den Nilschlüssel und Tau, als Zeichen des Lebens, geben die Götter ebenfalls ihren Söhnen in die Hand.

So sehen wir den König sein Reich aus den Händen seiner göttlichen Vorfahren erhalten; sie geben ihm die Zeichen der Herrschaft und ihren Segen, ihr Siegesgeier umschwebt ihn immer; sie geben ihm die Waffen in die Hand, ihre Feinde zu bekriegen und zu vernichten; zu ihnen eilt er, wenn er aus dem Kampfe heimkehrt, ihnen bringt er die Gefangenen dar.

Außer den Königen wurden aber auch die Priester wie die Krieger vor den Bildern der Götter durch deren Diener geweihet, wie denn z. B. Wilkinson (pl. 80.) die Einkleidung eines königlichen Fahnenträgers darstellt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die vielfachen Ceremonien und Züge, welche die ägyptischen Denkmäler in so reicher Fülle darbieten, nach ihren Einzelheiten betrachten. Wir wenden uns daher sofort zu einigen zu bestimmten Zeiten jährlich wiederkehrenden Festen und Opfern.

Eines der alljährlich wiederkehrenden Feste war das der Anrufung des Nils für die Wohlthat der Ueberschwemmung. Es fand statt zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn der Nil zu wachsen begann. Männer und Frauen kamen dann aus allen Theilen Aegyptens in den Hauptorten zusammen und feierten unter Musik, Tanz und Lobgesängen die Gottheit des Stromes. Die Priester führten das hölzerne Bild der Gottheit in feierlichem Aufzuge durch die Städte und man rief sie inbrünstig an. (Wilkinson Forts. II. 291. f.) In ähnlicher Weise feierten die Landleute während der Ueberschwemmung, wo sie auf ihre Häuser beschränkt waren, Dank- und Erntefeste; man brachte die ersten Früchte und erfreute sich nach dem Schluß der Jahresarbeit in fröhlichen Zusammenkünften, die niemals religiöser Weihe entbehrten, gleich den Festen, die zur Ehre und Erinnerung an die Thaten der Götter gefeiert wurden.

Es bezogen sich aber diese Feste theils, wie die Nilfeier, auf die Götter selbst, namentlich auf die Hauptgottheiten Osiris und Isis, Amunre in Theben, Ptah, Thot u. s. w., um die gnädige Gesinnung

derselben dem Lande und dessen Bewohnern zu erhalten, theils aber auf die Vorfahren; der letztere Cultus aber war nach den Kasten gegliedert, so daß die höchsten Kasten auch die meiste und allgemeinste Verehrung genossen und die geringeren nur auf ihre eigenen Mitglieder beschränkt waren. Jede Familie feierte an ihren Begräbnißstätten das Andenken der vorausgegangenen Verwandten an bestimmten Tagen, brachte Opfer und sang Hymnen.

Merkwürdig ist in dieser Beziehung der Dienst, welcher der Tochter des Mycerinus (seit 1076 v. Chr. G.), der dem Volke durch Erleichterung der von den Vorfahren auferlegten Lasten ein großer Wohlthäter geworden war, nach ihrem Tode zu Theil wurde. Sie war sein einziges Kind und starb. Da ließ der betrübte Vater aus Holz eine Kuh fertigen, sie vergolden und die Leiche darinnen verschließen. Diese Kuh wurde im Königspalaste der Stadt Sais in einem Prachtsaale aufgestellt, dann mit einer Decke von feinem Purpurstoff bedeckt. Zwischen den Hörnern sah man die Sonnenscheibe. Das Bild war liegend dargestellt, auf den Knien ruhend in der natürlichen Größe des Thieres. Täglich wurde ihr Weihrauch angezündet und allnächtlich eine brennende Lampe dazu gestellt. Alljährlich wird diese Statue einmal in feierlichem Zuge an das Tageslicht gebracht. In einem Gemache daneben sah man zwanzig Colosse von Holz, deren Hände zur Zeit des Herodot vor Alter losgegangen und zu den Füßen derselben niedergelegt waren. (Herodot II. 129. ff.) Das Volk knüpfte mancherlei Sagen an diese Denkmäler.

Die Religion der Priester aber war eine doppelte, die öffentliche, zu deren Aeußerlichkeiten die Processionen, Opfer und Feste gehörten, und die innere, welche gewissermaßen die Hülle aller ihrer Erfahrungen, ja ihrer gesammten Cultur war.

Zu der öffentlichen oder auch äußerlichen Religion gehörten namentlich alle Sagen und die Geschichte der Götter und Könige, die, weil Aegypten allgemach aus einer namhaften Anzahl von Priester- und Kriegercolonien entstanden war, auch sehr mannichfaltig seyn mußte. Jeder Tempel so wie jede Nekropolis war der Sitz einer besondern Sagenreihe und man kann wohl annehmen, daß die äußerliche Religion ursprünglich aus einem Localcultus entstanden ist, der eben an die Hauptstädte der verschiedenen Colonien sich anlehnte. Der gemeinsame Ursprung dieser Colonien wird aber durch die Sage von Osiris und Isis, die durch ganz Aegypten geht, angedeutet.

Osiris und Isis bilden den Mittelpunct der gesammten ägyptischen Mythologie und wir können wohl die übrigen in dem Lande göttlich verehrten Wesen in eine dreifache Reihe theilen: in die Vorfahren von Osiris und Isis, in ihre Gefährten und endlich in ihre Nachkommen.

Die Sage aber berichtet über dieses Götterpaar Folgendes *):

Osiris war der Sohn der Himmelsgötter, welche die Griechen Zeus und Here nannten, und Isis seine Schwester und Gemahlin. Ihre Geschwister waren Typhon, Apollo und Aphrodite. Osiris sey nun Herrscher geworden und habe Vieles gethan, was dem gesellschaftlichen Leben zum Vortheile gereicht. Zuvörderst habe er bewirkt, daß die Menschen aufgehört, einander zu fressen, denn nachdem Isis die Frucht des Waizens und der Gerste gefunden, welche vorher unter andern Kräutern wild auf dem Felde wuchs und von den Menschen nicht gekannt wurde, und Osiris die Zubereitung dieser Früchte erfunden hatte, veränderten sie gern ihre Nahrungsart wegen der innern Annehmlichkeit der neuerfundenen Nahrungsmittel und weil sie es selbst für nützlich hielten, von der Grausamkeit gegen einander abzustehen. Als Zeugniß für dieses Ereigniß führen die Aegypter einen alten Gebrauch an, demzufolge sie die ersten abgemäheten Aehren als ein Opfer hinlegen, sich bei den Garben klopfen und dabei die Isis anrufen. Auch werden in einigen Städten am Isisfest in der Procession Gefäße voll Waizen und Gerste umhergetragen. Isis gab ferner Gesetze, nach denen sich die Menschen Recht widerfahren lassen und aus Furcht vor der Strafe Gewaltthaten und Frevel unterlassen. In der Thebaide erbaute Osiris eine Stadt mit hundert Thoren, welche er nach seiner Mutter benannte, die aber von den Nachkommen theils Diospolis, Stadt des Zeus, theils Theben genannt wurde. Doch sind hierüber auch noch andere Sagen vorhanden, welche andere Könige als den Osiris zum Erbauer von Theben machen. Osiris baute ferner seinen Aeltern Zeus und Here einen durch Größe und Kostbarkeit merkwürdigen Tempel nebst zwei vergoldeten Capellen: eine größere für den himmlischen Zeus und eine kleinere für seinen Vater, welcher vorher König war und den einige Ammon nennen. Auch den übrigen Göttern, Helios, Kronos, Hephästos, Hestia, Hermes u. s. w., errichtete er vergoldete Capellen, ordnete jedem einen besonderen Gottesdienst und bestellte dafür besondere Priester. Osiris und Isis erfanden die Künste, die den Menschen nützlich sind, und führten sie ein. Als nun in der Thebais die Bearbeitung der Metalle und des Goldes erfunden worden, ließen sie Waffen fertigen, womit sie die wilden Thiere erlegten, das Feld bearbeiteten und das Land mit allem Fleiß bebauten. Dann errichteten sie den Göttern Bildsäulen und goldene Capellen. Osiris soll ein Freund des Ackerbaues gewesen und zu Nysa im glücklichen Arabien, nahe bei Aegypten, erzogen worden seyn, daher er auch Dionysos genannt wird. Er soll in Nysa der Entdecker des Weinstocks geworden und der erste gewesen seyn, der Wein getrunken und die Men-

*) Namentlich nach Diodor von Sicilien I. 13. ff.; vergl. damit die Ynеasage oben S. 176.

schen gelehrt den Weinstock zu pflanzen, den Wein zu bereiten und zu verführen. Sein Schüler war Hermes.

Hermes articulirte zuerst die gemeine Sprache, gab vielen unbenannten Dingen Namen, erfand die Buchstaben und ordnete den Dienst der Götter und die Opfer. Er beobachtete zuerst die Ordnung der Gestirne und die Harmonie und Eigenschaften der Töne. Er war der Erfinder der Ringeübungen und sorgte für anständige Ausbildung des Körpers. Er erfand die Lyra und gab ihr in Hinsicht der drei Jahreszeiten drei Saiten, von denen die des hohen Tons den Sommer, die des tiefen den Winter und die mittlere den Frühling andeutete. Osiris gebrauchte ihn als seinen Staatssecretair, theilte ihm alle seine Entwürfe mit und bediente sich vorzüglich seines Rathes.

Osiris brachte dann ein großes Kriegsheer zusammen, in der Absicht, die ganze Erde zu durchziehen und dem Menschengeschlecht das Pflanzen des Weinstocks und das Säen von Gerste und Waizen zu lehren*). Als er nun in Aegypten Alles in Ordnung gebracht, übergab er die Oberaufsicht über das ganze Land seiner Gemahlin Isis und als Rathgeber gab er ihr den Hermes, der an Einsicht alle übrigen Räthe übertraf. Als Oberfeldherrn im ganzen Lande hinterließ er seinen Vetter Herakles, der seiner Tapferkeit und Leibesstärke wegen bewundert wurde. Busiris wurde Statthalter in den gegen Phönicien und die See zu gelegenen Gegenden, Antäus in den nach Aethiopien und Lybien hin gelegenen. Er selbst begann von Aegypten aus einen Kriegszug in Begleitung seines Bruders Apollon und seiner beiden durch Tapferkeit ausgezeichneten Söhne Anubis und Makedon; es waren ferner bei ihm Pan und Maron als Weinpfleger und Triptolemos als Ackersmann. Nachdem Osiris den Göttern gelobt hatte, sein Haar bis zu seiner Rückkehr wachsen zu lassen, trat er seinen Zug nach Aethiopien an. Dort fand er das Satyrenvolk, dessen Schenkel mit Haaren bewachsen und welches stets zu Tanz, Scherz, Gesang und Fröhlichkeit aufgelegt ist und das er auch in sein Heer aufnahm. Denn er war nicht kriegerisch und ließ es nicht auf Schlachten und Gefahr ankommen und die Völker nahmen ihn seiner Wohlthaten wegen wie einen Gott auf. In Aethiopien verbreitete er die Ackerbaukunde, erbaute Städte, hinterließ Landpfleger und Steuereinnehmer.

Unterdessen brach zur Zeit des Aufganges des Sirius der Nil durch und überschwemmte einen großen Theil von Aegypten; Herakles aber brachte den Strom wieder in sein altes Bette und als Osiris an die Gränzen Aethiopiens kam, ließ er den Fluß an beiden Seiten

*) Bemerkenswerth ist folgende hierher gehörige Stelle: „Denn er glaubte dadurch unsterbliche Ehre zu erlangen“ (Diodor I. 17.). Wir finden also schon bei den Alten die Ruhmsucht als eine anerkannte Triebfeder heldenmüthiger Thaten. Vergl. damit C.-G. IV. 237.

mit Dämmen einfassen, um die Ueberschwemmung desselben regeln und leiten zu können. Darauf unternahm er einen Zug nach Arabien, längs des rothen Meeres bis nach Indien und an das Ende der Welt. In Indien erbaute er viele Städte, deren eine er Nysa nannte; er hinterließ auch noch viele andere Denkmale in Indien. Er war auch Liebhaber der Elefantenjagd und hinterließ überall Denksäulen an seinen Feldzug. Darauf besuchte er die anderen Völker Asiens und ging beim Hellespont nach Europa. In Thrakien erlegte er den König der Barbaren, Lykurg, und ließ dann seinen Maron als Statthalter zurück. Seinen Sohn Makedon ließ er in dem nach ihm genannten Lande in gleicher Eigenschaft, in Attika aber setzte er den Triptolemos ein. So durchzog er die ganze Erde und lehrte den Ackerbau; in den Ländern aber, wo der Weinstock nicht gedeiht, lehrte er die Einwohner ein Getränk aus Gerste brauen, das dem Weine an Wohlgeschmack und Stärke nichts nachgiebt.

Endlich aber kehrte er nach Aegypten zurück und brachte von allen Orten die schönsten Geschenke mit und wurde seiner Wohlthaten wegen wie ein Gott verehrt.

Während der Abwesenheit des Osiris *) hatte Isis als gerechte und aufmerksame Königin das Land regiert und Typhon hatte auch gar keine Unruhe veranlaßt. So wie aber Osiris zurückgekommen, brachte er zwei und siebenzig Männer zu einer Verschwörung zusammen, welcher auch die äthiopische Königin Aso beitrat. Er maas im geheimen den Leib des Osiris, ließ nach der Größe desselben einen schönen und prächtig geschmückten Kasten anfertigen und denselben ins Speisezimmer bringen. Da nun alle ihre Freude und Bewunderung an diesem Werke bezeigten, versprach er den Kasten demjenigen zu schenken, der denselben gerade ausfüllen würde. Alle versuchten es, allein kein einziger paßte in denselben, bis sich endlich Osiris ebenfalls hineinlegte. Sofort sprangen nun die Verschworenen herzu, warfen den Deckel darauf und nachdem sie ihn theils mit Pflöcken, theils mit geschmolzenem Blei befestigt, brachten sie den Kasten auf den Fluß und durch die tanaitische Mündung in die offene See, welche deßhalb denn auch von den Aegyptern die hassenswürdige und abscheuliche genannt wird.

Nach Anderen **) aber theilte Typhon den Leib des Osiris in sechs und zwanzig Theile und gab jedem Mitverschwornen einen solchen Theil, um sie alle gleichmäßig schuldig zu machen. Isis aber rächte mit Hülfe ihres Sohnes Horus den Mord und erschlug den Typhon und seine Mitverschwornen in der Schlacht bei Antäa. Isis fand alle Glieder ihres Gemahles wieder bis auf eines. Sie wollte jedoch nicht, daß Jemand das Grab des Osiris kenne, wünschte auch nicht,

*) Dieß die Ergänzung der Sage aus Plutarch, Osiris und Isis C. 13.
**) Diodor von Sicilien I. 21. ff.

ihm die gebührende Verehrung zu entziehen, und ließ daher für jedes der Glieder eine Hülle aus Spezereien und Wachs machen und derselben die Gestalt eines Menschen geben. Darauf ließ sie alle Priesterzünfte zu sich rufen und beschwor sie alle, keinem Menschen das ihnen anvertraute Geheimniß zu offenbaren, und sagte dann jedem Einzelnen, daß nur ihr das Begräbniß des Leichnams übertragen werde, erinnerte sie dabei an die Wohlthaten, welche Osiris dem Lande gewährt hatte, ermahnte sie, den Körper an ihrem Orte zu begraben, ihm eines der bei ihnen gewöhnlichen Thiere zu widmen, dasselbe so lange es lebe zu verehren und wenn es gestorben, ihm denselben Todtendienst wie dem Osiris zu erweisen. Um die Priester noch mehr an ihr Amt zu fesseln, schenkte sie denselben den dritten Theil des Landes.

Isis aber that einen Schwur, daß sie sich nie wieder vermählen wollte, und brachte die übrige Lebenszeit als gerechte Königin zu. Nach ihrem Tode erlangte sie ebenfalls göttliche Ehre und wurde in einem Tempel bei Memphis begraben, wo noch jetzt (zu Cäsars Zeit) ihre Capelle im Hephästiostempel gezeigt wird. Auf der Insel Philä wird das Grabmal des Osiris gepflegt, welches gemeinschaftlich von allen Priestern in Aegypten verehrt wird. Um dasselbe stehen 360 Krüge, welche die Priester täglich mit Milch anfüllen und wehklagend die Namen der Götter anrufen. Hierher durfte außer den Priestern Niemand kommen.

Es findet aber (berichtet Diodor I. 25.) eine große Verschiedenheit in Beziehung auf diese Gottheiten Statt, denn eine und dieselbe Person nennen einige Isis, andere Demeter, andere Thesmophoros, andere Mond, andere Here; den Osiris halten einige für den Serapis, andere für Dionysos, andere für Pluto, für Ammon, Zeus oder Pan.

Isis wurde namentlich als Göttin der Heilkunde verehrt und war eine wahrsagende, die Träume lenkende Gottheit. Sie war ferner als Schwester und Gemalin des Osiris die Gottheit der Königin. Ihre ganzen Titel waren im Tempel zu Nysa in Arabien, wo ebenfalls die Gräber der beiden Götter gezeigt worden, folgendermaßen verzeichnet: „Ich bin Isis, die Königin des ganzen Landes, die von Hermes unterrichtet worden; die Gesetze, welche ich gegeben, kann Niemand aufheben. Ich bin die älteste Tochter des jüngsten der Götter, des Kronos. Ich bin die Schwester und Gemalin des Königs Osiris. Ich habe zuerst den Genuß der Frucht für die Menschen erfunden. Ich bin die Mutter des Königs Horus. Ich bin es, die in dem Hundsstern aufgeht. Ich habe die Stadt Bubastos erbauet. Lebe, lebe Aegypten, das mich gezogen."

Auf der Denksäule des Osiris las man in ähnlicher Weise: „Mein Vater ist Kronos, der jüngste unter allen Göttern; ich bin der König Osiris, der einen Kriegszug durch die ganze Welt gethan

hat bis zu den unberührten Gegenden Indiens und zu den Ländern gen Norden, bis zu den Quellen des Isterstroms und wiederum auf der andern Seite bis zum Weltmeere. Ich bin der älteste Sohn des Kronos, aus einem edlen und schönen Stamm erwachsen, ein verwandter Same des Tages. Es ist kein Ort in der Erde, wohin ich nicht gekommen wäre und allen ertheilte ich die Wohlthaten, deren Stifter ich war." (Diodor I. 27.)

Endlich berichtet noch Diodor (I. 26.), daß die Aegypter erzählen, es wären zur Zeit der Isis einige dickköpfige Menschen gewesen, welche von den Griechen Giganten genannt worden. Von diesen hatten sie in ihren Tempeln Bildsäulen in ungeheurer Gestalt, die von Osiris geschlagen worden. Einige sagen, sie wären zu der Zeit aus der Erde erzeugt worden, wo noch die Erzeugung der Thiere aus der Erde Statt gefunden hätte; Andere erzählen, sie hätten eine außerordentliche Leibesstärke gehabt und viele Thaten gethan, daher man gesagt, sie wären vielkörpericht. Darin stimmen die meisten überein, daß sie den Zeus und Osiris bekriegt hätten, was allerdings wesentlich für den Character des Osiris, als erster Ordner, Wohlthäter und König Aegyptens, erscheint.

Osiris war nach seinem Tode was er im Leben gewesen, König des überirdischen Aegypten, des Reiches der Seelen, wo ewige Glückseligkeit herrscht. So begegneten wir demselben bereits in dem Todtenbuche. Um ihm desto ähnlicher zu werden, wurde der Todte, Mann wie Frau, Osiris genannt und seine Hülle der des verehrten Königs gleich gemacht. Osiris hatte eine Anzahl Beinamen und Titel und hieß der Offenbarer des Guten, der Eröffner der Treue, der Vorsteher des Westens, der Herr von Abydos, der Herr der Welt, der Herr des Lebens, der ewige Herrscher, der König der Götter; in den Papyrusrollen der Todtenbücher kommen oft 49 Namen des Osiris vor. (Wilkinson Forts. I. 321.) Diese große Anzahl von Namen kommt wohl vorzüglich daher, daß Osiris in den zahlreichen Städten Aegyptens allgemein verehrt ward und daß die Priester seine Sage mit den neben ihm verehrten Gottheiten in Verbindung und Eintracht zu bringen strebten.

Da nun Osiris bei der Bestattung jedes Menschen angerufen wurde, mußte er also stets im Gedächtniß der Menschen bleiben und täglich sein Dienst geübt werden. Sein Bild ward überall gesehen und war in den Reliefs, wie in Stein, dann im kleinen aus Holz, Bronze, gebrannter Erde, Serpentin und andern Stoffen zahlreich vorhanden. Außerdem feierte man zu Ehren des Osiris alljährlich in Saus und Braus das große Lampenfest. Es wurden von allen Leuten Lampen, d. h. Schaalen voll Salz und Oel, auf denen oben der Docht ruht, angezündet und unter freiem Himmel rings um die Häuser her aufgestellt. Diejenigen Aegypter, welche nicht zu der Festversammlung kommen können, zünden in dieser Nacht auch ihre Lam-

pen an, so daß nicht allein in Sais sondern in ganz Aegypten Erleuchtung ist. (Herodot II. 62.)

Osiris wird oft schwarz, mehr aber grünfarbig abgebildet und als Todtenrichter in Gestalt einer Mumie, wobei er in den gekreuzten Händen die Geißel und den Krummstab hält; er ist in reines Weiß gekleidet und trägt auf dem Haupte die Krone von Oberägypten, die mit Straußenfedern verziert ist; neben ihm hängt zuweilen bei dem Todtengerichte ein abgezogenes Fell.*)

Mit dem Dienste des Osiris hing auch der Apis zusammen, den man als Sinnbild der Seele des Osiris betrachtete. Auf diese Art hatte der Thiercultus Zusammenhang mit dem Osiris und der Isis.

Isis, die Gemalin und Schwester des Osiris, hatte so viel Beinamen, daß man sie Myrionymos, die Zehntausendnamige, benannte. In den Zusammenstellungen und Vergleichungen hat man sie als Proserpina, Demeter, Mondgottheit, als Neith, Athyr, auch als die Arete oder die Urheberin, den Anfang gedeutet.

Der Isisdienst war in Aegypten außerordentlich verbreitet und daher bezeichnet Herodot die Isis als die größte aller ägyptischen Gottheiten. Ihr Fest zu Busiris, wo der weiße Stier geopfert wurde, lernten wir schon kennen. Sie erscheint daher auch mit Hörnern auf dem Haupte, zwischen denen die Mondscheibe aufgerichtet ist, ja zuweilen kuhhäuptig.**) Als Mutter hat sie ihren Sohn Horus auf dem Schoos und dann gilt sie als die Ernährerin, als die eigentliche Landesmutter.

Osiris und Isis waren also die eigentlichen historischen Hauptgottheiten des Landes, die Ahnen und Vorfahren der Herrscher des Volkes, und als solche wird Isis auch Thei-hor, das Haus des Horus (Athor, Athyr), genannt und die Kuh ihr geheiligt.***)

Der Sohn von Osiris und Isis war Horus, den wir auf dem Schooße der Mutter als Harpokrates, als Jüngling, Choru, der junge Tag, dann als Tödter der großen Schlange antreffen. Er steht dann mit andern Gottheiten in einem Boot und durchbohrt den Typhon in Gestalt einer großen Schlange oder auch eines Menschen und ist so der Rächer seines Vaters Osiris. Sein Sinnbild und seine Maske ist der Habicht. Er unterstützt im Todtengericht seinen Vater und regulirt die Waage. Die Griechen verglichen ihn mit ihrem Apollo. (Wilkinson pl. 42.)

Dieß war also die eigentliche Götterfamilie, zu welcher nun noch Anubis gehört (Abb. b. Wilkinson pl. 44.), der schakalköpfige Sohn von Isis und Osiris, die er daher auch bei seinem

---

*) Die verschiedenen Darstellungen des Osiris im Atlas zu Wilkinson pl. 33.
**) Abbildungen der Isis bei Wilkinson pl. 34.
***) Abbildungen bei Wilkinson pl. 36.

Todtenrichteramt unterstützte, indem er das Gericht der verstorbenen Seelen beobachtete. Er kommt auch gleich zu Anfang des Todtenbuchs hinter den Leidtragenden als Schakal auf einem Altar gelagert vor, als Aufseher über den Transport der Leiche. In den Grabmälern sieht man ihn in Menschengestalt mit Schakalmaske über die Bahre gebeugt, auf welcher der Todte liegt, auch hält er den aufrecht gestellten Todten, während man diesem die Ehrenopfer bringt. Es war also Anubis der Seelenführer und Begleiter.

Zur Familie des Osiris, als Rathgeber der zurückbleibenden Isis, gehörte Thot, der Hermes der Griechen. Er erscheint bei dem Todtengericht als ein Mann mit Ibiskopf, welcher zwischen der Waage und Osiris steht und die von Horus und Anubis besorgte Abwägung der Thaten des Verstorbenen zu Papier bringt. Er ist also der Protocollant. Er war, der Sage nach, Erfinder der Rechnenkunst, Feldmesserei und Sternkunde, des Schachs und der Wagespiele, sowie der Schreibkunst. Aus dem Thiercultus hatte man den Hundsaffen mit Thot in Verbindung gebracht, der auch als Thot schreibend abgebildet wird. Er war auch Mondgott; dann trägt er den wachsenden Mond auf dem Haupte.*)

Die Geschwister von Osiris und Isis waren Apollon, Aphrodite und Typhon. Apollon, Horôri oder Aroeris, war die Gottheit des Tempels von Klein-Apollinopolis und Ombos, wo dieser Horus nicht als der Sohn des Osiris erscheint. Er war eine Sonnengottheit. (Abb. bei Wilkinson pl. 37.)

Athor, die Schwester des Osiris und der Isis, wird oft mit den Attributen der letztern abgebildet. (Abb. b. Wilkinson pl. 36.) Sie wurde namentlich im westlichen Theile der Thebaide verehrt, welcher daher Pathyris, der Athor gehörig, beigenannt wurde. Sie war die Gottheit der Nacht. Der Ort, welcher ihr gewidmet war, hieß Aboschek; in Memphis und an andern Orten war ihr eine heilige weiße Kuh gewidmet. Unter den letzten Ptolemäern wurde dieser ägyptischen Venus ein prachtvoller Tempel in Tentyris errichtet, wo sie als Ernährerin ihres Sohnes dargestellt erschien; in Bezug auf die Kuh, welche mit Athor in Verbindung gebracht war, sieht man in Tentyris und andern Tempeln ihr Haupt mit Kuhohren geschmückt. Sie war die Göttin der Schönheit und des Schmuckes.

Typhon, der dritte Bruder und der Mörder des Osiris, ägyptisch Ombte, der durch seinen Bruder Aroeris und seinen Neffen Horus bestraft und vernichtet wurde, war das böse Wesen, das mit dem Nilpferd, Crocodil und Hundsaffen in Verbindung gebracht (Wilkinson pl. 40. 41.) und unter gräßlichen Gestalten mit verzerrtem Haupt und gedrängten, groben Gliedern abgebildet wurde.

Als Gemalin des Typhon galt vielleicht Nephthys, die Schwe-

*) Abbildungen bei Wilkinson pl. 45.

ster der Isis, die als Ende bezeichnet wurde, während Isis den Anfang der Dinge bildete.

Dieses sind die historischen Götter, welche an der Spitze der Landesgeschichte stehen und die Reihen der Könige eröffnen. Es sind die Götter, welche auf Erden gelebt und den Staat begründet, die Cultur eingeführt haben. Sie hängen aber mit den himmlischen Göttern zusammen, den Schöpfern der Welt, den Vorstehern der Theile derselben, der himmlischen Körper, so wie der Elemente und der Schicksale der Menschen, deren Schutz man daher anrufen, deren Gunst man durch Opfer, Lobgesänge und Wandel erwerben kann.

Diese großen Götter aber waren folgende: Neph, Amun, Phtah, Khem, Sate, Maut, Pascht, Neith, Re oder Ra, Seb und Nethe; zu diesen kamen aber noch eine große Anzahl kleinerer, weniger allgemein verehrter Wesen, die theils einzeln, theils mit den großen Göttern, aber auch mit Osiris und Isis und dem Sagenkreise derselben in Verbindung gebracht und verehrt wurden. Dabei ist zuvörderst zu bemerken, daß je nach besondern Sagen die Götter wieder besondere Eigenschaften hatten, daß dadurch gewissermaßen eine Mischung der Gottheiten und ihrer Eigenschaften, mithin auch ihrer Attribute stattfand. Diese Mischung aber kam daher, daß die Priesterschaft in Entwickelung ihrer Ideen fortschritt und nicht die Erfahrungen, die sich ihr darboten, von sich werfend, ein starres, unantastbares Dogma bildete, in dessen Fesseln jeder ohne Rücksicht auf den Stand seiner Bildung den Geist schmieden lassen mußte.

Die älteste Religion der ägyptischen Priesterschaft war gewiß eine andere als die zur Zeit der Ptolemäer oder Römer. Die auf dem langen Wege zur höhern Cultur gewonnenen Erfahrungen mußten von Zeit zu Zeit dem Detail des Glaubens eine andere Gestalt geben, wenn auch gewisse Grundideen, wie die der Vorsehung und höhern Leitung der Weltbegebenheiten, der Belohnung und Bestrafung des Guten und Bösen, der Nemesis, der Pflicht der Dankbarkeit gegen die Gottheit und die moralischen Ideen stets als Resultat fortgesetzter Speculation bestehen mußten. Sollte es einst gelingen, die Religion der alten Aegypter zu einer topographisch-chronologischen klaren Uebersicht zu bringen, so würde das Chaos der Widersprüche sich aufhellen und sie sich als ein organisch ausgebildetes Ganzes darstellen.

Die Religion war nämlich nicht allein in den verschiedenen Zeitaltern eine verschiedene, wie denn z. B. die Menschenopfer der alten Zeit später abgeschafft worden waren, sondern sie war auch je nach den Ortschaften eine andere, wie wir schon bemerkten, daß das Crocodil, welches in Unterägypten für heilig gehalten wurde, in Oberägypten jagdmäßig verfolgt ward.

Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der allmäligen Entstehung des ägyptischen Staates durch die aus Aethiopien herabkom-

menden Colonieen, die wie ihre Mutterstaaten, namentlich von Priestern geleitet wurden. Die hereinkommenden Priester-Helden oder geistlichen Krieger brachten ihre Gottheiten mit sich und stellten sie dann den Ueberwundenen oder dem Volke, das sie zur Cultur um sich versammelt hatten, zur Verehrung dar. Daher finden wir in Oberägypten andere Gottheiten als in Unterägypten und während der Ammoncultus in Theben vorherrschte, war in Memphis der Phthah, in Bubastis die Pascht die vornehmste Gottheit.

Als ein Versuch, die Götter der verschiedenen Landschaften und Colonieen zu vereinigen, läßt sich wohl auch die Sitte erklären, daß man dem Hauptgott des Tempels noch eine weibliche Gottheit gleichen Ranges und eine männliche oder weibliche Gottheit zweiten Ranges zugesellte und so eine Götterdreiheit bildete, so wie daß in den Tempeln einer Stadt auch die Gottheit einer Nachbarstadt eine gastliche Aufnahme fand.

Osiris, Isis und Horus waren die älteste Götterdreiheit, die denn auch in Philä verehrt wurde; bei Leichenbegängnissen ward an des Horus Stelle Nephthys gesetzt. In Theben dagegen war die Götterdreiheit aus Amun, Maut und Khonso, in Syene und Elefantine aus Neph, Sate und Anuke, in Latopolis aus Neph, Neith und Hake, in Silsilis aus Re, Phthah und Nilstrom u. s. w. gebildet.*) Wie diese Götterdreiheiten entstanden, was man damit beabsichtigt, läßt sich kaum ermitteln, wenn wir nicht annehmen, daß die Priesterschaft damit eine Verherrlichung des ehelichen, geordneten Lebens dem Volke vor Augen stellen wollte; wir finden meist den größern Gott mit einer oder zwei Göttinnen. An der Stelle der zweiten ist zuweilen ein niederer Gott oder auch ein König. Die königliche Familie, namentlich der regierende Herr mit seiner Gemalin und seinem Sohne, war ja eine sichtbare Dreiheit, welche an der Spitze des Staates stand, und so konnte er als Abkomme von Osiris und Isis, deren Ahnen die höchsten Götter waren, wohl auch mit diesen selbst zur Dreiheit sich vereinigen. So war in Theben Ramses III. zwischen Osiris und Phthah; an andern Orten erscheinen die Faraonen zwischen Re und Atmo; in den Zeiten des Verfalls schämte man sich nicht, aus Cäsar, Kleopatra und dem von beiden erzeugten Sohne Neocäsar in Hermonthis eine Götterdreiheit zu bilden.

Wie im Leben die Menschen, so stehen auch die Götter in Beziehung und in Verkehr zu einander und durch diese Dreiheiten stellte man gewissermaßen die Bündnisse und Verträge der Götter dar, deren Repräsentant der König als Staatshaupt auf Erden

*) Wilkinson Forts. I. 231. giebt die Zusammenstellung mehrerer Götterdreiheiten.

war, und zeigte nebendem dem Volke seinen Herrscher als Bundesgenossen und Anverwandten der Gottheit.

Obschon von Haus aus die ägyptischen Gottheiten nicht gleichmäßig und allgemein im Lande verehrt wurden, mithin kein eigentliches System bildeten, so versuchten doch die Priester wahrscheinlich seit der Vereinigung aller kleineren und größeren Priesterstaaten zu einem großen Ganzen alle vorhandenen Götter in ein gewisses System zu bringen, und so konnten denn Herodot (II. 145.) und Diodor (I. 13.) von acht großen Göttern sprechen, womit auch Manethon übereinstimmt. Letzterer nennt acht Hauptgötter und neun Halbgötter, nämlich: Vulcan, Sol, Agathodämon, Kronos, Osiris, Isis und Typho als erstere und als letztere: Horus, Mars, Anubis, Herkules, Apollo, Ammon, Tithoes, Sosus, Zeus. Herodot führt die Hauptgötter nicht namentlich an, wohl aber Diodor: Helios, Kronos, Kybele, Here, Hephästos, Hestia, Hermes, Zeus.

Anstatt also den unfruchtbaren Versuch zu machen, die ägyptischen Gottheiten in ein System zu bringen, werde ich sie, der Anordnung von Wilkinson (Forts. I. 235. ff.) folgend aufführen, wobei ich jedoch die Götterfamilien beachten werde.

Neph, Nef, Kneph, Knouphis, Cnoubis, Noub, Nou, Gottes Geist, Zeus, die Ursache alles Lebens in den Thieren und der Vater des Alls. Er wurde mit einem Widderkopfe dargestellt, über welchem eine Schlange oder ein Gefäß emporsteigt. Es war der ammonische Jupiter der Römer. Als Götterdreiheit kommt er mit Sate oder Juno und Anuke (Vesta) vereinigt vor und zwar in Oberägypten. In Aethiopien oberhalb der zweiten Katarakten war sein Dienst sehr verbreitet und sein Widderkopf kommt dort oft vor. In Napata (jetzt Gebel Berkel) war der Hauptsitz seines Cultus. Ihm waren die Schafe geheiligt, die daher nicht vom Volke verzehrt werden durften. In Latepolis, Esneh, ist Neph als ein Widder dargestellt, zwischen dessen Hörnern die geheiligte Schlange emporsteigt. (W. Taf. 21.)

Die Gemahlin des Neph ist Sate, die Juno, und in den Denkmälern der Gegend von Syene wird durch Hinzufügung der Anuke oder Vesta von ihnen eine Götterdreiheit gebildet. Die letztere Göttin erscheint hier als Amme, wie Nephthys neben der Isis, und daher nennt sich auf der Inschrift des einen Thores von Dakkeh der äthiopische König Ergamun: Sohn des Neph, geboren von Sate, genährt von Anuke, und auf dem anderen: Sohn des Osiris, geboren von Isis, genährt von Nephthys. Ihr bluteten ehedem in Sebennytis täglich drei Menschen, ein Opfer, welches Amasis abschaffte. Sate ward dargestellt als eine Frau, welche die Krone von Oberägypten auf dem Haupte trägt, unter welcher die Kuhhörner emporragen; in der Hand trägt sie das Scepter der ägyptischen Göttinnen. (Wilkinson pl. 21.)

Anuke wird in einer griechischen Inschrift in Sehayl, ehedem

Sete, ausdrücklich als Hestia bezeichnet. Ihr Kopfputz besteht in einer Krone, über welche kreisförmig mehrere Federn emporragen, fast wie die Federkronen der Südamericaner. (Wilkinson pl. 48.)

Wenn Neph der Ideen weckende Gottesgeist ist, so war der Vollbringer und Ausführer derselben Amun, der Erzeuger. Amun ist ein Mann mit blauer Hautfarbe, um den Himmel anzudeuten; von seiner Kopfbedeckung ragen zwei gerade lange Federn parallel empor. Er war der König der Götter. Er erscheint nächstdem mit der Sonnenscheibe, dem Sinnbilde des Sonnengottes Ra oder Re, und heißt dann Amun-Re oder mit dem aufgerichteten Schamglied, dem Zeichen des Khem, als thebanischer Pan oder Amun-Khem, die Gottheit der Erzeugung. Mit Maut, seiner Gattin, und seinem Sohne Khons bildete er die große Götterdreiheit von Theben.

Maut oder Tmau ist die Mutter, Allernährerin, die auch in Unterägypten als Buto erscheint, welche man der Leto der Griechen gleichstellt. Sie hatte in der gleichnamigen Stadt an der sebennytischen Nilmündung ein weltberühmtes Orakel. Dort sah man mehrere Tempel des Apollo, der Artemis und der Leto. Die Kapelle der Göttin hatte Wände, die aus einem Stein gehauen waren, 40 Ellen im Geviert, ein vier Ellen dicker Block bedeckte sie*). (Herodot II. 155.) Die Bisamspitzmaus war der Buto heilig und wurde in Buto begraben. Buto war die alte Nacht, die dem Tage und der Weltschöpfung vorausging. Als Maut trug die Gottheit die Doppelkrone oder den Pschent über einer Kappe, welche Leib und Flügel eines Geiers darstellte, dessen Hals und Kopf über die Stirn in der Weise emporragte, wie die Schlange über dem des Amun. Maut erscheint auch mit einem Löwenhaupt. Man hat von ihr große, sitzende, schwarze Basaltstatuen. (Abb. Wilkinson pl. 27.)

Khonso, der Sohn von Amun und Maut, erscheint als Mumie, in der Hand die Sinnbilder des Lebens, des Bestehenden und der Reinheit, nebst der Geißel und dem sogenannten Nilschlüssel des Osiris. An der Seite des Kopfes ist die große Harpokrateslocke, auf dem Kopf die Mondsichel und darüber die Mondscheibe. Zuweilen hat er einen Habichtkopf.

Phthah, Pthah, Hephästos oder Vulcan, der Künstler, der Anführer der irdischen Künstler und himmlischen Götter, der Herr der Treue. Er entstand aus einem Ei, welches aus dem Munde des Neph kam. Der Scarabäus war ihm besonders heilig, weil diese Käfer allesammt männlichen Geschlechts, die Zeichen der Schöpferkraft sind. Es war also Phthah der Demiurg. In Memphis wurde Phthah verehrt als Phthah-Sokari-Osiris, und ein Boat in feierlichem Zuge ihm zu Ehren herumgeführt. Bei ihm erscheint auch Isis, wie

*) Ich erinnere an die Bauart mancher norddeutscher sogenannter Hünenbetten.

sie ihn mit ihren Flügeln beschützt. Er erscheint auch mit Froschhaupt.

Khem, Chemmo, Pan, wurde in Chemmis oder Pans-Stadt vorzugsweise, aber auch sonst überall in Aegypten verehrt. Er war der Schöpfer der Pflanzenwelt. Die Könige opferten vor ihm Pflanzen und bearbeiteten in seiner Gegenwart das Land; hinter ihm auf seinem Altar sind Bäume aufgestellt. Er selbst ist als Mumie gebildet mit dem bereits erwähnten Sinnbild und der Geißel in der Hand. (Wilkinson pl. 26.) Er begleitete auch den Osiris auf seinem großen Zug.

Pascht, Bubastis, Artemis, Diana, wurde vorzugsweise im Delta und Unterägypten verehrt, vor allem in ihrer Stadt Bubastis, wo sie nach Herodot einen der schönsten Tempel auf einer Insel besaß, indem auf jeder Seite desselben hundert Fuß breite Canäle aus dem Nil herein gingen, deren Ufer mit Bäumen bepflanzt waren. Die Vorhallen hatten zehn Klaftern Höhe und waren mit schönen sechs Ellen hohen Statuen geschmückt. Diesen Tempel sah man von der Stadt aus in der Tiefe liegen, da das Heiligthum nicht wie die Stadt auf einem hohen Damme, sondern auf dem unveränderten natürlichen Boden liegt. Um dasselbe geht eine Mauer, worein Bilder gehauen sind. Um den großen Tempel, worin die Statue der Göttin steht, ist ein Hain von den höchsten Bäumen angepflanzt. (Herodot II. 138.) Bubastis trägt ein Löwenhaupt oder einen Katzenkopf; die Katzen waren ihr besonders gewidmet. Oben auf hat sie eine Scheibe, vor welcher der Uräus oder die königliche Schlange gelagert ist, welche über dem Gesicht der Göttin sich wieder emporreckt. In der Hand führt sie den Göttinnenscepter. Das Sistrum war ihr eigen und wir lernten schon oben das große Fest kennen, das ihr alljährlich gefeiert wurde. Sie gehörte zur großen Götterdreiheit von Memphis, deren Führer Phthah war. (Abb. bei Wilkinson pl. 27.)

Ra oder Re, Helios, der Sonnengott, ward durch ganz Aegypten verehrt; im thebanischen Dialect hieß er Pire, im memphitischen Phra, woraus der in den mosaischen Schriften vorkommende Königstitel Pharao abzuleiten ist, welche auch die Embleme der Sonne, Habicht und Kugel, deren Söhne sie gleich den Uneas waren, in ihren Bannern führten. Re war der Sohn des Phthah. Man stellte ihn als Mann dar mit Menschen- oder Habichtkopf, über welchem sich die Sonnenkugel erhob. Der Habicht und der Löwe war ihm heilig und seine Farbe roth. Heliopolis war sein Haupttempel. Gewöhnlich war das königliche Sinnbild der Schlange bei ihm. Wenn Re hinter dem westlichen Gebürge von Theben in den Armen von Athor war, hieß er Atin-Re. Die Priester des Tempels von Heliopolis tranken über Tage, so lange der Gott sie sehen konnte, keinen Wein, denn man glaubte, daß der Wein aus der Vermischung des

Blutes der Feinde mit der Erde entstanden, die Menschen matt mache. Heliopolis war übrigens der Hauptsitz der astronomischen Kenntniß und dort war auch ein Observatorium. Der Sonne war nächst dem Habicht der Phönix geheiligt, der bekannte Wundervogel, welcher aller 500 Jahre in die Sonnenstadt kam und aus Arabien den Körper seines Vaters dorthin brachte, um ihn in Myrrhen gehüllt im dassigen Tempel beizusetzen.

Neith, Athene, Minerva, hatte ihren Hauptsitz zu Saïs im Delta. In ihrem Tempel daselbst las man die Inschrift: „Ich bin jedes Ding, welches gewesen ist, welches noch ist und welches seyn wird, und Niemand hat meinen Schleier gelüftet." Neith wird dargestellt als eine Frau, welche die Krone der niederen Gegend trägt, mit dem Krummstabe in der Hand, den die Götter führen, oder mit dem blumengekrönten Scepter der Göttinnen. Man nannte sie Mutter der Götter, Göttin Mutter.

Der jüngste der Götter war Seb, der Vater von Isis und Osiris, als welcher er auch Vater der Götter genannt wurde. Er wird abgebildet als ein Mann, auf dessen Haupt eine Gans steht. Seine Gemahlin war

Netpe, Netphe, Rhea. Sie trägt ein Gefäß auf ihrem Haupt; in Grabgemälden wird sie oft dargestellt, wie sie in einem Sycomorenbaum steht und aus einem Gefäß eine Flüssigkeit ausgießt, welche der Todte und seine Freunde mit ihren Händen auffangen. Auch sieht man sie mit einem Körbchen voll Früchten von demselben Baume, der ihr heilig war.

Dieses waren die größeren ägyptischen Gottheiten, neben denen es nun noch eine große Anzahl kleinerer gab, von denen wir die wichtigsten näher betrachten *).

Ao, Io, der sichtbare Körper des Mondes. Auf dem Haupte trägt er eine einfache Straußenfeder oder auch einen Busch von vier Federn. Er ist immer schwarz oder dunkelfarbig.

Gom, der ägyptische Herkules, der Bezwinger der Riesen, der Gott der Kraft.

Nofre-Atmoo, Beschützer der Welt oder der beiden Gegenden von Aegypten; er trug eine Lotusblume auf dem Haupt und zwei Straußenfedern auf einem Stab. Er war Sohn des Pascht.

Thmei, die Gottheit der Treue und Gerechtigkeit. Es kommt ihr Bild oft in den Händen der Könige vor, welche dasselbe den Göttern darbieten. Ein kleines Bild der Thmei trug der Oberrichter bei seinen Sitzungen am Halse. Diese Gottheit wurde zuweilen durch zwei neben einander stehende Figuren, zuweilen als eine weibliche Figur mit zwei Straußenfedern dargestellt; oft aber wurde sie durch

*) Nach Wilkinson Forts. II. 15. ff.

zwei Federn allein angedeutet. Ihre Augen sind geschlossen. Ihre Beschäftigung war namentlich im Todtenreiche.

Eine Rachegottheit war Mandoo, eine vergötterte Eigenschaft der Sonne, wo sie dann Mandoo-Re heißt. Sie war die Beschützerin Aegyptens gegen die Heiden.

Die Siegesgöttin, welche die Könige auf ihren Kriegszügen in der Gestalt eines Geiers umschwebt, hieß mit ihrem besonderen Namen Seneb oder Sebn und war eine Eigenschaft der Buto.

Emoph, Emeph oder Aimothph war ein Gott der Heilkunde, ein Sohn des Phthah; er ist kahl oder nur mit einer kleinen Kappe bedeckt und hält in der Hand den Scepter und den sogenannten Nilschlüssel, das Zeichen des Lebens, was allen Göttern gemeinsam ist. Er ward in ganz Aegypten, vornämlich aber in Memphis verehrt.

Nächstdem hatte man nun noch besonders den Himmel, Tpe oder Pe, die Erde, Kahi, das reine Land Aegypten, Khemi, die obere und untere Gegend, dann die einzelnen Ortschaften, wie Thaba, Tap, Theben, Tentor, Tentyris, zu besonderen Genien erhoben, welche ihre eigenthümliche Gestalt führten.

Vor Allem war es der Nilstrom, der Hapi-Moou, der eine besondere Verehrung genoß. Er kommt in den Denkmälern häufig vor, wie er aus den Stängeln zweier Wasserpflanzen den Thron der Könige bindet, d. h. die obere und untere Gegend vereinigt, oder wie er Früchte und Blumen darbringt. Er ist als ein reichlich genährter Mann von blauer Farbe dargestellt, mit weiblicher Brust, aber mit unter dem Kinn gebundenem Barte; auf seinem Haupte grünen Wasserpflanzen, deren er auch in der Hand hält, oder er hat auch Wassergefäße, um die Ueberschwemmung anzudeuten. Nil heißt übrigens blau, Nilab der blaue Strom, wie noch jetzt der Indigo in Aegypten Nileh genannt wird. In der Götterdreiheit von Silsilis erscheint der Nil mit Re und Phthah, als der Sohn der Sonne. Im Tempel zu Luxor bei Theben waren zwei Statuen des Nils, die eine roth, die andere blau gemalt; die rothe Figur trug den jungen Amenoph III. und ein anderes Kind in den Armen, die nachfolgende blaue aber den Nilschlüssel. Zu Philä war der Nilgott sitzend in der Nähe der Kataraktenfelsen dargestellt, Wassergefäße in den Händen haltend; eine Schlange umschlingt seinen Sitz und in dem Felsen unter ihm ist ein Habicht und ein Geier eingehauen. In den meisten Städten Aegyptens wurde der Nil mit besonderem Dienst und durch eigene Priester verehrt. Personen, die im Nil ertranken und an einer Stadt anschwammen, mußte diese Stadt einbalsamiren und auf das schönste geschmückt in heiligen Gräbern beisetzen. Dieß war eine Pflicht der Priester des Nil, die den so um das Leben gekommenen Leichnam eigenhändig begruben, weil er mehr galt als eine gewöhnliche Menschenleiche. (Herodot II. 90.) Eines der jährlich wiederkehrenden Hauptfeste war die Niloa, oder die An-

rufung des Flußgottes um die Segnungen der Ueberschwemmung, welches sich, wenn auch in veränderter Gestalt, bis auf heute erhalten hat *).

Von besonderer Wichtigkeit war dem Aegypter die Zukunft, welche nach diesem Leben folgte. Wir sahen, wie sorgfältig die Alten ihre Todten zubereiteten, wie reich sie die Wohnungen derselben ausschmückten, und lernten schon vorläufig die Ceremonien kennen, welche die Bestattung des Todten begleiteten. Osiris war der Vorsteher des Todtenreiches und seine Söhne Anubis und Horus, so wie sein Secretair Thoth unterstützten ihn bei seinem Geschäft. Er hatte aber auch noch andere Beamten bei sich. Zunächst waren dieß die vier Genien oder Götter von Amenti, dem künftigen Reich, die bei ihm saßen und die Seelen beschirmten. Ihnen waren gewisse Eingeweide eines jeden Leichnams gewidmet und diese wurden in Gefäße gelegt, welche mit den Köpfen der Genien bedeckt waren. Die Genien hießen: Amset, Hapi, Smautf und Kebhusnof oder Netsonof. Der erste hatte den Kopf eines Mannes und kommt in den Grabgemälden auch in der menschlichen Gestalt anderer Gottheiten, einen Stab in der Hand haltend, vor; ihm war der Magen und die anderen großen Eingeweide heilig. Hapi hatte einen Hundsaffenkopf; ihm waren die kleineren Eingeweide heilig; Smautf trug den Schakalkopf und ihm gehörten Lungen und Herz, und Kebhusnof, mit dem Habichtkopf, erhielt Leber und Gallenblase. Diese vier mit Häuptern gedeckelten Vasen wurden mit den Eingeweiden neben der Mumie selbst beigesetzt. Die Vasen waren gemeiniglich von Alabaster oder einem anderen kostbaren Stoff, natürlich nur bei wohlhabenden Personen. Bei Aermeren, deren Eingeweide nicht ausgenommen wurden, wurden die Genien aus Wachs gemacht und der Leiche beigegeben.

Außer den vier Genien hatte Osiris noch zwei und vierzig Beisitzer, die auf den Papyrusrollen und in den Grabbildern so häufig vorkommen, wie sie in diesem Leben bei Gerichten den Oberrichtern auch beigegeben waren. Sie wurden in menschlicher Gestalt mit verschiedenartigen Häuptern dargestellt; der erste mit dem des Habichts, die anderen als Mann, Hase, Nilpferd, Mann, Hase, Fuchs, Mann, Widder, Schlange u. s. w. Sie stellten die verschiedenen Verbrechen vor, von denen ein Mann frei seyn mußte, der in das ewige Leben eingehen wollte.

Bei Osiris sah man ferner den Wächter des Amenti, Ouom-e-Amenti, den Verschlinger, das Nilpferd oft mit einem anderen, fantastischen Kopfe, der dem Crocodil ähnlich ist (z. B. bei Lepsius Todtenbuch Taf. L.).

*) S. die interessante Beschreibung dieses Festes, das am 17. Juni stattfindet, bei Hackländer, Reise in den Orient II. 210.

Außer diesen Wesen war die ewige Welt Amenti noch mit einer großen Anzahl göttlicher Wesen bevölkert, deren Eigenschaften und Namen unbekannt sind. Sie erscheinen meist in menschlicher Gestalt mit Thierhäuptern; man sieht die von Katzen, Fuchs, Kuh, Löwe, Affe, Widder, Habicht, Kranich, Ente, Crocodil, Schildkröte, oft das ganze Thier auf dem Haupt, vom Wels u. s. w. Einige sind blos durch Sinnbilder angedeutet, wie z. B. durch Scepter.

So drückten die ägyptischen Priester die Idee von der Unvergänglichkeit der menschlichen Seele aus, die, wenn sie schuldbelastet dem Throne des ewigen Gerichtes nahete und sich nicht rechtfertigen konnte, zur Strafe in den Körper eines Thieres gebannt wurde. Denn die Aegypter hatten keinen Ort, welcher dazu bestimmt sey, die Seelen, welche unrein oder verdorben aus dem Erdenleben schieden, zu bestrafen oder etwa gar wie ein schmutziges Asbestgewand auszubrennen. Wie die alten Mexicaner in der Vorstellung von ihrem Himmel den Geistern der Seligen die Erlaubniß gaben, in schöne Vögel- oder Schmetterlingsleiber sich zu begeben und in die irdischen Gefilde zu ihrer Lust zurückzukehren oder sich in den balsamischen Lüften der Erde zu wiegen, so glaubten die Aegypter, daß die menschliche Seele in Thiere zurückgestoßen würde, um die Leiden und Prüfungen des Erdenlebens abermals zu erdulden. Die Nachrichten aber, welche wir darüber haben, sind dergestalt mit den Ansichten griechischer ja selbst christlicher Philosophie vermischt, daß wir ein reines Bild altägyptischer Glaubenslehre zur Zeit noch nicht aufzustellen wagen dürfen und mit den Aeußerlichkeiten, wie die Denkmäler sie darbieten, uns begnügen müssen.

So viel geht jedoch aus dem bisher Betrachteten hervor, daß die Aegypter wie in ihrem Staatswesen, so auch in ihren Ideen von der Welt, deren Ursprung und Urhebern, den Göttern und deren Gehülfen, vor allem strebten, eine harmonische, wohlgegliederte Ordnung zu entdecken, wie sie sich im Gange der Jahreszeiten und der atmosphärischen Erscheinungen, namentlich aber in der Sternenwelt ausspricht. Dahin deutet die Vorstellung, daß z. B. Neph als Schöpfer und allerhöchste Gottheit dasteht, daß andere Götter geringeren Ranges neben ihm vorhanden, die aber in Bezug auf den Menschen immer noch mächtig genug sind, um den Mittelpunct eines Cultus zu bilden; daß diese Götter abermals in Isis und Osiris gewisse Untergebene hatten, welche denn auch im Auftrag ihrer göttlichen Ahnen die Erde und namentlich das reine Land Aegypten civilisirten und den Dienst der großen Götter daselbst einführten. Aber auch diese hatten wieder Söhne, Gefährten und Diener und wie sie die Erde zum Sitze der Gesittung gemacht, wie sie hier Roheit und Laster ausgerottet hatten, so sorgten sie nach ihrem Rücktritt von dieser Erde dafür, daß die Seelen, welche sie zu höherer Bildung erzogen, auch ferner unter ihrer Aufsicht blieben und ein Reich bildeten, das dem irdischen

Aegypten in seinen Einrichtungen gleich und wohl nur dadurch von demselben unterschieden war, daß alle irdischen Unvollkommenheiten dort beseitigt waren und die geprüften Seelen im Zustande ihrer Reinheit unangefochten blieben. Namentlich trennte fortan der Tod nicht mehr die durch Bande der Liebe vereinigten Wesen und kein Mißlingen verkümmerte dort ihre Unternehmungen und Werke.

In Beziehung auf diese Lehren fand nun in den Schulen eine Belehrung statt, die von der Priesterschaft je nach dem Stande des zu Belehrenden eingerichtet seyn mochte. Die niederen Kasten erhielten nicht den ganzen Umfang der priesterlichen Erkenntniß. Für sie waren die handgreiflicheren Vorstellungen und namentlich die an sichtbare Erscheinungen geknüpften Sagen und Lehrsätze, womit denn auch der erste Unterricht der dem Priesterstande gewidmeten Jugend zusammenhing. Die Priesterschaft selbst war nach ihrem Alter so wie nach den geistigen Anlagen in mehrere Classen gegliedert und unter diese die Aemter vertheilt. Die untere stand dem Volke am nächsten und nur die obersten Classen derselben kannten den ganzen Umfang der Erkenntniß, die sich über die Natur des Landes, die Geschichte des Volkes, die Geometrie, Astronomie, Heilkunde und alle menschliche Erfahrung erstreckte und eben deßwegen in stetem Fortschritt begriffen war.

Die Mittheilung dieser geistigen Schätze geschah in den geheimen Zusammenkünften im Innersten der Tempel nach vorausgegangenen schweren Prüfungen, die wahrscheinlich vorzugsweise den Zweck hatten, die moralische Kraft und geistige Freiheit des zu Prüfenden an den Tag zu legen. Man stellte dem Aspiranten Schrecknisse aller Art, Feuer, Wasser, Finsterniß, Spukgestalten entgegen, legte ihm verwickelte Fragen vor, brachte seine Sinnlichkeit in Versuchung und reichte ihm erst dann, wenn er mit Verstand und Muth sich als würdigen und standhaften Zögling gezeigt, die Krone des Sieges. Diesen Prüfungen war außer den Priestern auch der König ausgesetzt.

Da der Priesterstand auf der höchsten Stufe der Cultur der Nation sich befand und der Inhaber aller Kenntniß und Erfahrung war, so konnte es nicht fehlen, daß sich das Volk in allerlei Verlegenheiten und Nöthen an denselben wendete und Rath bei ihm suchte. Namentlich war die Zukunft und das bevorstehende Geschick stets der Gegenstand der lebhaftesten Neugierde des Volkes. Nun lebten in demselben zwar jene Psyllen und Schlangenbeschwörer, dann fehlte es nicht an allerlei Hausmitteln, wie sie sich bei jedem Volke in den unteren Classen, selbst auf höheren Culturstufen noch vorfinden, allein die Priesterschaft wußte das Volk bei dem Glauben zu erhalten, daß die wahre Kunde der Zukunft doch nur in ihren Tempeln und Sitzen zu finden sey. Durch geheimnißvolle Umgebung, durch einen von reichlichern Opfern erschwerten Zutritt, durch kluge und schwerverständige, ja in zweifelhaften Fällen doppelsinnige Antworten,

durch strenge Wahrheit in Fällen, wo sie möglich war, erhielten sich die Priester den Glauben an ihre Orakel.

Die vornehmsten Orakel Aegyptens waren das des thebanischen Amun, des Herkules, Arôris, der Neith, der Pasch und das berühmteste das der Maut oder Latona in Buto. Zur Besorgung des Orakels waren gewisse Priester eigens bestimmt und diese hatten jedenfalls einen vortrefflich eingerichteten Geschäftsgang und alles, was sich darauf bezog, musterhaft geordnet. Vor allem bedurften die Priester einer genauen Kenntniß der Umstände, Einsicht in das Familienleben und die Verhältnisse der Fragenden, wozu sie ihre gewandten Kundschafter haben mußten.

Theils um Uebereilungen zu vermeiden, theils auch um dem Andrange der Fragenden eine bestimmte Geschäftsordnung entgegen zu setzen, war die Verhandlung bei den Orakeln schriftlich. Die Frage mußte an eine gewisse Formel gebunden schriftlich und versiegelt eingereicht werden und die Antwort erfolgte in derselben geheimnißvollen und feierlichen Weise.

Schon Diodor (I. 81.) schaute den ägyptischen Orakeln auf den Grund. Die Arithmetik leistet denen, welche sich mit der Astronomie beschäftigen, nicht wenig Dienste, und wenn irgend ein Land ist, wo die Stellung und Bewegung der Gestirne sorgfältig beobachtet wird, so ist es Aegypten. Von diesen Beobachtungen aber haben sie seit einer unglaublichen Menge von Jahren Jahrbücher, indem das Studium schon in alten Zeiten bei ihnen emsig betrieben wurde. Die Bewegungen, den Umlauf und Stillstand der Planeten, den Einfluß, den jeder unter ihnen auf die Erzeugung der Thiere hat und was für Gutes und Böses er bewirkt, haben sie sorgfältig beobachtet. Oft können sie den Menschen wahrsagen, was ihnen künftig in ihrem Leben begegnen wird; nicht selten verkündigen sie auch Unfruchtbarkeit oder umgekehrt Fruchtbarkeit voraus, ingleichen zukünftige Seuchen, welche Menschen und Vieh betreffen werden. Auch wissen sie Erdbeben, Ueberschwemmungen, Erscheinung der Kometen und Alles, dessen Vorherkenntniß dem großen Haufen unmöglich scheint, vermöge ihrer seit langer Zeit angestellten Beobachtungen vorher. Von Aegypten aus wurde diese Kenntniß nach Babylon wie nach Griechenland verbreitet und als Aegypten dem Auslande sich öffnete, strömten dort die Fragenden aus allen Weltgegenden zusammen und der Ruf ihrer Weisheit erhielt sich lange Zeit, ja noch bis ins 4. Jahrhundert nach Chr. G. Ja die Priester des amonischen Orakels erzeigten einst dem Kaiser Constantius einen großen Dienst. Sie sendeten ihm mehrere versiegelte Antworten auf Fragen zu, die beim Orakel eingegangen waren, und entdeckten so eine Verschwörung, deren Urheber nun festgenommen wurden.

Sehr berühmt war das Orakel in der Oase des Amun. Wenn

dasselbe befragt wurde, so stellten die Priester eine Procession mit einem vergoldeten Boot an, das auf beiden Seiten mit zahlreichen silbernen Schaalen behangen war und dem ein Zug von Frauen und Mädchen folgte, welche eine bestimmte seltsame Hymne sangen, worin sie die Gottheit um eine günstige Antwort baten.

Oft sendeten fremde Städte, ja Staaten Botschafter an die berühmten Orakel um Auskunft über die bevorstehenden Schicksale zu erlangen. Aber auch die Orakel selbst schickten oftmals Botschafter an die Herrscher, um sie vor den bevorstehenden Gefahren und Ereignissen zu warnen, die sie durch ihre Kundschafter und anderweiten Kenntnisse, ja aus vorhergehenden Anfragen der Gegner voraus zu wissen im Stande waren. Durch solche Handlungen wußten sich die Priester in hohes Ansehen zu versetzen und es waren demnach die Orakel eines der Hauptförderungsmittel der Priesterherrschaft, da sie aus den Anfragen immerfort den Geist und die Stimmung des Volkes so wie der Nachbarn erkannten, in die Geheimnisse derselben eindrangen und stets über den Stand der Angelegenheiten unterrichtet waren. Die Orakel standen jedenfalls in Verbindung unter einander, theilten sich ihre Erfahrungen mit und waren somit nie um eine angemessene Antwort in Verlegenheit.

Den großen Einfluß der Orakel auf die Herrscher zeigt auch die Geschichte. Mycerinus erhielt eine Rüge, daß er den Willen der Götter nicht erfüllt hatte, und sein bevorstehender Tod wurde ihm vorhergesagt, und als er sich beschwerte, daß er sobald sterben solle, da doch sein Vater und sein Oheim, welche die Tempel verschlossen, so lange regiert, antwortete ihm Maut: „Darum eben beschleunige sich sein Leben, da er nicht gethan, was zu thun war. Denn es solle mit Aegypten schlimm gehen hundert und fünfzig Jahre lang, was die zwei Könige vor ihm gemerkt haben, er aber nicht." Wie ohnmächtig die Herrscher gegen solche Sprüche waren, beweist das Betragen, das Mycerinus auf diese Antwort annahm. Er ließ sich eine große Menge Lampen machen und so wie es Nacht wurde, anzünden, trank dabei und ließ sichs wohl seyn, ohne Aufhören bei Tag und Nacht, schweifte in den Hainen und Marschländern umher — um das Orakel Lügen zu strafen, indem er, auch die Nacht schwelgend, aus sechs Jahren zwölf machte. (Herodot II. 133.) Dem aus Aethiopien stammenden König Sabako hatten die Orakel vorhergesagt, er werde nicht längere Zeit herrschen. Als diese Zeit abgelaufen, zog er sich freiwillig zurück. (Herodot II. 139.) Den Necho warnten die Orakel, er solle den Canal zwischen dem Nil und rothen Meere nicht vollenden, weil sonst fremde Völker von dort hereinbrechen möchten. (Herodot II. 158.)*)

*) Vergl. Wilkinson Forts. I. 147. ff.

Daß die Befragungen der Orakel mit kostspieligen Darbringungen und Gaben verbunden waren, versteht sich von selbst, und so wurden sie auch für die Priester eine reiche Quelle von Einkünften, die abermals zur Befestigung ihrer Macht und ihres Einflusses dienten. Namentlich war die Dankbarkeit für erwünschte und günstige Antworten und die Furcht vor Verschlimmerung des bevorstehenden Geschicks, so wie das Bestreben, größeres Uebel abzuwenden, die wesentlichste Triebfeder zu reichlichen Gaben.

Die Cultur

des alten Aegyptens war Eigenthum der Priesterkaste, welche den übrigen Classen der Nation nur so viel davon zufließen ließ, als sie für gut befand. Die Priester waren weise Erzieher der rohen Massen, welche sie mit nicht weniger Scharfsinn und Kraft zu bewältigen wußten, als die steilen Gebürgszüge, die sie zu Kunstwerken umgestalteten oder aus denen sie das Brauchbare für ihre Zwecke herauszuarbeiten verstanden. So brachten sie durch sorgfältigen Unterricht, fortgesetzte Lehren und stete Beaufsichtigung es dahin, daß das Volk ihnen blind ergeben war und sich von ihnen unbedenklich leiten ließ. Diodor (I. 81.) bemerkt, wie das Volk wohl ein wenig schreiben lernte, aber nicht alle; dann wie sie nur die Krieger in eigentlichen Leibesübungen erstarken ließen; und wir sahen oben, wie sie namentlich durch die Kasteneintheilung den Zusammentritt der verschiedenen Stände zu einer einzigen, gleichmäßig ausgebildeten Volksmasse verhinderten. Dadurch, daß der Unterricht ganz in ihren Händen war, konnten sie nicht allein die Ideen der Nation lenken, sondern sie hatten auch Gelegenheit, jedes emporkeimende Talent entweder für sich zu erziehen und auszubilden, oder dasselbe durch ihre Leitung für sich unschädlich zu machen. Im Allgemeinen war über die oberen und mittleren Classen der ägyptischen Nation eine gewisse, wenigstens äußerlich angenehm auffallende Cultur verbreitet, während die untersten der Barbarei hingegeben ihre Dienste um so unverdrossener verrichteten, als sie die Reize geistiger Bildung gar nicht kannten. Der anständige Mann vermied die auch mit physischem Schmutz behafteten Bootsknechte und Schweinehirten.

Die Mittelclasse war gesittet und wohlgezogen und ließ nur zu bestimmten Jahreszeiten in tollen Wallfahrten und scurilen Tempelfesten der wilden Lust den Zügel schießen. Die Kriegerkaste war für ihre Bestimmung zweckmäßig ausgebildet. Die Künste des Schreibens, Zeichnens, Rechnens, des Wegebaues, die Waffenkunde u. s. w. waren ihr nothwendig und wenigstens den Officieren eigenthümlich.

Die Priesterkaste aber war im Besitz aller Erfahrung, aller Weisheit, jeglicher Wissenschaft und Kunst, für die sie auch ihre Schrift ausgebildet hatte.

Unter den Wissenschaften der Aegypter stand oben an die Rechenkunst. Für die einzelnen Zahlen hatten sie besondere einfache und zweckmäßige Zeichen, die bereits weiter ausgebildet waren als die mericanischen und welche nach den drei verschiedenen Schriftarten, der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen, verschieden waren. In der Hieroglyphenschrift wurde Eins durch einen Längenstrich ausgedrückt, und um die übrigen Zahlen bis zehn auszudrücken, wurde immer einer neben den andern gesetzt, so daß |||||| sechs bedeutete. Zehn ward durch ein unten offenes Oval dargestellt. Dieses Oval wurde, um die folgenden Zahlen zu geben, mit so viel Längenstrichen bezeichnet, als Zahlen zwischen zehn und zwanzig liegen. Zwanzig waren zwei unten offene Ovale und diese Ovale dienten zur Bezeichnung der Zehner bis mit neunzig. Hundert war ein Krummstab, Tausend aber eine Fahne, deren Stiel unten einen Kreuzgriff hatte. Zehntausend hatte abermals sein eigenes Zeichen, einen geraden oben nach links gewandten Stab. Mit diesen Zeichen führten sie alle Rechnungen aus, obschon sie das Zero so wenig kannten als die alten Mericaner, die Griechen und Römer.

In der hieratischen und demotischen Schrift war es anders. Man hatte hier für jede der Zahlen eins, zwei, drei vier und neun ein besonderes Zeichen und zwar dieselben, welche wir noch jetzt haben, 1, 2, 3, 4, 9. Für die Zahlen fünf, sechs, sieben und acht bediente man sich der Zusammenstellung von 23, 33, 34 und 44. Zehn war abermals ein besonderes Zeichen, das dem Jota der lateinischen Cursiv ähnlich ist. Die Zahlen eilf bis zwanzig gestalteten sich nun folgendermaßen: 11, 21, 31, 41, 231, 331, 341, 441, 91. Bei zwanzig finden wir zwei Zehnen, mit denen man bis dreißig kam, wenn man die Einer daran stellte, z. B. fünf und zwanzig 23*jj*. Dreißig war drei mal zehn. Hundert und tausend hatten wieder besondere Zeichen. Wir sehen also die Zahlenschrift der Aegypter bei weitem mehr entwickelt als die der Mericaner.

Eben so ist es auch mit ihrer Schrift, welche ebenfalls eine dreifache war: die Hieroglyphe für die Monumente, die hieratische und die demotische für den Gebrauch in Büchern und im gemeinen Leben.

Die Mericaner bildeten den Gegenstand, den sie überliefern wollten, selbst ab und halfen nur durch gewisse, einzelne, conventionelle Zeichen der Deutlichkeit des Ausdruckes nach, so namentlich durch die Wappen der Personen und Ortschaften und ihre Jahres-, Tages- und Zahlzeichen. Schlange, Mann, Haus, Aloe u. s. w. wurden ursprünglich ganz dargestellt, dann abgekürzt, d. h. man bildete nur einen Theil und zwar den charakteristischen ab, z. B. vom Thiere den Kopf. Für nicht darstellbare Dinge, wie z. B. für Wasser, Feuer, Licht, nahm man einzelne Erscheinungen und Formen derselben: Welle, Flamme, Wolke. Bei Begriffen verfuhr man eben

so: man zeichnete sichtbare Dinge, an welche sich diese Begriffe vorzugsweise anlehnten.

Je mehr nun aber das Bedürfniß wuchs, die Erfahrung festzuhalten, die gewonnenen Thatsachen zu bewahren, die Erscheinungen zu sondern, je mehr der Stoff des Wissens zunahm, je mehr Ideen daraus emporsproßten, desto unbequemer und unsicherer wurde diese Art der Darstellung und obschon wir die stufenweise Entwickelung nicht nachzuweisen vermögen — aus der Abbildung der Thatsachen entstand eine bildliche Darstellung von Ideen, die immer verworrener werden mußte, je länger sie fortgeführt und beibehalten wurde.

Es dürfte sich kaum nachweisen lassen, wie man im alten Aegypten dahin gelangte, anstatt der Gegenstände und der sie bildenden Worte die einzelnen Silben, woraus diese bestanden, mit besonderen Zeichen zu versehen. Es muß irgend ein Ereigniß, ein dringendes Bedürfniß vorhanden gewesen seyn, welches die Erfindung der Silbenschrift veranlaßte. Die Sage, daß Thoth, der Staatssecretair des Osiris, der Erfinder der Schrift sey, deutet genugsam an, daß, wie es ja bei allen Erfindungen geht, man lange sich bemühet hatte, dem Bedürfniß einer einfachern sichtbaren Darstellung der Sprache abzuhelfen, daß man vielleicht schon vielfache Versuche dazu gemacht hatte, daß es aber zuletzt einem einzelnen Menschen gelang, der Sache die richtige practische Seite abzugewinnen. „Thot oder Hermes, so berichtet die Sage (Diodor I. 16.), soll zuerst die gemeine Sprache articulirt und vielen unbenannten Dingen ihre Namen gegeben, auch die Buchstaben erfunden und den Dienst der Götter angeordnet haben. Er soll auch zuerst die Ordnung der Gestirne und Harmonie und Eigenschaft der Töne beobachtet haben. Osiris hielt ihn als seinen Staatssecretair, theilte ihm alle seine Anschläge mit und bediente sich vorzugsweise seines Rathes. Er hinterließ auch, als er seinen großen Zug durch die Erde antrat, den Thot seiner Gemahlin als Rathgeber."

So scheint denn die Sage anzudeuten, daß er bei irgend einer gewaltigen Unternehmung, wobei es darauf ankam, eine genaue Uebersicht der Mittel zu haben, wofür große Vorbereitungen und Botschaften in weitentfernte Gegenden nothwendig waren und wobei die Zeit drängte, eine durchgreifende Anordnung getroffen habe. Es ist sicher, daß der Entstehung der nachmaligen Hieroglyphenschrift vielfache Versuche vorausgegangen sind, daß an verschiedenen Orten, in verschiedenen Kreisen schon die ersten Anfänge dazu entstanden waren, ja daß vielleicht schon der ganze Stoff des nachmaligen Hieroglyphensystems in überreicher Fülle vorhanden gewesen. Vielleicht hatte jeder größere Tempel, jede Priesterfamilie ihre eigene Schrift — als die Nothwendigkeit den Mann hervorrief, der aus allen diesen zusammen das nachmalige System erbaute. Meine Muthmaßung

findet darin eine Bestätigung, daß im Hieroglyphenalphabet selbst noch ein sehr großer Luxus an Zeichen herrscht. Man konnte aber nicht alle verschiedenen für einen und denselben Buchstaben bestimmte Zeichen vernichten, wenn man nicht eine große Menge älterer Denkmäler unlesbar machen wollte. Und so sind wir denn vielleicht auf dem rechten Wege, wenn wir annehmen, daß Osiris, um die für seinen Zug nothwendigen Anordnungen allgemein verständlich zu machen, den Thot beauftragte, für alle Theilhaber eine gleichmäßige Schriftart aus der vielfach bereits vorhandenen zusammenzustellen; eine Erscheinung, die im Kriege und bei diplomatischen Ereignissen ja noch heute als Anordnung irgend einer bestimmten Geheim- oder Chifferschrift stattfindet.

Das Schriftsystem der Aegypter*) tritt in drei Formen auf: als Hieroglyphe, die eigentliche Pracht-, Staats- und Unzialschrift, die namentlich für die Sculptur angewendet wurde; als deren Abkürzung die sogenannte hieratische oder die Schönschrift auf Papier, deren sich namentlich die Priester bedienten, und als die sogenannte demotische oder Cursivschrift, die eine weitere Abkürzung der hieratischen war, denn die hieratische Schrift war ebenfalls nur eine Schnellschrift mit Hieroglyphen. Alle drei aber gehörten einem und demselben System an.

Dieses System aber bestand aus dreierlei Zeichen: den figurativen oder Abbildern, symbolischen oder Sinnbildern und phonetischen oder Lautbildern und Lautzeichen, Buchstaben, welche zu gleicher Zeit und mit einander angewendet wurden.

Die Abbilder stellten die sichtbare Sache selbst hin, das Pferd, den Löwen, den Obelisken, den Grabstein, die Krone, das Heiligthum, welche geradezu abgebildet wurden, und ließen somit keinen Zweifel über ihre Bedeutung zu.

Die Sinnbilder stellten abstracte Ideen, namentlich aus dem Gebiete der Religion und dem Königthume dar. Der König wird durch eine Biene, das Opfer durch erhobene Arme, die Weihung durch ein wasserströmendes Gefäß dargestellt.

Die Lautbilder waren wie unsere Buchstaben und gaben diejenigen Worte, welche weder durch Sinnbilder noch durch Abbilder ausgedrückt zu werden pflegten. Bemerkenswerth ist nur, daß die hieroglyphische, hieratische und demotische Schrift oft auf einem und demselben Denkmale neben einander angewendet wird.

Aus dieser an achthundert verschiedene Schriftzeichen enthaltenden Schrift erwuchs dennoch keine Verwirrung, da die Kenntniß der Schrift unter der Priesterkaste allgemein verbreitet, vom Volke

*) Ich halte mich hierbei namentlich an Champollion Figeac Egypte ancienne. Par. 1839. 8. S. 220.



aber wenigstens viele derselben mächtig waren, da sie in den Schulen gelehrt wurde.

Das Verfahren bei der Schrift wird folgendes Beispiel erläutern. Um den Satz: „Gott schuf die Menschen" auszudrücken, nahm man zuvörderst das Sinnbild der Gottheit, das Wort schuf wurde mit Buchstaben ausgedrückt und zwar schrieb man den Infinitiv „schaffen" und setzte grammatische Buchstaben bei, welche andeuteten, daß schaffen hier in der dritten männlichen Person des Präteritum steht; „die Menschen" wurde durch ein Abbild ausgedrückt, dem das grammatische Pluralzeichen beigegeben war. Eine Irrung konnte hierbei nicht stattfinden, weil das Sinnbild Gott niemals als Buchstabe vorkommt, eben so wenig als das Wort Mensch, das nur als Abbild erscheint. So wurde hier also nur das das Sinnbild und das Abbild verbindende Verbum durch Lautbilder oder Buchstaben ausgedrückt.

Nun galt es bei Erlernung der Schrift zunächst die Sinnbilder sich fest einzuprägen und sie von den Abbildern unterscheiden zu lernen; dieß war reine Gedächtnißsache.

Die Lautbilder oder Buchstaben waren aber auf folgende Art gebildet worden. Da der Aegypter einmal von Haus aus an die Bilderschrift gewöhnt war, so behielt er sie auch für seine Buchstaben bei und setzte das Bild des Wortes für den Buchstaben, womit dasselbe anfing, so daß er eigentliche Buchstaben oder abstracte Lautzeichen zu machen überhoben war. Da nun der Adler auf ägyptisch Ahom hieß, so ward das Bild des Adlers zum Buchstaben A, der dann in den beiden Cursiven nur im halben Umriß erscheint. Berbe, die Räucherpfanne, giebt das B; Tot, die Hand, das T und D; Kelebia, die Axt, das K; Labo, der Löwe, das L; Moulady, die Nachteule, das M; Ro, der Mund, das R u. s. w. Nun war man freilich noch nicht dahin gekommen, daß man für einen jeden Buchstaben auch nur ein einziges Zeichen angewendet, sondern man nahm deren mehrere. Mehre Bilder, deren Worte sich mit dem R oder M anfingen, wurden zur Bezeichnung der Buchstaben gebraucht und dazu wählte man die gewöhnlichsten, die bekanntesten, so daß die Zahl der Buchstaben oder Lautbilder nicht über zweihundert steigt, was freilich noch immer genug ist, um das Schnelllesen und Schnellschreiben zu verhindern.*)

---

*) Die Geschichte der Entdeckung der Hieroglyphen aus der Inschrift von Rosette s. in Heerens Ideen II. 2. Champollion Figeac Egypte ancienne S. 222. Die Hauptwerke sind: Th. Young Rudiments of an Egyptian dictionnary. Lond. 1831. 8. — J. Champollion le jeune de l'écriture hieratique des anciens Egyptiens. Grénoble 1821 f. und précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens. Par. 1828 ff. 8., so wie grammaire égyptienne. Par. 1836. f. — J. A. W. Spohn de

Die Götternamen wurden wie bei den Mexicanern durch Darstellung der gewöhnlichen mit ihren Attributen versehenen Gottheitsgestalten ausgedrückt, die übrigen Namen aber durch Buchstaben. Die Namen der Könige wurden in ein Oval besonders eingeschlossen. Ferner ist zu bemerken, daß der Leser den Hieroglyphen allemal entgegen zu gehen hat; wenn also die Thiere, welche darin vorkommen, nach der rechten Seite gewendet sind, so muß der Leser auch von dieser beginnen.

Die Schrift wurde nun angewendet theils zur Erläuterung von bildlichen Darstellungen auf den Denkmälern, wie an den Portalen und auf den Mauern der Tempel und Paläste, oder im Innern der Grabkammern, wo wir Namen, Formeln, Gespräche u. dergl. in einzelnen Zeilen oder Reihen finden; theils kommt sie auf den Obelisken vor, z. B. selbstständig auf allen vier Seiten. Für diese Inschriften, mit denen alle Mauern bedeckt waren, hatte man vorzugsweise die stylisirte feierliche und Prachtschrift, die Hieroglyphe, oft sehr schön in den Stein gehauen und colorirt, oft aber auch gemischt mit der Cursiv.

Außer diesen Steinschriften gab es aber auch ganze Bücherrollen, von denen uns bis jetzt freilich nur solche erhalten sind, welche mit dem Todtencultus in Beziehung stehen, nämlich die Todtenbücher, die wir schon oben kennen lernten.*) Aus den Nachrichten der Alten geht jedoch deutlich hervor, daß eine große, umfangreiche Literatur vorhanden war, welche sich auf Geometrie, Astronomie, Landeskunde, Geschichte, Natur- und Heilkunde, Theologie und Philosophie bezog. Nächstdem wurde durch die Gerichtsverwaltung eine große Menge Schriften veranlaßt. Die Gesetzbücher waren geschrieben in zahlreichen Exemplaren vorhanden. Die Processe wurden schriftlich geführt; es gab Kauf- und Tauschcontracte. Bei den Steuerämtern waren Register und Tarife, eben so bei den Schatzhäusern der Tempel und Residenzen, die in Archiven sorgfältig aufbewahrt wurden, so wie sich auch bei den Tempeln ansehnliche Bibliotheken befanden.

Ehe wir jedoch zur Betrachtung der Wissenschaften des alten Aegyptens übergeben, müssen wir noch einen Blick auf das Schreibmaterial derselben werfen, das eine so große Berühmtheit erlangte und dessen Name noch heute zur Bezeichnung ähnlicher Stoffe gebraucht wird. Das Papier, das in so großer Anzahl in den Gräbern als Schreibstoff gefunden wird, fertigte man aus der noch

---

lingua et literis veterum Aegyptiorum acc. grammatica et glossarium Aeg. ed. G. Seyffarth. Lips. 1825. 4. — J. A. de Coulianoff Archéologie égyptienne. Leipz. 1839. 3 Bde. 8. Dazu M. G. Schwartze, das alte Aegypten. Lpz. 1843. bis jetzt 2 Bde. 4.

*) Ueber die Menge der Todtenbücher s. Minutoli Reise S. 268.

jetzt in Aegypten vorkommenden Pflanze, welche Linné Cyperus papyrus, die neuern Botaniker papyrus antiquorum nennen.*) Die Anfertigung des Papyrus war Regale und brachte bei dem gewaltigen Verbrauche dem Staate nicht minder ein als unser Stempelpapier. Die Pflanze wurde namentlich im sebennytischen Nomos und in andern Theilen des Delta gezogen und zu Material von verschiedener Güte verarbeitet. Der Umstand, daß sich diese Papyrusrollen Jahrtausende lang auch außer Aegypten erhalten haben — wie z. B. in italienischen Archiven Diplome aus Papyrus vom 6. Jahrh. vorkommen und die bekannten verkohlten Papyrusrollen von Herculanum — spricht sehr für die Zweckmäßigkeit des Schreibestoffes. Wilkinson brachte aus Memphis einen Papyrus mit, der sich eben so gut falten läßt, als gewöhnliches europäisches Papier.

Das Schreibpapier wurde bei den Alten folgender Gestalt gefertigt: Man trennte Krone und Wurzel von der Pflanze, schnitt das Innere des Stängels in lange dünne Streifen und legte eine Lage dicht neben eine andere auf ein flaches Bret, über welche man sodann im rechten Winkel der Breite nach eine zweite Lage brachte. Durch eine besondere Art Leim wurden beide Lagen mit einander verbunden, gepreßt und darauf sorgfältig getrocknet. In ähnlicher Weise fertigt man noch gegenwärtig in Sicilien aus der Papyruspflanze, welche am Brunnen Cyane bei Syracus wächst, diesen antiken Schreibestoff.**) Da das Papier im alten Aegypten ein Monopol der Regierung und daher sehr theuer war, findet man Blätter, von denen eine alte Schrift weggelöscht ist, um eine neue darauf zu setzen. Daher schrieb man Notizen für das gemeine Leben wohl auch auf Scherben, Stein, Bret, Leder und bediente sich des bequemern, aber kostbarern Stoffes nur für die Todtenbücher, Contracte, Documente und Proceßacten.

Das Papier wurde sowohl gerollt als auch gefaltet, und wir bemerken auf der Abbildung bei Rosellini die letztere Art, während die Sänger in den Processionen große Rollen vor sich haben, auch die Todtenbücher bei den Mumien immer in Rollen liegen.

Außer dem Papier, kommen in den Mumien auch ganze Todtenbücher oder einzelne Theile desselben vor, welche auf lange Leinwandstreifen geschrieben sind.

Das Instrument, womit die Aegypter schrieben, war das Schreibrohr, dessen sich noch heute die Araber und die Orientalen bedienen. Es wurde wie unsere Federn geschnitten und es haben sich

*) Rosellini m. c. II. 207. Wilkinson III. 174. Heeren Ideen II. 2. 861. Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien III. 50. Mme. de Minutoli souvenirs d'Egypte II. 81. Vergl. damit die Bereitung der südseeischen Papierstoffe C.-G. IV. 276.

**) Die Anfertigung desselben durch R. Landolina in Palermo beschreibt Rosellini m. c. II. 215.

Reste davon auch in den Gräbern gefunden. Man schrieb mit Tinte, rother für die Anfänge, schwarzer für den Text. Man hat in den Gräbern lange, schmale Kästchen gefunden, in welchen man die Näpfe für rothe und schwarze Tinte bewahrte. Wir sehen ferner bei den Schreibern (Rosellini m. c. XXXV. XXXVII.) auf den Denkmälern die Schreibzeuge, Kästchen für das Schreibrohr, Papierstreicher und Falzbeine, dann ordentliche Tischchen, vor denen er sitzt und mit einem Rohre schreibt, während er das andere hinter ein Ohr gesteckt hat.

Für das Wort schreiben, Schrift, Schreiber hatte man eine eigene Hieroglyphe, welche aus dem Schreibrohr, dem Tintenfaß, dem Lineal und der Papiertafel zusammengestellt war.

Dieß waren die Mittel, welche die Aegypter zur Festhaltung ihrer Erfahrungen und Gedanken anwendeten, die ziemlich allgemein unter den obern Classen des Volkes verbreitet waren.

Was nun die Kenntnisse und Wissenschaften der alten Aegypter anbetrifft, so war eben die Rechenkunst eine der frühesten, mit deren Hülfe sie denn die sorgfältigsten astronomischen Beobachtungen machten und die Zeit theilten, so wie sie auch den Messungen des Raumes eine große Sorgfalt zuwenden mußten, da die alljährlichen Nilfluthen eine Vermessung des Landes nach bestimmten Grundsätzen nothwendig machten.

Die Zeit theilten die Aegypter zuvörderst in vierundzwanzig Stunden, von denen zwölf auf den Tag und zwölf auf die Nacht kamen; das Jahr war in zwölf Monate, jeder zu dreißig Tagen, nebst fünf Schalttagen eingetheilt, nächstdem aber in Frühjahr, Erute und Ueberschwemmung. Diese Eintheilung, so wie die Feststellung der Frühlings- und Herbstnachtgleiche und des Sommersolstitiums, reicht nachweislich bis 3285 Jahre vor Chr. Geb. hinauf. Aus Diodor ersahen wir schon oben, wie sorgfältig und fleißig die Aegypter in der Aufzeichnung der Himmelserscheinungen waren und mit wie großer Sicherheit sie die regelmäßig wiederkehrenden berechnen konnten. Die Priester waren die Pfleger dieser Wissenschaft und sie beobachteten jede Nacht sorgfältig den Himmel, und unter den Priestern der Haupttempel führte einer den Titel des Horoscopen; dieser trug die vier astronomischen Bücher des Thot, deren erstes die Ordnung der Gestirne, deren zweites die Verbindung und den Schein von Sonne und Mond und deren letztes Auf- und Niedergang dieser Himmelskörper behandelte. (Champollion Figeac E. anc. 234.)

Die Priester benutzten demnächst die Astronomie zu einer Art von Wissenschaft, welche noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Europa mit großem Eifer betrieben wurde. Man strebte namentlich, aus dem Stand der Gestirne bei der Geburt eines Menschen, beim Beginn oder bei dem Abschnitt irgend eines andern Ereignisses

das künftige Schicksal und den Verlauf desselben vorauszubestimmen. (Champollion Figeac S. 100 ff.)

Eine der merkwürdigsten Darstellungen der den Aegyptern bekannten Himmelshälfte befindet sich in den thebanischen Königsgräbern im Thale von Biban-el-Moluk. Die Seele des verstorbenen Königs Ramses V. ist als solche zur Sonne geworden, welche nun auf ihrem Wege die Himmelsbahn durchläuft, deren wissenschaftliche Aufzeichnung an der Decke zweier Säle und eines Corridors bewerkstelligt ist. Die Himmelsgottheit umfaßt in Gestalt einer Frau, deren Leib sehr lang ausgedehnt ist, drei Seiten des Himmels, Kopf und Arme begränzen die Westseite, die Beine die Ostseite. Im Osten tritt die Sonne aus dem Munde der Neith in Gestalt eines kleinen Kindes, das den Finger auf den Mund legt und dann von Mevi in einen Nachen gehoben wird, auf dem es seine Reise vollendet, deren zwölf Stunden durch eben so viel rothe Sonnenscheiben auf dem Körper des Himmels angedeutet sind, während im Himmelsstrome die Barke erscheint, die von zahlreichem Gefolge gezogen und von Seb, Aroeris, Horus u. a. geleitet wird, worunter auch Thmei. Der Rückweg geschieht in der dunkeln Hemisphäre.

Andere Denkmale ägyptischer Astronomie sind die berühmten Thierkreise von Esneh und Tentyris, obschon sie während der römischen Herrschaft in Aegypten nach alten Originalen gefertigt sind.*)

Das Längenmaaß der alten Aegypter, dessen Erfindung dem Thot ebenfalls zugeschrieben wurde, stand in Harmonie mit dem Zeitmaaße. Die jährliche Ueberschwemmung des Nils hatte wesentlich dazu beigetragen, dieses Maaß auszubilden, da alljährlich die mit fruchtbringendem Schlamm überschwemmten Gegenden auf's Neue vermessen werden mußten. Das Hauptmaaß der Aegypter war der königliche Ellenbogen, welcher in sechs Spannen zu vier Daumen (Zollen) getheilt war; der Ellbogen betrug durch Vergleichung der auf uns gelangten Originale 444 franz. Millimeter. (Champollion Figeac Eg. anc. S. 231. u. Taf. 65.) Diese Ellen sind überaus sorgsam und mannichfach auf demselben Exemplar in halbe, drittel, viertel, fünftel Zoll u. s. w. abgetheilt. Die europäischen Museen, z. B. in Paris, Leiden, Turin, besitzen deren aus Talkstein und Holz (z. B. Leemans mus. de Leyde S. 136.); alle sind nach einer Art gemacht und auf ihnen befindet sich auf der Seite, welche der Maaß-

*) E. Jomard essai d'explication d'un tableau astronomique peint au plafond du premier tombeau des rois de Thèbes à l'ouest de la vallée. Descr. de l'Eg. Ant. mém. Tom. VIII. 1. — Jollois et Devilliers recherches sur les basreliefs astronomiques des Eg. Ibid. VIII. 358. Fourier mémoire sur les monumens astronomiques de l'Eg. Ibid. IX. 43. — Champollion Figeac Eg. anc. p. 106 ff. J. v. Goulianoff Bemerkungen über den Thierkreis von Denderah. D. v. Goldbach. Dr. 1832. 8.

bezeichnung entgegengesetzt ist, eine Hieroglyphenschrift, deren eine bis in die 18. Dynastie, 1600 Jahre v. Chr., hinaufsteigt.*)

Darnach wurden nun alljährlich die Ländereien vermessen und die Gränzen der Grundbesitzer und Pächter geordnet. Es ist wohl zu vermuthen, daß die Aegypter förmliche Landcharten und Grundrisse gefertigt haben, deren die Priester übrigens auch von den Gebürgen, worin die Grabstätten und die Steinbrüche sich befanden, besitzen mußten. Bei dem Geiste der Ordnung, der alle ägyptischen Institutionen durchdrang, bei der Sitte, Alles was von Wichtigkeit war, den Nachkommen schriftlich aufgezeichnet zu hinterlassen, fehlte es gewiß nicht an statistischen Uebersichten, welche jene Landcharten erläuterten und die Namen der daselbst befindlichen Beamten, die Einwohner und deren Verpflichtungen und Leistungen enthielten. Wir sahen oben, wie jeder Aegypter über die in seiner Familie vorkommenden Geburts- und Sterbefälle schriftliche Anzeige machen mußte, wie alljährlich die Volksmenge gezählt, wir sehen ferner, wie der Ertrag der Ernte, die Vermehrung der Heerden sorgfältig aufgeschrieben wurde. Das Alles deutet darauf hin, daß die Landeskunde mit Fleiß und Eifer betrieben worden ist. Jedenfalls hatten die Aegypter nicht minder genaue Kenntniß ihrer Seeküste und der Gränzen nach Asien und dem westlichen und südlichen Africa, deren entferntere Theile sie in früherer Zeit auf ihren Kriegszügen kennen gelernt hatten. Die Einfuhr von Sclaven, Elfenbein, Thierhäuten und andern Producten Africas mußte außerdem stets ihre Aufmerksamkeit auf jene entfernten Gegenden rege erhalten. Die getreuen Darstellungen der fremden asiatischen wie africanischen Nationen in den Denkmälern (s. z. B. Rosellini m. st. CLVI. ff.) geben den Beweis, daß sie fremde Nationalitäten trefflich aufzufassen und wiederzugeben verstanden und daß sie derartige Studien für wichtig genug hielten. Die Kriegszüge von Ramses II. und III., dann die Caravanen nach West- und Südafrica, besonders aber in späterer Zeit der Verkehr mit Phöniciern und Griechen vermehrte die geographischen Kenntnisse derselben wesentlich. Im siebenten Jahrh. vor Chr. Geb. erwarb sich namentlich König Neko große Verdienste um die Erdkunde bei seinem Volke. Er ließ Seeschiffe bauen und zwar im mittelländischen wie im rothen Meere und zuvörderst diese beiden Seen untersuchen, weil er sie durch einen Canal mit einander verbinden wollte. Den Canal gab er jedoch auf, die Schiffe aber verwendete er zu einer Entdeckungsreise um die gesammten africanischen

*) P. S. Girard sur les mésures agraires des anc. Eg. Descr. de l'Eg. ant. mèm. VIII. 145. Champollion Figeac Eg. anc. S. 230. E. Jomard exposition du système mètrique des anciens Egyptiens contenant des recherches sur leurs connaissances géomètriques, géographiques et astronomiques. Descr. de l'Eg. Antiquités memoires Tom. VII.



Küsten. Die eine Abtheilung mußte vom arabischen Meerbusen aus um Africa fahren und durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer zurückkehren.

Die Beobachtung kehrte aber immer wieder zu dem eigenen Lande zurück, das so reich an interessanten Naturerscheinungen aller Art war und unter denen die jährliche Nilfluth die wichtigste ist. Man bemühete sich schon früh die Ursachen derselben zu erforschen, den Verlauf derselben zu bemessen und zu berechnen und hatte längs des Stromes eigene Nilmesser errichtet. Man hatte sich vielfach bemüht, die Quellen des Nils zu erforschen und ein Priester im Tempel der Neith zu Sais hatte dem Herodot versichert, daß er eine vollkommene Kenntniß derselben besitze*).

Die Aegypter kannten die Producte ihres Landes vollkommen: die Gesteinarten, die sie für ihre Bauten und Sculpturen auf das angemessenste zu verwenden wußten, die Metalle in dem Hochlande, welche sie, wie wir oben sahen, bergmännisch abbauten, die Thonerden, die sie zu Gefäßen und Ziegeln verarbeiteten, so wie die Gesteine und Edelsteine, welche zu Schmucksachen und zur Glasfabrication benutzt wurden; die Pflanzenwelt war nicht minder erforscht und benutzt zu Nahrung, Kleidung, Wohnstätten, Geräthen, Gefäßen, Ackergeräth, Werkzeugen, zu Schreibstoff, zur Herstellung von Farbe u. s. w., und wie man die Thiere des Landes zu benutzen verstand, ersahen wir bereits oben. Rosellini hat auf den Tafeln 6—31. (m c.) die den Aegyptern bekannten und von ihnen in den Denkmälern abgebildeten Thiere zusammengestellt, wozu noch die Katze kommt, die so oft in Bronze angetroffen wird.

Die Kenntniß des menschlichen Körpers, seiner Bauart, seiner äußeren und inneren Theile nach ihren regelmäßigen und abweichenden Zuständen mußte namentlich denjenigen Personen bekannt seyn, die sich mit Bereitung der Mumien beschäftigten. Außerdem zeigen die Darstellungen der menschlichen Gestalt in den plastischen Werken eine sorgfältige Naturbeobachtung und richtigen Blick für die Verhältnisse. Daß sie diese und ähnliche Kenntnisse für die Heilkunde anwendeten, sahen wir schon oben (S. 317.).

Die Kenntnisse der Aegypter in der Chemie erkennen wir namentlich aus der Herstellung ihrer Farben und gefärbten Glasuren für Thonwaaren und der Gläser, über welche Minutoli sehr werthvolle Beobachtungen und Untersuchungen mittheilt**). Man fertigte die Malerfarben, indem man Pflanzen- und Metallstoffe mit

*) S. Champollion Figeac Eg. anc. S. 7. ff.

**) Chemische Analysen altägyptischer Farben von Prof. John, in der Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Oberägypten in den Jahren 1820 und 1821. Von Heinrich Freiherrn von Minutoli herausgeg. v. D. Tölken. Berl. 1824. 4. S. 330. ff. Dazu Wilkinson II. 354. u. III. 88.

Leim band; so grün aus gelbem Pflanzenpigment und Kupferblau, hellasurblau ebenfalls aus Kupferoxyd, Kieselerde und Natrum; braun aus Eisenoxyd, das durch Leimwasser oder Wachsseife mit Kreide gebunden wurde. Manche Gemälde auf Holz sind mit einem feinen Harzfirniß überzogen. Die Glasuren auf dem Thon und Steingut sind eine Art Glas von viel Kieselerde, etwas Kalk und Natrum, mit einer Spur von Thonerde und Metalloxyden.

Die Mechanik der alten Aegypter geht namentlich aus der Herstellung jener Riesenbauten, so wie aus der Fortschaffung und Aufrichtung der großen Obelisken und Riesenstatuen hervor. Dazu gehören die Tempel aus einem Stein, die colossalen Architraven, Säulen, Pylonen und anderen Theile der Tempel und Paläste. In der Grotte von Sceich Abadeh ist der Transport einer ungeheuern, aus einem einzigen Stück Stein ausgehauenen sitzenden Statue abgebildet, welche wenigstens 30 Fuß Höhe hat und die von 88 Personen in vier Reihen auf einer Schleife und vermuthlich auf einer Holzbahn fortgezogen wird. Auf der Schleife steht ein Mann, welcher Wasser auf die Bahn gießt, und drei Wasserträger gehen nebenher, um den verbrauchten Vorrath sofort zu ersetzen. Auf den Knien der Statue sehen wir einen Mann, welcher den Tact der Ziehenden mit den Händen angiebt und den ein zur Seite gehender mit einer Klapper laut wiederholt *). Es scheint demnach, daß die Aegypter nicht sowohl durch künstliche Maschinen, als vielmehr durch gleichmäßige und pünctlich angewandte Menschenkraft jene gewaltigen Lasten bezwangen, welche wir nur durch Hülfe eines künstlich in einander greifenden, wohlberechneten Räderwerkes und der Kraft des Dampfes nach unserem Willen zweckmäßig bewegen. Es läßt sich übrigens erwarten, daß die Aegypter die Mittel, welche ihnen für solche Zwecke zu Gebote standen, gar wohl zu berechnen verstanden. So sehen wir unter anderem aus der erwähnten Abbildung, wie sie recht gut wußten, daß eine festliegende und nur auf den Boden in senkrechter Richtung drückende Last sich leichter fortbewegen lasse, als eine solche, welche in der Seitenrichtung abschwankt. Sie hatten also dafür gesorgt, daß die Statue ganz fest auf der Schleife aufsitze, und diesen Zweck durch Seile, welche mit Knebeln fest angeschnürt waren, sehr wohl erreicht. Damit aber die Seile den bearbeiteten Stein nicht reiben könnten, hatten sie Felle zwischen Stein und Seil gelegt und dadurch noch das Abweichen und Ausrutschen der Seile vom glatten Steine verhindert. Der Umstand, daß die Ziehenden ihr Werk im Tacte verrichteten, deutet an, daß die Fortbewegung eine ruckweise war.

Alle diese Erfahrungen waren jedenfalls in Schriften für die

---

*) Rosellini monumenti civili Taf. XLVIII. u. Bd. II. S. 243. dell' arte di trasportar grandi pesi.

Nachkommen sicher bewahrt, so daß sie in ähnlichen Fällen nicht erst durch erneute Versuche wieder erstrebt zu werden brauchten.

Die **Kunst** der alten Aegypter ging wie überall aus dem Bestreben hervor, die nächste Umgebung, den Körper, die Geräthe, Gefäße durch Schmuck zu verzieren und zu veredeln. So fanden wir z. B. bei den Südseevölkern, namentlich den Tongainsulanern und Neuseeländern, die trefflich geschnitzten Keulen, deren Stiel mit dem zierlichsten Schnitzwerke bedeckt, deren Flechtwerk, welches den Stein an das Holz befestigt, überaus sauber angeordnet ist. Wir fanden bei den Neuseeländern Kisten, welche mit reicher Schnitzarbeit versehen und mit Perlmutter ausgelegt sind, und es entfaltet sich an den Bemalungen und Puncturen der Haut, namentlich des Angesichts, an den Arm- und Halsgehängen, den Kleidern, den Stäben, Keulen und Aexten, an den Schiffen, so wie an den Giebeln der Hütten eine große Fülle von Verzierungen; zu gleicher Zeit sehen wir für die Abhaltung der öffentlichen Opfer oder der Versammlungen des Volkes Erdaufwürfe, Tribunale aus zusammengesetzten Steinplatten oder auch Holzgerüste über den flachen Erdboden sich erheben. Hier werden die Denkmäler der Nation aufbewahrt und die Abbilder ihrer Herrscher aufgestellt.

Ich habe schon mehrfach angedeutet, wie die Pyramiden der Altamericaner so wie der Aegypter aus derartigen Erhöhungen erwachsen sind. In America fanden wir in den Erdbauten, welche den Weg bezeichnen, den die active Rasse auf ihrem Zuge aus dem Norden nach dem Süden des Landes verfolgte, die Anfänge der nachmals weiter ausgebildeten Bauart. In Aegypten stehen die alten Pyramiden als Ueberreste der ältesten Zeit, als die Denkmäler des frühesten, abgethanen Cultus, umgeben von mehrern jüngeren Generationen. In Aethiopien dagegen fanden wir Pyramiden, die zwar kleiner sind als die unterägyptischen, die aber noch mit den Nebenbauten versehen sind, welche die Zeit und die nachwachsende architectonische Cultur von den altägyptischen entfernt hat. An der Errichtung dieser Riesenbauten übte sich die menschliche Kraft und lernte die Gesetze der Bewegung und der Schwere kennen, indem man die Steinmassen von dem Gebürge ablösete, sie nach dem Orte ihrer Bestimmung brachte und hier aufeinander thürmte. Um diese Mittelpuncte reiheten sich allgemach die Wohnstätten der Priester und der Herrscher. Als sich jedoch allgemach der Cultus weiter entwickelte, wurden die Pyramiden zwar noch als altehrwürdige Denkmale beibehalten, allein sie kamen dergestalt außer Gebrauch, daß ihr eigentlicher Zweck in Vergessenheit kam.

Mittlerweile hatte sich der Todtencultus weiter ausgebildet; man mußte darauf denken, die Massen der aufzubewahrenden Leichname in sicheren, entlegenen Stätten aufzunehmen, und fand dazu die Gebürgswüste, welche das Nilthal einfasset, vornämlich aber das Kalk-

steingebürge der Thebaide ganz vortrefflich geeignet. Der Stein ist meist horizontal geschichtet und läßt sich verhältnißmäßig leicht bearbeiten. Man grub also Höhlen von Außen hinein, ließ, wo diese zu Zimmern und Sälen erweitert wurden, ganze Wände oder auch einzelne Säulen zur Unterstützung der flachen Decke stehen. Indem man nun fortfuhr, im Gebürge eine Grabhöhle neben der anderen zu machen, indem der Sohn neben dem Vater und ganze Familien beisammen zu ruhen wünschten, entstand eine Reihe von Grabhöhlen nach der anderen, deren verzierte Eingänge eine großartige eingelegte Arbeit in der Façade des Gebürges bildeten.

Es war sehr natürlich, daß man später diese Bauart zum Muster nahm, als man in dem cultivirten Lande Tempel und Paläste errichtete. Da, wo man nicht durch den Felsen beengt war, sondern wo man frei und selbstständig arbeitete, entwickelte sich der ägyptische Baustiel zu seiner ganzen Eigenthümlichkeit, mit seinen langgestreckten Façaden, den kurzen, stämmigen Säulen, die zum Theil mit Stabbündeln Aehnlichkeit haben, welche da, wo sie auf dem Boden aufstehen, mit zierlichem Schnurenwerk umgeben, während ihre Capitäle meist in der Art eines Lilien- oder Nymphäenartigen Blumenkelches gearbeitet sind. Andere Säulenhäupter zeigen menschliche Angesichter, gewissermaßen einen vierhäuptigen Kopf, während andere geradezu aus balkentragenden Riesen bestehen. Das steinerne Gebälk ist massiv und nur wenig gegliedert und auf demselben ruhen die colossalen Decksteine. Die Wände der Gebäude zeigen immer gerade im Innern im rechten Winkel emporsteigende Flächen und sind oft nur bis an das zweite Dritttheil der Säulenlänge emporgeführt, wo sie einen Porticus bildend das Gebäude umgeben. Besonders charakteristisch sind die Eingänge zu den Gebäuden; die Thüröffnungen sind unten meist weiter als oben.

Den Eingang zu den Königsburgen beschützen zwei große Pylonen, deren Form aus der Pyramide sich entwickelt hat und deren geneigte Flächen die großen Gestalten der Erbauer meist in kriegerischer Thätigkeit zeigen. Unmittelbar davor ist das große Thor und vor diesem stehen zwei, die Pylonen an Höhe überragende Obelisken, die mit Hieroglyphenschrift bedeckt sind. Zwischen diesen Obelisken und dem Thore selbst sind am Palaste von Luxor zwei colossale sitzende Königsstatuen aufgestellt.

Das Innere bestand aus großen Höfen mit Säulengängen, aus kleinen Gemächern und aus großen Sälen, deren Decke von mehrern Säulenreihen getragen wurde und die ihr Licht zum Theil von der Seite empfingen, meist aber durch Lampen erleuchtet wurden.

Ich verweise indessen, da der Augenschein hier am deutlichsten spricht, auf die trefflichen Abbildungen in der großen Beschreibung von Aegypten, welche die schönste Frucht des napoleonischen Feldzu-

ges nach jenem Lande ist *). Die merkwürdigsten dort mitgetheilten Baureste sind die der Insel Philä (Th. I. pl. 2. ff.), die von Edfu (pl. 48. ff.), von Esneh (pl. 73. ff.), von Theben (Th. II.), namentlich von Medinet Abu (Th. II. pl. 3. ff.), das sogenannte Memnonium (pl. 24.), von Kurnah (pl. 41.), von Luxor und Karnak (Th. III.). Von den verschwundenen Monumenten ist das Labyrinth zu nennen.

Uebrigens gilt von allen altägyptischen Tempeln und Palästen, daß sie nicht ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Ganzes bildeten, sondern so angelegt waren, daß sie durch Säulengänge und Statuenreihen mit neu daneben begonnenen Gebäuden leicht in Verbindung und Zusammenhang gebracht werden konnten. Eine ängstliche Symmetrie herrscht in ihrer Anlage ebenso wenig, als in den Gebäuden des europäischen Mittelalters, daher machen sie immer eine äußerst malerische Wirkung. In Bezug auf das Technische ist eigenthümlich, daß der Bogen bei den ägyptischen größeren Gebäuden nicht vorkommt, die steinernen Balken liegen im rechten Winkel auf Mauern, Pfeilern und Säulen auf. Da man keine Brücken baute, da die Natur die Steine in bedeutender Länge lieferte, fehlte es an einer dringenden Veranlassung zu der Herstellung von gemauerten Bogen.

Aus der Sculptur ging das Relief und die Statue hervor, da es galt, die großen Wandflächen auf angemessene Art mit der Darstellung der Göttersage und Kriegsgeschichte, oder in den Grabmälern mit den Lebensschilderungen der hier beigesetzten Personen auszuschmücken.

Die Reliefs in den Hypogeen sind nicht unmittelbar auf den die Wand bildenden Stein aufgetragen, sondern wie in den mericanischen Gebäuden ist auch hier eine dünne Lage Mörtel auf die Wand gelegt, auf der sich die Gestalten als Koilanaglyphen, basrelief en creux, aus eingeschnitteuer Vertiefung in scharfen Umrissen flach herausheben. Diese Reliefs sind bunt gemalt. An äußeren Wänden findet man oft die Zeichnung als bloße Umrißlinie.

Im Allgemeinen kann man die Darstellungsweise der Aegypter wohl als steif bezeichnen. Die Gesichter sind in der Regel ohne allen Ausdruck, die Bewegungen der Glieder immer typisch; die Linien der menschlichen Umrisse sind jedoch nicht ohne Grazie und aus der Darstellung der fremden Nationen sehen wir, daß die ägyptischen Künstler dabei nach Treue und Wahrheit strebten und es wohl verstanden, eine Nationalphysiognomie im Allgemeinen richtig aufzufassen. Ich verweise hier namentlich auf die Abbildungen in Rosellinis historischen Monumenten **), besonders den Kriegsgemälden. Perspective fehlt

*) Vergl. Otfr. Müller Archäologie der Kunst S. 265. ff. Die Capitäle s. in der description de l'Egypte T. I. pl. 8. 26. 42. 55. 75—78. 86. T. II. pl. 41.

**) S. namentlich die Tafeln 155. u. 160. ff. der m. st.

freilich gänzlich. Bemerkenswerth ist die Sitte, den König allemal in Riesengröße abzubilden. Trefflich, zum Theil sogar schön sind die Thiere, vor allem die Pferde dargestellt.

Aus dem Relief entwickelte sich die Statue. Zunächst traten aus den die Balken tragenden Pfeilern mumienhafte, zum Theil, wie an dem Typhonium von Barkal bei Cailliaud Taf. 74., groteske Gestalten mit eng an den Leib gedrängten Armen und geschlossenen Beinen hervor, wenn wir nicht die auf der Säule als Capital sitzenden Menschenköpfe als den Anfang der Statuenbildung nehmen dürfen. Bei fortschreitender Technik wurden diese Balkenträger immer freier und schlanker, bis sich denn endlich der nationale Typus vollkommen ausbildete, den Otfr. Müller mit folgenden Worten meisterhaft schildert: „Die Brust ist im Ganzen breit, der Leib nach unten schmäler, der Hals kurz, die Füße, besonders die Zehen lang, die Knie scharf gezeichnet, oft mit besonderer Sorgfalt und Präcision behandelt. Die Nase breit und rund, die Augen vorgewölbt, der Stirnbogen ohne Schärfe, Augen und Mundwinkel etwas nach oben gerichtet, der Mund breit und die Lippen stark, das Kinn meist kleinlich, die Ohren lang und hochsitzend." (Handbuch der Archäologie S. 278.)

Die merkwürdigsten Statuen sind unstreitig die Colossalstatuen der Könige, unter denen die des Ramses III. im sogenanten Osymandeion 58 Pariser Fuß 10 Zoll hoch ist *). Die colossale Sphinx von Memphis ist aus dem anstehenden Fels gehauen und tritt 40 Fuß über den Boden empor; die ganze Länge derselben beträgt 117 Fuß, der Umfang des Kopfes an der Stirn 81 Fuß, die ganze Höhe vom Bauch bis zum Scheitel 51 Fuß (s. die Abbildung in der descr. de l'Egypte. Ant. T. V. Taf. 11.).

Andere Statuen der Götter und Könige, zum Theil aus sehr hartem Stein, namentlich Basalt und Porphyr, enthalten die europäischen Museen; mehrere darunter zeigen in ihrem Styl griechischen Einfluß und gehören späterer Zeit an **). Von Privatpersonen sind viele Grabsteine mit den Portraitstatuen erhalten; ein großer Theil derselben sind unter Lebensgröße, viele zeigen Spuren von Bemalung***).

Aus gebrannter Erde, die meist mit einer türkisfarbnen Glasur bedeckt ist, findet man eine unendliche Fülle kleiner Götterstatuen theils einzeln, theils in Gruppen, namentlich Götterdreiheiten. Diese

*) S. die Abbildung in der descr. de l'Eg. Ant. T. II. pl. 20. bis 22. Dazu Champollion Figeac Eg. anc. S. 70. u. a. Nachweisungen bei Otfr. Müller S. 280.

**) So namentlich diejenigen in den römischen und neapolitanischen Museen. Sie wurden besonders im Zeitalter Hadrians gefertigt, wo der ägyptische Cultus in Rom einheimisch geworden war.

***) S. z. B. Millin Aegyptiaques ou recueil de quelques monumens inédits égypt. Par. 1816. 4. m. Abb.

Statuen sind von 1—10 Zoll Höhe vorhanden und zeichnen sich durch Präcision in der Arbeit aus; namentlich sind die Thiermasken sehr characteristisch gearbeitet. Dasselbe gilt auch von den meisten kleinen Bronzen *), die in den europäischen Sammlungen zerstreut sind. Aus Holz haben sich mehrere doch fast immer mumienhafte Bilder erhalten, welche bunt bemalt sind. In Elfenbein hat man nur Scarabäen gefunden.

Die **Malerei** war bei den Aegyptern noch nicht zur selbstständigen Kunst geworden, sie lehnte sich immer nur dienend an die Architectur und wurde namentlich zu Belebung der Reliefs gebraucht, der historischen Bilder sowohl als der Hieroglyphen, welche ersteren als Erläuterung beigegeben und meist blau oder türkisfarben ausgemalt waren. (Rosellini m. c. II. 161.) Die Maler sind öfter auf den Denkmälern dargestellt (Rosellini m. c. Taf. 46. 47. 49.), wie sie Statuen bemalen oder auf Papyrus ihre Kunst üben. Nächstdem verstanden die Aegypter auch die Emailmalerei. (Otfr. Müller Handb. S. 273.)

Bemerkenswerth ist, daß die Aegypter schon eine Ahnung von der Kunst des **Kupferstiches** gehabt zu haben scheinen, worauf sie vielleicht durch den Abdruck der Siegel geleitet wurden. Man fand unter den Köpfen einiger Mumien eine Kupferscheibe, worauf und zwar auf dem Theile, wo der Kopf auflag, eine mythologische Darstellung einpunctirt war, die gemeiniglich zusammengesetzte Gestalten des Ammonre enthielt. Unter den Köpfen einiger Mumien fand man eine Papierscheibe und Rosellini sah in Kairo ein solches Papier, worauf in leichten rothen Linien derselbe Gegenstand, den die Metallscheiben enthalten, zu sehen war. Rosellini selbst besaß einen Metallspiegel, dessen Einschnitte noch mit rother Farbe gefüllt waren und mit welchem er Abdrücke machte. (Rosellini m. c. II. 299.) Der Umstand, daß jedem Todten ein solches Ammonbild beigegeben werden mußte, dann das Beispiel der Siegel so wie der eingeschnittenen Inschriften konnte gar leicht Veranlassung zu Kupferstich und Kupferdruck geben. In ähnlicher Weise entstanden die in Holz geschnittenen und auf Kattun oder Papier abgedruckten Buddhabilder der Thibetaner und die Heiligenbilder des deutschen Mittelalters.

Die ägyptische Kunst hat das Eigenthümliche, daß sie sehr früh schon mit einem entschiedenen Typus auftritt, den sie aber auch bis in die Zeit ihrer höchsten Entwickelung beibehielt. Es wurden die Formen der Natur allerdings mit großer Treue nachgeahmt, das Schöne, was sie darboten, sorgfältig und mit Liebe angenommen; allein so wie allen Erscheinungen und Vorkommnissen des öffentlichen wie des Privatlebens im alten Aegypten bestimmte Formen und Gränzen vorgeschrieben waren, innerhalb deren sie sich bewegen mußten, eben

*) Abb. in der descr. de l'Egypte. Tom. V. Taf. 62—63.

so waren auch den Künstlern genaue Gesetze gegeben Wir sahen oben, wie die alten mexicanischen Bildschreiber äußerst streng an die hergebrachten Formen gebunden waren; ein ähnliches Gesetz fand wahrscheinlich auch im alten Aegypten statt, wenigstens deutet der stereotype Character aller ägyptischen Kunstwerke darauf hin. Die ägyptische Kunst wurde nie frei. Gewisse Bewegungen der Menschen- oder Thiergestalt wurden stets in derselben Weise dargestellt. Fast alle Gestalten wurden nur im Profil gezeichnet (eine Ausnahme in Wilkinson Atlas pl. 69. 4.), eben so die Gesichter; perspectivische Verkürzungen kommen nicht vor, selbst nicht auf den großen Schlachtbildern, die doch so reich an den mannichfaltigsten Stellungen sind. Nur bei den sitzenden Musikantinnen der 99. Tafel von Rosellini's monumenti civili erblicken wir ein Gesicht en face. Wie bei den Tänzen, den geistlichen und militärischen Processionen, den Kriegsübungen und dem Transport großer Lasten alle Bewegungen der Theilnehmenden vorgeschrieben waren, wie auch im Privatleben die Sitte für jeden Vorfall eine Vorschrift hatte, so war auch das Wirken der Künstler geordnet und diese Ordnung wurde befolgt, so lange Aegypten als solches bestand.

Man hat für die ägyptische Kunst drei Zeiträume angenommen, den äthiopischen, den pharaonischen und den ptolemäisch-römischen*), von denen unstreitig der mittelste als der der eigentlichen ägyptischen Kunstblüthe zu bezeichnen sein dürfte, wie er denn auch die meisten Erzeugnisse geliefert hat.

Die Gegenstände der ägyptischen Kunst waren überaus mannichfaltig. In den Grabkammern der Privatleute begegnen uns alle nur erdenkliche Scenen, die im Privatleben vorkommen. Das behagliche Stillleben der Familie ist, wie es scheint, am seltensten dargestellt; immer sehen wir die Menschen in nützlicher Thätigkeit oder in anderweiter Aufregung. Wir sehen hier den Hirten bei der Heerde, den Ackersmann säend oder ärntend, die Diener in der Küche, die Frau am Webstuhle, den Gewerbtreibenden oder Künstler in seiner Werkstätte, oder Festgelage und frohe Tänze. In den Gräbern und an den Palästen der Könige sehen wir die Ausrüstung zu Kriegszügen, das Gewühl der Schlacht, den Triumphzug der Sieger und das Dankopfer im Heiligthum der Götter. An den Tempeln aber sind die Götter und ihre Verehrung Gegenstand der Darstellung.

Es würde zu weit führen, wollten wir in die Einzelheiten der ägyptischen Kunstleistungen weiter eingehen und namentlich die reiche und geschmackvolle Verzierungsweise der Hypogeen, Paläste und Tempel näher betrachten. Man kann wohl sagen, daß bei den Bauten kein Fuß breit der äußeren wie der inneren Wand ohne angemessene Verzierung blieb; die Pylonen, wie die Tragbalken, die Säulen

*) S. Heeren's Ideen II. 48. Dazu Rosellini m. c. II. 101.

wie die Decken, alles war mit Darstellungen und Schrift regelmäßig bedeckt und bunt gemalt, und alle diese Ornamente standen unter sich in den genausten Beziehungen, im innigsten Zusammenhang. Die angewandten Pflanzen- und Thiergestalten haben Bezug auf die Sagen von den Gottheiten und den Dienst derselben. Will man sich den Totaleindruck der ägyptischen Denkmäler vergegenwärtigen, so darf man nur die Säulenhallen und Säle der Insel Philä, von Edfu, von Esneh, von Medinet Abu, von Karnak u. s. w., wie sie in dem Werke der französischen Expedition dargestellt sind, näher betrachten*); sie machen stets den erfreuenden Eindruck wohlgeordneter Fülle.

Die Kunst ward vorzugsweise von den Priestern gepflegt. Auch die Musik**) wurde von ihnen für ihre Zwecke erfaßt und zur Kunst ausgebildet. Der höhere Culturstand der Aegypter in Vergleich zu dem der Altamericaner spricht sich namentlich auch in der Musik aus, die, wie wir oben sahen, in den Reichen von Anahuac noch auf einer sehr tiefen Stufe stand. In Aegypten hatten die Priester bereits gelernt, die Töne zu messen und das Verhältniß derselben zu einander zu bestimmen. Es war also die Musik in Aegypten bereits zur Wissenschaft erhoben, während sie als Kunst ausgeübt wurde; wie denn Pythagoras, Platon u. a. Griechen dort die Musik studirt hatten, durch welche wir wissen, daß die Musik dort nicht minder in bestimmte, unabänderliche Formen gebracht worden war, als die übrigen Künste. Man nannte Isis als die Ordnerin der Töne.

In den Denkmälern treten uns öfter die musicalischen Instrumente entgegen und zeigen eine große Mannichfaltigkeit. Man hatte Blasinstrumente sowohl als Saiteninstrumente, so wie auch Schlaginstrumente.

Wir erkannten die Anfänge der Musik bereits in den Tanzklappern der Urwälder, in den Trommeln der Americaner, Neger und Südseevölker und in den einfachen Saiteninstrumenten der Neger. Wir bemerkten dabei, daß die ältesten und ursprünglichsten musicalischen Instrumente die Klappern und Trommeln sind, darauf folgen die Blasinstrumente, welche die Natur dem Menschen in den Thierhörnern und Muscheln, den Rohren und Rinden vorbereitet darbietet. Die Saiteninstrumente sind die letzten und jüngsten musicalischen Instrumente. Betrachten wir nun von diesem Gesichtspuncte aus die Werkzeuge der ägyptischen Musik, so begegnen wir zunächst dem Sistrum oder der Klapper. Das Sistrum bestand aus einem Stiel, auf welchem ein Querholz oder ein Knauf saß, über welchem sich ein

*) S. bes. descr. de l'Egypte. Antiqu. T. I. pl. 18. 53. 61. 73. 83. T. II. pl. 14. 37. T. III. 41. 42. 49. u. s. w.

**) Villoteau diss. sur les diverses instrumens de musique que l'on remarque parmi les sculptures. Descr. de l'Eg. Mém. VI. 413. Rosellini m. c. III. 3. ff. Wilkinson II. 222. ff. S. ferner die Saiteninstrumente auf der 8. Tafel zu gegenwärtigem Bande.

ovaler Bügel erhob, dessen beide Enden im Querholz oder Knopf festsaßen und der nach oben geschlossen war. In beiden Seiten des Bügels waren drei oder vier sich entsprechende Löcher angebracht, durch welche Metallstäbe gesteckt wurden, an deren jedem sich mehrere starke Ringe befanden, die, wenn das Instrument geschüttelt wurde, einen lauten Klang von sich gaben *). Dieses Instrument war 8—18 Zoll lang und meist ganz aus Bronze, oft mit Silber eingelegt und vergoldet oder anderweit verziert. Die Querstäbe nahmen oft die Gestalt von Schlangen an. Das Sistrum wurde so gehalten, daß der Bügel aufwärts stand, und diente vornämlich zur Verherrlichung des Götterdienstes.

Die Cymbeln oder kleinen metallenen Becken von 4—5 Zoll Durchmesser bestehen aus einem Kugelabschnitt, der sich in einen breiten Rand ausdehnt. Durch den Mittelpunct ging eine Schnur von Leder oder Pflanzenstoff, woran sie gehalten wurden. (Abb. b. Wilkinson II. 255.) Wir finden noch jetzt diese Cymbeln beim Gottesdienst der Buddhisten in der Mongolei und in China.

Die Trommel war sehr verschiedenartig, je nach dem Zwecke. Die Tänzerinnen führten Tamburins, welche theils aus einem kreisrunden, theils aus einem viereckigen Rahmen bestanden, über welchem ein Fell gespannt war, das mit der Hand und den Fingern geschlagen wurde. (Abb. bei Rosellini m. c. Taf. XCIX. und Wilkinson II. 240. u. 329. und unsere Taf. VIII. 4.) Dann führten die Tänzerinnen auch noch eine kleine Handtrommel: einen hohlen Kegel, dessen unteres Ende in einen Stiel zulief, während die weite Oeffnung mit einem Fell überspannt war, das mit der Hand geschlagen wurde, etwa in der Weise, wie noch jetzt die Daraboka im neuen Aegypten. (Abb. bei Wilkinson II. 254.)

Bei den Tänzen der Männer, wie sie auf den Straßen aufgeführt wurden, sehen wir eine Trommel, die der mexicanischen Tepanatl nahe kommt. Es ist ein langer, der Eiform sich nähernder Cylinder, dessen beide Enden mit Fell überspannt und mit den Händen geschlagen wurden. (Wilkinson II. 264.) In gleicher Weise war auch die Trommel der Soldaten (Wilkinson II. 266.). Diese Trommeln waren sehr lang. Man hatte aber auch Trommeln von mehr gedrängter Form; diese wurden mit Klöpfeln geschlagen. (Wilkinson II. 269.)

Unter den Blasinstrumenten tritt uns zunächst die Flöte entgegen, die theils als Querflöte, theils als lange Pfeife gebraucht wurde. Die Querflöten waren meist aus Rohr und man hat deren in den alten Gebäuden gefunden, die in den Museen von London,

*) Abbildungen bei Wilkinson II. 328. ff. nach Monumenten und Originalexemplaren im Britischen Museum und in der Berliner Sammlung.

Leiden u. s. w. aufbewahrt werden. Sie sind von neun bis fünfzehn Zoll Länge. (Wilkinson II. 308.)

Die lange Flöte oder Pfeife kommt theils einfach, theils doppelt, zuweilen in ein einziges Mundstück gefaßt, vor. Das längere und stärkere Rohr gab die tiefen Grundtöne, das kürzere oder dünnere mit mehrern Löchern versehene die hohen und scharfen Töne. Unter den Bildern von Theben erscheinen tanzende Frauen mit der Doppelflöte.

Als Kriegsmusikinstrument erscheint auf den Denkmälern die metallene Trompete oder Tuba von 1—1½ Fuß Länge neben der Trommel und einer Art Klapper, welche aus zwei an einander anschlagenden starken Hölzern bestand. (Wilkinson II. 260.)

Die größte Mannichfaltigkeit zeigen die Saiteninstrumente. Wir finden die Harfe, die Lyra und die Guitarre als die Hauptformen.

Die Harfe erscheint in sehr verschiedenartiger Form und Größe und ist auch in Bezug auf die Anzahl der Saiten nicht immer gleichmäßig. Sie erscheint mit vier, sechs, sieben, acht, neun, zehn, eilf, zwölf, vierzehn, siebzehn, zwanzig, ein- und zweiundzwanzig Saiten. In Paris befindet sich eine Harfe mit zweiundzwanzig Saiten und Wilkinson (II. 271.) fand in Theben eine mit siebzehn Saiten. Manche Harfen waren sehr groß, höher als ein Mann, geschmackvoll mit Lotus und anderen Blumen bemalt und oben mit einer geschnitzten Königsbüste verziert (z. B. bei Rosellini m. c. XCVII. Wilkinson II. 270. u. pl. 13., die einfache Form Taf. VIII. 1.), die jedoch zuweilen auch unten über dem Fuße sich erhob. Die ältesten Harfen, die man in der Nähe der Pyramiden von Gizeh fand, die nach Wilkinson wohl drei- bis viertausend Jahre alt seyn können, sind einfach und ohne Verzierung und haben nur eine Octave Bespannung. Die Saiten bestanden aus Katzendärmen und die, welche 1823 in Theben gefunden wurden, waren so trefflich erhalten, daß sie angespannt und berührt noch einen Ton von sich gaben. Einige Harfen standen auf einer breiten Basis, andere waren auf eine Art Untersatz oder Stuhl gestellt und der Harfner kniete davor, während die größern stehend gespielt werden mußten. Die kleineren Harfen trug man auf der linken Schulter, wenn man sie spielte. Die Harfe war gegen den Spielmann immer so gerichtet, daß ihm der Bügel und die kurzen Saiten zunächst, die langen aber am entferntesten waren. Das Instrument war theils aus Schildkrötenschale, theils aus Holz und letzteres mit grünem oder rothen Leder überzogen, das dann mannichfarbig bemalt war.

Eine besondere Art Harfe war die dreieckige (s. Taf. VIII. 5. und 6.), deren Unterseite mit Glöckchen behangen war. (Wilkinson II. 280.) Diese Form bildet den Uebergang zur Lyra, die noch jetzt in Nubien vorkommt und gemeiniglich aus einem mit Fell bespannten Holzkessel besteht, dessen beide Seiten Holzstäbe fassen, durch

welche oben ein Querholz gesteckt ist, von welchem die Saiten über den Körper herabgespannt sind. Eine weitere Ausbildung dieser ursprünglichen Formen zeigen uns die Figuren 2 und 7 der VIII. Tafel. Die Lyra der Berliner Sammlung (N. 7) hatte fünf Saiten, andere dagegen sind mit sieben bespannt.

Die Guitarre entwickelte sich ebenfalls aus der Harfe. Wilkinson (II. 286.) giebt die Abbildung mehrerer im britischen und im berliner Museum aufbewahrten Instrumente, welche den Uebergang der Formen zeigen. Man könnte sie als Guitarre mit gekrümmtem Halse bezeichnen. Sie haben drei und vier Saiten, welche jedoch nicht auf dem Griffbret neben einander lagerten.

Die eigentliche ägyptische Guitarre hatte nur drei Saiten und war sehr schmal. (S. Taf. VIII. Fig. 3. u. 8.) Wie bei uns hielt die Spielerin das Griffbret mit der linken, während die rechte Hand die Saiten in Bewegung setzte. Zuweilen hat sie auch die Guitarre an einem Bande, das über den Nacken geht. (Wilkinson II. 302.) Der Körper der Guitarre war gemeiniglich eirund und das Griffbret oft zwei und drei mal so lang als derselbe. Einen Steg bemerkt man nicht auf den Abbildungen.*) Die Guitarre wurde, wie aus den Denkmälern hervorzugehen scheint, meist von Frauen gespielt, während wir bei den größern Harfen nur Männer sehen, die meist ein sehr wohlhäbiges und fettes Ansehen haben.

Auf den Denkmälern finden wir folgende Zusammenstellung von Instrumenten: bei Tänzerinnen die Doppelflöte, eine Harfe und zwei Guitarren nebst einer Sängerin; dieselbe Zusammenstellung ohne die Doppelflöte; dann Harfe, Doppelflöte, Lyra und Sänger und Tänzerinnen; ferner Tamburins und Tänzerinnen; Doppelflöte und Harfe; beides und Doppelflöte ohne Gesang; drei Sänger, zwei Harfen und eine einfache lange Pfeife; endlich Harfe, Guitarre, Lyra Doppelflöte und Tamburin. Eben so kommen Harfen ohne Sänger, aber auch eine Harfe mit sieben Sängern vor. (Vergl. die Abb. bei Wilkinson II. 232., besonders aber die colorirten Tafeln bei Rosellini m. c. 95 ff.)

Bei weitem interessanter würde es freilich seyn, wenn wir die Gesänge noch besäßen, welchen jene Instrumente als Begleiter und Träger dienten. Allein wir kennen kaum den Inhalt derselben.

Es war jedenfalls eine große epische Literatur vorhanden, die vielleicht mit den Hymnen und Göttersagen der Griechen einige Aehnlichkeit hatte. Diese Hymnen wurden bei den Processionen, wie sie Clemens von Alexandrien beschreibt (s. o. S. 414.), abgesungen und die Processionen waren wahrscheinlich nur Illustrationen dersel-

*) Ueber die musikalischen Instrumente des neuen Aegyptens s. descr. de l'Eg. état moderne.

den und die Hymnen für diese, was die Schrift für die Gemälde: wörtliche Commentarien. Eben so hatte man über die Geschichte der frühesten Könige jedenfalls epische Gedichte, welche die in den Königspalästen dargestellten Thaten der Könige erläuterten. Ob bei den alten Aegyptern das Drama, das wir bereits bei den alten Azteken fanden, auch bereits ins Leben getreten, diese Frage wird die fortgesetzte Erforschung der Denkmäler zu lösen haben. Die Reste lyrischer Poesie hat bereits Rosellini (s. o. S. 299.) glücklich nachgewiesen.

Die Geschichte

des alten Aegyptens bietet uns ähnliche Erscheinungen dar, wie die der von uns betrachteten altamericanischen Staaten, nur fehlen uns hier leider jene von den Lehrern der Nation selbst aufbewahrten zusammenhängenden Nachrichten und wir müssen uns blos mit Bruchstücken begnügen, welche einige altgriechische Schriftsteller, namentlich Herodot und Diodor von Sicilien, dann die christlichen Schriftsteller Eusebius und Georg Syncellus,*) welche altägyptische Nachrichten benutzten, geben. Diodor (I. 44.) bemerkt, daß von allen Königen die Priester in ihren heiligen Büchern Jahrbücher besaßen, die von alten Zeiten her immer den Nachfolgern überliefert wurden. Darinnen war verzeichnet, wie groß ein jeder König, wie sein Charakter beschaffen und was für Thaten er zu seiner Zeit gethan habe. Leider gab Diodor, der besonders die Archive von Theben benutzte, obschon seine Nachrichten die gehaltvollsten sind, immer noch nicht genug, um eine vollständige Landesgeschichte herzustellen, für welche die mit Hieroglyphen versehenen Darstellungen gar manche Einzelheiten enthalten mögen.

An die Spitze der Geschichte des Landes stellten die alten Aegypter die Götter und Osiris und Isis, deren Kinder. Sie waren es, welche die ersten Anfänge zur nachmaligen Cultur legten. Dadurch aber wird die ägyptische Cultur als etwas bezeichnet, was aus der Ferne hergebracht worden ist, als eine fremde Pflanze. Wie in America, so wurde auch in Aegypten das eingeborne, passive Volk durch die aus Osten heraufkommenden activen Heiden und Herrscher allgemach zum civilisirten Leben gebracht, nicht aber gewaltsam unterjocht, wie es in der Südsee der Fall war. Die Sage von Osiris und Isis berichtet deutlich von Urzuständen der passiven Rasse, die mit den Berichten der Reisenden über die Urwälder Americas und der americanischen Yucasage übereinstimmen. Wie in America waren auch im Nilthale, so lange es von der activen Rasse noch nicht berührt war, Menschenfresser. (Diodor I. 14.) Osiris und Isis

*) Heerens Ideen II. S. 102.

lehrten diesen, wie einst Manco Copak den Peruanern, den Bau des Getreides kennen; sie ordneten dann die Verhältnisse des menschlichen Lebens (Diodor I. 14. u. 43.), gründeten feste Sitze, führten einen religiösen Cultus ein, lehrten die Bearbeitung der Metalle. (Diodor I. 15.) Ihre Kinder, namentlich Horres, fuhren in diesen Bestrebungen fort, bildeten den Götterdienst weiter aus, erfanden die Schrift, die Rechenkunst, die Musik u. s. w. (Diodor I. 16.)

Dann aber zog Osiris mit einem ungeheuern Heere, das er in seinem Reiche gesammelt, auch durch andere Länder und trug seine Lehren weiter; so verbreitete er Ordnung und Gesetz über andere Völker der Erde. Diese Zeit der unmittelbaren Herrschaft der Götter und ihrer Kinder soll fast achtzehntausend Jahre gedauert haben, auch soll damals der Thron nicht erblich gewesen, sondern dem eingeräumt worden seyn, der das meiste Verdienst um die Nation sich erworben hatte. (Diodor I. 43. und 44.) Als letzten Regenten aus der Zahl der Götter nennt man Horus, der Isis und des Osiris Sohn.

Es würde ein vergebenes Bestreben seyn, aus diesem Berichte der beugsamen und unkörperlichen Sage eine chronologisch und topographisch Stand haltende Erzählung bilden zu wollen. Mir erscheint diese Sage als eine Andeutung der fortgesetzten Einwanderung der activen Rasse in das Nilthal, wodurch allgemach die Gesittung der Ureinwohner bewerkstelligt wurde.

Diese ersten activen Einwanderer, die wie in Anahuac als Götter bezeichnet wurden, drangen in das Nilthal aufwärts. Das Delta war in frühester Zeit ein Sumpfland, welches dem menschlichen Organismus feindselig war. Die Einwanderer gingen daher den Fluß aufwärts, wo sie denn in das Hochland gelangten und sich feste Sitze und Burgen bauten, deren älteste Denkmale die Pyramiden sind, die sich vom Nil bis weit hinauf nach Aethiopien erstrecken, an die sich bei fortschreitender Cultur die übrigen Denkmale, die Tempel der Priester, die Paläste der Könige und die Wohnhäuser des Volkes anlehnten.

Die ersten activen Einwanderer kamen vom Kaukasus, sey es nun durch die syrische Wüste, sey es zur See. Sie wanderten immer südlich; allein nachdem sie in Aethiopien und Oberägypten sich feste Sitze gegründet, gingen von da aus Colonien nach Norden zurück und bestrebten sich, in dem Sumpflande des Delta sich gleichfalls eine Herrschaft herzustellen. Hier war der Nil, der in Oberägypten der Cultur so förderlich war, durch seine Ueberfülle ein Hemmniß derselben und es mußten hier erst großartige Wasserbauten, Canäle, Teiche und Dämme eingerichtet werden, bevor eine ruhige und regelmäßige Cultur des Bodens stattfinden konnte. Wurde im höher gelegenen Aegypten der Nil als freiwilliger, lenksamer Diener benutzt, so galt es dagegen in Niederägypten erst einen Kampf mit

seinen gewaltigen Gewässern, bevor er dieselbe Segensfülle verbreiten konnte wie dort. Die Cultur des niederen Aegyptens ist demnach eine jüngere, wie dieß auch durch die historischen Nachrichten bestätigt wird.

Die wichtigsten Mittelpuncte der Cultur des alten Aegyptens waren die Städte Heliopolis, Theben, Memphis und Sais. In jeder derselben bestand eine zahlreiche Priesterschaft unter dem weltlichen Schutze des vom Kriegsadel umgebenen Königs. Ein jeder dieser Orte hatte seine besondere Gottheit, als deren Abkömmling der König galt, der in die Mysterien der Priesterschaft eingeweihet und in die Körperschaft derselben aufgenommen war. Man hatte in den Tempeln die Genealogien und Register der Könige,*) von denen mehrere bis auf uns gekommen sind. Diese an die Tempel gelehnten Staaten standen in freundschaftlichem Verkehr unter einander. Dieser Zustand dauerte so lange ungestört fort, bis vom Osten her ein Heer von kriegerischen Hirten, die Hyksos, hereinbrachen, das Nilthal unterjochten und dritthalbhundert Jahre lang beherrschten. Durch den langen friedlichen Verkehr unter der Leitung der Priester war der kriegerische Geist der Kriegerkaste erschlafft und so war es möglich, daß die tapfern Söhne der Wüste das ganze, starkbevölkerte Land sich unterwerfen konnten. Die Cultur Aegyptens aber war so wohl begründet, daß dieser Einfall der tapfern Hirten derselben keinen wesentlichen Schaden bringen konnte, ja es wurden dieselben von dieser Cultur selbst erfaßt und derselben theilhaftig.

In die Zeit dieser Fremdherrschaft fallen mehrfache Auswanderungen von Aegyptern nach Europa, wie denn Kekrops der Gründer von Athen und Kadmos der von Theben wurde. Durch die Anwesenheit der Hirten wurde der kriegerische Geist der Eingebornen aufs Neue geweckt, so daß sie endlich denselben entgegentreten und sie aus dem Vaterlande vertreiben konnten.**) Von da an unternahmen die Könige, namentlich die von Theben, Kriegszüge nach dem Osten. So führte Tnephachthus ein Heer nach Arabien. Als der eigentliche

*) Herodot benutzte die Genealogien von Memphis, Diodor die von Theben, der ägyptische Priester Manetho die von Heliopolis. Das Werk des Manetho ist nur in unvollständigen Auszügen von Julius Africanus, Eusebius und Georg Syncellus auf uns gelangt. Die chronologischen Forschungen und Vergleichungen über die ägyptischen Königreiche findet man bei Gatterer Abriß der Universalhistorie, 2. Ausg. Gött. 1773. S. 154. Heerens Ideen. Abth. II. Th. II. S. 101 u. 421. Rosellini monumenti Parte I. namentlich Tom. II. S. 249 der catalogo generale. Wilkinson manners and customs T. I. und die neueste Arbeit, die mir leider erst während des Druckes zukam, ist: Henry l'Egypte pharaonique ou histoire des institutions des Egyptiens sous leurs rois nationaux. Par. 1846. 2 Bde. 8. Th I. S. 65. histoire chronographique des Pharaons.

**) Der letzte Hirtenkönig war Asset oder Assys und wurde 1771 vor Chr. Geb. vertrieben. s. Henry l'Egypte pharaonique I. 98.

Begründer der Herrlichkeit von Theben wird **Busiris** genannt. Theben erhielt unter ihm große Gebäude und herrliche Tempel und Privathäuser von vier bis fünf Stockwerken; sie enthielt den Beinamen der hundertthorigen; an dem Flusse entlang nach Memphis hin standen hundert Pferdeställe, deren jeder zweihundert Rosse für die Streitwagen enthielt. Alle Pracht concentrirte sich in den Tempeln und in den königlichen Grabstätten, an deren Fortsetzung die Nachfolger des genannten Königs eifrig arbeiteten,*) von denen Osymandyas die größten Werke schuf, worunter auch mehrere Colossalstatuen waren, so daß er die stolze Inschrift auf eine derselben setzen konnte: „Ich bin Osymandyas, der König der Könige. Wenn Jemand wissen will, wie groß ich sey und wo ich liege, der übertreffe eins von meinen Werken."

Der achte Nachfolger des Osymandyas, **Uchoreus**, verbreitete ägyptische Cultur nach Norden, indem er am Nil die Stadt **Memphis** gründete. Er ordnete die Wassermasse des Nils, die sich hier in mehrere Arme zu zertheilen beginnt. Um seiner neuen Pflanzung alle Vortheile zu gewähren, welche der Nilverkehr darbietet, legte er sie so an, daß der Strom, sie ganz umfließend, ihr auch als Schutzwehr gegen feindliche Angriffe dienen konnte. Deßhalb führte er auch an der Südseite einen großen Wall auf, der zugleich als Citadelle wie auch als Damm gegen den Fluß benutzt wurde. An den übrigen Seiten ließ er einen breiten und tiefen See anlegen, welcher das Uebermaaß des Wassers aufnehmen konnte. So war er im Stande, die ganze Umgegend unter Wasser zu setzen und die Stadt ganz unzugänglich zu machen. Diese neue Stadt gedieh so vortrefflich, daß fast alle folgende Könige Theben verließen und ihr Hoflager in Memphis aufschlugen. So begann denn seitdem Theben zu sinken und Memphis emporzukommen. Die Königsburg, die der Erbauer von Memphis daselbst anlegte, war aber bei weitem nicht so groß und prachtvoll als die der vorigen Könige.

Zwölf Menschenalter nach ihm gelangte **Möris** auf den Thron von Aegypten, der die nördlichen Propyläen an die Burg von Memphis bauete, welche an Pracht die andern bei weitem übertrafen. Oberhalb der Stadt ließ Möris in einer Entfernung von zehn ägyptischen Meilen einen See anlegen, dessen Umfang 3600 Stadien (112 Meilen) und dessen Tiefe an den meisten Stellen fünfzig Klaftern betrug. Von dem Strome bis zum See ließ er einen Canal graben von 80 Stadien (2½ deutsche Meilen) Länge und 300 Fuß Breite, wodurch das Wasser dem See zugeführt oder auch durch künstlich angebrachte Schleußen darinnen zurückgehalten werden konnte. In der Mitte des Sees erhoben sich zwei Pyramiden von 600 Fuß

*) S. namentlich den Bericht von Diodor I. 45 ff.

Höhe, eine für den König, die andere für dessen Gemalin; eine jede trug die sitzende Bildsäule der Person, deren Andenken sie bestimmt war.

So berichten thebanische Priesternachrichten (bei Diodor I. 51. und 52.) über die Colonisation des Delta, die eben von der Sage in eine sehr frühe Zeit versetzt wird, denn die glorreiche Zeit Aegyptens war die des Sesoosis, nach Diodor, Sesostris, nach Herodot, oder Ramses III., der 1389 vor Chr. Geb. feierlich gekrönt wurde.*) Die widersprechenden Nachrichten der Priester und der Dichter versuchte Diodor (I. 53—58.) mit den Denkmälern in Uebereinstimmung zu bringen, wobei er zu folgendem Resultate gelangte.

Als Sesoosis geboren worden, ließ dessen Vater alle an diesem Tage geborenen Kinder zusammenbringen, gab ihnen Ammen und Wärter und ließ sie alle nach einerlei Regeln erziehen, weil er glaubte, daß die, welche in einer so engen Verbindung mit einander erzogen worden und gleiches Vertrauen zu einander gewonnen hatten, die wohlgesinntesten Diener und tapfersten Mitstreiter im Kriege seyn würden. Er ließ ihnen Alles reichlich geben und erhielt die Knaben beständig in Leibesübung und Ertragung von Strapazen. Keiner bekam etwas zu essen, bevor er nicht eilf Stunden Weges gemacht hatte. Als sie daher zu männlichen Jahren gekommen, hatten sie alle einen starken, abgehärteten Körper und durch die Anleitung zu den edelsten Beschäftigungen einen ausdauernden Befehlshabergeist. Als nun Sesoosis das erstemal von seinem Vater mit einem Heere nach Arabien geschickt wurde, wobei ihn seine Jugendgenossen begleiteten, übte er sich in der Erlegung des Wildes und in der Ausdauer beim Mangel an Speise und Trank. Er unterwarf das ganze arabische Volk. Dann sendete ihn der Vater nach Lybien, dessen größten Theil er ebenfalls zur Unterwerfung brachte.

Als er nun nach dem Tode des Vaters den Thron bestieg, unternahm er, von seiner Tochter Athyrtis und andern Wahrsagungen ermuntert, die Bezwingung der Welt.

Bevor er jedoch diese Unternehmung ausführte, ordnete er zuvörderst die Angelegenheiten seines Vaterlandes. Er theilte das ganze Land in sechsunddreißig Bezirke, deren jedem er einen Vorsteher ernannte, und vervollständigte und erneuerte die Gesetzgebung; er behandelte das Volk mild, gewann sich einzelne durch Geschenke von Geld und Ländereien, andere aber durch Erlaß von Strafen und bezahlte für die in den Gefängnissen schmachtenden Schuldner. Den Bezirksvorstehern übergab er die Verwaltung der königlichen Einkünfte und die Gerechtigkeitspflege.

Hierauf suchte er die kräftigsten Männer aus dem Volke und stellte ein Heer von 600000 M. zu Fuß, 24000 M. zu Roß und

*) Wie das astronomische Gemälde im Grabmale des genannten Königs darthut; s. Henry I. 97. Rosellini m. st. I. 256. Wilkinson I. 63.

27000 Streitwagen ins Feld. Den Befehl über die einzelnen Abtheilungen übergab er denen, die mit ihm auferzogen worden waren und mit ihm bereits die Feldzüge in Arabien und Lybien getheilt hatten. Ihre Zahl betrug 1700. Diesen allen theilte er das beste Land aus, damit sie mit hinlänglichen Einkünften versehen und ohne Mangel zu fürchten sich ganz dem Kriege widmen möchten.

Mit diesem Heere wendete sich Sesoosis zuvörderst nach Süden und besiegte die Aethiopier; er zwang sie, ihm einen Tribut in Gold, Ebenholz und Elefantenzähnen zu geben. Dann ließ er 400 lange Schiffe bauen und in das rothe Meer auslaufen und damit eroberte er alle in diesem Meere gelegenen Inseln und die ganze Küste bis Indien. Mittlerweile hatte er auch sein Landheer nach Asien gebracht und eroberte mit demselben ganz Asien; er überschritt den Ganges und unterwarf ganz Indien bis an den Ocean und das Land der Skythen, wo der Tanais Asien von Europa scheidet.*) Von seinem Heer soll das kolchische Volk am Mörissee herstammen. Er besiegte auch das gesammte übrige Asien und die meisten der kykladischen Inseln. Darauf ging er nach Europa über und durchzog Thracien, wo er in Gefahr kam, durch Rauhheit des Clima und Mangel an Lebensmitteln sein ganzes Heer vernichtet zu sehen. Daher setzte er hier seinem Heerzuge ein Ziel. An vielen von ihm eroberten Orten ließ er Denksäulen mit der Inschrift setzen: „Dies Land hat der König der Könige und der Herr der Herrn, Sesoosis, mit seinen Waffen erobert.“ An einigen Orten richtete er seine eigene Bildsäule, im Waffenschmuck, auf. Mit den Unterworfenen verfuhr er mild und ordnete den Tribut, den sie alljährlich nach Aegypten bringen sollten. So kam er denn nach einer Abwesenheit von neun Jahren mit unermeßlicher Beute und zahlreichen Gefangenen nach Aegypten zurück. Er füllte darauf alle Tempel des Landes mit kostbarer Beute, belohnte die Tapferkeit seiner Soldaten mit Würden und Geschenken und gestattete ihnen nun den Genuß der erworbenen Güter.

Er selbst begann nun aber großartige Bauwerke aufzurichten. Zuvörderst baute er in jeder Stadt Aegyptens demjenigen Gott einen Tempel, der daselbst vorzüglich verehrt wurde. Die Arbeiten bei den Bauten mußten die Gefangenen ausführen, daher er denn auch überall die Inschrift anbringen lassen konnte: daß bei diesen Gebäuden kein Einheimischer seinen Schweiß vergossen habe.

Nächstdem ließ Sesoosis viele und große künstliche Hügel anlegen, auf welche er diejenigen Städte verpflanzte, welche nicht von Natur auf Anhöhen gelegen waren, damit zur Zeit der Ueberschwemmung Menschen und Vieh eine Zuflucht haben möchten. Im ganzen

*) Ich erinnere an die Abbildungen der Kalmücken auf der CIII. Tafel von Rosellini monum. storici, so wie an den skythischen Wagen aus Birkenholz das. m. c. Taf. CXXII.

Delta, von Memphis bis an die Seeküste, ließ er aus dem Flusse viele Canäle graben, damit der Transport der Früchte abgekürzt und erleichtert und ein gleichmäßiger Verkehr unter den verschiedenen Bezirken stattfinden möge. Er befestigte das Land gegen feindliche Angriffe von Außen und erschwerte den Einfall in dasselbe; denn vorher konnte man zu Roß und zu Wagen leicht durch das Land streifen; dieß aber wurde durch die Canäle sehr erschwert. Die Ostseite Aegyptens befestigte er mit einer Mauer von Pelusium an bis Heliopolis durch die Wüste, in einer Strecke von 1500 Stadien, gegen die Einfälle, die von Arabien und Syrien ausgingen. Er ließ ferner ein Schiff aus Cedernholz bauen von 280 Ellen Länge, dessen Außenseite mit Gold, dessen Inneres mit Silber beschlagen war, und widmete dasselbe dem zu Theben vorzüglich verehrten Gott, also dem Ammone. Er errichtete zwei Obelisken von 120 Ellen Höhe, auf welche er ein Verzeichniß seiner Kriegsmacht, die Summe seiner Einkünfte und die Zahl der von ihm überwundenen Völker setzen ließ. In dem Tempel des Vulcan zu Memphis ließ er zwei Statuen aus einem Stein setzen, welche ihn und seine Gemalin dreißig Ellen hoch und seine Söhne zwanzig Ellen hoch darstellten. Es geschah dieß in Folge eines Gelübdes; denn als er von seinem großen Kriegszug zurückkehrend in Pelusium angekommen war, hatte ihm sein Bruder Verrath bereitet. Es hatten nämlich alle bei den Freudenfesten zu viel des Weines genossen und als sie nun schliefen, ließ des Königs Bruder eine Menge dürren Rohres herbeibringen und anzünden. Die Dienerschaft konnte bei der plötzlichen Gefahr keine kräftige Hülfe leisten; da erhob der König die Hände zu den Göttern und that Gelübde für die Rettung seiner Gemalin und Söhne und entkam aus den Flammen. Seit dieser Zeit verehrte er die Götter, vor allem aber den Vulkan, mit Tempelgeschenken. Dieser König, bemerkt Diodor (I. 58.), scheint alle, die je regiert haben, an Kriegsthaten, an Größe und Menge der Werke, die er in Aegypten errichtet, und in der Verschönerung dieses Landes übertroffen zu haben. Als er nach einer Regierung von 33 Jahren sein Gesicht verlor, nahm er sich selbst das Leben.

Die Regierung von Ramses dem Großen oder Sesoosis, Sesostris, zeigt uns Aegypten auf dem Culminationspunct seines Glückes und seines Glanzes. Das ganze Land war unter einem Herrscher vereinigt. Vorher fanden wir Herrscher in This, Elefantine, Herakleа, Memphis und Theben — Sesoosis breitete die ägyptische Herrschaft auch über die Gränzen des Landes aus. Nach seinem Tode folgte sein Sohn, unter dessen Nachfolgern jedoch lange Zeit kein ausgezeichneter Mann sich befindet. Das Reich ging zurück und als Amasis durch Gewaltthaten und Uebermuth die Herzen des Volkes von sich abwendig gemacht hatte, gelang es dem Aethiopenkönig Aktisanes den Thron von Aegypten zu erobern. Aktisanes gewann sich die Liebe der Aegypter durch seine Güte und Gerechtigkeit.

Nach seinem Tode kam abermals ein Aegypter auf den Thron, **Meades**, welcher als Erbauer des Labyrinths genannt wird. Unter seinen Nachfolgern machte sich **Remphis**, des Ketes Sohn, durch seine Geldgier berühmt. Er sammelte Reichthümer und verwendete nicht das Mindeste auf Geschenke für die Götter noch auf Wohlthaten gegen die Menschen. Der Schatz, den er hinterließ, soll sich auf 400000 Talente oder 512½ Millionen Thaler belaufen haben. Ihm folgten sieben Menschenalter hindurch nur träge, einem üppigen Leben fröhnende Könige, worauf die Sage die Erbauer der Pyramiden einreihet. Sie heißen Chembes, Kephren und Mykerinus. Doch herrschen in diesen Angaben große Widersprüche. (Diodor I. 63—65.)

Lange Zeit nachher finden wir einen **Aethiopier**, **Sabakon**, als König von Aegypten; über die Art, wie er zur Herrschaft gelangte, findet sich keine Nachricht. Diodor bemerkt nur, daß er sowohl körperlich als auch geistig sich vor seinen Vorfahren ausgezeichnet, daß er die Todesstrafe aufgehoben und an deren Stelle Gefängniß und Zwangsarbeit angeordnet habe. Er ließ Festungswerke und Canäle herstellen und bewieß sich sehr ergeben gegen die Priesterschaft. Seine große Frömmigkeit, sagt Diodor (I. 65.), kann man aus seinem Betragen in Beziehung auf ein Traumgesicht erkennen. Es erschien ihm der Gott von Theben im Traume und sagte zu ihm, er könne nicht glücklich und nicht lange Aegypten beherrschen, wenn er nicht alle Priester zerhauen lasse und mit seinem Hofstaate mitten zwischen ihnen durchgehe. Da sich dieses Gesicht öfter wiederholte, ließ er alle Priester aus dem ganzen Lande zu sich kommen und sagte ihnen, seine Anwesenheit im Lande müsse dem Gotte unangenehm seyn, weil er ihm sonst nicht diesen Befehl im Traume würde gegeben haben. So wolle er denn selbst lieber gehen und sein Leben, rein von aller Gewissensschuld, endigen, als durch Beleidigung des Herrn und durch ungerechten Mord über Aegypten herrschen. Darauf übergab er den Einheimischen das Reich wieder und kehrte nach Aethiopien zurück.

So zerfiel denn Aegypten aufs Neue in eine Anzahl kleiner Staaten, aus denen es früher zu einem einzigen Reiche erwachsen war. Wir dürfen wohl annehmen, daß die hohe Cultur des alten Aegyptens und die Bildung, die über alle Theile desselben verbreitet war, vornehmlich durch die Priestersitze und Tempel, als die Mittelpuncte der einzelnen Staaten, ausgegangen war. Die Cultur aber war im ganzen Lande, etwa die Marschländer an den äußersten Nilmündungen ausgenommen, eine gleichmäßige, da die verschiedenen Priestersitze in innigem Verkehr mit einander standen, ein Verkehr, der auch dann noch fortdauerte, als alle Staaten unter einem einzigen Herrn vereinigt waren.

Nachdem also Sabakon in seine Heimath zurückgekehrt und es an einem allgemeinen Mittelpunct fehlte, entstanden Unruhen und

Gewaltthaten im Volke. Da traten zwölf der angesehensten Kreishauptleute zusammen und schlossen einen Bund. Sie versammelten sich zu Memphis, errichteten Verträge über ihre Einigkeit und Treue und erklärten sich zu Königen. Nachdem sie so fünfzehn Jahre einig unter einander geherrscht hatten, beschlossen sie für alle ein gemeinsames Grab zu erbauen, damit, wie Diodor (I. 66.) sagt, so wie sie im Leben gegeneinander wohlgesinnt gewesen wären und gleiche Ehre genossen hätten, auch nach ihrem Tode, wenn ihre Körper beisammen lägen, das Grabmal den Ruhm der dort Bestatteten gemeinschaftlich erhalten möchte. Das Gebäude lag an der africanischen Seite an der Einfahrt zum Mörissee und war aus den schönsten Steinen gemacht. Es bildete ein Viereck, dessen jede Seite eine Stadie lang und ganz mit Bildhauerarbeit bedeckt war. Allein ehe das Werk ganz zur Ausführung gelangte, wurden die Könige uneins.

Psammetich,*) einer der zwölf Herrscher, der zu Sais thronte und die Seeküste beherrschte, war in lebhaften Verkehr mit den Phöniciern und Griechen getreten. Er verkaufte an sie die Producte seines Landes und tauschte die der Fremden dagegen ein, schloß auch Freundschaft mit den Beherrschern jener Völker. Dadurch aber machte er sich seine Mitregenten zu Feinden und mußte endlich vor ihren Verfolgungen in das Marschland an der Seeküste entweichen. Er warb indessen in Arabien, Jonien und Karien Hülfsvölker und behielt in einer Schlacht bei Momemphis die Oberhand. Seine Gegner wurden theils geschlagen, theils zur Flucht genöthigt. Aus Dankbarkeit gegen die Götter schmückte der Sieger den großen Tempel zu Memphis herrlich aus und baute eine lange Vorhalle, die von zwölfelligen Colossen getragen wurde. Die Hülfsvölker aber erhielten außer dem bedungenen Solde noch ansehnliche Geschenke, und er wies ihnen oberhalb der pelusischen Mündung einen Landstrich an, von welchem ihre Nachkommen unter Amasis nach Memphis übersiedelt wurden. Von nun an unterhielt Psammetich stets ein großes Heer fremder Söldner, denen er auch Antheil an der Verwaltung des Landes gestattete. Bei einem Feldzuge nach Syrien zog er sie sogar seinen einheimischen Truppen vor und stellte sie auf den rechten Flügel. Die Aegypter aber wurden dadurch so aufgebracht, daß sie, an 200000 M. stark, von ihm abfielen und sich nach Aethiopien wendeten. Vergebens sandte er ihnen einige seiner Heerführer nach, die ihn in ihren Augen rechtfertigen sollten; er ging daher selbst mit seinen Räthen zu Schiffe zu ihnen und traf sie bereits auf äthiopischem Gebiete. Aber auch er vermochte nichts auszurichten und mußte sie in Aethiopien lassen. So entging dem Lande ein Theil der alten Kriegerkaste und es bildete sich eine neue.

Psammetich ordnete hierauf die Verfassung und Verwaltung des

*) Herodot II. 151. Diodor I. 66 ff.

Landes aufs Neue und schloß mit den Athenern und andern griechischen Staaten Bündnisse. Den Fremden, die freiwillig nach Aegypten kamen, erzeigte er viele Wohlthaten; vor allen begünstigte er die Griechen und gab sogar seinen Söhnen griechische Erzieher. Den fremden Kaufleuten wieß er besondere Handelsplätze an und gewährte ihnen sichern Aufenthalt. So regierte Psammetich vier und fünfzig Jahr (671—617 v. Chr. G.).

Sein Sohn Neko setzte das Werk des Vaters fort und gründete den Canal, der das mittelländische Meer mit dem rothen verbinden sollte, ein Werk, das erst Darius vollendete. (Herodot II. 158.) Ein Orakelspruch: „daß er damit den Barbaren vorarbeite," bestimmte ihn, die Arbeit aufzugeben. Nachdem er noch einen Feldzug nach Syrien unternommen, starb er (ums J. 601 v. Chr. G.).

Sein Sohn und Nachfolger Psammis regierte nur sechs Jahr; er setzte den Verkehr mit den Griechen fort und that einen Feldzug nach Aethiopien. Ihm folgte sein Sohn

Apries, der, wie Herodot (II. 161.) sagt, der glücklichste unter den Nachfolgern des Psammetich während einer Herrschaft von fünf und zwanzig Jahren (595—570 v. Chr. G.) war. Er unterhielt ein starkes Heer zur See und zu Lande und bekämpfte und besiegte Cypern und Phönicien, nahm Sidon mit stürmender Hand ein und unterwarf die übrigen Städte Phöniciens. Dann aber sandte er ein gewaltiges ägyptisches Heer gegen Cyrene und Barka, welches jedoch zum großen Theile umkam. Die übrig bleibenden Soldaten kehrten zwar nach Aegypten zurück, verbreiteten aber die Ansicht, der König habe den Zug unternommen, bloß um das ägyptische Volk zu schwächen und dasselbe dann mit Hülfe der Fremden um so sicherer beherrschen zu können.

Wir sehen hier also die alten Bande zwischen dem König und der neuen Kriegerkaste zum zweiten Mal gelöset, und dürfen wohl annehmen, daß die Priesterschaft wesentlichen Antheil an diesem Ereigniß hatte. Sie war durch den Verkehr, den' der Herrscher mit dem Auslande eröffnet hatte und den abzuschneiden sie nicht im Stande war, in ihrer Macht bedroht, es lag ihr also daran, die Dynastie des Psammetich zu stürzen und eine neue zu gründen, welche eben dadurch schon mehr Ergebung für sie haben müßte.

Auf die Nachricht von dem Abfall der cyrenäischen Armee sendete Apries den Amasis zu derselben, um sie zur Rückkehr zu bewegen; allein während Amasis zur Sühne redete, setzte ihm ein Aegypter, der hinter ihm stand, einen Helm auf und erklärte dabei, mit diesem Helme habe er ihn als König bezeichnet. Es würde nun aber diese Krönung kaum einen großen, dauernden Eindruck gemacht haben, wenn sie nicht mit Bewilligung, ja im Auftrag der Priesterschaft stattgefunden hätte. Amasis fügte sich auch ganz willig in sein Geschick, nahm die dargebotene Krone und schickte sich an, gegen seinen alten Herrn und König auszuziehen. Die Gesandten desselben

behandelte er mit Verachtung und Apries war fortan auf seine ausländischen Hülfstruppen, namentlich auf 30,000 Mann Karier und Jonier beschränkt, mit denen er sich in seine Königsburg zu Sais einschloß. Endlich zogen beide Könige gegen einander und es kam bei der Stadt Momemphis zur entscheidenden Schlacht. Apries wurde geschlagen und gefangen und von dem Sieger in seiner eigenen, ehemaligen Burg zu Sais eingesperrt. Hier hielt ihn Amasis in anständiger Haft, bis er endlich dem dringenden Verlangen der Aegypter nachgeben mußte. Die Aegypter, sagt Herodot (II. 169.), erdrosselten den König und begruben ihn dann in den Gräbern seiner Väter, im Heiligthum der Athene.

Das Volk verachtete anfangs den Amasis, da er nicht aus königlichem Stamm war, doch setzte er sich mit Hülfe der Priesterschaft in Ansehen. Diese hatte bei ihrer Auswahl gar wohl berücksichtigt, daß er ein jovialer Lebemann war, der, wenn die Amtsgeschäfte des Vormittags beendigt waren, sich heiterem Lebensgenuß überließ und mit seinen Freunden beim fröhlichen Zechgelage aushielt. (Herodot II. 173.) Die Tempel bedachte er reichlich und führte herrliche Bauwerke aus. So schaffte er von Elefantine einen colossalen Monolith, ein ganzes Haus aus einem einzigen Steine von 21 Ellen Länge, 14 Ellen Breite und 8 Ellen Höhe, nach Sais. Zweitausend Männer brauchten drei Jahre Zeit, dasselbe auf Walzen und mit Zugleinen fortzuschaffen, ein Weg, den man sonst in ein und zwanzig Tagen zurücklegt. Auch in Memphis schuf Amasis große Bauwerke.

Unter Amasis soll Aegypten in höchster Blüthe gestanden und 20,000 bewohnte Städte gehabt haben. Die Verwaltung war neu geordnet, wie denn von Amasis das Gesetz stammt, daß jeder Aegypter alljährlich dem Kreishauptmann seine Erwerbsquellen anzeigen mußte. Die Fremden, namentlich die Griechen, behandelte er im Ganzen mild, da der Verkehr mit denselben den Aegyptern viel Gewinn brachte und ein vollständiger und plötzlicher Abschluß des Reiches gegen das Ausland nicht gut möglich war; doch beschränkte er sie insofern, als er ihnen nur die Stadt Naukratis zur Niederlassung anwies, obschon er mit mehreren griechischen Staaten freundschaftliche Bündnisse abschloß. Er stand unter anderen auch mit Polykrates von Samos in freundschaftlichem Verkehr.

So war denn unter Amasis das Gleichgewicht zwischen der Priesterschaft und dem Königthume wieder hergestellt, als von Außen her ein Feind heranzog, dem das alte Reich doch nicht widerstehen konnte. In Asien war das persische Reich entstanden und dehnte seine Macht namentlich über die civilisirten Nachbarländer aus, und so kam denn auch Aegypten an die Reihe. An mancherlei Vorwänden zur Befriegung dieses Staates konnte es nicht fehlen. (Herodot III. 1.) Amasis starb indessen, bevor das persische Heer durch die Wüste nach Aegypten heranzog. Amasis Sohn und Nachfolger Psammenit hatte an der pelusischen Mündung dem persischen Heere sich entgegengestellt,

auch karische und jonische Hülfstruppen angeworben. Kambyses führte seine Schaaren heran und siegte gleich im ersten Treffen; das ägyptische Heer zog sich in wilder Flucht nach Memphis zurück. Kambyses sendete ihm ein mitylenisches Schiff mit einem persischen Herold nach. Die Aegypter kamen heraus, nahmen das Schiff und zerfleischten die Mannschaft und den Herold. Kambyses kam nun selbst heran und belagerte die Stadt so lange, bis sie sich ergab, worauf er denn die Einwohnerschaft hart strafte und den König als Gefangenen behielt. Er würde übrigens den Psammenit auf dem väterlichen Thron gelassen haben, wenn dieser nicht Umtriebe gegen die persische Oberherrschaft begonnen hätte. Psammenit mußte den Giftbecher trinken. Kambyses ging darauf nach Sais und ließ die Leiche des Amasis aus ihrem Grabe nehmen und verbrennen.

Es ist nun merkwürdig, mit welchem Uebermuthe Kambyses in dem heiligen Lande Aegypten auftrat und wie er die Dinge, die dem Volke am theuersten waren, auf das schonungsloseste verhöhnte. Als gerade während seiner Anwesenheit ein Apis geboren worden und das Volk deshalb die üblichen Freudenfeste anstellte, erstach er nicht allein das heilige Thier, sondern ließ auch die Priester desselben geißeln und tödten. Die Götterstatuen verspottete er; er drang in die Grabkammern und besah und verhöhnte die Leichen. Allgemach verwandelte sich aber dieser Uebermuth in förmliche Raserei. Er ließ seine Brüder tödten, mordete seine Frau, seine Vertrauten und endigte zuletzt sein Leben in Syrien.

So war Aegypten im Jahre 525 vor Chr. G. aus der Reihe der selbstständigen Staaten ausgetreten und ward persische Provinz.

Der Nachfolger des Kambyses, Darius, des Hystaspes Sohn, auf ägyptischen Denkmalen Ndareosch genannt, war dem Lande ein milder und gerechter Herrscher; er schonte die religiösen Formen und Einrichtungen, unterrichtete sich genau über die Verfassung, besonders die Gesetzgebung des Landes, so daß ihn Diodor (I. 95.) als den sechsten Gesetzgeber des Reiches nennt. Er erwarb sich dadurch eine solche Verehrung, daß er der einzige unter allen persischen Königen war, welcher bei seinen Lebzeiten von den Aegyptern Gott genannt wurde und nach seinem Tode gleiche Ehre erhielt, wie die alten einheimischen Könige. Dennoch aber erhoben sich im letzten Jahre der Regierung des Darius, als dieser eben mit den Griechen beschäftigt war, die Aegypter und vertrieben die Perser aus dem Nilthal. Diese Unabhängigkeit dauerte nicht lange, denn des Darius Sohn und Nachfolger, Xerxes, sendete schon im Jahre 484 seinen Bruder Achämenes nach Aegypten, der das Land wiederum dem persischen Scepter unterwarf. Xerxes, Kscheersch der Aegypter, blieb zwei und zwanzig Jahr im ungestörten Besitze des Reiches; nach seinem Tode aber, als Artabanus in Persien Unruhen stiftete, begannen die Aegypter aufs Neue nach ihrer Unabhängigkeit zu streben, wobei sie von den Athenern Unterstützung erhielten. Die persischen Garnisonen wur-

den angegriffen und überwunden. König Artaxerxes Artkeschesches sandte zwar den Achämenes mit einer Flotte von 200 Segeln und 400,000 Mann zu Fuß nach Aegypten, allein der Libyer Inarus, des Psammetich Sohn, und Amyrtäus von Saïs, welche zu Königen ernannt worden, vereinigten ihre Heere und schlugen den Feind mit großem Verlust zurück, wobei Inarus dem Achämenes eine tödtliche Wunde beibrachte. Die Behauptung Aegyptens war für den Perserkönig zur Ehrensache geworden; er sandte also ein neues Heer unter Megabyzus und Artabazus nach Aegypten, das mit dem vorigen vereinigt auf 500,000 Mann stark war. Es kam zur Schlacht und diesmal siegten die Perser. Inarus entwich nach Byblos, mußte sich aber an Megabyzus ergeben und ward auf ausdrücklichen Befehl des Königs gekreuzigt. Amyrtäus entwich in eine sumpfige Insel, wo er bessere Zeiten erwartete, indessen die Perser alle festen Plätze besetzten. Trotz mancher Anregungen von Seiten der Athener blieben die Perser im ungestörten Besitz Aegyptens bis zum zehnten Regierungsjahre des Darius Nothus (414 v. Chr. G.), nachdem sie den Sohn des Inarus, den Thamyrus, und den Sohn des Amyrtäus, den Pausiris, als zinspflichtige Könige anerkannt hatten, obschon den Aegyptern, namentlich der Priesterkaste die Herrschaft der andersgläubigen Perser, so wie die Zahlung eines Tributs an dieselben unerträglich seyn mußte. Endlich ermuthigte sie den Amyrtäus, sich an die Spitze zu stellen. Die Empörung brach aus, die Perser wurden vertrieben und Amyrtäus nahm Memphis ein, von wo aus das ganze Land befreit wurde. Amyrtäus war sechs Jahr hindurch (414—408 v. Chr. G.) König von Aegypten; er stellte die durch die Perser zerstörten Heiligthümer, namentlich Theben her, verband sich mit den Arabern und sein Name Aomahorte erscheint auf den Monumenten *).

Auf den Saïten Amyrtäus folgte Nepherites von Mendes oder Nepharaot, der mit seinen Nachfolgern Achoris, Hakori, Psammoutis, Psemaut, Nepherites und Mouthis zwanzig Jahr lang herrschte. Diese Könige lebten in freundschaftlichem Verhältnisse mit den griechischen Staaten, welche gleiches Interesse gegen das persische Reich mit ihnen hatten. Das große Unglück, welches seit dem Einfall des Kambyses über Aegypten hereingebrochen, die Verluste an Menschen, an Eigenthum und Besitzthum aller Art, namentlich an Heiligthümern und Kunstwerken machten Anstrengungen aller Art nothwendig und bewirkten zunächst eine innigere Vereinigung der verschiedenen Classen der Bevölkerung. Die sechs und zwanzig Jahre der 28. und 29. Dynastie flossen in rastloser und ungestörter Thätigkeit für Wiederherstellung des alten Zustandes hin.

Nach des Mouthis Tode bestieg ein Sebennyte, Nectanebos,

*) Wilkinson I. 203. Rosellini m. st. II. 197. Er ist der einzige König der 28. Dynastie.

Nacktnebo, den Thron (387 v. Chr. G. nach Wilkinson II. 208., 377 nach Rosellini m. st., II. 227.). Mittlerweile hatte Artaxerxes II. Aegypten nicht aus den Augen verloren und bald, nachdem der neue König seine Herrschaft angetreten, rückte eine persische ansehnliche Kriegsmacht unter Pharnabazus und Iphikrates in Aegypten ein, allein diese Feldherren fanden die Städte so wohl befestigt und das Land durch Canäle so unzugänglich, auch Nectanebos Heer so zahlreich und wohlgerüstet, daß sie ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder abziehen mußten.

Nectanebo folgte dem Beispiel seiner Vorfahren, stellte die Tempel wieder her und erweiterte dieselben, ließ auch einen Obelisken errichten und verwendete, einem griechischen Papyrus zu Folge, große Sorgfalt auf den Tempel des Kriegsgottes zu Sebennytos *). Nachdem er achtzehn Jahre regiert, folgte ihm Teos oder Tachos, der sich, bei drohender Kriegsgefahr von Seiten der Perser, aufs Neue mit Sparta und Athen verbündete. Er herrschte nur zwei Jahr und mußte vor seinem Oheim Nectanebo II., den die Spartaner unterstützten, nach Sidon entweichen.

Im zweiten Jahre Nectanebo's II. starb Artaxerxes II. und Artaxerxes III. Ochus bestieg den persischen Thron. Nectanebo war mit Griechen und Phöniciern im Bunde und hatte die Gränzen wie die festen Orte auf das Beste versehen, auch ein wohlgerüstetes Heer in Bereitschaft, wobei auch die griechischen Hülfsvölker waren. Artaxerxes wandte sich erst gegen die Phönicier und nachdem er hier gesiegt, drang er auch nach Aegypten vor. Es kam zur Schlacht, Nectanebo und sein Heer fochten tapfer, allein nach blutigem Kampfe mußten sie doch der Uebermacht weichen; Pelusium ging über, ebenso Memphis; Nectanebo floh nach Oberägypten nnd von da nach Aethiopien und im ein und zwanzigsten Jahre seiner Herrschaft, 340 v. Chr. G., wurde Aegypten aufs Neue den Persern unterworfen.

Artaxerxes III. Ochus übertraf wo möglich den Kambyses in seiner grausamen Wuth gegen die unglücklichen Aegypter. Offenbare Ungerechtigkeiten, Mord, absichtliche Entweihung der Heiligenthümer und ununterbrochene Verfolgungen dauerten zwei Jahre hindurch bis zu dem Tode des Tyrannen, der den heiligen Apis schlachten ließ und mit seinen Genossen verzehrte. Sein Name wurde in den Hieroglyphen als ein Schwert, das Zeichen der Zerstörung, dargestellt.

So war Aegypten abermals persische Provinz und als solche kam sie im Jahre 332 v. Chr. G. an den macedonischen Alexander, mit welchem dem alten Reiche freundlichere Tage wieder heraufstiegen. Alexander wurde als Befreier von dem verhaßten persischen Joche mit Enthusiasmus aufgenommen und er erwarb sich die Liebe der Aegypter in hohem Grade nicht allein durch die Ehrfurcht, die er ihren Heiligthümern erwies, sondern auch dadurch, daß er eine

*) Wilkinson I. 209.

neue Stadt, Alexandria, begründete, welche in kurzer Zeit herrlich aufblühete und der Mittelpunct des Handels, ja der gesammten Cultur der damaligen Zeit wurde.

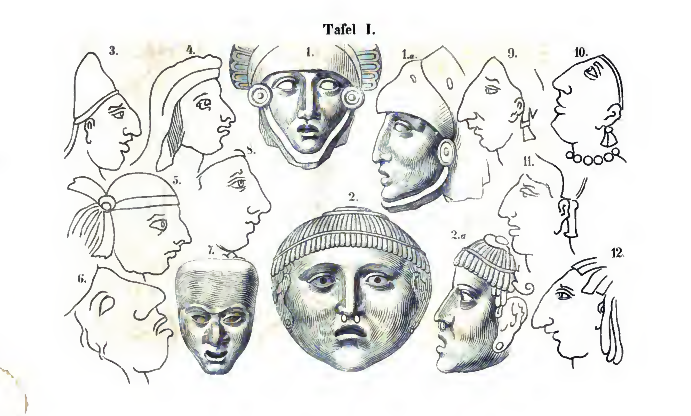
Die Griechen hatten schon seit uralter Zeit namentlich durch die von Aegypten ausgegangenen Colonien des Kekrops und Kadmus, dann aber besonders seit Psammetich in freundlicher Beziehung zu Aegypten gestanden. Griechische Kaufleute waren in Aegypten geduldet und es hatte sich ein lebhafter Handelsverkehr zwischen beiden Nationen entwickelt. Die Griechen verehrten Aegypten als die Heimath jeglicher Weisheit und viele Griechen hatten in den Schulen der Aegypter Unterricht genossen, worunter Männer wie Pythagoras, Platon und Herodot. Die Griechen traten daher mit großer Ehrfurcht und nicht wie die Perser mit Hohn und Verachtung in Aegypten ein und die Aegypter sahen daher in ihnen nicht sowohl hassenswürdige, verkehrte Fremdlinge, als vielmehr jüngere, talentvolle Freunde. So konnte denn, als nach dem Tode des heldenmüthigen Alexander das Reich der Ptolemäer in Aegypten erstarb, allgemach eine Verschmelzung der altägyptischen Priestercultur mit den griechischen freierern Ansichten erfolgen.

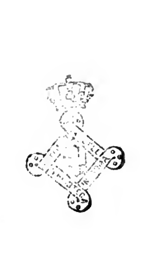
Aegypten, welches früher abgeschlossen nach Außen und in stolzer Selbstgenügsamkeit dagestanden hatte, welches nachmals von den persischen Despoten ausgeraubt und arg gemißhandelt worden war, trat nunmehr in die Reihe der Staaten ein, deren Marktplatz das mittelländische Meer ist. Wenn früherhin sein Einfluß auf den Culturgang der europäischen Nationen nur ein mittelbarer, geheimer gewesen war, dem Lichte vergleichbar, das aus den Spalten einer verschlossenen Thür dringt, so wurde er fortan ein offenbarer, gewaltiger. Die weisheitdurstige Jugend Griechenlands und der griechischen Colonien in Asien und Europa strömte nach Aegypten und brachte fortan die geistigen Schätze der Tempelschulen nach der Heimath zurück. Die Resultate der Forschungen ägyptischer Gelehrten gingen nicht verloren; sie wurden in die Cultur der europäischen Menschheit aufgenommen und wirken in dieser Beziehung noch heute fort. Den Einfluß, den Aegypten in frühester Zeit auf die Cultur Indiens, Babyloniens und Kleinasiens hatte, werden wir später, namentlich in der Geschichte der Hebräer, näher betrachten.

Und so erscheint uns denn das alte Aegypten, wie es in den Kreis europäischen Lebens eintritt, als ein herrlich gediehener Fruchtbaum, welcher der Menschheit freudig seine gereiften Früchte entgegenhält, während die unglücklichen Staaten von Anahuac einem schönen vom Sturm geknickten, der Vernichtung preisgegebenen Blüthenbaume vergleichbar sind.

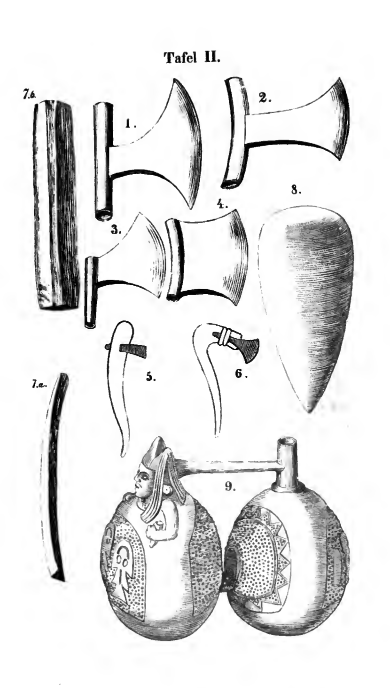
Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

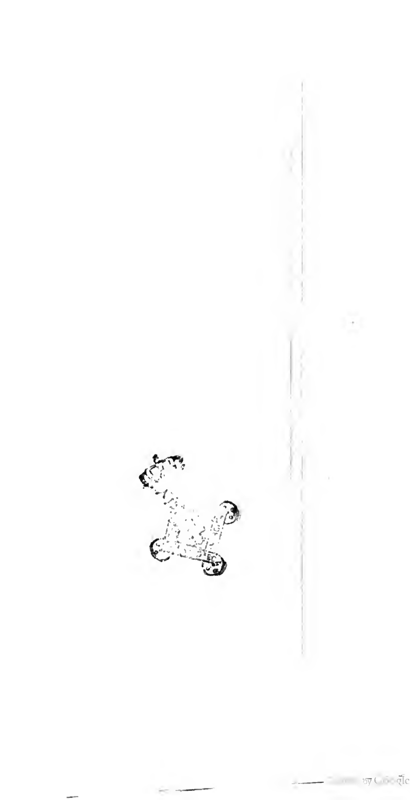
Tafel I.



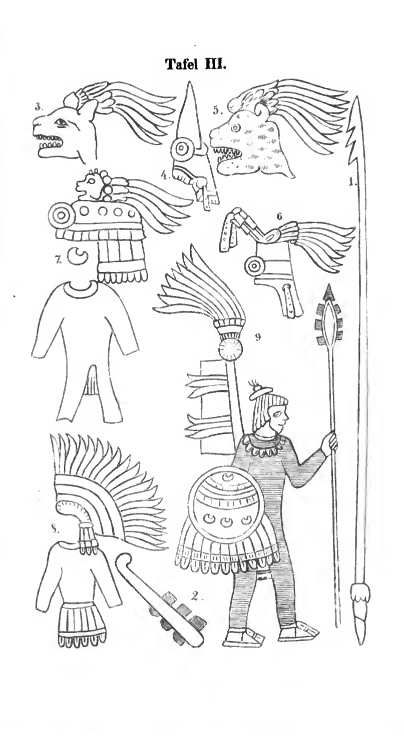


Tafel II.

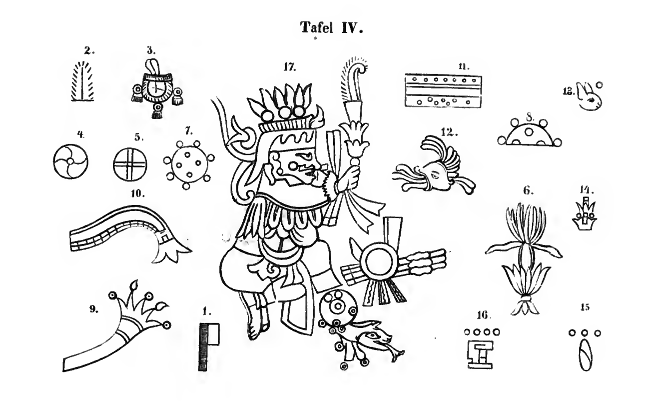


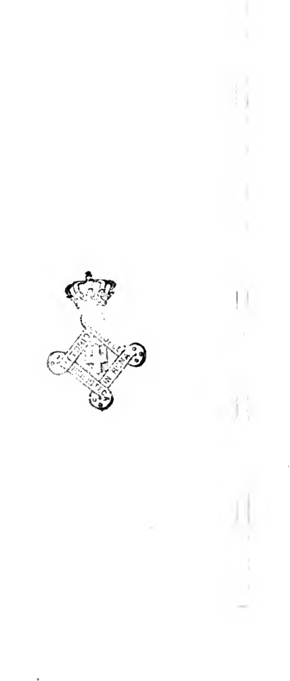


Tafel III.

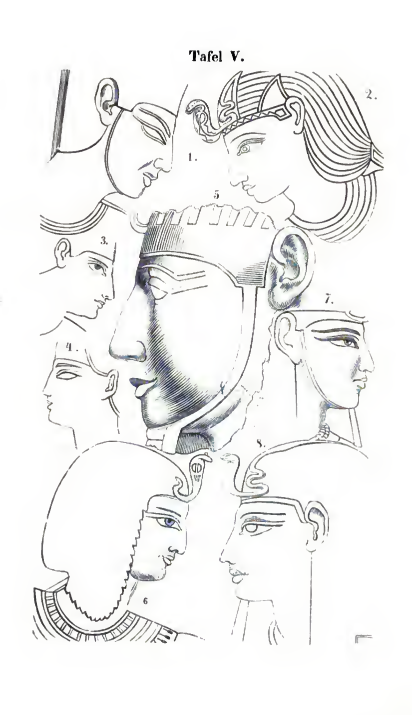


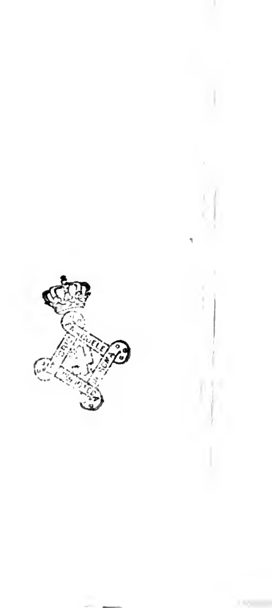
Tafel IV.



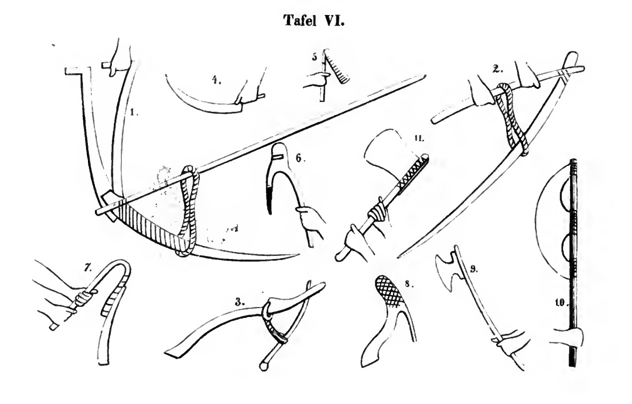


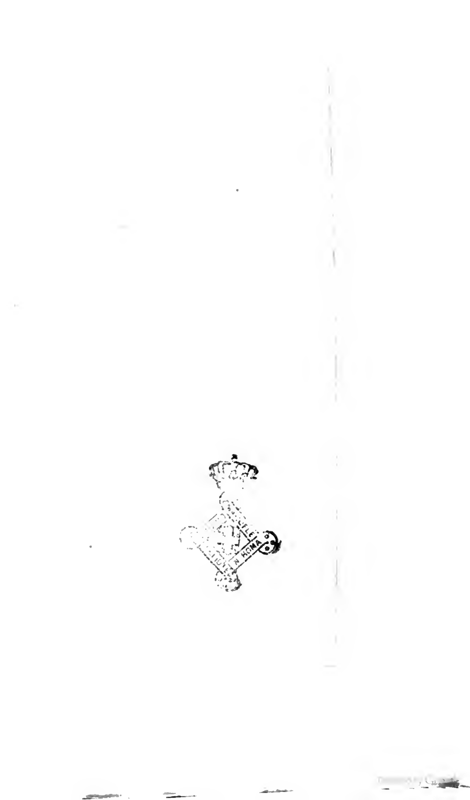
Tafel V.



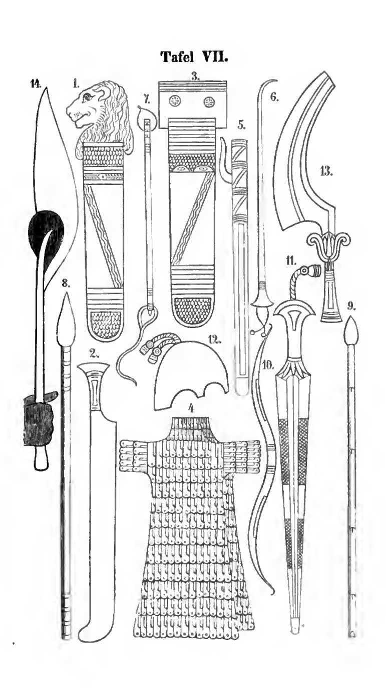


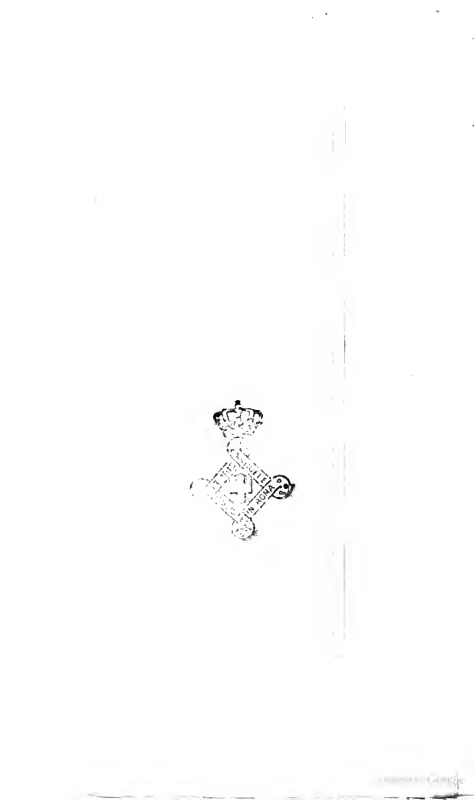
Tafel VI.



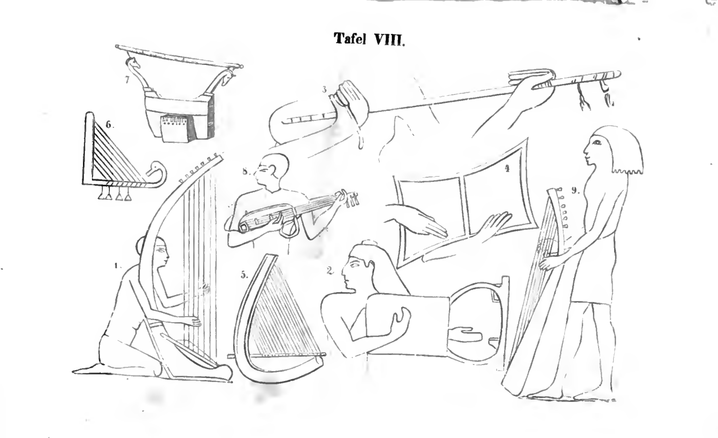


Tafel VII.





Tafel VIII.







Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1847.

